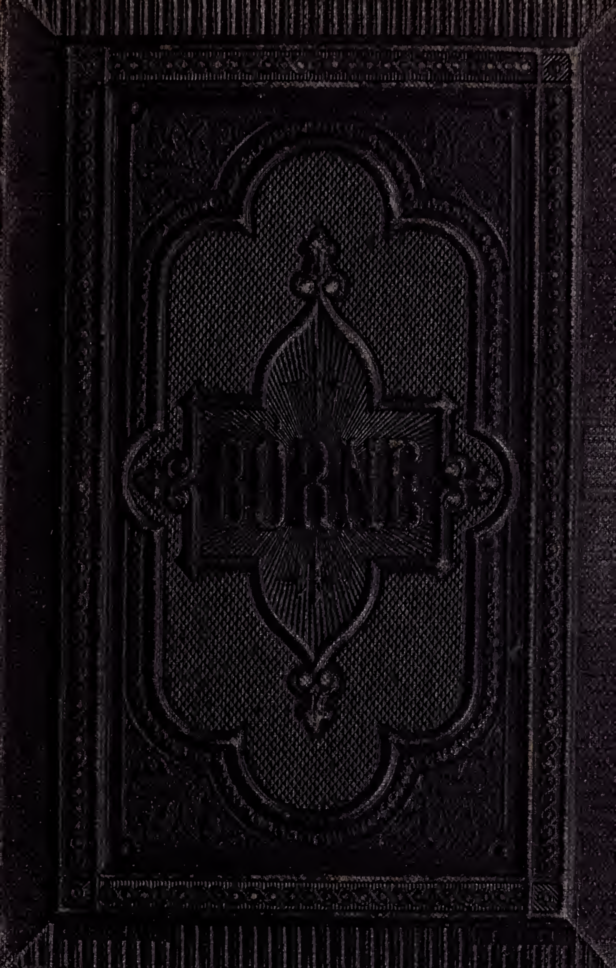
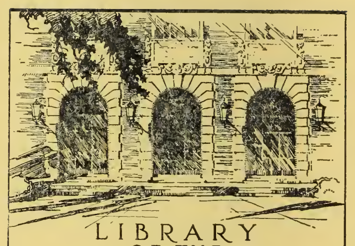

BÖRNE



Gesammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Vollständige Ausgabe.

Zehnter Band.

Wien.
Tendler & Comp.
(Julius Grosser.)
1868.

Inhalt.

Briefe aus Paris.

1830—1833.

(Fortsetzung.)

Seite

Briefe aus Paris.

1830 — 1833.

(Fortsetzung.)

Neun und fünfzigster Brief.

Paris, Freitag, den 25. November 1831.

Lange hat mir nichts so viele Freude gemacht, als die Schrift des Dr. Eduard Meyer in Hamburg. Man schrieb mir von dort, er wäre ein langer Mensch mit ganz unerreichbarem Kopfe: aber ich will ihn schon erreichen und wenn ich einmal mit ihm zusammentreffe, steige ich auf einen Stuhl und küsse ihn herzlich. Er hat seinen Nachfolgern alle großen und schweren Steine weggenommen, und wenn noch Einer nach mir werfen will, muß er leichten Kies dazu gebrauchen. Gesteinigt zu werden — es ist wenigstens ein heiliger biblischer Tod. Nie hätte ich gedacht, daß die deutsche Sprache eine solche Kraft besitzt; man könnte damit den Montblanc in Staub verwandeln. Hören Sie nur, was ich in der Schrift des Dr. Meyer alles bin, wie ich genannt werde. Elend — seicht — gräulich — ruchlos — lächerlicher Thor — superkluger Schreier — ditto eingebildeter — heilloser Gesell — Haupträdelsführer einer jämmerlichen Scriblerbande — Mensch — ditto gottloser — Kerl — jämmerlicher Wicht — entarteter Bursch — Mordbrenner — schamloser Bube — Jude. — „Eduard, Eduard! warum ist dein Schwert so roth? Verglichen mit dem, was ich bin, habe ich sehr wenig, wie es allen edlen Naturen zu gehen pflegt. Ich habe nichts als: Anmaßung — Frechheit — Unverschämtheit — ditto unerhörte — grundschlechte Gesinnung — schaudernerregende Naivität. Daß mich Herr Dr. Meyer wenigstens Herr nennte, daß er Herr Mordbrenner, Herr jämmerlicher Wicht zu mir sagte! Aber nicht ein einziges Mal

thut er das. Diese Herrenlosigkeit gibt seiner Schrift ein ehrwürdiges deutschamtliches Ansehen. Auch schrieb mir Einer von Hamburg, sie wäre auf Befehl des Mufti verfaßt worden.

Nach allen seinen unvergleichlichen Kraftäußerungen hat Eduard Meyer noch die Bescheidenheit, zu fürchten, man möchte seine Art, sich auszudrücken, mit „gemeinen Schmähungen“ verwechseln und er bittet seine Leser, dieses nicht zu thun. Er meint: man wundere sich vielleicht, daß er, als zahmer Deutscher, mit einem Male so wild geworden; aber man kenne die Deutschen noch gar nicht. „Der Deutsche ist geduldig, aber doch nur bis zu „einem gewissen Grade. Wenn die Geduld ihm reißt, wenn er „das Schweigen bricht und einen Entschluß gefaßt hat, so wird sich „Mancher wundern über die scheinbare Verwandlung seiner Natur. „Und ich fühle es, daß auch ich ein Deutscher bin.“ Anch'io sono pittore! Er habe nie Freude an literarischen Streitigkeiten gefunden, aber „was zu arg ist, ist zu arg“. Man müsse „dem Gesindel einmal auf die Finger klopfen, daß etwas Furcht hineinfährt“. Aber, guter Gott! was hilft da etwas, was hilft selbst viel? Es mag noch so viel Furcht in die Finger hineinfahren, ein tapferes Herz jagt sie wieder in die Schlacht zurück. Vor die Brust hätte er mich stoßen, auf den Kopf hätte er mir klopfen sollen, daß da Furcht hineinfährt. Der Mann ist zu gutmüthig.

Er sagt: In meinem Buche wäre keine neue Idee. „Nichts „als leeres, langweiliges Kaffeehaus- und Zeitungsgeschwätz, von „der Oberfläche geschöpfte Bemerkungen, wie tausend vorlaute Raisonnärs sie täglich machen.“ Da haben sie den alten Deutschen wieder! Neue Ideen wollen sie haben! Eine Idee, wenn sie sie achten sollen, muß eine Handschrift sein, auf Pergament geschrieben, in Schweinsleder gebunden, und als einziges Exemplar in einer einzigen Bibliothek verwahrt werden. Was in tausend Jahrbüchern der Geschichte gedruckt zu lesen, was der Himmel selbst herabgedonnert, was drei Welttheile wiederhallten, was der Lastträger auf der Gasse, wie der Denker in seinem Zimmer, was der Bürger in seiner Werkstätte, der Bauer hinter dem Pfluge, der Soldat unter seinem Joche, der Bettler in seinen Lumpen spricht,

denkt, fühlt, klagt, wünscht und hofft — das verschmähen sie, das ist ihnen Kaffeehaus- und Zeitungsgeschwätz! Was Alle wissen, verdiente Keiner zu lernen! Gut, ihr sollt neue Ideen haben; zeigt nur erst, daß ihr deren würdig seid; gebt Rechenschaft, wie ihr die alten verwendet!

Mein Eduard ist zwar ein bescheidener junger Mann, aber an Welterfahrung scheint ihm noch viel zu fehlen. Er sagt: er müsse sich gegen den Vorwurf verwahren, als hasse er die Sache einer gesetzmäßigen Freiheit, doch deren Vertheidigung müsse man dem Himmel überlassen. „Wenn Fürsten ihre Zeit und ihre Völker ver„kennen, oder gar der Schlechtigkeit huldigen, wird gerechte Ver„geltung ihrer Mißgriffe sie selbst am schwersten treffen. Dies „wünsche, hoffe und weiß ich." Dieses wünsche, hoffe und weiß ich auch. Aber mein lieber Eduard, **wer** soll denn jene gerechte Vergeltung an den Fürsten vollziehen? Selten schickt Gott ein himmlisches Strafgericht herab, die Verwaltung seiner Stellvertreter zu untersuchen, und so oft es noch geschah, wurde nichts dadurch gebessert. Die himmlischen Commissäre waren auf der Erde fremd, gingen irre, oder ließen sich wohl gar bestechen. Das haben wir ja kürzlich erst an der Cholera-Morbus gesehen, die, statt die Unterdrücker, die Unterdrückten züchtigte. Nur Dem hilft Gott, der sich selbst hilft. Aide-toi, et le ciel t'aidera!

Noch ein anderer Herr hat gegen mich geschrieben, **Wurm** genannt, in den **kritischen Blättern der Börsenhalle**. Der ist aber sehr sanft in Vergleich mit Dr. Meyer und gebraucht nur milde Adjective und Nominative, und diese nur in geringer Zahl. **Fadaisen, Niaiserien, politisches Geschwätz, Effronterie, Sansculotischer Witz, Geselle, Auswürfling** — und das ist alles! Einmal neckt er mich mit einem schönen Milchmädchen, das ich in England hatte heiraten wollen, das mir aber einen niedlichen Korb gegeben. Auf Ehre, ich weiß nicht, worauf sich das bezieht; ich will aber in der Chronik meines Lebens nachschlagen. Herr Wurm schließt seinen Artikel — doch gewiß nur in der Absicht, daß man trotz seiner Freiheit merke, es habe ihn ein Deutscher geschrieben — mit folgenden Worten: „Wenn „dieser Löwe, **oder wie er sonst heißen möchte**, auf guten

„Rath hören will, so wird er bleiben, wo er ist, wo man ihn nicht „kennt. Ob eine deutsche Regierung von seinen politischen Lästerungen „Notiz nehmen würde, wissen wir nicht. Aber laßt ihn keinen Ver„such machen, sich in gute Gesellschaft einzudrängen. Er wird aus „jeder Gesellschaft, in der man auf Ehre hält, auf beschimpfende, „und wenn es Noth thut, denn dieses Geschlecht ist zu„dringlich, auf physisch empfindliche Weise entfernt werden. Das „ist die Sprache, die man mit diesen Gesellen reden muß: eine „andere verstehen sie nicht.“ . . . Daß diese Thoren mich noch daran erinnern, daß sie mir unter die Augen bringen, was mich vergessen zu lassen ihnen noch wichtiger sein müßte, als es mir gleichgültig ist, ob sie selbst es vergessen oder nicht! Wenn ich nicht kämpfte für das geschändete Recht und die mißhandelte Freiheit aller Menschen; dürfte ich ein Herz haben für die Leiden eines Volks, eines Geschlechts, für meine eignen allein; dürfte ich mir nach den Tagesmühen saurer Gerechtigkeit einen Feierabend süßer Ruhe verstatten; dürfte ich das, wollte ich das; wollte ich meine Kraft gebrauchen, diesem Zwerggeschlechte gegenüber — wahrlich, es bliebe nichts von ihm übrig, es als kleines Siegeszeichen an den Hut zu stecken. Manchmal überschleicht es mich; aber dann, die menschliche Schwachheit an mir selbst erfahrend, lerne ich sie an Andern verzeihen, und ich ermanne mich wieder. Diesen Sommer in Baden als ich unter meinen Papieren suchte, fiel mir ein altes Blatt in die Hand, das mich auf das heftigste bewegte. Das Herz befahl meiner Hand, die Hand ergriff die Feder — nach fünf Minuten legte ich weg; ich konnte nie zu meinem Vortheile schreiben. Es war ein Paß. Im Jahre 1807, da ich Student war, ließ ich mir in Frankfurt einen Paß ausstellen, um über Mainz nach Heidelberg zu reisen. Ich kam aus dem Leben der Freiheit, kehrte in dasselbe zurück, und berührte das Land der Gleichheit. Der Schreiber auf dem Römer, der den Paß ausfertigte, war eine Mißgestalt, mit einem giftigen Krötengesichte. Als ich den Paß in die Hand nahm, las ich darin: Juif de Francfort. Mein Blut stand stille; doch durfte ich nichts sagen, noch thun, denn mein Vater war gegenwärtig. Damals schwur ich es in meinem Herzen: wartet nur! ich schreibe euch auch einmal einen Paß, euch und

Allen! ... Und nicht wahr, nicht wahr, ich habe meinen Schwur gehalten?

Sonntag, den 27. November.

Lyon hat mich günstiger recensirt als Hamburg — doch davon später. Ich will zuerst auf Ihren gestrigen Brief antworten. Das Buch ist noch nicht hier angekommen, doch schrieb mir Campe, es wäre abgeschickt worden. Aber auf die hiesigen Urtheile brauchen Sie nicht begierig zu sein. Die wenigen Deutschen meiner Bekanntschaft werden mir wohl ihre Meinung nicht immer aufrichtig sagen; Franzosen lesen es nicht; da kann sich also keine öffentliche Meinung bilden, und höchstens eine individuelle laut werden. Campe schreibt mir: „Sonderbar sind die Elemente in diesem Augenblicke angeregt, „angeregt durch diese Briefe. Die Aristokraten werden keck und rücken „heraus und kämpfen ... Ich kann Ihnen die Bemerkung, die ich „über den Eindruck, den Ihre Briefe bei vielen der Bessern „gemacht haben, nicht verhehlen, die aufrichtig bedauern, daß Sie „sich so ganz rücksichtslos haben gehen lassen, so daß Sie den Platz „als Zuschauer verließen und selbst Acteur wurden! Dadurch haben „Sie einen beträchtlichen Theil Ihres wohlerworbenen Ruhms ein„gebüßt, der Ihnen schwer wieder zu erringen sein möchte. Dieses „Urtheil ist die allgemeine Stimme, und Sie werden von vielen „Seiten so zurecht gewiesen werden, daß dieses der Refrain durch„weg bleiben wird. Das Volk ist gläubig und sagt Amen!" Wie mich dieser Mann kennt! Ich habe nie für meinen Ruhm, ich habe für meinen Glauben geschrieben. Ob ich den Lesern gefalle oder nicht — will ich denn gefallen? Ich bin kein Zuckerbäcker, ich bin ein Apotheker. Es ist wahr, daß ich den Platz als Zuschauer verlassen und unter die Handelnden getreten, aber war es nicht Zeit, dem faulen Leben eines Theaterkritikers endlich zu entsagen? Sie sehen, wie ich wirke, an meinen Gegnern am meisten. Ich habe den zähen deutschen Boden aufgewühlt; es ziehe Jeder seine Furche wie ich; für die Saat wird Gott sorgen. Wenn nun eine aufgebrachte Scholle an meinen Füßen, an meinem Pfluge hängen blieb, und sie beschmutzte — was schadet mir das?

Campe war wegen des Buches in einer Woche viermal vor Gericht. Man legte ihm ein Exemplar vor, worin mehr als fünfzig

verdammliche Stellen mit Bleistift angestrichen waren. Eine Stelle, worin es vom Bundestage heißt: der sei toll geworden, war doppelt und noch einmal so dick als die übrigen angestrichen. Die Stelle war im Buche mit einem Papierstreifen bezeichnet. Diesen ließ Campe, als er das Buch in die Hand nahm, wie zufällig herausfallen, so daß der Untersuchungsrichter die toll gewordene Stelle nicht mehr finden konnte. Das muß recht komisch gewesen sein.

Ein Kaufmann, Namens ***, den ich in Hamburg vor einigen Jahren kennen gelernt, hat mir die zwei gegen mich gerichteten Artikel zugeschickt. Er schreibt unter andern: „. . . Die Hamburger „Kaufleute erklärten darauf, ohne gerade die Scribler zu loben, „daß in den Börneschen Briefen zerstörende Ideen enthalten sind, „die nur ein Aufwiegler oder Sansculotte ans Tageslicht befördern kann. Dies hat das Verbot der Briefe herbeigeführt.“ —

Sehen Sie doch, von dem Brillantring, den ich vor einigen Jahren vom Herzog von Weimar erhalten haben soll, etwas näheres zu erfahren. Das Ding kann schön werden. „Ringe sind es, die eine Kette bilden“ — sagt Königin Elisabeth. Aber ein Ring! Was kann der nützen? Zum Halseisen ist das doch zu eng und meine Feder zu erwürgen viel zu weit.

Den *** bedaure ich; es gibt wenige Menschen, die den Muth haben, anders als der Pöbel=Ausschuß zu denken, der an jedem Orte die öffentliche Meinung verwaltet. Eigentlich sind es weniger übelwollende als unwissende Menschen, die nicht zu rechnen verstehen. Für die Hälfte von Mühen und Sorgen, die es kostet, ihrem Geiste einen Ehrendienst bei der vornehmen Dummheit zu verschaffen, könnten sie dessen Freiheit behaupten und gewönnen dabei, selbst an sinnlichem Glücke. Die Frankfurter mögen nur schweigen und dem Himmel danken, daß einer unter ihnen lebt, der besser ist als sie. Die Zeit kann, die Zeit wird kommen, und bald vielleicht, wo man ihre Freiheit, so anspruchslos und demüthig sie auch ist, in dem Edelmannsclubbe des deutschen Bundes nicht länger wird dulden wollen, und dann werden wir sehen, wer von jenen Römerpatrioten, wer von jenen Zunfthelden, wer von

jenen Stadtgerichts-Schreiern den Muth haben wird, sich den stolzen und mächtigen Räubern entgegen zu stellen! Dann kommen sie vielleicht und streicheln meine Katzenpfote. Ich erwarte sie.

Sechzigster Brief.

Paris, Mittwoch, den 30. November 1831.

Vorgestern besuchte mich Mauguin. Er blieb aber nur eine Viertelstunde, er war auf dem Wege nach der Kammer. Der Mann ist klar wie ein Waldbach, der über Kieseln fließt; doch ist es nicht erfreulich, einer menschlichen Seele bis auf den Grund zu sehen. Eine Tiefe ist nicht klar. Mauguin, weil er so klare Augen hat, glaubt, alles wäre ihm klar, was er nur flüchtig ansieht und er urtheilt zu schnell, um immer richtig zu urtheilen. Ich habe in .... manchmal darüber lachen müssen: man mag ihm noch so kurz antworten auf seine Fragen, so war ihm die Antwort noch immer um die Hälfte zu lang; er verstand sie schon um die Mitte. Das ist Franzosen-Art, die für alle Verhältnisse fertige mathematische Formeln haben. Sage ich zwei mal zwei — fällt mir Mauguin in die Rede und fährt fort: ist vier. Als wäre nicht möglich, daß ich etwas anderes hätte sagen wollen. Er mißversteht Einen zwar nie, aber er versteht Einen nur halb, weil er nicht zu Ende hört. Die Verhältnisse von Frankreich, eben weil es Franzosen-artige Verhältnisse sind, die kennt er freilich gut. Er versicherte mich auf das Bestimmteste, daß die hiesige Regierung auf nichts anderes sinne, und nach nichts anderem trachte, als die Dynastie Carls X. zurückzuführen und König Philipp selbst sei damit einverstanden. So wird freilich alles verständlich. Mir wäre es selbst recht, sie versuchten es. Ich liebe die großen Massen auch in der Dummheit; ein Narrenhaus ist mir lange nicht so erschrecklich, als ein einzelner verrückter Mensch. Glauben Sie mir auf mein ehrliches Wort: ich kenne alle Tollheiten, die seit dreitausend Jahren von den Königen begangen worden sind, von Saul bis auf Carl X., aber unsere gegenwärtige Zeit ist reicher an Wahnsinn, als es jene dreitausend

Jahre waren. Wenn man alle fürstlichen Paläste Europa's nebeneinander stellte, es gäbe eine ganze Narren-Stadt. Täglich vermehren sich meine Nachrichten aus Deutschland, daß man den Plan gefaßt, Frankreich zu vertheilen, wie eine Pastete; ja König Philipp selbst soll ein Stück davon bekommen. Die alten Bourbons sollen die Schüssel mit der Kruste behalten. Die köstliche Naivität finde ich nicht darin, daß sie glauben, es ausführen zu können, sondern, daß sie glauben, wenn sie das ausgeführt, wäre ihnen geholfen. Kindern macht man weiß, die Kinder, und den Fürsten, die Revolutionen kämen aus den Brunnen. Jetzt denken sie, sie brauchten den Brunnen nur zuzuschütten und dann wäre alles aus. Wer gibt mir Geduld genug, mit Narren zu raisonniren? Ich muß wohl selbst ein Narr sein. Frankreich war seit vierzig Jahren der Krater Europa's. Wenn der einmal aufhört Feuer zu werfen, wenn der einmal aufhört zu rauchen, dann wehe den Naturpfuschern, dann ist kein Thron der Welt auf eine Nacht sicher. Sie zittern, wenn einige Franzosen mit liberalen Reden in ihrer Maultasche durch Deutschland reisen, und schreien entsetzt: Propaganda, Propaganda! Und sie wollen ganze Völker-Theile von Frankreich mit ihren alten Ländern vereinigen! Sie denken: mit ihren alten abgeschmackten Regierungskünsten, mit ihren Taschenspieler-Streichen, womit man kein Kind mehr betrügt, würde es gelingen, ihre neuen wilden Unterthanen zahm zu machen! — sie, die nicht einmal die Polizei verstehen, die doch die einzige Kunst ist, die sie mit Fleiß und Liebe gelernt. Als sie 1814 in Paris waren, wohin Petersburg, Wien und Berlin ihre schlauesten Köpfe geschickt hatten, wurden alle diese schlauen Köpfe der heiligen Allianz von jedem niedrigen französischen Mouchard zum Besten gehabt, und hätte es die Uebermacht nicht gethan, mit List hätten sie Paris nicht unterjocht. Nichts war verderblicher für die Könige, als der Untergang Warschau's. Weil sie ein Wunder zerstört, glauben sie, sie könnten auch Wunder machen.

In Berlin ist mein Buch von der Polizei in Beschlag genommen worden. Als wenn der Regen davon aufhörte, wenn Einige unter den Schirmen gehen. Ginge es an, sie confiszirten freilich am liebsten das ganze Weltall. Die Münchener Tribüne

gibt Auszüge der Pariser Briefe. Der Dr. Wirth, der sie schreibt, ist ein Mann, dem man Hochachtung, ja Bewunderung nicht versagen kann. Hochachtung — weil er für die Freiheit kämpft, wie ein Held in der Schlacht, nicht blos wie ein Maul-Ritter mit Worten. Bewunderung — weil er muthig erträgt, was sonst den tapfersten Mann niederwirft: die kleinen Bosheiten, die kleinen Quälereien der kleinen Knechte. Gefängniß, Geldstrafe, die jämmerlichen Tücken der jämmerlichen Polizei, das Knurren und Bellen der Hofhunde, nichts schreckt ihn ab. Jetzt aber, wo ihm in München alle Luft benommen und die Frechheit der Gewalt jeden Widerstand unmöglich macht, ist er nach Rheinbaiern gezogen, wo noch die französischen Gesetze regieren, welchen die deutschen Minister nicht Hohn zu sprechen wagen. Dort will er sein Journal fortsetzen. Auch hat er in vielen Orten in Deutschland Unterstützung gefunden, um sich eine eigene Presse anzuschaffen. Ist es aber nicht sehr ehrenvoll für eine deutsche Regierung, daß sich ein deutscher Bürger unter französische Gesetze flüchten muß, um Schutz gegen deutsche Tyrannei zu finden?

Donnerstag, den 1. December.

Die Regierung hat bis heute noch keine Nachricht mitgetheilt, ob sie der Bewegungen in Lyon Herr geworden oder nicht. Sie sagen, der Nebel hindere den Telegraphen. Es gibt nichts Gefälligeres als so ein Nebel, der noch keinen Minister in der Noth verlassen. Die Ruhe, die jetzt in Lyon herrscht, hat sich von selbst hergestellt; aber das Volk ist noch Meister der Stadt. Man hat den Herzog von Orleans als Friedensengel, den Marschall Soult als Würgengel dahin geschickt. Nun bin ich begierig, wie sie Leyer und Schwert zusammen dichten werden. Der Marschall Soult kann sich täuschen; Napoleon's Zeiten sind vorüber und der Bülletin-Donner schreckt keinen Hasen mehr. Der Herzog von Orleans kann sich auch täuschen. Eine fürstliche gnädige Herablassung thut keine Wunder mehr; das Volk gibt keine Bratwurst für die allerhuldvollsten Redensarten, es will bares Geld sehen. Die Neigung der Minister ist für Gewalt; aber die Furchtsamkeit des Königs wird wohl verhindern, was seine Weisheit und Gerechtigkeit nie verhindert hätten. Casimir Perrier, der König von Israel, der

hohe Priester der Renten, der Held des Friedens hat sich in der Kammer geberdet wie Moses, als er vom Berge Sinai herab kam und das Volk um ein goldenes Kalb tanzen sah. Er hat den Götzendienern seine zehn Gebote an den Kopf geworfen und das goldene Kalb in Pulver verwandelt. Er ist ein completter Narr! Auch haben die Leviten der Börse ein Jubelgeschrei erhoben, als sie ihren strahlenden Moses wieder sahen, daß man betäubt davon wurde. Dieser Casimir Perrier hat darüber gefrohlockt, daß in den blutigen Geschichten von Lyon gar nichts von Politik zum Vorschein gekommen, und daß es nichts als Mord, Raub und Brand gewesen! Es sei nichts weiter als ein Krieg der Armen gegen die Reichen, derjenigen, die nichts zu verlieren hätten, gegen diejenigen, die etwas besitzen! Und diese fürchterliche Wahrheit, die, weil sie eine ist, man in den tiefsten Brunnen versenken müßte, hielt der wahnsinnige Mensch hoch empor und zeigte sie aller Welt! Die dunklen Triebe des Volks hat er ihm klar gemacht; seiner wilden Laune des Augenblicks hat er durch Grundsätze Dauer gegeben; seinen kurzsichtigen Sorgen des Tages den Blick in ewige Noth eröffnet. Den höchsten Grad des Wahnsinnes mögen jetzt die Aerzte Staatskunst nennen. Um den reichen Leuten sagen zu können: Seht, ihr seid bedroht, ihr müßt es um eurer Sicherheit mit mir halten — um diese elenden Krämer-Vortheile eines Tages opfert Casimir Perrier das Glück Frankreichs, Europa's, vielleicht um ein Jahrhundert auf. Es ist wahr, der Krieg der Armen gegen die Reichen hat begonnen, und wehe jenen Staatsmännern, die zu dumm oder zu schlecht sind zu begreifen, daß man nicht gegen die Armen, sondern gegen die Armuth zu Felde ziehen müsse. Nicht gegen den Besitz, nur gegen die Vorrechte der Reichen streitet das Volk; wenn aber diese Vorrechte sich hinter dem Besitz verschanzen, wie will das Volk die Gleichheit, die ihm gebührt, anders erobern, als indem es den Besitz erstürmt? Schon die Staaten des Alterthums kränkelten an diesem Uebel der Menschheit; dreitausend Jahre haben das Unheil gesäet, und das Menschengeschlecht nach uns wird es ärnten. Frei nannten sich die Völker, wenn die Reichen ohne Vorrang unter einander die Gesetze gaben und vollzogen; die Armen waren niemals frei. Ueber

die kurzsichtigen Politiker, welche glaubten, in den Staaten, wo Adel und Geistlichkeit ihre Vorrechte verloren, sei der ewige Friede gesichert! Eben diese wie Frankreich und England, stehen der fürchterlichsten Revolution näher, als die andern Staaten, wo noch keine freien Verfassungen bestehen. In den letztern wird dem niedern Volke, durch seinen benachbarten Stand, die Bürgerschaft, die Aussicht nach den höhern, bevorrechteten Ständen versteckt. Es vermißt daher keine Gleichheit. Da aber, wo der Mittelstand sich die Gleichheit erworben, sieht das untere Volk die Ungleichheit neben sich, es lernt seinen elenden Zustand kennen, und da muß früher oder später der Krieg der Armen gegen die Reichen ausbrechen. Die heillose Verblendung des Bürgerstandes zieht das Verderben schneller und fürchterlicher herbei. Seit er frei geworden, blickt er, halb aus Furcht, halb aus Hochmuth, beständig hinter sich, und vergißt darüber vor sich zu sehen, wo ein besiegter, aber noch lebendiger Feind nur darauf wartet, daß er den Blick wegwende. Diese Furcht und diesen Hochmuth wissen die Aristokraten in Frankreich und England sehr gut zu benutzen. Den Pöbel hetzen sie im Stillen gegen die Bürger auf und diesen rufen sie zu: Ihr seid verloren, wenn ihr euch nicht an uns anschließt. Der dumme Bürger glaubt das und begreift nicht, daß seine eigene Freiheit, sein eigener Wohlstand schwankt, so lange das arme Volk nicht mit ihm in gleiche Freiheit und gleichen Wohlstand eintrete; er begreift nicht, daß, so lange es einen Pöbel gibt, es auch einen Adel gibt und daß so lange es einen Adel gibt, seine Ruhe und sein Glück gefährdet bleibt. Wäre diese Verblendung nicht so unheilbringend, es gäbe nichts Lächerlicheres als sie. Diese reichen Ladenherren von Paris, diese Bankiers und Fabrikanten, die, es sind noch keine fünfzig Jahre, sich von jedem Lump von Ludwigsritter Canaille mußten schelten lassen, reden, wie sie es gehört, den ganzen Tag von der Canaille, wozu sie Jeden rechnen, der keinen feinen Rock trägt und keine andere Renten hat, als die ihm jeden Tag die Arbeit seiner Hände einbringt! Die Regierung, welche über die menschliche Schwäche erhaben sein sollte, benutzt sie nur, ihre Herrschsucht zu befriedigen, und statt die bürgerliche Ordnung auf Weisheit, Gerechtigkeit und Tugend zu gründen,

bauen sie sie über hinfälliges Holzwerk, das sie in den Schlamm der Leidenschaften einrammeln. Die Nationalgarde, die Wache der französischen Freiheit, suchen sie zu entnerven, durch eitlen Flitter zu gewinnen. Erst kürzlich hat der König an einem Tage dreihundert Ehrenkreuze unter sie vertheilt. Der Ehre haben sich die Fürsten immer als eines Gegengiftes der Tugend bedient, vor der sie zittern. Die so leicht bekreuzte Nationalgarde wird hinter die Arbeitsleute mit den schweren Kreuzen gejagt, sobald diese murren. Die Arbeitsleute, um sie doch auch zu etwas zu gebrauchen, werden gegen die Juliushelden, die man Republikaner schilt, gehetzt, und diese, die sich zu nichts gebrauchen lassen, werden mit Haß und Spott verfolgt, bis ihnen der Kerker eine willkommene Zuflucht bietet. Casimir Perrier, der sich wie ein Schulbube zu den Füßen aller fremden Diplomaten setzt und zu ihren Lehren hinaufhorcht, hält sich für einen großen Staatsmann, weil er Ehre und Scham weit von sich gewiesen. Nichts ist bewunderungswürdiger, als die Offenheit, mit der er alles gegen sich selbst bekannt macht, was er hätte verschweigen sollen und können — so fest ist er überzeugt, daß Unverschämtheit die erste Tugend eines ächten Staatsmannes ist! Erst heute ist wieder etwas an der Tagesordnung, was diese seine Tugend in das glänzendste Licht setzt. Am letzten vierzehnten Juli, am Jahrestage der Bestürmung der Bastille, fürchtete man eine Bewegung von den getäuschten und erbitterten Juliushelden, die man, noch aus einem Ueberreste von Scham, Republikaner schilt. Nun sah man an jenem Tage mit Erstaunen, daß Arbeitsleute aus den Vorstädten der Polizei beistanden und über alle junge Leute herfielen und sie mißhandelten, die man an grauen Hüten, an Juliuskreuzen oder anderen Zeichen als Republikaner zu erkennen glaubte und die sich ganz ruhig verhielten. Darauf beschuldigten einige öffentliche Blätter den Polizei-Präfecten und den Minister des Innern: sie hätten jene Arbeitsleute angeworben und bezahlt, um die ihnen verhaßten Republikaner zu mißhandeln. Casimir Perrier hätte den Vorwurf ruhig hinnehmen sollen: aber nein, die That, die er begangen, war ihm noch nicht unverschämt genug, er wollte sie noch durch Läugnen verherrlichen. Er klagte jene Zeitungs-Redactoren der Verleum-

dung an. Der Polizei-Präfect führte die nämliche Klage. Seit gestern haben die gerichtlichen Verhandlungen begonnen. Und was stellte sich hervor? Es war klar wie die Sonne, fünfzig Zeugen sagten es aus, daß die Polizei wirklich das Gesindel der Vorstädte (nicht die Arbeiter, sondern die Müßiggänger) angeworben und täglich mit drei Franken besoldet habe, um über die friedlichsten Menschen herzufallen. Auf solche Weise buhlt dieser Minister um das Lob des Oesterreichischen Beobachters und der Preußischen Staatszeitung. Die Brustwehr, welche in den Julitagen errichtet wurde, Frankreich vor dem Abgrunde zu schützen, hat er leichtsinnig niedergerissen; er meint, das wäre nur ein Loch, das er mit seinen Händen allein ausfüllen wolle. Das niedere Volk, das aus den Juli-Kämpfen geläutert hervorgegangen, sucht er durch die schändlichsten Verführungen wieder in den Koth hineinzuziehen, um sich daraus brauchbare Werkzeuge für alle die Gewaltthätigkeiten zu bilden, die er gegen Frankreich noch im Sinne hat.

Der fürchterliche Krieg der Armen gegen die Reichen, der mir so klar vor den Augen steht, als lebten wir schon mitten darin, könnte vermieden, die Ruhe der Welt könnte gesichert werden; aber alle Regierungen sind vereint bemüht, das Verderben herbeizuführen. Wenn die Staatsmänner zittern vor einem Uebel, meinen sie, sie hätten das Ihrige gethan. Die armen Leute in Frankreich haben in der Kammer keine Stellvertreter. Die neueste französische Constitution hat die alte Thorheit, die alte Ungerechtigkeit, die alte erbärmliche Philister-Politik beibehalten, das Wahlrecht an den Besitz gebunden und die Besitzlosen auch ehrlos gemacht. Die Reformbill in England hat nur den Zustand der Mittelclassen verbessert und das Heloten-Verhältniß des niedern Volks von Neuem befestigt. Im Parlament wie in der Deputirtenkammer sitzen nur die reichen Gutsbesitzer, die Rentiers und Fabrikanten, die nur ihren eigenen Vortheil verstehen, welcher dem der Arbeitsleute gerade entgegensteht. Die graubärtige Staatsweisheit, vor Alter kindisch geworden, geifert gegen den Wunsch der Besseren und Einsichtsvolleren: daß man auch die niedern Stände an der Volksrepräsentation möge Theil nehmen lassen. Sie sagen: Menschen, die nichts zu verlieren haben, könnten an dem allgemeinen Wohle

des Landes nie aufrichtigen Antheil nehmen; jeder Intriguant könne ihre Stimme erschleichen oder erkaufen. So sprechen sie, um das Gegentheil von dem zu sagen, was sie denken. Weil es unter den armen Leuten mehr Ehrliche gibt als unter den Reichen, weil sie seltener als die Andern sich bestechen lassen, wollen die Minister sie nicht unter den Volksvertretern sehen. Sie mögen uns ihre geheimen Register öffnen, sie mögen uns die Namen ihrer Anhänger, ihrer Angeber, ihrer politischen Kuppler, ihrer Spione lesen lassen — und dann wird sich's zeigen, ob mehr Reiche, um ihren Ehrgeiz und ihre schnöden Lüste zu befriedigen, oder mehr Arme, um ihren Hunger zu stillen, das Gewissen verkauft haben. Die reichen Leute machen allein die Gesetze, sie allein vertheilen die Auflagen, davon sie den größten und schwersten Theil den Armen aufbürden. Das Herz empört sich, wenn man sieht, mit welcher Ungerechtigkeit alle Staatslasten vertheilt sind. Hat man denn je einen reichen Städter über zu starke Auflagen klagen hören? Wer trägt denn nun alle die Lasten, unter welchen die europäischen Völker halb zerquetscht jammern? Der arme Taglöhner, das Land. Aber was ist dem Städter das Land? Gott hat es nur zu Spazierfahrten und Kirchweihfesten geschaffen! Der Bauer muß seinen einzigen Sohn hergeben, den frechen Ueberfluß der Reichen gegen seine eigene Noth zu schützen, und unterliegt er der Verzweiflung und murret, schickt man ihm den eigenen Sohn zurück, der für fünf Kreuzer täglich bereit sein muß, ein Vatermörder zu werden. Alle Abgaben ruhen auf den nothwendigsten Lebensbedürfnissen, und der Luxus der Reichen wird nur so viel besteuert, als es ihre Eitelkeit gern sieht; denn ein wohlfeiler Genuß würde sie nicht auszeichnen vor dem niedrigen Volke. Die fluchwürdigen Staatsanleihen, von denen erfunden, welchen nicht genügt, das lebende Menschengeschlecht unglücklich zu wissen, sondern die, um ruhig zu sterben, die Zuversicht mit in das Grab nehmen wollen, daß auch die kommenden Geschlechter zu Grunde gehen werden — entziehen dem Handel und den Gewerben fast alle Capitalien, und nachdem sie dieses Verderben gestiftet, bleiben sie, zu noch größerem Verderben, unbesteuert, und was dadurch der Staat an Einkommen verliert, wird von dem armen Rest der Gewerbe verlangt. Der reiche Fabrikant

hält sich für zu Grunde gerichtet, wenn nicht jede seiner Töchter einen türkischen Shawl tragen kann, und um sich und seiner Familie nichts zu entziehen, wirft er seinen Verlust auf die Arbeiter und setzt ihren Tagelohn herab. Die Stadt Paris braucht jährlich vierzig Millionen, von welchen ein schöner Theil in den räuberischen Händen der begünstigten Lieferanten und Unternehmer zurückbleibt. Jetzt brauchen sie noch mehr Geld, und sie besinnen sich seit einiger Zeit, ob sie die neuen Auflagen auf den Wein, die Butter oder die Kohlen legen sollen. Der Reiche soll nicht darunter leiden, der Arme soll bezahlen wie immer. Eine Flasche Wein zahlt der Stadt fünf Sous; ob es aber der geringe Wein ist, den der Arme trinkt, oder ein kostbarer, den der Reiche genießt, das macht keinen Unterschied. Die Flasche Wein, die zwanzig Franken kostet, zahlt nicht mehr Abgaben, als eine zu acht Sous. Eine Sängerin, die jährlich vierzig tausend Franken Einkommen hat, zahlt nichts, und ein armer Leiermann muß von dem Ertrage seiner Straßen-Bettelei der Polizei einen großen Theil abgeben. Das fluchwürdige Lotto ist eine Abgabe, die ganz allein auf der ärmsten Volksclasse liegt. Dreißig Millionen stiehlt jährlich der Staat aus den Beuteln der Tagelöhner, und eine Regierung, die dies thut, hat noch das Herz, einen Dieb an den Pranger zu stellen und einen Räuber am Leben zu bestrafen! Und nach allen diesen Abscheulichkeiten kommen sie und lästern über die Unglücklichen, die nichts zu verlieren haben, und fordern die reichen Leute auf, gegen das wilde Thier, Volk, auf seiner Hut zu sein! Geschieht das alles sogar in Frankreich, wo die freie Presse manche Gewaltthätigkeit verhindert, manche wieder gut macht — was mag nicht erst in jenen Ländern geschehen, wo Alles stumm ist, wo Keiner klagen darf, und wo Jeder nur den Schmerz erfährt, den er selber fühlt! Wie man dort das arme Volk betrachtet, wie man es dort behandelt, wie man es dort verachtet, das hat ja die Cholera, diese unerhörte Preßfrechheit des Himmels, uns sehr nahe vor die Augen gestellt. Wie haben sie in Rußland, Oesterreich und Preußen gelächelt, gespottet und geschulmeistert — und ihr Lächeln war ein blinkendes Schwert, ihre Belehrung kam aus dem Munde einer Kanone und ihr Spott war der Tod — über die wahnsinnige Verblendung des

Volks, welches glaubte, die Vornehmen und Reichen wollten sie vergiften, und die Cholera sei ein Mischmasch des Hasses! Aber die Wahrheit, die mitten in diesem Wahne verborgen, der dunkle Trieb, der das Volk lehrt, es sei nur ein schlechtes Handwerkszeug, zum Dienste der Reichen geschaffen, das man wegwirft, wenn man es nicht braucht, und zerbricht, sobald es unbrauchbar geworden — diese Wahrheit ist den Spöttern und Schulmeistern entgangen. Geschah es denn aus Zärtlichkeit für das Volk, daß man sie mit Kolbenstößen gezwungen, sich in die Spitäler bringen zu lassen, ihre Wohnung und ihre Familie zu meiden? Es geschah, um der Aengstlichkeit der Reichen zu fröhnen. Haben sie sich denn nicht in allen Zeitungen den Trost zugerufen, haben sie nicht gejubelt darüber: die Krankheit treffe nur die Armen und Niedrigen, die Reichen und Vornehmen hätten nichts von ihr zu fürchten? Hört, liest denn das Volk solche Reden nicht, wird es nicht darüber nachdenken? Ja freilich, das beruhigt sie, daß das Volk nicht denkt. Aber ihm ist der Gedanke Frucht, die That Wurzel, und wenn das Volk einmal zu denken anfängt, ist für euch die Zeit des Bedenkens vorüber und ihr ruft sie nie zurück. — Genug mich geärgert. In Rußland lebt ein Schäfer, der ist hundert acht und sechzig Jahre alt; aber ein Russe ärgert sich nicht. Er gibt oder bekommt die Knute, überzeugt oder wird überzeugt. So wohl ist uns civilisirten Deutschen nicht. Doch kann es noch kommen.

Freitag, den 2. December.

Ein englisches Blatt theilte kürzlich die Nachricht mit, Lord Gray, der Verfechter der Reformbill, habe Gift bekommen und kränkele dem Grabe zu. Das hätten die Nämlichen gethan, die auch den freisinnigen Canning aus dem Wege geräumt. Vor einigen Tagen wurde ein Mordversuch gegen die Königin Donna Maria gemacht, die mit ihren Eltern im Schlosse Meudon wohnt. Aus einem gegenüberliegenden Hause wurde in das Zimmer der Prinzessin geschossen. Die europäische Aristokratie spielt ein va banque. Desto besser; so werden wir ihrer in einem Satze los. Glauben Sie mir, das ist es auch, wovor die Fürsten sich fürchten. Manche sind gutwillig und würden dem Volke sein Recht gewähren; aber

sie kennen ihre Umgebungen, sie kennen zu gut die Freunde des Thrones, und wissen recht gut, daß mancher ihrer Schmeichler sich die eigenen Lippen vergiften könnte, um durch einen unterthänigen Handkuß ihren Herrn zu tödten. Sie verdienen ihre Angst. Warum muß man ein Edelgeborner oder Schurke sein, um hoffähig zu werden?

Der Verleumdungs-Proceß, von dem ich Ihnen gestern geschrieben, ist noch in voriger Nacht entschieden worden. Die beiden angeklagten Zeitungs-Redactoren wurden frei gesprochen. Sie haben also Casimir Perrier nicht verleumdet, und die Anschuldigung, daß er die Vorstädter angeworben und bezahlt, um sie gegen die Verräther seines weisen Regierungssystems zu hetzen, wurde gegründet gefunden. Also ist Casimir Perrier verurtheilt, und doch wird er ungestraft bleiben. Er lacht darüber und trägt diese Last noch zu seinen andern Lasten. Der wird nie vergiftet.

Wie es in Frankreich mit der Volkserziehung ist, zeigt folgende schöne Rechnung. Unter 294,975 jungen Leuten, die im vorigen Jahre zur Conscription gezogen worden, fanden sich 12,804, die nur lesen konnten; 121,079 konnten lesen und schreiben und 153,636 konnten weder lesen noch schreiben. 7460 blieben ungewiß. Also mehr als die Hälfte wuchs in der größten Unwissenheit auf. Die jetzige Regierung hat versprochen, dem Uebel abzuhelfen und künftig besser für den Volksunterricht zu sorgen. Wir wollen aber abwarten, ob sie Wort hält. Casimir Perrier kann Fortschritte machen, er kann noch einmal die Jesuiten einholen.

Seit einigen Tagen wird in der Kammer das neue Strafgesetzbuch verhandelt. Die Menschlichkeit hat auch hier endlich Eingang gefunden, wo sie so lange und so unerbittlich ausgeschlossen war. Die Verletzungen des Eigenthums werden nicht mehr so blutdürstig gerächt. In einigen Fällen wurde die Todesstrafe abgeschafft; auch die Strafen anderer Verbrechen wurden gemildert. Es ist ein Fortschritt, und daß das jetzt in Frankreich, auf dieser großen Eisenbahn der Freiheit und Sittlichkeit, noch überraschen muß! Gestern wurde über die Prangerstrafe gestimmt. Man hat sie beibehalten. Die Menschen haben vor nichts mehr Furcht, als vor ihrer eigenen Vernunft, und sehen sich vor, daß sie ihnen nicht über den Kopf

wachse. Ein Deputirter trug darauf an: man möchte den Pranger wenigstens für die Minderjährigen, Greise und Weiber abschaffen. Die beiden ersten Milderungen wurden angenommen, die letzte aber verworfen. Und da fand sich nicht Einer, der die Vertheidigung des armen Weibes übernommen hätte. Ja, mehrere Stimmen riefen spöttisch: Ah! les femmes! Mir that diese Gleichgültigkeit wehe. Der Mann, der seine Ehre verliert, kann sie auf hundert Wegen wieder finden. Sein ganzes Leben ist öffentlich, das Feld der Thaten steht ihm frei. Aber die Frau, deren Schande der Welt gezeigt worden, wie kann sie je die Ehre wieder finden? Je aufrichtiger ihre spätere Tugend, je inniger ihre spätere Reue ist, je verborgener wird sie sich halten, und die Welt, die ihre Schuld erfuhr, erfährt ihre Buße nie. Wenn man den Greisen und Minderjährigen den Pranger erläßt, sollte man um so mehr die Frauen damit verschonen, welche die Schwäche des Alters und der Kindheit in sich vereinigen. Habe ich nicht Recht? oder verdiente ich wegen meiner Meinung von den Frauen selbst an den Pranger gestellt zu werden?

Der Präfekt von Lyon hat eine Proclamation erlassen, die, wie folgt, beginnt: „Lyonnais, quittez votre deuil et revêtez vos habits de fête, S. A. R. le duc d'Orleans arrive dans nos murs. C'est l'arc-en-ciel qui annonce la fin de l'orage.“ Lautet das nicht wie deutsch? Könnte man nicht glauben, es wäre in Berlin geschrieben? Von einem Kronprinzen zu sagen: „es ist der Regenbogen,“ tönt freilich noch etwas familiär und revolutionär — der Deutsche hätte dafür gesagt: Höchstdieselben geruhen ein Regenbogen zu sein — doch übrigens ist gar nichts daran auszusetzen.

Samstag, den 3. December.

Herr Rousseau muß ja seinen Hofrath verdienen, und da war es seine Amtspflicht, den Artikel aus der Börsenhalle mitzutheilen. In der Münchner Hofzeitung habe ich ihn auch abgedruckt gefunden. Ich habe nur immer meine Freude daran, wenn ich wahrnehme, daß die aristokratische Partei nicht einen Schriftsteller von nur erträglichem Talente finden kann, der öffentlich ihre Sache vertheidigt. Heimlich, namenlos mag es zuweilen für Geld geschehen,

aber frei hervortretend, eine schlechte Sache zu vertheidigen, hat noch Keiner gewagt, dessen Namen guten Klang hat. Jeder fürchtet, sich verhaßt und lächerlich zu machen. Und so sind es immer einige arme Teufel von verlornem Geiste, die nichts mehr zu verlieren haben, welche dem Adel ihre Fäuste leihen. Zwar gibt es einige Männer von ausgezeichnetem Talente, wie Görres ist und wie Schlegel und Adam Müller waren, die sich gegen den Liberalismus ausgesprochen; aber sie kämpften weder für die Aristokratie, noch für den Absolutismus, sondern für die geistliche Macht, die dem Liberalismus feindlich gegenüber steht.

Habe ich denn behauptet, die Franzosen wären bei ihrem Rückzuge in Frankfurt mißhandelt worden? Da ich das Buch nicht habe, bitte ich Sie, die Stelle genau nachzulesen und mir darüber zu schreiben. Ich kann das unmöglich gesagt haben, weil mir gar nichts davon bekannt ist und ich es auch nicht einmal glaube. Ich habe nur erzählt, wie sich einige Franzosen hier geäußert. Auch habe ich nie geglaubt, daß Marschall Soult, der als Minister im Sinne seiner Regierung friedliche Gesinnung und Friedenszuversicht äußern mußte, an öffentlichem Tische von der Hoffnung der Franzosen, wieder nach Frankfurt zu kommen, gesprochen. Was ich gehört, habe ich Ihnen berichtet, und ich habe es in der guten Absicht drucken lassen, die Frankfurter Regierung aufmerksam zu machen, daß eine Zeit kommen könnte, wo es, mit den Franzosen feindlich zu stehen, der Stadt Schaden bringen möchte, und sie sich daher nicht mehr als sie muß, gegen das französische Volk unfreundlich zeigen solle. Mißverstanden kann man das in Frankfurt nicht haben, und wenn man mich doch getadelt, so war es gewiß aus jener alten engherzigen Philisterei geschehen, deren ganze Weisheit darin besteht, nichts Unangenehmes aufzurühren, sondern den ungesunden Schlamm sich anhäufen zu lassen, lieber, als daß man ihn wegführe, und die Nasen der Nachbarn dadurch belästige.

Die Geschichte mit der Gräfin *** werde ich in keine Zeitung bringen lassen. Das hätten Sie nicht nöthig gehabt mir zu untersagen. Ich werde nie gegen einzelne Menschen als öffentlicher Ankläger auftreten, auch nicht, wenn ich sie für schuldig halte. Was nicht Volksmassen sind oder Menschen, die ganze Massen und al=

gemeine Interessen repräsentiren, liegt ganz außer meinem Wirkungskreise, denn es liegt außer meiner Pflicht.

Der *** ist nur das Mundstück einer diplomatischen Trompete, das gar nicht weiß, was es bläst. Hätte ich aber den spielenden Mund selbst vor mir, würde ich ihm sagen: Sie glauben, es wäre mir blos um Geld zu thun! à la bonne heure. Das beleidigt wenigstens meinen Kopf nicht, und mein Herz nimmt so leicht nichts übel. Sie meinen aber auch, mich ärgert, daß ich noch keinen Orden bekommen! Vous n'y pensez pas, mon cher Baron. Ich gäbe den Heiligengeist-Orden, den Hosenband-Orden, die rothen und die schwarzen Adler und wie diese Zeichen der Dienstbarkeit sonst heißen, alle für einen Zahnstocher hin, den ich gerade in diesem Augenblicke nöthig brauche. Außer sie müßten mit Brillanten besetzt sein, für welche ich die Hälfte ihres Werthes bezahlte, weil sie in solcher Fassung die Hälfte ihres Werthes in meinen Augen verlören.

Seien Sie ruhig; Gott selbst recensirt meine Schriften; der erste Artikel ist schon erschienen, die Fortsetzung wird bald folgen. Der Bundestag, der sich, so lange er den Weichselzopf gehabt, ganz still, ganz ruhig, ganz warm gehalten; sich die Schlafmütze bis über den Mund herabgezogen; nichts sah, nichts hörte, nichts sprach, nicht an die freie Luft zu gehen wagte — er ist wieder munter geworden, seitdem die Polen besiegt; seit dem Falle Warschau's ist ihm das Herz gestiegen. Die kleinen deutschen Fürsten werden wie die Schulbuben zurecht gewiesen, sie sollten auf die Vollziehung der Carlsbader Beschlüsse künftig besser achten; ein neues Preßgesetz wird angekündigt; die Censurcommission in Frankfurt hat ihre Mannschaft ergänzt und sich auf den Kriegsfuß gesetzt; die Straßburger Zeitung wurde verboten. Kann man schmeichelhafter von meinen Briefen sprechen? Gerechter Gott! Nicht einmal den Muth hatten sie, eine kleine ausländische Zeitung zu unterdrücken, die ihnen seit dem ersten Tage ihrer Erscheinung wie der Tod verhaßt war, ehe sie die ganze Macht Rußlands zu ihrem Schutze bereit sahen. Jetzt wird man noch an größere Sachen gehen. Und ist man mit den Sachen fertig, sobald man alle Hoffnungen des Vaterlandes niedergerissen, wird man unter deren Schutt her-

vor auch die Menschen zerren, die in den Gebäuden wohnen, und sie dafür züchtigen, daß sie zu edel waren, so lange sie die Macht gehabt, sich gegen jede Rache zu schützen. An meinem Schmerze hat wenigstens getäuschte Hoffnung keinen Theil; ich wußte vorher, daß es so kommen würde. Aber die Andern! Der gute, feurige Welker hat zu früh Triumph! gerufen. Diese edeln oder schwachen Männer haben mich ausgelacht, als ich ihnen schon vor neun Monaten sagte: Seht euch vor, ihr werdet betrogen, benutzt die Zeit, seid schnell. Sie haben sich bedacht, als hätten sie die Ewigkeit gepachtet; sie sind den Schneckenweg des Rechts, der zaudernden Ueberlegung bergauf geschlichen und haben in ihrem Vertrauen den Verrath, in ihrer Gründlichkeit den Abgrund gefunden, und haben uns mit hineingezogen. Geschmaust haben sie mit den Edelleuten, gezecht haben sie mit den Ministern, und haben ihre geheimsten Gedanken dem Weine anvertraut, der sie den ewig Nüchternen verrathen.

Warum haben denn die Polen Frankfurt nicht berühren dürfen? War es wegen der Cholera, oder wegen der Freiheit? Die Amnestie des Kaisers Nikolaus gleicht der bekannten Rarität Lichtenbergs. Sie ist ein Messer ohne Klinge, woran der Stiel fehlt. Die Gnade! die Gerechtigkeit!

In Berlin haben sie Rottecks Weltgeschichte verboten. O! die Zeit wird kommen, wo sie alle Weltgeschichten verbieten, und der Natur drei Jahreszeiten streichen. Das ist der Status quo. Was ist der Status quo? So nennen sie jeden Ort, wo sie stehen geblieben, und stünde auch die ganze Welt hundert Meilen weit davon entfernt.

Der König von Baiern läßt sich aus allen Städten, Flecken und Dörfern des Landes von den Magistratspersonen im Namen der Gemeinde unterthänige Adressen schicken. Dieses papierne Heer soll gegen die rebellische öffentliche Meinung zu Felde ziehen. In einer solchen Adresse aus Wasserburg heißt es sehr naiv: „Den ausgesprochenen Grundsatz einer „weisen Sparsamkeit empfangen „wir — jedoch ohne Beschränkung der Allerhöchsten Person im „Wohlthun und im Glanz des Hofes und des Staates, mit ewigem „Danke." Die Wasserburger haben zwar einen schlechten Styl, aber

ein gutes Herz. Das ist die Hauptsache. Weiter. Ein Bairischer Staatsbeamte schloß seine Rede, die er bei einer öffentlichen Feierlichkeit gehalten, mit folgenden Worten: Haß und Verachtung jenen Abgeordneten, die es wagten, die Civilliste des Königs zu schmälern. Hu! das ist wahrhaftig melodramatisch.

Sonntag, den 4. December.

Die Sache der Emancipation der Juden hat auch in der Bairischen Kammer wieder eine deutsche ungeschickte Wendung genommen. Es ist das alte harte Räthsel, an dem ich mir schon fünf Jahre die Zähne stumpf beiße. Die Kammer hatte beschlossen, die Juden sollten den christlichen Staatsbürgern gleichgesetzt werden. Was war nun nach einer solchen Erklärung zu thun? Nichts. Man hatte nur alle Gesetze, welche eine Ungleichheit der Juden aussprechen, aufzuheben. Das war der Stoff einer einzigen Formel, einer einzigen Zeile. Aber was geschah? Nach Beendigung der Debatten beschloß die Kammer: „Se. Majestät den König in verfassungsmäßigem Wege zu bitten, vor allen eine genaue Revision „der über die Verhältnisse der jüdischen Glaubensgenossen bestehen„den Verordnungen vornehmen und den Entwurf eines auf Beseitigung der gegründeten Beschwerden der Judenschaft und die Er„leichterung ihrer bisherigen bürgerlichen Verhältnisse zielenden „Gesetzes den Ständen des Reiches vorlegen zu lassen.“ Da verliere Einer die Geduld nicht! Einer deutschen Regierung Zeit zu Verbesserungen geben, das heißt mit dem jüngsten Tage einen Vertrag abschließen. Wozu ins Teufels Namen alle diese Umständlichkeiten? Wenn die Juden emancipirt werden sollen, wozu denn noch vorher die langweilige Musterung alter Ungerechtigkeit? Soll man denn die bürgerliche Gesellschaft wie eine Uhr behandeln, die, wenn sie vorwärts soll, nachdem sie lange stehen geblieben, jede versäumte Viertelstunde nachschlagen muß? Darüber sterben ganze Menschengeschlechter in Elend und Kummer. Die Vertheidiger der Juden haben in München so wunderliche Reden geführt als ihre Ankläger. Einer der ersten sagte: die Juden seien zur Zeit ihrer Selbstständigkeit ein tapferes Volk gewesen, und die hartnäckige Vertheidigung von Jerusalem sei mit der von Saragossa zu ver=

gleichen. Aber, gerechter Gott! darauf kömmt es ja hier gar nicht an. Die staatsbürgerliche Gleichheit soll ja den Juden nicht als ein Verdienst, als ein Lohn, sie soll ihnen als ein unveräußerliches Recht zuerkannt werden. Schlimm ist für die Juden, daß der Deutsche in dieser Sache wie immer unter der strengen Regierung seines Herzens steht. Selbst um gerecht zu sein, muß der Deutsche lieben. Nun liebt man aber die Juden nicht. Aber der starke Mann der Wahrheit und des Rechts muß auch sein Herz zu meistern wissen. Sie wissen, wie meines für die Juden schlägt! Und habe ich sie darum nicht doch immer vertheidigt?

Ein und sechzigster Brief.

Paris, Donnerstag, den 8. December 1831.

Von meinen Briefen ist in allen Blättern, sogar in englischen die Rede. Im Constitutionnel heißt es unter andern: „C'est le nec plus ultra de la presse allemande libérale. Personne n'a encore osé écrire ainsi. C'est la témérité personifiée. Nos allemands peu éclairés, ressemblent à un homme longtemps emprisonné et privé de lumières, qui dès qu'on lui ouvre les portes pour le délivrer, est offusqué par la lumière qu'il ne peut supporter.“ Der Temps nennt mich einen „écrivain courageux“ und hebt es heraus, daß ich gesagt: besser einen Don Miguel zum Herrn haben, als einen mild väterlichen deutschen Fürsten. Der Artikel aus der Börsenhalle geht nach und nach in alle ministerielle und aristokratische Blätter über. Gestern las ich ihn in der Zeitung von Bern, — ein Kirchhof, wo der Hochmuth von fünf Jahrhunderten begraben liegt, und wo in dieser unserer Mitternacht alle Geister der alten Raubritter herumwandeln und heulen, daß Einem die Haare zu Berge stehen. Ihr tapfern Ritter, ihr Hofleute in eurer Narrenjacke, erhabene Säulen des Throns, treue Schildträger der Fürsten, brave Dämme gegen das wildbrausende Volk — wo seid ihr denn? Junker, Legationsräthe, Kammerherrn, tretet heraus, tretet hervor, erhebet euch. Höret, wie ein niedriger Knecht euch verhöhnt, euch

trotzt! . . Sie sind stumm, und fände sich nicht zuweilen ein Ochse von Bürger, der ihnen aus Dummheit seine gesalzene Zunge liehe, sie würden ersticken vor Wuth. Ich aber habe meine Freude daran, und ich möchte die ganze Junkerei mit mürben Brezeln bewirthen.

Freitag, den 9. December.

Ich kann Sie versichern, daß die schönste Posse auf dem Theater mich nie so sehr ergötzt hat, als die Schrift des Eduard Meyer. Und was an der einen Lust fehlte, ersetzte die Schadenfreude. Ich dachte bei mir: welch eine Sache muß es, welche Menschen müssen das sein, die solche Beschützer suchen und nur solche finden! Auch habe ich bei dieser Gelegenheit einem theilnehmenden, aber von dem gegen mich erregten Lärm etwas betäubten Manne geschrieben: „So sind Eure Vertheidiger, so ist Eure Sache, so seid Ihr selbst!“ Wenn Sie in meinen Worten etwas Wehmüthiges gefunden, so ist der gute Eduard ganz unschuldig daran. Ich erinnere mich nicht mehr, in welcher Stimmung ich damals geschrieben; aber es kann wohl sein, daß ich bei diesem Anlasse einen trüben Blick in unser trübes Vaterland geworfen und daß mich das etwas bewegte. Den Alexis Häring, den schicken Sie mir ja sobald als möglich; der erspart mir fünfzig Sous und fünf Stunden Zeit für ein Boulevard-Theater. Ich kenne ihn von Berlin her, es ist ein ungesalzener Häring. Vor meiner Rache ist er sicher. Wäre er ein Milchner, salzte ich ihn vielleicht; aber solch einen Rogner kann ich zu gar nichts brauchen. Auch würde ich mich wohl hüten, dem Leipziger Viehstalle zu nahe zu kommen. Ich bin kein Herkules, und dessen Keule war es auch nicht, die das Wunder gethan. Die Pleiße aber ist so dumm und flach, daß nur ein Paar Schnupftücher damit zu reinigen sind. Guter Gott! Wenn man diese Menschen erst persönlich kennt, dann ist man gar entwaffnet und wehrlos. Dieser Willibald Alexis — pfui, es ist mir, als sollte ich mit Rühreiern Krieg führen. Ein platter, abgeschmackter Osterfladen, eingeschrumpft und altbacken, wie er am zweiten Pfingsttag aussehen und schmecken würde . . . Nun, wie gefalle ich Ihnen? Habe ich nicht schon viel profitirt von meinem Eduard? Also den Häring schicken sie mir.

Die schönen Frankfurter Mädchen werden sich wohl zu trösten wissen, wenn sie in keiner Leihbibliothek meine Briefe werden bekommen können. Clauren ersetzt mich ihnen vom Samstag Abend bis Montag Morgen. Die andern Leser werden Mittel finden, sich das Buch auf andere Art zu verschaffen. Fünfzig Thaler Strafe! das ist ein starkes Lesegeld! Mir fällt dabei nur immer ein, daß in Frankfurt, Hamburg und andern deutschen Landen, wo man nie nach Thalern rechnet, doch immer nach Thalern bestraft wird. Das beweist, daß man Gesetze in Anwendung bringt, deren Form wie deren Geist veraltet ist. So wäre denn mein Buch in Deutschland vogelfrei erklärt. Das war gar nicht nöthig, ich habe es ja selbst gethan. Frei wie ein Vogel, sollte es in den Lüften schweben, erhaben über dem stinkenden Nebel der Polizei und dem feuchten Dunstkreise angstschwitzender Bürger. Es wird schon herabpfeifen durch Nebel und Dunst und sieht man es auch nicht, wird man es doch immer hören.

Die Affen-Cultur hat hier seit der letzten Revolution große Fortschritte gemacht. Sonst beschränkte sich die Kunstfertigkeit der Affen auf den Schauplatz der ebenen Erde. Sie tanzten, zogen den Hut ab, zerrten die Mädchen an den Röcken, putzten den Herren die Stiefel, und forderten höflich Geld ein. Das war alles gut und einträglich. Doch entging den armen Savoyarden die Theilnahme und das Soustück der Hausbewohner, die in den obern Stocken wohnten und nicht gerade am Fenster lagen. Jetzt aber haben sie die Affen abgerichtet, an langen Stricken festgehalten die Häuser hinaufzuklettern, auf den Geländern der Balkone herum zu spazieren, vor das Fenster zu springen und an die Scheiben zu klopfen. Diese geniale Industrie ist höchst ergötzlich. Doch muß ich sagen, daß es oft eine unangenehme Ueberraschung für die Leute im Zimmer sein mag. Denken Sie sich, eine junge schöne Dame säße auf dem Sopha neben ihrem Vetter, durchblätterte mit ihm les feuilles d'automne von Hugo und wäre sehr zerstreut — und jetzt pochte plötzlich ein garstiger Affe an das Fenster und guckte neugierig und spöttisch in das Zimmer hinein — das wäre ja ein größerer Schrecken, als wenn der Mann unerwartet aus dem Comptoir wieder heraufkäme, weil er seine Brille vergessen. Ich begreife nicht, wie die

Polizei solche Friedensstörung dulden kann; es müßte denn sein, daß sie selbst die Affen zu Hausspionen angestellt. Es wäre gar nicht unmöglich. So ein Affe hat Verstand genug dazu.

Zwei und sechzigster Brief.

Paris, Mittwoch, den 14. December 1831.

Gestern hat sich Mauguin mit dem Deputirten Viennet geschlagen. Mauguin vergaß sich und nannte die Kammer eine ministerielle; Viennet, selbst ein Ministerieller, vergaß sich auch und nannte den Mauguin einen schamlosen Menschen. Das beleidigte ihn, und er forderte Viennet. Ich finde es aber lächerlich, daß er einen Vorwurf, den er Andern gemacht, nicht selbst annehmen wollte. Darauf wurden zwei Pistolen geladen, und mit nicht mehr und nicht weniger als zwei Schuß Pulver wurden zwei Ehren wieder hergestellt. In England und Deutschland wird so etwas gewöhnlich mit mehr Ernst getrieben, hier aber wird oft eine Komödie daraus gemacht; denn ich vermuthe sehr, daß man falsch ladet. Wäre ich Secundant, ich thäte eine gute Kugel hinein. Zwar wäre der Welt mit einem Narren weniger nicht geholfen; aber ich thäte es aus Bosheit.

Meine Pariser Briefe sind jetzt bei den hiesigen Buchhändlern angekommen, und ich habe sie gelesen mit einer Ruhe und Gleichgültigkeit, mit der man die Rechnung eines Schneiders liest, wenn, um sie zu bezahlen, es weder an Geld noch gutem Willen fehlt. Ich würde kein Wort zurücknehmen, wenn ich sie heute schriebe, und keine einzige Rede nur um einen Lichthauch bläßer machen. Grob sind sie freilich, wie man sie gefunden. Wer hieß aber auch die dummen Menschen ihnen so nahe treten, und sie durch die Brille betrachten? Sie sind grob, wie Fresco-Gemälde sind und sein müssen, die in einiger Entfernung angeschaut werden sollen. Auf der frischen, noch feuchten Gegenwart gemalt, mußten die Züge schnell der entschlossenen Hand nachstürzen, durften nicht hinter zaudernder Bedenklichkeit nachschleichen. Dem Volke, das in weiten Kreisen umhersteht und kein Vergrößerungsglas gebraucht, fällt es

gerade mit dem rechten Maße in die Augen. Wie freue ich mich, daß mir das gelungen; wie froh bin ich, daß ich der pastellfarbigen Artigkeit entsagt, die den verzärtelten Diplomaten so gut gefällt, weil sie es weglächeln, sobald es ihnen nicht mehr behagt. Nein, diesmal habe ich tiefe Furchen durch ihre Empfindung gezogen, und das wird Früchte tragen; denn selbst für ihre eigenen Felder ist die Saat nicht in ihrer Hand — Gott sorgt dafür. Daß man mir nur das Herz öffne, feindlich oder freundlich, gleichviel; beides ist mir willkommen, denn beides nützt der guten Sache.

Heine hat gegen die zwei Hamburger Künstler Meyer und Wurm, die noch frescoartiger gemalt als ich selbst, einen Artikel geschrieben. Gelesen habe ich ihn nicht, er sprach mir blos von seinem Vorsatze. Es war ihm aber gar nicht darum zu thun, mich zu vertheidigen, sondern sich selbst, da er zugleich mit mir angegriffen worden. Heine hat darin eine wahrhaft kindische Eitelkeit; er kann nicht den feinsten, ja nicht einmal den gröbsten Tadel vertragen. Er sagte mir, er wolle jene Menschen vernichten. Das dürfte mir gleichgültig sein. Zwei Spatzen weniger in der Welt, das hilft zwar nichts, kann aber doch nichts schaden. Den Artikel schickte er an Cotta für die Allgemeine Zeitung; nun schrieb ihm dieser zurück: Es möchte doch seine Bedenklichkeit haben, eine Schrift zu vertheidigen, worin mit ausdrücklichen Worten stände, jedes Volk dürfe seinen König absetzen, sobald ihm seine Nase nicht mehr gefiele. Geduld, himmlische Geduld! Was fange ich nun mit solchen Menschen an, die ganz ernstlich glauben, ich hätte den Völkern gerathen, ihre Fürsten zu verjagen, sobald sie mit deren Nasen unzufrieden würden? Wie würde es mir ergehen, wenn ich gegen solche Anschuldigungen mich vor deutschen Richtern zu vertheidigen hätte? Wenn ich sagte: Meine Herren, Sie müssen das nicht so wörtlich nehmen — nun, ich glaube, das glaubten sie mir vielleicht. Was würde mich das aber nützen? Sie würden erwiedern: Sie hätten aber bedenken sollen, daß Sie nicht blos für gebildete Leser schreiben, sondern daß auch eine große Zahl Ungebildeter Ihre Werke liest, die, keiner Ueberlegung fähig, sich nur an den Wortverstand halten. Zu dieser Bemerkung würde ich schweigen, und sagen: laßt mich in das Gefängniß zurückführen. Alles Reden wäre

doch vergebens. Stünde ich aber vor einem deutschen öffentlichen Gerichte, wären Geschworne da, und säße Volk auf den Gallerien, würde ich mich wie folgt vertheidigen: Meine Herren! Der Deutsche „ist ein Krokodill (Allgemeines Geschrei des Unwillens. Krokodill! „Krokodill! zur Ordnung, zur Ordnung!) ... Meine Herren, der „Deutsche ist ein Krokodill. (Zur Ordnung, zur Ordnung! Der „Präsident: Sie mißbrauchen das Recht der Vertheidigung ...) „Meine Herren, der Deutsche ist ein Krokodill — aber ich bitte Sie, „lassen Sie mich doch zu Ende reden. Wenn ich sage, der Deutsche „ist ein Krokodill, so meine ich gewiß nicht damit, der Deutsche sei „ein wildes, grausames, räuberisches Thier wie das Krokodill, und „weine heuchlerische Kindesthränen. Ich denke gerade das Gegen„theil. Der Deutsche ist zahm, gutmüthig, räuberlich, aber gar „nicht räuberisch, und weint so aufrichtige Thränen, als ein Kind, „wenn es die Ruthe bekömmt. Wenn ich das deutsche Volk ein „Krokodill genannt, so geschah es blos wegen seiner Körperbedeckung, „die ganz der eines Krokodills gleicht. Sie hat dicke harte Schup„pen, und ist wie ein Schieferdach. Was Festes darauf fällt, prallt „ab, was Flüssiges, fließt hinunter. Jetzt denken Sie sich, meine „Herren, Sie wollten ein solches Krokodill thierisch magnetisiren; „zweitens, um es später von seinen schwachen Nerven zu heilen; „erstens, um es früher hellsehend zu machen, daß es in sein In„neres hinein schaue, seine Krankheit erkenne, und die dienlichen „Heilmittel errathe. Wie würden Sie das anfangen? Würden Sie „mit zarter gewärmter Hand auf den Panzer des Krokodills herum„streicheln? Gewiß nicht, Sie wären zu vernünftig dazu. Sie wür„den begreifen, daß solches Streicheln auf das Krokodill so wenig „Eindruck machte, als auf den Mond. Nein, meine Herren, Sie „würden auf dem Krokodill mit Füßen herum treten, Sie würden „Nägel in seine Schuppen bohren, und wenn dies noch nicht hin„reichte, ihm hundert Flintenkugeln auf den Leib jagen. Sie wür„den berechnen, daß von dieser großen angewendeten Kraft neun „und neunzig Hunderttheile ganz verloren gingen, und daß der „Hunderttheil, der übrig bliebe, gerade die sanfte und bescheidene „Wirkung hervorbrächte, die Sie bei Ihrem thierischen Magneti„siren beabsichtigen. So habe ich es auch gemacht. Wäre aber das

„deutsche Volk kein Krokodill, sondern hätte es eine zarte Haut, „wie die schöne Fürstin von***, dann hätte ich ihm nicht gesagt, „es dürfe einen Fürsten vertreiben, der eine unangenehme Nase „hat, sondern ich hätte wie folgt mit ihm gesprochen: „„Die Für- „sten — mag sie nun Gott oder der Teufel, oder mögen sie sich „selbst, mag die weise Vorsehung, oder mag der Narr Zufall sie „eingesetzt haben — sind bestimmt, die Völker, welche ihnen anheim „gefallen, nicht blos mit Gerechtigkeit, sondern auch mit Weisheit, „nicht blos mit Weisheit, sondern auch mit Stärke, nicht blos mit „Stärke, sondern auch mit Milde zu regieren. Wo sie dieses nicht „thun oder nicht vermögen; wo sie das Recht schmählich verletzen, „ihren eigenen Sünden oder denen ihrer Lustgesellen zu fröhnen; „wenn sie statt der ernsten Stimme der Klugheit den Possenliedern „der Thorheit ihr Ohr hingeben; wenn sie zu schwach oder zu feige „sind, den Verführungen und Drohungen fremder Fürsten zu wider- „stehen; wenn sie jedes Vergehen als eine Beleidigung ihrer Macht „blutig und tückisch rächen — ein so mißhandeltes, so mit Füßen „getretenes Volk darf und muß seinen verbrecherischen Fürsten vom „Throne stoßen und aus dem Lande jagen."" Hätte ich aber so mit „dem deutschen Krokodill gesprochen, wie viel von meinen Worten „wäre in sein Inneres gedrungen? Wenig, Nichts, ja weniger als „Nichts. Ein Deficit des Widerstandes wäre dabei herausgekommen, „und das Krokodill hätte meine Lehre so gedeutet: einem Fürsten, „der despotisch regiere, müsse man die Civilliste verdoppeln. „Darum sagte ich ihnen: ihr dürft jeden Fürsten verjagen, sobald „euch seine Nase nicht mehr gefällt. Deutsche Gutmüthigkeit bringt „von solcher Lehre neun und neunzig Hunderttheile in Abzug, und „dann bleibt gerade so viel übrig, als ihnen zu wissen gut ist, als „ich ihnen beizubringen mir vorgesetzt" .... (Allgemeines Beifall- klatschen.) Der Präsident: Alle Zeichen des Beifalls oder der Unzufriedenheit sind untersagt; wenn die Ruhe noch einmal gestört wird, werde ich den Saal räumen lassen .... Darauf ziehen sich die deutschen Geschwornen in ihr Zimmer zurück. Nach zehn Mo- naten, elf Tagen, zwölf Stunden und dreizehn Minuten treten sie wieder in den Saal, und erklären den Angeklagten für nicht schuldig. Todesstille. Die Geschwornen sehen sich um und werden

bleich. Während ihrer Berathschlagung waren Angeschuldigte, Richter, der Procurator des Königs, der Vertheidiger, sämmtliche Advokaten und Zuhörer, alle Hungers gestorben und schon in Fäulniß übergegangen. Diese traurige Geschichte hatte in Deutschland großes Aufsehen gemacht, und Herr von Kamptz in Berlin benutzte sie geschickt und ließ in Jarke's antirevolutionärem Tendenzblättchen einen Aufsatz drucken, worin er aus der neuesten Erfahrung bewies, daß ein Schwurgericht für Deutschland gar nicht passe.

Sie aber, Sie, was halten Sie davon? Finden Sie nicht, daß ich Recht habe? Aber mein Gott! Sie haben gar nicht Acht gegeben. Sie waren zerstreut, und ich weiß auch warum. Während meiner langen Rede haben Sie an nichts gedacht, als wer die Fürstin sei, deren schönen Teint ich gelobt. Ich werde mich wohl hüten, das zu gestehen. Indem ich es verschweige, werden alle deutsche Prinzessinen die Schmeichelei auf sich beziehen, und ich werde dadurch sechs und dreißig regierende Herzen gewinnen, welches mir sehr nützlich sein kann, wenn ich einmal früher oder später in die rauhen Fäuste irgend einer deutschen Polizei plumpe.

— Gestern habe ich einem Welt-Essen beigewohnt. Nicht einem Essen, wo, wie in manchen Ländern Europa's, die Welt von wenigen Mäulern gespeist wird; sondern wo die Welt durch ihre Repräsentanten selbst speist. Ich habe Nord- und Südamerikaner, Egyptier und Ostindier, Schweden, Polen, Franzosen, Engländer, Deutsche, Schweizer, Italiener um einen Tisch versammelt gesehen. Nur Russen waren keine da; denn diese, mit den Markknochen der Polen angenehm beschäftigt, verschmähen jetzt die magern Beefsteaks von gewöhnlichen Ochsen. Herr Jullien, Herausgeber der bekannten Revue encíklopädique, versammelte seit vielen Jahren seine Freunde und die es werden sollen — das will sagen alle Welt — monatlich einmal zu einem encyklopädischen Diner. Die Gesellschaft ist gewöhnlich mehr als hundert Personen stark; gestern aber waren es höchstens dreißig. Ihnen die kleinen Götter, die berühmten Polen, Italiener, Franzosen zu nennen, wäre zu weitläufig; die berühmten Frankfurter herzuzählen, wäre kürzer, aber das verbietet mir die Bescheidenheit. Von europäischem Rufe war nur ein einziger Mann gegenwärtig, Sir Sidney Smith, dessen Biographie

Sie im Conversationslexikon finden. Er ist ein schöner und für sein Alter noch rüstiger Mann, und, was an einem Seehelden auffällt, er hat ganz die Art und Haltung eines feinen Parisers. Der würde nie, wie Jean Bart, Tabak im Vorzimmer eines Königs rauchen. Ich habe mich sehr unterhalten. Aber, mein Gott, ich erstaune über die Menschen, welchen in Paris nicht aller Ehrgeiz zu Ekel wird. Diese Stadt ist eine Kloake des Ruhms, die ihn auf dunkeln und schmutzigen Wegen in den nächsten Bach schwemmt, worin er immer weiter und weiter, bis in das Meer der Vergessenheit fließt. Sidney Smith wohnt seit vielen Jahren in Paris. Seine Tochter wohnt auch hier und ist an den Baron Delmar (Ossianischer Name), einen getauften Juden und geadelten Liferanten aus Berlin, verheiratet. Man erzählte mir von ihm, daß er nur Personen vom höchsten Stande empfange, und man, um in seinem Hause Zutritt zu erhalten, mehr Ahnen bedürfe, als man ehemals von einem deutschen Domherrn forderte. So ist es aber in allen Ländern; christlicher Adel und jüdisches Geld haben eine unglaubliche Affinität gegen einander, und darum ist die Faubourg St. Germain jeder Residenz eigentlich eine Vorstadt Jerusalems.

Ein junger Mensch aus Genf ließ, als er meinen Namen hörte, sich mir vorstellen, und äußerte: er habe schon längst den Wunsch gehabt, mich kennen zu lernen. Sie wissen ja, wie ich bei solchen Gelegenheiten mit meinem Pagodenkopf wackele; ich lache mich immer selbst aus, und erst später den Andern. Der junge Neugierige nahm bei Tische seinen Platz neben mir. Ich fragte ihn, wie es ihm in Paris gefiele? Er erwiederte: Die Politik verleide ihm seinen ganzen Aufenthalt. Ich stutzte; doch weiß ich mich leicht in solche Denkungsart zu finden. In meinem eignen Kopfe ist eine große Landstraße ganz mit dieser Gesinnung gepflastert. Ich erwiederte: ja wohl wäre es traurig, daß Politik, Regierung, Staat, Gesetz, Freiheit, Alles nur Werkzeuge, das Glück der Menschen zu bereiten; Alles nur Wege, sie zur Kunst, Wissenschaft, zum Handel, zu häuslichem Glücke, zu brüderlicher Gesellschaft, zum Vollgenusse des Lebens zu führen — daß diese Werkzeuge mit dem Kunstwerke selbst, daß die Wege mit dem Ziele verwechselt werden; daß man vor lauter Arbeiten es zu keiner Arbeit bringt; daß die grausamen

Kriege der Regierungen gegen ihre Völker und die thörichten Völker unter sich selbst alle Kräfte der Menschheit verzehren; daß die letzte Verwünschung den letzten Athemzug ausgeben und der Frieden Keinen mehr finden wird, der ihn genießt. Aber zu diesem Standpunkte der Betrachtung folgte mir der junge Mann nicht; die Politik war ihm zuwider, wie dem Dichter Robert in Baden-Baden. Darüber verwunderte ich mich. Ich fragte ihn, ob er in Paris studire und was? Er erwiederte, daß er sich der deutschen Philosophie ergeben, und jetzt beschäftigt sei, ein Werk von Schelling ins Französische zu übersetzen. Er kannte die ganze philosophische Literatur der Deutschen, sogar die Werke Carove's, des Biographen Gottes. Im nächsten Frühling will er nach München gehen. Also das war's! Es ist nicht nöthig, daß ich mich hierüber auslasse; ich habe das schon oft besprochen. Als ich ihm einmal Salat präsentirt, der noch nicht angemacht war, dachte ich: Als deutscher Philosoph hätte er es vielleicht gar nicht bemerkt.

Beim Dessert wurden wie üblich Toaste ausgebracht. Zuerst: à l'union des peuples! Dann wurden alle Völker durchgetrunken. Zuerst die Polen. Herr Jullien kündigte an, die Gesellschaft würde den Generalen Romarino, Langermann und Schneider und der Gräfin Plater, der polnischen Amazone, die in diesen Tagen hier ankommen würde, im nächsten Monate ein Fest geben. Darauf stand ein junger Pole auf, Herr von Plater, Vetter der Gräfin, und dankte im Namen seiner Nation. Endlich kam auch die Reihe an die Deutschen — ganz zuletzt. Herr Jullien trank aber nicht auf die Gesundheit des ganzen deutschen Körpers, sondern nur auf die seiner schwachen Füße, auf das Wohl de cette partie de l'Allemagne, welche Freiheit habe, fordere, vertheidige. Ich, *** und ein Berliner, den ich nicht kenne, waren die drei anwesenden Deutschen. Der Berliner war wohl ein Hegelianer, oder dachte an die Cholera oder an Köpenick und schwieg. Mir durfte zu reden gar nicht einfallen, weil ich schlecht Französisch spreche. Aber ***, der es gut spricht, forderte ich auf zu antworten. Doch er schwieg. Und er schwieg nicht allein, er wurde noch roth als hätte er gesprochen. Stumm und roth wie ein Krebs! Ich schämte mich — nein, das ist das rechte Wort nicht — es schmerzte mich. Und

warum habe ich nicht gesprochen? Der Pole vor mir sprach viel schlechter Französisch, als ich. Und mir war das Herz so voll, daß ich eine ganze Stunde hätte sprechen können, und ich hätte vermocht, Alles so schnell niederzuschreiben, als es hätte gesprochen werden müssen. Aber mir kam in den Sinn, was wohl meine Aengstlichkeit entschuldigt, aber das Gefühl derselben nur noch bitterer macht. Ich bedachte: ein Pole, ein Spanier repräsentirt ein Vaterland, sein Volk steht hinter ihm, was er spricht sind nicht Worte, er berührt Tasten, die Thaten wiederklingen, er erinnert, man hört nicht ihn, man hört die Vergangenheit, man sieht das weit entfernte Land. Aber was repräsentire ich, an welche Thaten erinnere ich? Ich stehe allein, ich bin ein Lakai und trage, wie alle Deutsche, die Livrée des Grafen von Münch-Bellinghausen. Man hätte mich als einen Schriftsteller, als einen Redner beurtheilt; man hätte mich, nachdem ich gut oder schlecht gesprochen, wie einen Schauspieler beklatscht oder ausgepfiffen. Da stockt das Blut, da steht die Zunge still. Mag sich schämen, wem es zukömmt. Arndt wäre freilich nicht in Verlegenheit gekommen. Er hätte gesprochen von den Sygambern und Cheruskern, von den Katten und Franken, von Allemanen, Friesen, Chaucern, Vandalen, Burgundionen, Quaden, Markomanen, Bajoariern, Hermunduren und Teutonen. Er hätte gesprochen — von Gauen, von Hermann dem Cherusker, vom Teutoburger Wald, von Marobodäus und den Hohenstaufen. Aber ich bin nicht Arndt. Ich kenne nur die Deutschen des Regensburger Reichstags und des Wiener Friedens, und die sind nicht weit her.

Bei Tische wurde auch angekündigt, daß eine aus polnischen und französischen Gelehrten gebildete Gesellschaft den Vorsatz gefaßt, alle classischen Schriften der Polen, etwa fünfzig bis sechzig Bände, in das Französische zu übersetzen, um mit dem Ertrage des Werkes die dürftigen Polen zu unterstützen. Gewiß, die Franzosen haben eine gute Art, wohlzuthun. Die Rauhheit ihrer Regierung gut zu machen, thut das auch Noth. Schmach und Unglück über die heuchlerischen Erbschleicher der Julirevolution! Keiner der vertriebenen Polen darf nach Paris; sie werden wie Vagabunden auf vorgeschriebenen Wegen nach dem südlichen Frankreich gewiesen,

und dort unter Aufsicht der Polizei gestellt. Man will sie an das Mittelländische Meer führen, um sie dann bei Strafe des Hungertodes zu zwingen, unter den Truppen von Algier Dienste zu nehmen. Afrika oder Sibirien — diese Wahl gibt ihnen Louis Philipp! Um diesen Preis erkauft sich der Krämer Perrier den Bruderkuß des Grafen von Nesselrode!

Vor einigen Tagen hat man einen Menschen festgenommen, der vor dem Theater sich an den Wagen des Königs zu drängen suchte. Man fand Pistolen und einen Dolch bei ihm. Mag nun sein, daß die Polizei diesen Menschen abgerichtet, um den König zu schrecken, und zur Tyrannei zu führen; oder mag ernstlich ein Mordversuch stattgefunden — beides sind schlimme Zeichen. Dieser König leidet an einem bösen innern Geschwüre und er wird nie mehr gesunden.

Freitag, den 16. December.

Was ist denn das für eine Geschichte mit dem Oehler, wovon die heutigen Blätter sprechen? Lassen Sie mir doch durch *** über die Sache genau berichten und der Wahrheit gemäß. Es heißt, der Oehler habe schwören müssen, daß er nie darüber sprechen wolle, aus welchem Grunde er arretirt worden sei. Das ist eines der teuflischen Mittel, welche deutsche Regierungen seit fünfzehn Jahren oft angewendet, ihre verborgenen Missethaten mit ewiger Nacht zu bedecken. Ein Thor und ein pflichtvergessener Mensch, wer einen solchen abgefolterten Eid hält! Es ist der Eid, zu dem ein Räuber mit gezücktem Dolche uns zwingt, daß wir seine Missethat nicht verrathen, damit er ferner ungestört rauben und morden könne. Jeder gute Bürger ist es seinem Vaterlande, dem mißhandelten Rechte, dem beleidigten Himmel schuldig, an den Tag zu bringen, was gottvergessen im Dunkeln waltet, und einen Eid zu brechen, der ihn zum Mitschuldigen einer Schandthat macht und ihn an die Sünder kettet. Wie! Könige haben den Eid gebrochen, den sie ungezwungen der Freiheit geschworen, und ein Bürger sollte verpflichtet sein, zum Vortheile der Tyrannei einen Schwur zu halten, den ihm die grausamste Gewalt abgepeinigt? Nimmermehr. Das fordert der Himmel nicht, ja das weist er zurück.

Drei und sechzigster Brief.

Paris, Samstag, den 17. December 1831.

Meine Briefe, wie ich gestern hier vom Buchhändler hörte, werden besonders viel von Engländern gekauft. So wäre ja die Zeit schon gekommen, die ich vorher gesagt, wo die neugierigen Reisenden, ihre Antiquités de l'Allemagne in der Hand, unser Vaterland besuchen. Die Engländer sind hier wie immer voraus; ich bin ihr Vasari, sie kaufen mich und stecken mich in die Tasche.

Ich glaube es nimmermehr, daß Herr von Nagler gesagt hat: dieser Dr. Börne verdiente, daß man ihm fünf und zwanzig aufzählte. Ich kenne Herrn von Nagler sehr genau; ich habe vor einigen Jahren in Schlangenbad ihm täglich das Essen bringen sehen; es ist nicht möglich, daß ein Edelmann die Gesinnung eines Lakaien habe, daß ein Minister wie ein Stallknecht spreche. Indessen habe ich doch für den möglichen Fall, daß es wahr sei, dem Herrn von Nagler die fünf und zwanzig Stockprügel in Rechnung gesetzt, und ich werde sie ihm früher oder später vergüten.

Die Pariser Briefe hat der Buchhändler hier schon alle verkauft. Sie werden in das Englische übersetzt. Dagegen habe ich nichts. Geist und Sprache der Engländer weiß sich mit allem Deutschen innigst zu verschmelzen. Aber die französische Uebersetzung, an die man auch denkt, würde ich hintertreiben, wenn es in meiner Gewalt stünde.

In der Nürnberger Zeitung, ein Unter-Blättchen, wo die Hühneraugen und Frostbeulen der ärmsten Teufel von Schriftstellern sich versammeln, heißt es in einem Schreiben aus Berlin: „Börne's Briefe aus Paris, die hier großes Aufsehen gemacht, „wurden allgemein mit Verachtung und Abscheu aufgenommen und es ist erstaunlich, wie dieser Börne, der sonst bei den „Berlinern so hoch gestanden, plötzlich so tief sinken konnte." So oft ich solchen Bettelvogt-Styl lese, bekomme ich die größte Lust, einmal gegen mich selbst zu schreiben, um den armen deutschen Ministerial-Kanzlisten zu zeigen, wie man lügen könne, ohne sich lächerlich zu machen. Ich weiß es besser, wie ich in Berlin gewirkt. Für

gar viele war ich ein Pfropfenzieher, und mancher eingeschlossene Geist ist hoch hinauf bis an die Decke gesprungen, nachdem ich ihn von der Angst des Eisendrahts befreit.

Montag, den 19. December.

Neulich war ich im Théâtre de la Gaieté, welches ich früher noch nie besucht. Seitdem haben Wind und Frost meine Augen wieder getrocknet; denn wahrhaftig, gleich darauf hätte ich Ihnen gar nicht davon schreiben können. Nie in meinem Leben habe ich so viel geweint, als in diesem Théâtre de la Gaieté. Ich hatte mich nicht vorgesehen, hatte meine Augen nicht verriegelt, und jetzt stürzte die spitzbübische Rührung herein und raubte allen Verstand in meinem Kopfe. Dieses Theater ist das vornehmste unter den gemeinen, unter den Boulevards-Theatern. Das volle Haus gewährte einen wohlthuenden, sanft erwärmenden Anblick, und nie habe ich mich zwischen den Acten so behaglich gefühlt als hier. Das Aufziehen des Vorhanges störte mich jedes Mal. Die Zuschauer gehörten alle zu den niedern Bürgerclassen, die den Mittelstand von dem Pöbel trennen. Meistens Weiber und Mädchen, sehr wenige Männer. Sie trugen alle weiße Häubchen. Sie können sich nichts Lieblicheres denken. Alle Gallerien rund umher, von oben bis unten und das ganze Parterre, waren weiß. Ich wußte vor lauter Wohlgefallen gar nicht, womit ich diesen schönen Anblick vergleichen sollte. Bald erschien es mir wie ein beschneiter Wald; bald wie ein Bleichgarten, wo die Wäsche zum Trocknen aufgehängt ist; bald wie eine Heerde (aber gutmeinender) Gänse; bald wie eine Lilienflur, auf welcher die wenigen vornehmen und farbigen Hüte als Tulpen hervorstanden. Jetzt war zu bewundern der Fleiß und die Aufmerksamkeit dieser Zuschauerinnen den ganzen Abend. Diese guten Mütter und Töchter sind nicht abgestumpft, sie gehen selten in das Theater und sehen wohl nur einmal das nämliche Stück. Sie kommen mit einem tüchtigen Hunger und wollen sich satt hören und sehen. In der Mitte der ersten Gallerie, ganz genau in der Mitte, wo bei uns die Prinzessinnen sitzen, saß, wie ein Solitär in einem Ringe, ein Marktweib, fleischig, rothwangig, mit Armen wie junge Tannen. Ich konnte kein Auge von ihr abwenden. Sie hatte ihre

verschränkten Arme auf die rothgepolsterte Lehne gelegt und starrte regungslos fünf Stunden lang mit durchbohrender Aufmerksamkeit nach der Bühne hin. Es war, als hätte sie die Worte schockweise gekauft und bezahlt, und zählte ängstlich nach, ob sie keines zu wenig bekomme. Und jetzt das allgemeine Weinen! Nein, einen solchen Augenbruch habe ich nie gesehen. Wer Augen hatte, weinte; wer ein weißes Schnupftuch, trocknete seine Thränen; wer ein farbiges (das ist keine Erfindung) ließ sie fließen. Ich selbst, als ich mich umhergesehen, und wahrnahm, wie wenige Menschen im Hause waren, die das Recht hatten mich auszulachen, weinte auch. Der Polizei-Commissär des Theaters, der neben mir saß, sah mich recht freundlich und gutmüthig an und dachte wohl bei sich: gäbe es doch keine schlimmere Volksbewegung als diese, dann wäre es ein Vergnügen, Polizei-Commissär im quartier du Temple zu sein! Warum haben wir so viel geweint? Sie sollen es erfahren. Vorher aber ziehen Sie auf eine Viertelstunde einen Ueberrock an, setzen einen runden Hut auf — kurz — ich bitte Sie, machen Sie mir durch weibliche Bedenklichkeiten die Arbeit nicht so sauer. Ich habe wenig Zeit; Europa wartet auf mich.

Das Drama heißt: Il y a seize ans; den Stoff mögen sie wohl aus Deutschland geholt haben; aber die Bearbeitung scheint eigenthümlich. Sie ist gut genug, und für Paris von einer seltenen Vollendung. Ich habe nie ein Schauspiel gesehen, das, ohne den geringsten Kunstwerth zu haben, doch eine theatralische Wirkung hervorbringt, der man sich den andern Tag nicht zu schämen braucht. Hören Sie! Amalie, die Tochter des Grafen von Clairville, 32 Jahre alt — vergessen Sie dieses Alter nicht; sind es doch nur Jahre einer Andern! — wird gleich bei ihrem ersten Auftreten als ein höchst liebenswürdiges, höchst achtungswerthes Frauenzimmer erkannt. Sanft, bescheiden, von der zartesten weiblichen Sittsamkeit, hat ihr das reifere Alter nichts genommen, als die Leidenschaftlichkeit, mit der man in der Jugend jedes Leid erträgt, und der unvermälte Stand ihr nichts gegeben, als einen Reichthum von aufgesparter Liebe. An dem Tage, wo wir sie kennen lernen, erwartet sie den Baron von Saintval, den ihr bestimmten Gatten, um sich mit ihm zu verloben. Der Baron ist vierzig Jahre

alt und ist nicht blos ein untadelhafter Mann, sondern auch ein Mann von den angenehmsten und schätzenswerthesten Eigenschaften. Die Gräfin erkennt seinen Werth, aber sie fühlt keine Liebe für ihn. Sie liebt nicht einen Andern, sie hat nie geliebt. Doch sie hat eine tiefe Abneigung gegen die Ehe, und nur um ihren Vater vor Verarmung zu schützen, in die ihn ein erlittener Unglücksfall zu stürzen droht, reicht sie dem reichen Baron die Hand. Es ist aber hier keiner von den gemeinen Händeln, wo ein pflichtvergessener Vater das Glück und die Seligkeit seines Kindes seiner eigenen Behaglichkeit aufopfert und wo ein unerfahrenes, pflichtmißdeutendes Kind ein solches Opfer bringt; sondern es findet ein edleres Verhältniß statt. Graf Clairville hatte im Jahre 1814, als der Feind nach Frankreich kam, von dem alten Baron Saintval eine halbe Million in Papieren anvertraut bekommen. Er verschloß das Portefeuille in eine geheime Schublade seines Secretärs, und von dort wurde es ihm auf eine unerklärliche und unerklärt gebliebene Weise entwendet. Der alte Baron starb unterdessen; Keiner wußte von dem anvertrauten Vermögen, nicht einmal der Sohn des Barons. Aber Graf Clairville verkannte keinen Augenblick die Stimme der Ehre und der Pflicht und beschloß, mit Aufopferung seines ganzen Vermögens dem Erben seines verstorbenen Freundes den Verlust zu ersetzen. Doch durfte ihn seine Verarmung in alten Tagen und die Hülflosigkeit seiner Tochter schmerzen, und als der Baron um deren Hand anhielt, ihm erlaubt sein, ihre Abneigung gegen die Ehe zu überwinden, um seine Pflicht mit seinem Vortheile zu vereinigen.

In dem Hause des Baron Clairville und unter dem Schutze der Tochter lebte ein 16jähriger Knabe, Namens Felix. Die Gräfin hatte ihn als Findelkind aufgenommen und ihn erzogen. Sie war dem Knaben mit mütterlicher Liebe zugethan, und dieser hing an ihr mit der zärtlichsten Neigung eines Sohnes. An dem Tage, der zu ihrer Verlobung bestimmt war, sehen wir die Gräfin in der heftigsten Gemüthsbewegung. Sie hat den unvermeidlichen Entschluß gefaßt, den Knaben vor Ankunft ihres Verlobten aus dem Hause zu entfernen. Sie ruft Felix herein, drückt ihn mit Schmerz und Liebe an ihre Brust und kündigt ihm an, er müsse sie ver=

lassen. Der Knabe jammert verzweiflungsvoll. Die Gräfin kann nicht anders — den Knaben zu beruhigen, ihm die Nothwendigkeit seines harten Geschicks zu erklären, ihr eigenes Herz zu rechtfertigen, muß sie ihm gestehen, daß sie seine Mutter sei. Jetzt vermähle sie sich; ihre Ehre, ihr Glück, ihre Ruhe hänge von dem Geheimnisse ab, das den achtsamen Blicken eines Gatten nicht lange verborgen bleiben könne. Sie müßten sich trennen. Felix ist entzückt, in der geliebten Pflegemutter seine wahre Mutter zu finden. Er hat alles verstanden, er begreift alles; mit männlicher Fassung verträgt er sein trauriges Geschick und ist zum Opfer entschlossen. Er verspricht seiner Mutter, er werde das Geheimniß ewig bewahren, ihre Ehre ihm heilig sein. Felix wird der Begleitung eines alten Pächters anvertraut, der von dem Geheimnisse weiß. Er soll nach Paris geführt werden, wo die Gräfin für ihn sorgen will. Bei der Trennung gibt sie ihm Diamanten von großem Werthe und vieles Geld mit. Der Knabe geht und der Verlobte kömmt an. Baron Saintval hat immer eine Art Kälte in dem Betragen der Gräfin gefunden, eine unerklärliche Zurückhaltung, und der versteckte Kummer in ihren Zügen war ihm nicht entgangen. War es Abneigung gegen ihn, war es etwas anders — er wußte es nicht zu deuten. Jetzt im Begriffe, ein unauflösliches Band zu knüpfen, suchte er die Gräfin auf die liebevollste und zarteste Weise dahin zu bringen, daß sie ihm ganz ihr Herz öffne. Aber selbst die edelste Frau kennt den engen Schmugglerpfad, der sich zwischen der Wahrheit und der Lüge hinschlängelt, und weiß sich durchzuschleichen. Der Baron ist beruhigt, ist glücklich und hofft, die Freundin werde ihn noch lieben lernen. Der Ehevertrag wird unterzeichnet. —

Im zweiten Acte sehen wir die Scene in einem Walde. Dort, zwischen Felsen, ist eine Bande jener Brandstifter versammelt, die im letzten Jahre der Regierung Karls X. einen Theil Frankreichs verwüsteten, und deren Treiben man damals einer höllischen Politik der Regierung zuschrieb. Die Brandstifter waren benachrichtigt, daß sie von Soldaten verfolgt würden, und da der Weg zu ihrem Schlupfwinkel über eine schmale Brücke führte, die über einem Abgrund hing, sägten sie die Balken, welche die Brücke tru=

gen, so durch, daß man es äußerlich nicht wahr nahm, damit sie unter den nacheilenden Soldaten einbräche. Jetzt kam Felix mit seinem Begleiter. Der alte Pächter betrat zuerst die Brücke, sie brach, und er stürzte in die Tiefe, rettungslos. Felix springt entsetzt zurück, schreit nach Hülfe, und sinkt mit herzzerreißendem Jammer besinnungslos zu Boden. Ein alter Bettler von der Mordbrenner-Bande gibt dem Knaben liebreiche Worte, und bietet sich an, ihn bei hereinbrechender Nacht in eine nahe Pächterswohnung zu bringen. Der Bettler wollte diese gute Gelegenheit zu einer Schandthat benutzen. Ihm war von seinen Obern der Auftrag ertheilt worden, eben in jener Pächterswohnung Feuer anzulegen, und Felix mußte ihm dazu dienen, sich mit guter Art dort einzuführen. Er begleitet den Knaben dahin. Dort bei dem reichen Pächter war man gerade mit einem fröhlichen Erntefeste beschäftigt. Der Knabe, dessen Unglück der Bettler erzählt, wird aufs liebreichste aufgenommen; man sucht ihn zu beruhigen, man tröstet ihn. Um seine Herkunft, um seine Eltern befragt, schweigt Felix und weist sanft doch entschlossen die Theilnahme zurück. Das befremdet; doch die guten Leute schreiben es dem Schrecken, der Verwirrung des Knaben zu. Der Bettler wird von den Pächtersleuten für seine gutmüthige Sorge um den Knaben gelobt, beschenkt und eingeladen, die Nacht im Hause zuzubringen. Er lehnt das Anerbieten unter einem Vorwande ab und entfernt sich. Dem krankmüden Felix wird ein Lager bereitet. Als dieser eingeschlafen und alles im Hause ruhig war, schleicht sich der Bettler ins Haus zurück, wirft eine Brandbüchse auf ein Strohdach und eilt davon. Der Vorhang fällt.

Im folgenden Acte sehen wir die Pächterswohnung, noch den vorigen Tag ein Sitz des Wohlstandes, des Glücks und der Fröhlichkeit, in eine wüste Brandstätte verwandelt, und hören das Jammergeschrei der zu Grunde gerichteten Landleute; Felix, von Gensd'armen bewacht, bleich und zerstört, steht vor dem Maire und wird von ihm vernommen. Der Verdacht der Brandstiftung fiel auf ihn. Er war der einzige Fremde im Hofe, sein geheimnißvolles Wesen hatte gleich bei seinem Eintritt Aufmerksamkeit erregt, und übrigens war bekannt, daß Knaben zu solchen Brand-

stiftungen gebraucht wurden. Felix soll dem Untersuchungsrichter seinen Namen, Wohnort und seine Herkunft angeben; er sagt: das müsse er verschweigen. Man untersucht seine Taschen und findet Diamanten und Geld darin. Woher er sie bekommen, erklärt er nicht. Endlich wird er von einem der umherversammelten Landleute erkannt, der ihn früher auf dem Gute des Grafen Clairville gesehen. Felix behauptet standhaft, er kenne den Grafen Clairville nicht. Es wird ihm angekündigt, er würde dahin geführt werden. Der unglückliche Knabe, eingedenk seiner Mutter und ihres fürchterlichen Geheimnisses, geräth in Verzweiflung, fleht jammervoll, man möchte ihn nur nicht auf das Gut des Grafen Clairville bringen, er wolle alles eingestehen. Ja, er habe die Diamanten und das Geld dort gestohlen, er habe das Feuer angelegt. Nach diesem Geständnisse war es um so nöthiger, ihn auf das Gut zu bringen, und Felix wurde unter Bewachung, von dem Maire begleitet, nach Clairville geführt. Dort wurde am nämlichen Morgen die Trauung der Gräfin Clairville mit dem Baron Saintval vollzogen. Die Neuvermälten kommen aus der Kirche, eine glänzende Gesellschaft war im Salon versammelt, die Zeit vor dem Hochzeitsmale mit Spiel, Musik, Tanz zu verbringen. Die Gräfin war heiter, ihr Mann glücklich. Da wurde der Maire gemeldet, der in einer Sache, die das allgemeine Wohl beträfe, den Herrn und die Dame des Hauses sprechen müsse. Man läßt ihn eintreten (Felix, in einem Wagen bewacht, bleibt unten im Hofe). Der Maire wendet sich an die Gräfin und fängt seine Geschichte zu erzählen an. Diese begreift anfänglich nicht. Man hält ihr die Diamanten und den Geldbeutel vor Augen, die man bei Felix gefunden. Da wird es bei der Gräfin fürchterlich Tag; doch noch faßt sie sich. Sie erklärt, sie habe wirklich das Alles dem Knaben geschenkt. Der Maire erwiederte: der Knabe selbst bekenne, es gestohlen zu haben. Die Gräfin begreift Felix' Edelmuth, der, ihr Geheimniß nicht zu verrathen, lieber freiwillig ein Verbrechen auf sich nahm. Der Maire erwiedert, wie sie aus zartem Mitleide den Diebstahl, den der Knabe begangen, verschweige; aber die Gerechtigkeit dürfe sich nicht abwenden lassen; der Knabe habe sich auch der Brandstiftung schuldig gemacht, und er müsse ihn den Gerichten überliefern.

Auf seinen Wink wird Felix in den Saal geführt. Die Gräfin drückt ihn leidenschaftlich, angstvoll an ihre Brust. Felix flüstert ihr zu, sie möge sich nicht verrathen, er habe nichts ausgesagt. Sie aber kann ihr Herz nicht mehr bemeistern, ihre Mutterliebe bricht in lichte Flammen aus, und ihr Gatte, ihr Vater, die fremden Gäste alle, vernehmen mit Entsetzen aus ihrem Munde den Schmerzensruf: Felix ist mein Sohn! Es war eine fürchterliche Scene. Ich erleichterte mir sehr das Herz, indem ich die alberne Figur betrachtete, die der frische Ehemann machte, als ihm die lebendige Mitgift seiner Frau vorgezählt wurde. Der alte Vater geräth in Verzweiflung. Er zieht den Degen und will seine Tochter durchbohren, die ihn entehrt hat. Er reicht den Degen dem Baron und bittet ihn, in seinem Blute die erlittene Beschimpfung abzuwaschen. Die Gräfin sinkt ohnmächtig nieder und der Vorhang fällt. —

Im letzten Acte erscheint die Gräfin gefaßt. Sie hatte den Schmerz ausgeleert, und es blieb ihr nur noch ihre Pflicht übrig. Sie hat beschlossen, in ein Kloster zu gehen, und von allen Sorgen des Lebens nur noch die für ihren Felix zu behalten. Sie schreibt ihrem Vater einen Brief, ihm die dunkle traurige Geschichte zu erklären. Sie erwartet den Besuch ihres Mannes, der schon alle Anstalten zu seiner Abreise hat treffen lassen, und sie zum Abschied noch einmal sehen wollte. Es ist eine dumpfe Scene, wobei Einem wehe wird. Der Baron liebt Amalie, aber hier war keine Rettung für sein Herz; es mußte entsagen. Die Gräfin erklärt: es werde ihren eigenen, es werde den Schmerz, den, wie sie hoffe, er selbst empfinde, mildern, wenn sie ihm die Ueberzeugung gebe und er sie mitnehmen könne, daß sie seiner Achtung nie unwürdig war. Sie wolle ihm darum ihre unglückliche Geschichte erzählen. Achtung! Der Baron macht ein Gesicht wie ein Schaf. Er bittet sie um Gottes willen zu schweigen; er wolle nichts hören; er liebe sie, und es wäre ihm zu schmerzlich, erfahren zu müssen, daß früher als er, schon ein Anderer ihre Liebe besaß. Die Gräfin erwiedert mit leidenschaftlicher Heftigkeit: Liebe? ich geliebt? Jamais! Der arme Baron wird ganz verwirrt im Kopfe. Die Gräfin, von Schmerz und Scham niedergeworfen, fällt zu seinen

Füßen und erzählt Folgendes: Vor 16 Jahren, im Jahre 1814, als sich der siegende Feind Paris nahte, habe sie ihr Vater, sie in Sicherheit zu bringen, auf ein Gut eines seiner Pächter geführt. In einer Nacht wurde das Dorf überfallen; alles ging in Rauch und Flammen auf, alles wurde geplündert, niedergemetzelt. Der Pächter verbarg sie, das sechzehnjährige Mädchen, schnell in eine dunkle Höhle; kein Lichtstrahl drang hinein . . . Sie war noch nicht dunkel genug für die Erinnerung . . . Die Gräfin hält sich die Hände vor die Augen — wir wissen alles. Felix, ihr Sohn, ist 16 Jahre alt. Die Gräfin erhebt sich und bricht in einen Strom von Thränen aus. Der aufhorchende Baron wird immer starrer und starrer, bis er wie zerschmettert zu den Füßen der Gräfin niedersinkt. Er wolle die Geschichte zu Ende erzählen. Er frägt nach dem Namen des Dorfes, sie nennt es ihm. Da zieht er einen Ring vom Finger. Die Gräfin, als sie ihn erblickt, schreit: es ist der Ring von meiner verstorbenen Mutter, den ich damals getragen. Der Baron: Ein Verbrechen hat dich vor sechzehn Jahren zu meiner Gattin gemacht! . . . Und nun dieses Gemisch von Wonne und Schmerz! Es war nicht zu dichten und nicht zu spielen, aber es war zum Weinen. Felix tritt herein: der Baron durchwühlt seine Gesichtszüge, erkennt seine eigenen, und drückt entzückt den Knaben an sein Herz, dem er kurz vorher das Herz hätte durchbohren mögen . . . Ist das nicht die schönste garstige Geschichte von der Welt, und muß man nicht erstaunen, daß der Mensch seine Phantasie foltert, um Leiden von ihr zu erfahren, die das boshafteste Geschick dem Menschen nie angethan?

Mittwoch, den 21. December.

Die Unglückseligen! Sie lassen uns ja keine Ruhe, sie verhöhnen unsere Friedlichkeit und fordern uns zu einem Kampfe heraus, den sie fliehen, sobald wir ihn angenommen! War ich doch vorgestern auf dem Wege, ein ordentlicher Mensch zu werden und ein Schriftsteller von Gerstenzucker. Ein Märchen hatte ich im Kopfe und eine Novelle, und beide — ich schmeichle mir gewiß nicht zu viel — hätten in der Wiener Theaterzeitung gedruckt werden dürfen. So war ich, und heute bin ich wieder ein schrecklicher

Nußknacker. Alle zerbrochene Schalen mögen über Die kommen, die mich verhindert, mein Märchen und meine Novelle zu vollenden. Montag ging ich um zwei Uhr aus dem Hause, um mein tägliches Bewegungs-Pensum abzulaufen: die Boulevards entlang bis auf den Bastillen-Platz, und von da am Wasser zurück. In der Passage de l'Opéra kaufte ich mir ein Zahnpulver, Poudre-naquet dentifrice balsamique, pour donner aux dents la blancheur de l'ivoire. Ich las im Gehen den Zettel, in den das Schächtelchen gewickelt war. Es war Wiegen-Chapopeija für mein unruhiges Herz. Wie Herr Naquet sagt: „Als ich wegen herannahenden „Greisen-Alters, und meiner hinfälligen Gesundheit, meinen Parfümerie-Handel aufgab, wollte ich ein Kunstwerk zum Vorschein „bringen, auf das ich die Sorgen meines ganzen Lebens verwendet, ohne doch je das gewünschte Ziel erreichen zu können . . . „Auf dem Lande, wohin ich mich zurückzog, im Schooße der Einsamkeit und des süßern Friedens, gelang es mir endlich, nach „einer unzähligen Menge von Versuchen, ein balsamisches Zahnpulver zu Stande zu bringen. . . . Weder die glänzenden Anerbietungen meiner Nachfolger; weder die Sorgen noch die unermüdete Geduld, die ein so großes Werk erfordert, noch die große „Zahl der angeblichen Psilodentes, die man unter prächtigen „Titeln der Welt darbietet — nichts, nichts konnte meinen Entschluß „wankend machen. Und ich hatte recht. . . . Der Menschheit nützlich „zu sein, den Frauen zumal, war immer mein einziger Wunsch „und wird es immer bleiben . . . . Der Mund, die Wohnung der „Grazien und der zauberischen Schönheit, zog schon von der frühsten Jugend an all mein Denken auf sich, ich weihte ihm meine „Sorgen und meinen Eifer, und ich war glücklich genug, der Welt „einige Erzeugnisse darzubieten, die mir ihren Beifall erwarben. „Doch, ich darf es kühn behaupten, nie gab ich ihr ein Zahnpulver, das diesem gleicht; ein Zahnpulver, das, indem es die Zähne „weiß macht, ihren Schmelz bewahrt, das Zahnfleisch befestigt, „und in dem Munde ein schimmerndes Hochroth und einen Balsam-„Duft verbreitet . . . . Soll ich von der Allmacht jenes Zauber-„büchleins sprechen, wenn es dem entzückten Blicke eine Doppel-„reihe von Perlen darbietet, die zwischen glänzenden Korallen

„schimmern? Nein, hochberühmte Dichter, anmuthige Federn haben „diesen Gegenstand behandelt, meine Farben werden bleich erscheinen neben jenen. Ich habe mehr gethan. Ich habe mich mit „etwas beschäftigt, das nicht weniger schwer, doch weit nützlicher „ist, als die Beschreibung eines schönen Mundes; ich habe das „Mittel gesucht, und nach langen mühevollen Arbeiten es gefunden, wie man den Mund immer schön erhalte. Die Schachtel „kostet 3 Fr. 50 c., eine halbe 2 Fr. . . ." Und so träumte ich mich in das Märchen hinein: Von der schönen holdseligen Fee Conferenz, deren Mund lächelte wie Morgenroth, deren Zähne glänzten wie Sonnenstrahlen, und wo sie vorüberschwebte, verwandelte sie Tag in Nacht. Die schlafenden Vögel erwachten und sangen ihr Morgenlied. Die Blumen neigten ihr Haupt vor ihr. Was lebte, zog ihr jubelnd entgegen. Und sie fesselte einen Königssohn, der sich in Liebe für sie verzehrte. Er ermordete seinen Vater, und dann führte sein eigenes Volk ihn auf das Blutgerüste. Ehe sein Haupt fiel, rief der Unglückliche die Rache des Himmels an. Die Fee war eine böse giftige Zauberin. Da berührte sie ein guter Geist, der mächtiger war als sie, mit leichter Hand, und sie zerstiebte in ein blutrothes Pulver. . . . An der Ecke der Richelieu-Straße war das Märchen fertig.

Einige Schritte weiter, bei den Variétés, umgab ein großer dichter Menschenkreis ein Frauenzimmer von etwa vier und dreißig Jahren, in deren blassen Zügen Spuren einer großen Schönheit zu erkennen waren. Sie war nicht vornehm, aber anständig und reinlich gekleidet. Sie kniete auf dem regenfeuchten Boden und herzte einen alten garstigen Pudel, der frohlockend an sie heraufsprang. Was um ihr her gesprochen, gelacht wurde, kümmerte sie nicht, sie hatte die Welt vergessen über ihren Fund. Am Morgen hatte sie ihn auf der Straße verloren und nach einigen Stunden, an dieser Stelle — ein Wunder in Paris — ihn wieder gefunden. Ich machte eine Novelle daraus: Von dem Hunde des treulosen Geliebten. Er kam nicht wieder. Am dritten Abend vergeblichen, schmerzlichen Erwartens scharrte es an Antoniens Thüre. Sie öffnete sie, und blieb mit sprachlosem Entzücken stehen. Es war der Hund des Geliebten. Sie horchte nach seinem Tritte, sie lehnte

sich über das Treppengeländer und schaute hinab. Er kam nicht. Da verfiel sie in stillen Wahnsinn. Jeden Abend setzte sie, wie sie es gewöhnt war, zwei Gedecke auf den Tisch. Auf einem Stuhle neben ihr saß der Hund, dem sie den Namen Heinrich gab. Sie legte ihm das Essen auf den Teller. „Willst du denn davon nicht, Heinrich? Das hast du ja immer gern gehabt;“ dann brach sie in Thränen aus und warf sich jammernd auf die Erde. Der Hund sprang vom Stuhle und wimmerte zu ihren Füßen ...

Jetzt kam ich an die Montmartre-Straße. Da sah es aus, wie in einem Feldlager. Dragoner, Husaren, Gensd'armen, Fußvolk, zahllose Schaaren von Polizei-Wachen hielten die Straßen besetzt, die von den Boulevards seitwärts führen. Große Soldaten-Trupps zogen auf und ab. Ich fragte Einige aus dem zahlreich versammelten Volke, was das bedeute? Die Studenten hatten sich vereinigt, in feierlichem Zuge dem General Romarino, der in der Straße Montmartre wohnte, eine Ehrenfahne zu überreichen. Die bewaffnete Macht jagte sie zurück und zerstreute sie mit unerhörter Mißhandlung. Da ergrimmte ich wieder, und fort Märchen, fort Novelle! Ich verstand das gleich. Wort für Wort wußte ich vorher, was Casimir Perrier an diesem Tage (er sollte über die Lyoner Gräuel Rechenschaft geben) in der Kammer sagen, was seine Papageien auf der Börse und in den Zeitungen ihm nachplaudern würden. Schon den Tag vorher waren die Studenten in gleich großer Zahl zu den polnischen Generalen gezogen. Die Polizei setzte sich nicht entgegen und alles lief ruhig ab. Kein Bürger zeigte Furcht, kein Laden wurde geschlossen, der Verkehr nicht im geringsten gestört. Den folgenden Tag hatten die Minister sich gegen den vorausbekannten Angriff der Opposition zu vertheidigen. Es that ihnen Noth, ihren Söldnertrupp und ihr Angstgefolge enge zusammenzuziehen und zum Kampf anzufeuern. Der Zug der Studenten kam ihnen erwünscht entgegen. Man stellte sich, als habe man Furcht, um bei den Bürgern Furcht zu erregen. Man ließ die bewaffnete Macht auf den Straßen toben. Schrecken verbreitete sich. Die Läden wurden geschlossen. Das wollte man. Die Kaufleute, die gerade um diese Weihnacht-Zeit mehr verkaufen in einer Woche, als sonst in ganzen Monaten, sollten gegen die Männer der Frei-

heit, der Bewegung, gegen die Unruhestifter murren, und ihren Schmerz und ihren Zorn der Rache ihres Krämer-Gottes, Casimir Perrier, überlassen. Bei solchem schändlichen, kleinlich tückischen Treiben der Staats-Gewalt — kann man da Novellen schreiben? Nein. Ich verfaßte eine donnernde Zornrede, breit und erhaben wie keine früher; zehn Galgen hoch. Nicht diesen Perrier allein, alle Perriers Europa's hatte ich niedergeschmettert. Ich hatte mich abgekühlt und war zufrieden mit mir. Aber wie wurde ich beschämt! Ich kam bis auf den Boulevard du Temple. Wie wurde ich da beschämt von einem Manne, der sprachlos da stand, aber mit einer einzigen Bewegung die Regierung beredtsamer strafte, als ich mit tausend Worten es gethan. Es war ein stattlicher kräftiger Mann aus dem Volke, mit sonnenbraunem Gesichte, feurigem Blicke, buschigen Augenbraunen. Er trug Beinkleider und Hausmütze eines Nationalgardisten; den Rock hatte er abgelegt, und die zurückgestülpten Hemdärmel zeigten nervige Arme, zum Dreinschlagen geübt und stets bereit. Dieser Mann war eine Wachsfigur. Erfahren Sie vorher, daß man hier seit einem Jahre die abgenutzten, altherkömmlichen Wachsfiguren vervollkommnet hat. Durch mechanische Vorrichtung hat man ihnen Bewegung gegeben; ob allen, oder nur denjenigen, die außer den Buden zum Anlocken stehen, weiß ich nicht, da ich nie in eine solche eingetreten. Der Mann, von dem ich spreche, der Muster-Franzose, stand, so wie ich ihn beschrieben, mit verschränkten Armen unter einem kleinen Zelte, dessen Inneres eine Landschafts-Decoration vorstellte. Es war eine Felsengegend, im Hintergrunde das Thor einer Stadt oder eines Dorfes. Der Mann schien aus der Fremde in die Heimat zurückgekehrt zu sein. Jetzt erhob er den Kopf und sah sich im Vaterlande umher. Trauer und Schmerz, Zorn und Verachtung malten sich in seinen schwarzen Augen. Jetzt senkte er Kopf und Blick zur Erde, und eine Bewegung des Mitleids zuckte ihm durch Arme und Schultern, leise und trübe, wie der Schatten einer Wolke. Doch hat vielleicht meine Phantasie das Alles in den Mann hineingedichtet, oder mein Spott hineingelogen? Nein, nein. Ueber seinem Kopfe hing eine Tafel, worauf mit großen Buchstaben: France geschrieben war. Hätte Louis Philipp dieses trauernde Frankreich von Wachs gesehen, es wäre

ihm durch Mark und Bein gedrungen — oder er wäre kein Mensch, und dann wäre nichts Menschliches von ihm zu fordern. Ich aber schämte mich meiner Rede aus Worten. Wäre sie geschrieben gewesen, hätte ich sie verbrannt; da sie nur gedacht war, warf ich sie in den Lethe.

Donnerstag, den 22. December.

Guten Morgen, ob Sie es zwar nicht verdienen. So heruntergebracht haben Sie mich, so demüthig haben Sie meine Hoffnung gestimmt, daß ich nicht einmal heute einen Brief erwarte, ob es zwar der sechste Tag ist, daß ich Ihren letzten erhalten.

Also mein Eduard hat Ihnen so sehr gefallen, daß Sie ihn umarmt haben? Der glückliche Eduard! Er ist jünger als ich.

In der Münchener Hofzeitung wurde gestern wieder einmal gerasselt. Ich glaube, man sieht die deutschen Leser für Vögel an. Ach, daß es nicht wahr wäre! Es ist zum Erstaunen, wie gemein und schlecht jenes Aristokraten-Manifest wieder geschrieben ist. Es scheint, die Minister dort lassen ihre Kriegs-Artikel von ihren Köchen verfertigen. So sehr hat die Macht allen Credit verloren, daß sich nicht einmal ein Worttrödler findet, der, die Armuth ihrer Gesinnung zu bedecken, ihnen auf einen Tag einen anständigen Rock leiht. Wie habe ich es diesmal getroffen, wie genau habe ich Alles vorher berechnet! Es war mir klar, daß es jetzt darauf ankäme, jetzt, wo der Kampf in Deutschland beginnt, kein Juste-Milieu aufkommen zu lassen, das die Streitenden trennend, sich bald dort, bald hier hinneigend, um von beiden Seiten Vortheil zu ziehen, einen sumpfigen Frieden bildet, der die Luft verpestet und nur den quackenden Fröschen wohlthut. Die Franzosen haben kein Temperament zum Juste-Milieu. Was wir jetzt sehen, ist nur ein künstliches Schaukelsystem, das keine Dauer haben wird. Bald wird das Brett den Schwerpunkt verlieren und auf der einen oder andern Seite überschnappen. Die Deutschen aber bilden einen geborenen Mittelstand. Die schaukeln nicht, sie nageln den Wagebalken fest, schmieden eiserne Klammern darüber, legen noch Felsenstücke darauf, und zu größerer Beruhigung sich selbst mit ihrer ganzen Breite, und solche gutverwahrte, nichts entscheidende Gleichgültigkeit könnte noch manche zehn Jahre überdauern. Darum schien mir gut, meine Gesinnung

und deren Ausdruck auf das Aeußerste zu treiben, um meine Gegner zu verleiten, daß sie das Nämliche thun. O, ganz prächtig ist mir schon Mancher in die Falle gekommen! Es gibt keinen besseren Jagdhund, das Lager der Tyrannei aufzufinden, als ich einer bin; ich wittere sie auf hundert Stunden weit. Die Münchener Sau habe ich auch herausgestöbert. In meinen Briefen ereiferte ich mich darüber, daß kein Deutscher in Paris an den Kämpfen der Julitage Theil genommen. Von den deutschen Handwerksburschen, bemerkte ich, wundere mich das nicht. Diese hätten bei Freiheit und Gleichheit nichts zu gewinnen; denn während ihrer Jugend dürften sie betteln, und im Alter die Zunfttyrannen machen. Das machte den baierischen Diplomaten-Lehrjungen den Kopf verlieren und er schrie auf: Seht Ihr, seht Ihr, wie thöricht Ihr seid mit Euerer Staatsreform? Seht Ihr, wie die Zunftverfassung gedankenlose, folgsame, leicht zu regierende Unterthanen bildet? Und Ihr wollt die Zünfte aufheben? . . . So haben sie früher nicht gesprochen. Das Zunftwesen war der Herrschsucht immer lieb gewesen; aber sie vertheidigten es mit schönen Worten von Bürgerwohlstand, Flor der Gewerbe; das Geheimniß ihrer schlauen Staatskunst verriethen sie nie dem Volke. Ich werde Ihnen in meinem nächsten Briefe noch andere Geschichten erzählen, wie ich durch Feuer und Rauch die verborgene Schelmerei aus ihrer Höhle hervorgelockt. Die ministerielle Klatsch-Lise in München, um meine Ehre zu verdächtigen, um meinen Muth herabzusetzen, erinnert mich an einen „gewissen Vorfall auf dem Frankfurter Komödienplatz" und meint, es käme mir nicht zu, den Deutschen ihre Feigheit in Paris vorzuwerfen. Wenn man etwas Beschämendes von mir wußte, warum erzählte man denn den Vorfall nicht? Sollte man etwa auf eine alte Geschichte mit dem Schauspieler Heigel anspielen? Aber damals hat sich das Christenthum sehr hundsvöttisch benommen; ich aber habe mich als tapferer Makkabäer gezeigt. Jude, Jude! das ist der letzte rothe Heller aus der armseligen Sparbüchse ihres Witzes. Aber nach Allem, ich wollte, es gäbe mir Einer die drei Louisd'or zurück, die ich für mein Christenthum dem Herrn Pfarrer verehrt. Seit achtzehn Jahren bin ich getauft und es hilft mich nichts. Drei

4*

Louisd'or für ein Plätzchen im deutschen Narrenhause! Es war eine thörichte Verschwendung.

Freitag, den 23. December.

Gestern bin ich gestört worden, den Brief zu endigen und abzuschicken, wie ich es gedachte. Erstens durch Ihren prächtigen fünfseitigen Brief. Dann gestört durch einen Brief, den ich gleichzeitig von Campe erhielt; dann durch überschickte Zeitungen; dann durch einen andern Zeitungs-Artikel aus Deutschland, den man mir mitgetheilt; endlich durch die Bewegung, die das alles in mir hervorgebracht. Es war eine freudige Bewegung, das schwöre ich Ihnen. Es geht ja alles herrlicher, als ich zu träumen gewagt. Wenn Sie hoffen, die Nachricht von der Entziehung meiner Pension würde ich nicht als eine persönliche Sache ansehen, sondern es zum großen Ganzen rechnen — lassen Sie meinem Herzen Gerechtigkeit widerfahren. Nicht genug Gerechtigkeit lassen Sie aber meinem Kopfe widerfahren, wenn Sie glauben, ich würde das zu den Unglücksfällen dieser trüben Tage zählen. Es ist ja keine Niederlage, es ist ein Sieg der guten Sache. Kann mir denn etwas willkommener sein, als daß ich ihre Leidenschaft entflammt, sie dahin gebracht, in ihre hölzernen mechanischen Tücken Blut und Leben zu bringen, und aus glühendem Hasse zu thun, was sie früher nur mit eiskalter Politik begangen? Die Frankfurter Regierung hatte gar nicht das Recht, mir Pension zu entziehen; denn nicht sie, sondern die deutsche Bundesversammlung hatte mir, wie allen Staatsdienern des Großherzogthums Frankfurt, die Pension zuerkannt. Der Senat glaubte auch gewiß nicht, das Recht zu haben, dachte auch nimmermehr daran, es sich anzumaßen; aber irgend ein Diplomat befahl, drohte vielleicht und der feige Senat gehorchte angstzitternd wie immer. Daß man mir sagen ließ, ich solle nach Frankfurt kommen, um ein Amt zu übernehmen, das — ich glaube es gern, um meiner Verachtung eine Grenze zu setzen — war ein Vorwand, um, wenn ich der Einladung nicht folgte, mir die Pension nehmen zu können. Der Senat weiß recht gut, daß noch weniger, als ich mich dazu verstünde, in Frankfurt ein Amt zu bekleiden, er sich dazu verstehen würde, mir eins zu übertragen. Das glaube ich.

Aber nimmermehr kann ich glauben, daß man mich nach Frankfurt hat locken wollen, um mich der Rache Oesterreichs oder Preußens auszuliefern. Es wäre zu schändlich, zu niederträchtig! Daß Herr von Guaita gleich nach Erscheinen meiner Briefe geäußert, man werde mir meine Pension entziehen, das war natürlich. Er konnte es früher wissen als der Senat, denn er ist das Sprachrohr der lispelnden Diplomatik, und was man in Wien flüstert, schreit er den alten Bürgern im Römer zu. Den Senator von Heyden, ich kenne ihn. Ja ich sehe ihn roth werden; er ist ein edler Mensch. Ich selbst erröthete darüber, ich, den doch die Schandthat getroffen, der sie nicht begangen. Ruhen lassen will ich die Sache gerade nicht. Helfen wird mir keine Klage; der Bundestag, der hier entscheidet, ist selbst Partei. Zuerst wäre abzuwarten, daß mir der Senat ein Decret seines Beschlusses zukommen läßt. Reden Sie mit *** darüber, ob ein solches zu erwarten, wenn nicht, wie ich eine solche Mittheilung erzwingen kann. Er möge mir auf jeden Fall eine Vollmacht zum Unterzeichnen schicken, dann wollen wir uns darüber besprechen. Die Sache soll öffentlich werden, das ist meine gute Absicht. Zu gewinnen ist unmöglich. Wenn die Frankfurter Advokaten etwas in Masse für mich thäten, so wäre es schön; aber ich hoffe es nicht. Wenn es R. gut findet, will ich einen offenen Brief an die Advokaten drucken lassen und ihn nach Frankfurt schicken. Ich muß aber darin sprechen dürfen auf meine Weise. Das, fürchte ich, schüchtert ihren guten Willen zurück. R***'s Rath werde ich auf keine Weise in dieser Sache verschmähen, sobald er mir nur frei läßt, meine Angelegenheit an die allgemeine zu knüpfen. Für meinen persönlichen Vortheil allein habe ich eine schwache Zunge und eine stumpfe Feder. — Die Angst für mein Nassauer Geld ist lächerlich. Wie können Sie denken, daß ein Staat aus einer kleinlichen Rache seinen ganzen Credit umstoßen solle? Aber Eure Furcht ist bezeichnend genug. Wie weit muß es in Deutschland gekommen sein, daß man solche Gewaltthätigkeiten für möglich hält?

Aus Campe's Brief theile ich Ihnen in meinem Nächsten Einiges mit. Heute nur, so viel das Papier verstattet. Menzel schrieb ihm: „Sie werden meine in diesen Tagen erschienene Kritik

„der Börne'schen Briefe erhalten. Kein Verbot, keine Winkelkritik „wird je im Stande sein, Börne den wohlverdienten Lorbeerkranz „zu entreißen. Sein Genie sichert ihm für alle Zukunft eine der „ehrenvollsten Stellen unter den Ersten unserer Literatur. Sein „edles Zornfeuer macht ihn jedem wahren Patrioten im höchsten „Grade achtungswerth. Selbst das frivole Hundegebell, das sich „gegen ihn erhebt, ehrt ihn, und die Nachwelt wird es erkennen."

In einem neuen Zeitungs-Artikel gegen meine Briefe heißt es unter andern Merkwürdigkeiten: ich wäre erboßt gegen alle Leute von Rang und Stand, weil ich selbst kein Hofrath wäre; erboßt gegen die Reichen, weil ich arm sei; erbost gegen die Fürsten, weil ich keine Hoffnung hätte, je selbst ein Fürst zu werden. Ist das nicht himmlisch? Reden Sie. Ich arm? Ist mein Herz allein nicht eine Million werth? Ich lege die ganze Million zu Ihren Füßen. Verschmähen Sie sie nicht; ich kann doch noch einmal Fürst werden. In Versteigerungen kauft man oft die kostbarsten Sachen um weniges Geld.

Vier und sechzigster Brief.

Paris, Samstag, den 24. December 1831.

Dr. Rießer in Hamburg hat für mich gegen meinen Eduard geschrieben; aber weder in Hamburg noch in Altona wollte die Censur den Druck der Schrift erlauben. Sie wird jetzt in Braunschweig gedruckt. So sind die deutschen Regierungen! So schamlos ist ihre Censur! So sind die freien Städte — welche die Monarchen nur darum fortbestehen ließen, um republikanische Regierungsformen lächerlich und verächtlich zu machen, um zu zeigen, daß ein Senat von Bürgern so knechtischer Gesinnung sein könne, als ein Staatsrath von Edelleuten. Der nämliche Censor, der es doch geschehen ließ, daß eine Schrift voll der unerhörtesten Schimpfreden gegen mich erschien, deren Titel schon eine Beleidigung war, verbot die Schrift, die meine Vertheidigung übernahm! Und solche Regierungen verlangen noch, daß man sie achte! Campe schreibt mir ferner: „Denken Sie sich die Tollheit der Menschen, einige behaupten steif

und fest, Sie hätten diese Briefe im österreichischen Solde geschrieben, damit man der Presse beikommen könne. Ist das erhört?" Glauben Sie mir, so dumm das ist, so gibt es doch Menschen, die noch dümmer sind als das, und es ist darum gar nicht unmöglich, daß irgend ein Lohnbedienter irgend eines Commis-Voyageurs der Diplomatie ein solches Gerücht vorsätzlich in den Gang gebracht.

Sechzehnmal ist Campe schon verhört worden. Ich habe eine Vorstellung davon, was sie ihn alles ausfragen. So oft stand Louvel nicht vor Gericht. Es kostet viele Arbeit, bis man in Deutschland gehängt wird. Der Artikel gegen meine Briefe, dessen ich gestern erwähnt, steht in der Zeitung von Bern, wie ich Ihnen schon geschrieben, einem Trödelmarkt, wo die aristokratischen Lumpen von ganz Europa aufgehäuft liegen. Er lautet wie folgt: Noch ein Urtheil über Börne's Briefe. „Die Mannheimer Zeitung „schließt eine kurze Kritik dieser politischen literärischen Monstrosität „folgendermaßen: Was hier mit dürren Worten, von allen hoch„trabenden Phrasen befreit, gesagt wird, ist leider die Geschichte „der heutigen Tage. Geld- und Ehrgeiz bilden die Grundlage der „Börneschen Ausfälle, und erwecken in ihm den tödtlichen Haß, „welcher sich auf jeder Seite ausspricht. Weil er nicht Hofrath, „Staatsrath, Minister ist, haßt er alle Beamten; weil er selbst „kein Geld hat, so trifft sein Haß alle Begüterte, Banquiers oder „wohlhabende Bürger, und weil er endlich nie Fürst werden kann, „so fällt das größte Gewicht seines Hasses auf die Großen dieser „Erde. Was er auszusprechen, in so furchtbarer Wahrheit laut zu „denken wagt, verzehrt im Stillen Tausende. Es ist daher die Wuth „ganz begreiflich, mit der alle seine Geistesverwandten über den „Unverschämten herfallen, welcher in so ganz unbegreiflich naiven „Geständnissen der Zeit vergißt, und den Schleier lüftet, welchen „bisher ein erkünstelter Patriotismus so fein gewoben hatte. Es „war daher nur ein Schrei des Entsetzens unter seinen Freunden, „als sie ihr klug bewahrtes Geheimniß so leichtsinnig verrathen, „und alle die zarten Fäden aufgedeckt sahen, mit denen sie ihre „Pläne umsponnen. Sie mußten, und wohl nicht mit Unrecht, „fürchten, daß, ist einmal die Maske gefallen, sich die öffentliche „Meinung, welche sie bisher schlau für sich benutzt, sich gegen sie

„richten, und so den Nimbus zerstören würde, der sie umgibt. Solche „Fingerzeige bleiben für den Triumph der guten Sache nicht ver- „loren! Es ist daher Börne's Werk ein lehrreiches und nützliches „Buch!" Das merkt euch, Kinder, und stellt die Pariser Briefe neben eure Andachtsstunden!

— Mein Kamin raucht nicht mehr, er ist geheilt worden, und gründlich. Ich habe da wieder erfahren, daß man gegen diese spitzbübischen Franzosen, will man sein Recht behaupten oder erlangen, grob sein muß. Ist man artig, wird man besiegt, denn sie verstehen noch artiger zu sein als wir. Diese ihre Waffen wissen sie so geschickt zu gebrauchen; sie geben uns freundliche Worte, süße Versprechungen, um uns einzuschläfern und unsere Ansprüche zu entwaffnen. Ich aber, der das kannte, ließ mich nie irre führen, und wußte durch periodisch-abgemessene, regelmäßig wiederkehrende Grobheit immer zu erlangen, was mir gebührte. Acht Tage lang schickte ich täglich viermal den Conrad zum Hausherrn mit der Ermahnung, für den Kamin zu sorgen. Da dies nichts half, kündigte ich das Logis auf. Das wirkte.

— Herold's Artikel in den Zeitschwingen hat mir sehr gut gefallen. Darin ist jugendlicher Muth und Uebermuth, wie ihn der Kampf dieser Zeit erfordert. So eine Butter-Seele, wie dieser Alexis, will es ja nicht besser, als geschmiert zu werden, — freilich mit goldenen Messerchen, von zarter Hand, auf zartgeröstetes Weißbrödchen. Nun kömmt eine tüchtige Bürgerfaust, und schmiert sie mit einem Kochlöffel auf Haberbrod; das wird der Berliner Butter-Seele ihre Schmiegsamkeit etwas verleiden.

Ob ich die Wiener Gedichte kenne? Wie sollte ich sie nicht kennen! Sie wohnen seit zwei Monaten in meinem Herzen, und ich sehe und höre sie täglich. Aber zanken muß ich mit Ihnen, daß Sie durch solches unzeitiges Fragen mich in meiner Druckerei stören. Ich wollte nächstens mit Ihnen davon zu sprechen anfangen, ich wollte Sie fragen: „Haben Sie die Spaziergänge eines Wiener Poeten gelesen?" und dann, trott, trott, weiter. Jetzt muß ich erst zu vergessen suchen, daß sie Ihnen bekannt sind. Wenn das noch einmal geschieht, wenn Sie nach einmal durch ungerufenes Entgegenkommen mir meine schüchterne Schriftstellerei verwirren,

lasse ich künftig Ihre eigenen Briefe statt der meinigen drucken. Da wird sich auch wohl für Sie ein weiblicher Eduard finden, und dann wollen wir sehen, wie Sie mit dieser Hamburger Megäre fertig werden.

Der Constitutionnel, seit vielen Jahren das mächtigste Blatt der Opposition, ist jetzt in Casimir Perriers Hände gefallen. Er hat ihn für eine halbe Million Actien gekauft und kann daher mit ihm verfahren, wie ihm beliebt. Sie müssen das bekannt machen, und die Andern sollen es auch weiter verbreiten, damit sich Keiner täuschen lasse. Es wird noch einige Zeit dauern, bis der Constitutionnel seine Maske völlig abwirft. Das Blatt hat seit vier Wochen schon viertausend Abonnenten verloren.

Montag, den 26. December.

So eben verläßt mich ein Besuch, dessen Veranlassung mir sehr erfreulich war, dessen Erfolg noch erfreulicher werden kann. Es war ein junger freundlicher Mensch, aus Hof in Baiern gebürtig, seit einigen Jahren in einer hiesigen Handlung als Commis angestellt. Er sagte, daß er im Namen seiner zahlreichen Freunde käme, die erst kürzlich aus der Zeitung erfahren, daß ich in Paris sei, um mir zu danken für den Eifer, den ich in meinen Schriften für die Sache des Vaterlandes an den Tag gelegt — und so fort. Ich suchte das abzukürzen. Darauf weiter: er sei beauftragt, mich um Rath zu fragen. Er, seine Freunde und Kameraden, wohl zwei bis dreihundert an der Zahl, alle junge Kaufleute, hätten sich vorgenommen, an die Bairischen und Badischen Stände eine Adresse zu erlassen, um ihnen für den Muth und die Beharrlichkeit, mit welcher sie für Recht und Freiheit gestritten, die Gefühle ihrer Bewunderung und ihrer Erkenntlichkeit auszudrücken. Auf meine Bemerkung, daß eine solche Adresse zu spät käme, weil in wenigen Tagen die Stände in München und Carlsruhe auseinander gehen würden, erwiederte man mir: daran läge nichts; es wäre ihnen ja blos darum zu thun, auch ihrerseits ihre Gesinnung öffentlich kund zu thun. Der ausdrücklichen Bitte zuvorkommend, erklärte ich, daß ich herzlich gern eine solche Adresse aufsetzen würde. Ich bemerkte: der Schritt, den sie zu machen dächten, würde von den

heilsamsten Folgen sein. Uns Andern, aus dem Stande der Gelehrten und Schriftsteller, so oft wir von den verfassungsmäßigen Rechten, von Freiheit und Staatsreformen sprächen, machte man den Vorwurf der Unruhestiftung und heillosen Zerstörungssucht, und wo man einmal so gnädig sei, uns milder zu betrachten, spottete man unserer luftigen Schwärmereien, die mit dem wahren Glück des Volkes, das auch für solche hohe Ideen nirgends Sinn habe, in gar keiner Verbindung stünde. Jetzt aber kämen sie, alle Kaufleute, die durch Stand, Gewerbe und tägliche Beschäftigung an das Positive gewiesen, ja durch Maß, Gewicht und Zahlen an die Wirklichkeit, wenn sie sie je vergessen möchten, stündlich erinnert würden, und wünschten und forderten das Nämliche. Sie sprächen es aus, daß die materiellen Interessen, wo die Sorge für dieselbe löblich wäre, innigst an die moralischen Interessen gebunden wären, und daß nach Allem das sinnliche Wohlbefinden und Wohlbehagen der Menschen nicht ihre höchste Bestimmung sei. Dieses würde eine große Wirkung machen und die ewigen Feinde der Freiheit in Verwirrung bringen, die, deren Freunde um so leichter zu besiegen, den Stand der Handelsleute und den der Gelehrten zu entzweien suchten. . .

In diesem Sinne werde ich nun für die jungen Leute die Adresse abfassen.

Dienstag, den 27. December.

Dreimal lese ich Ihren Brief. Aber wie kann ich auf Alles antworten? Ein Frauenzimmer frägt mehr, als hundert Männer beantworten können.

Von Schlegels Epigrammen habe ich einige vorlesen hören, keine gegen Arndt, aber welche gegen Menzel. Ganz erbärmlich! Der Geck ist jetzt hier. Solche Leute schickt seit der Revolution die preußische Regierung eine Menge hierher. Aber statt zu spioniren, welches ihre Sendung ist, werden sie spionirt. Die französische Regierung erspart dadurch Geld, Spione in Berlin zu besolden. Bequemer und besser kann man es nicht haben. Schlegel wohnt, aus alter Freundschaft von der Staël her, bei deren Schwiegersohn, dem Herzog von Broglie, und wird dort, wie man mir erzählt, zum Besten gehabt, und en bas behandelt.

Die Damen hier und eine große Zahl von Künstlern haben sich vereinigt, Handarbeiten, kleine Kunstwerke zu verfertigen, und sie zum Vortheile der Polen auszuspielen. Die Gegenstände der Lotterie werden bis zur Ziehung in einem Saale öffentlich ausgestellt. Der Zettel kostet zwei und einen halben Frank. Wie gewöhnlich bei solchen Unternehmungen, stehen die Namen der Frauenzimmer in der Zeitung, bei welchen die Lose zu haben sind. Frau v. Rothschild ist diesesmal nicht dabei. Es ist keine legitime Barmherzigkeit, und Revolutionärs verhungern zu sehen, thut auch einem sanften weiblichen Herzen wohl. Die schöne Dame in ihrem Boudoir denkt, wie es einer zärtlichen Gattin ziemt, an den Mann auf dem Büreau, und begreift, daß an einer Anleihe für Könige mehr zu verdienen sei, als an einer für den Himmel.

Fünf und sechzigster Brief.

Paris, Freitag, den 30. December 1831.

Ihre Frage wegen der Simonisten möchte ich Ihnen gern klar und genau beantworten; aber ich weiß nicht viel davon. Da ich mich nicht schämte, unwissend hierin zu bleiben, will ich mich auch nicht schämen, meine Unwissenheit zu gestehen. Sie ist um so weniger zu entschuldigen, da mir bekannt, daß der Simonismus eine der wichtigsten Erscheinungen, ja noch mehr ist: der Inbegriff von vielen wichtigen Erscheinungen dieser Zeit. Das schwebte vor mir in der Luft und genauer untersuchte ich es nicht. Es ist nicht zu ändern. Hier in Paris braucht man nur einen halben Magen; denn der gefällige Kochtopf übernimmt die Hälfte der Verdauung. Hier in Paris braucht man gar kein Herz; denn da alle öffentliche Gedanken in öffentliche Empfindungen übergegangen, ist das Klima davon warm geworden und man braucht die Brust nicht einzuheizen. Aber tausend Beine braucht man hier, um nach allem Merkwürdigen zu gehen, tausend Augen und Ohren, alles Merkwürdige zu sehen und zu hören, und tausend Köpfe, um alles aufzufassen, sich anzueignen und zu verarbeiten.

Die Simonisten halten jeden Sonntag öffentliche Vorlesungen, in welchen sie ihre Lehren zusammenstellen und erläutern. Ich habe aber diesen Predigten nie beigewohnt. Man muß zwei Stunden vorher da sein, um Platz zu finden, und so viele Zeit mochte ich nicht darauf verwenden. Aus gleichem Grunde war ich auch noch nie in einer Kammersitzung, bei den Verhandlungen der Assisen, noch in einer der öffentlichen Versammlungen, die hier fast jede Woche gehalten werden. Das bürgerliche Leben, das in seinem ganzen Umfange und in allen seinen Stockwerken öffentlich geworden, hat die Architectur hinter sich gelassen, die monarchisch und aristokratisch geblieben. Es gibt in Paris kein öffentliches Gebäude, das selbst für das bescheidenste Bedürfniß einer Volksversammlung Raum genug hätte. Es ist lächerlich, wie wenige öffentliche Sitze in der Deputirtenkammer sind. Die Regierungen, wenn sie die Freiheit mit keinen moralischen Schranken mehr umziehen dürfen, engen sie wenigstens so viel und so lang als möglich mit Steinmauern ein. Der Saal, den die Simonisten haben, der ist nun besonders klein und ich glaube, daß sie ihn aus Schelmerei so gewählt, damit die Zuhörer um so begieriger herbeiströmen. Wo die Pariser keinen Platz finden, da eilen sie am liebsten hin, besonders die Frauenzimmer: es ist ihre Wonne, gestoßen und gedrückt zu werden.

Was mich bis jetzt von einer nähern Bekanntschaft, nicht mit den Grundsätzen, sondern mit den Lehren der Simonisten, abgehalten, ist die monarchische Verfassung ihrer Kirche. Sie haben einen Pabst; vor solchem kreuze ich mich, wie vor dem Satan. Sie haben eine Autorität; die fürchte ich noch mehr, als den Räuber im finstern Walde. Ich lasse mich von keiner Wahrheit gern einschränken; ich trinke, wie der goldgelockte Felix im Wilhelm Meister, am liebsten aus der Flasche. Wenn ein Pabst mir sagt: zwei mal zwei ist vier — glaube ich es ihm nicht, und habe ich es früher gewußt, fange ich an, daran zu zweifeln. Zwar weiß ich recht gut, daß keine neue Kirche der monarchischen Leitung entbehren kann; das Christenthum selbst blieb schwach, ward verfolgt und geschlagen, so lange es republikanisch war, und wurde erst stark, siegend und erobernd, als es einen höchsten Bischof an seine Spitze stellte. Jedem Staate ist die monarchische Gewalt in seiner Kindheit die Lauf-

bank, in seinem Greisenalter eine Krücke; Freiheit gehört dem Jünglingsalter und den männlichen Jahren. Aber, ob ich auch das begreife, verabscheue ich doch die Monarchie für jedes Verhältniß und für jede Zeit. Ein junger Staat soll lieber auf allen Vieren kriechen und etwas später gehen lernen, soll lieber, sobald er das Greisenalter erreicht, sich freiwillig den Tod geben, als gemächliche und schnellere Entwickelung seiner Glieder, als einige Jahre Frist jämmerlichen Daseins mit der Freiheit bezahlen. Wie Einem die Regierung oft alle bürgerliche Gesellschaft, das System die schönste Philosophie verleiden kann; so verleidet Einem die Kirche jeden Glauben. Muß ich selig sein im Paradiese, dann will ich lieber in der Hölle leiden. Es liegt gar nicht so viel daran, daß eine neue Wahrheit sich schnell und weit umher verbreite; sie wird leicht an Würde verlieren, was sie an Macht, im Werthe verlieren, was sie im Preise gewinnt.

Sie fragen mich: ob die Simonisten etwa das reine Christenthum herzustellen suchen? Ich glaube es. Aber was heißt reines Christenthum? Es gibt nur eine reine Quelle des wahren Glaubens, und aus dieser fließen die mannigfaltigen Ströme der Religionen, die nach und nach den Schlamm der Ufer abspülen, und sich mit Allem besudeln, was die schmutzigen Menschen hineingeworfen. Die Simonisten mögen wohl in Frankreich sein, was die Carbonari in Italien sind. Was diese wollen, weiß ich zwar auch nicht klar; doch daß sie einen edlen Zweck haben, daß sie suchen Licht in das dunkle Lügengebäude des Papstthums zu bringen und die Zwingburgen der Gewalt niederzureißen: das erfahre ich von der unbeschreiblichen Wuth, mit welcher die geistliche und weltliche Macht in Italien den Carbonarismus verfolgt.

Der hier erscheinende Globe ist das Apostel-Blatt der Simonisten; eine Art hausirende Bibel, die alle Tage den wahren Glauben frisch und warm in die Häuser bringt. Doch ich kann keine Milch vertragen und lese darum das Blatt nicht. Von den drei stereotypen Lehren, die der Globe als Motto täglich hinter seinem Titel hat, kann ich nur die erste annehmen; die zweite ist mir zu trivial; die dritte finde ich falsch und eine vierte, mir die erste, mangelt gänzlich. Erste Grundlehre: Les institutions

sociales doivent avoir pour but l'amélioration du sort moral, physique et intellectuel de la classe la plus nombreuse et la plus pauvre. Daß die bürgerliche Gesellschaft nur für die Mehrzahl, nur für die ärmeren Classen zu sorgen habe, diesem Grundsatze kann man dann erst beitreten, nachdem man stillschweigend angenommen, daß die Minderzahl der Geist- und Güterbegabten, daß jene Glücklichen, für welche schon die Natur gesorgt, den Schutz und den Beistand der bürgerlichen Gesetze entbehren können. Dann aber bleibt in jenem Grundsatze die reinste, heiligste und unverletzlichste Vorschrift, wie der Sittlichkeit, so der Religion übrig. Weil sie rein ist, wird sie von Allen besudelt; weil sie heilig ist, wird sie verspottet; weil unverletzlich, täglich übertreten. Doch ich mag nicht davon sprechen. Wer nur etwas gelebt hat und nur einen Tag nicht sich allein, der konnte wahrnehmen, wie man überall und zu allen Zeiten das niedere Volk als unorganisches Product betrachtet, als Erde, Steine, Sand, Wasser — von Gott, dem Hofarchitecten der Vornehmen und Reichen, herbeigeschafft, diesen das Leben wohnlich und angenehm zu machen. Aber der Tag wird kommen, wo der zum Himmel gestiegene Thränendunst aller der Millionen Unglücklichen als Sündfluth niederstürzen und die Reichen mit allen ihren aufgesparten Gütern bedrohen wird, und dann werden Schrecken und zu späte Reue die hohle Brust der Hartherzigen ausfüllen, und sie werden das Erbarmen, dessen Rufe sie nie gefolgt, selbst anrufen.

Zweite Grundlehre: Tous les privilèges de la naissance, sans exception, seront abolis. Werden hier die alterthümlichen bekannten Privilegien gemeint, wie die des Adels, der Pairs, oder sonst eines bevorrechteten Standes, so ist das eine so entschiedene Wahrheit, ein so fest gegründetes Recht, daß man durch ein schadenfrohes Erwähnen derselben nicht die Anmaßung des Widerspruchs herausfordern sollte. Nicht die Vernunft ist auf der Seite der Gleichheit, sondern auf der Seite der Ungleichheit ist der Wahnsinn. Aber der Vernunft ziemt es nicht, dem Wahnsinn entgegen zu treten, ihm den Weg zu versperren; sondern sie soll warten, bis er herbei kömmt, bis er losbricht. Dann soll sie ihn besprechen, heilen, und wenn er sich unheilbar zeigt, ihn an die Kette legen

und unschädlich machen. Jedes Wort, noch ferner gegen den Adel gesprochen, ist ein Schwertstreich dem Schlachtfelde entzogen; die Zeit des Redens ist vorüber.

Dritte Grundlehre: A chacun selon sa capacité, à chaque capacité selon ses oeuvres. Eine heillose Irrlehre! Die Wahrheit ist ganz auf der entgegengesetzten Seite. Je mehr Verdienst, je weniger Lohn; das ist die Regel der Vernunft. Verdienst ist die reine Vorausbezahlung, welche die Natur solchen Menschen leistet, denen sie vertraut, und der, dem sie geworden, hat keinen weitern Lohn zu fordern. Bezahlung werde dem Verdienstlosen, der nichts von der Natur geerbt. „Jeder Capacität nach ihren Werken," ist auch falsch. Was der Mensch ist, bestimmt seinen Werth, und also seinen Preis, nicht das, was er thut. Ist das, was er thut, seiner Natur gemäß, ist es blos Lebensäußerung, Selbsterhaltungstrieb, und er hat dafür keinen Lohn zu fordern; ist es seiner Natur zuwider, kann es nichts Gutes sein. Diese Irrlehre der Simonisten entspringt aus einer andern, zu welcher sie sich bekennen, der von einer Gütergemeinschaft, — eine Lehre der verderblichsten Art, weil sie den Menschen nicht allein in der bürgerlichen Gesellschaft, sondern auch in seinen reinmenschlichen Verhältnissen zu Grunde richtet. Freiheit und Gleichheit bestehen darin, daß jeder einzelne Mensch in seiner Lebenssphäre, sei nun dieser Kreis so eng gezogen als man wolle, Despot sein darf; nicht aber darin, daß man alle diese Persönlichkeiten zerstört, und daraus einen allgemeinen Menschenteig knetet, den man Staat, Kirche, Gemeinde, Volk nennt. Wenn die Lebensgüter gemeinschaftlich sind, wenn das Recht sich Alles nehmen darf, was bleibt dann noch dem schönen Vertrauen zu fordern, was der Liebe zu geben übrig? Man wirft den Simonisten vor — ob der Vorwurf gegründet, weiß ich nicht — sie wollten die Ehe aufheben. Es fällt mir schwer, das zu glauben. Manche Religionen, mancher politische Bund, haben im Verlaufe späterer Entartung sittenverderbliche Grundsätze angenommen; aber eine neue Religion, eine neue Gemeinde, wurden nie auf Sittenlosigkeit gegründet. Doch einen andern Grundsatz sprechen die Simonisten deutlich aus: den der Emancipation der Weiber. Wollen sie damit täuschen, oder

täuschen sie sich selbst — ich weiß es nicht. Vielleicht heucheln sie diesen Grundsatz, um die Frauen für ihre Secte zu gewinnen. Ist es ihnen aber Ernst, dann sind sie in einem Wahne befangen, der nur darum nicht verderblich ist, weil er nie zur Wirklichkeit werden kann. Bei einer flüchtigen Betrachtung scheint es zwar Gewinn, wenn das weibliche Geschlecht emancipirt würde, wenn es gleiche sittliche, gleiche politische Rechte mit den Männern erhielte; der Kreis der Menschheit, scheint es, würde dadurch erweitert werden. Aber es ist Täuschung. Selbstständigkeit des Weibes würde nicht allein die Bestimmung des weiblichen, sondern auch die des männlichen Geschlechts vereiteln. Nicht das Weib, nicht der Mann allein drücken die menschliche Natur aus; nur Mann und Frau vereinigt bilden den vollkommenen Menschen. Nur in der Ehe, nur im Familienleben wird der Zweck der Menschheit erreicht.

Sechs und sechzigster Brief.

Paris, Mittwoch, den 4. Januar 1832.

Wie können Sie nur glauben, ich wünschte darum nicht, daß meine Briefe in das Französische übersetzt würden, weil ich fürchte, der Regierung zu mißfallen? Wie sollte ich simpler Bürgersmann die Anmaßung haben, mich zu fürchten? Das ist jetzt ein Prärogativ der Krone, ein Regal der Fürsten. Ich wäre eine Art Falschmünzer, wenn ich mich mit Fürchten beschäftigte; das könnte mich den Kopf kosten. Es wäre mir darum unlieb, hier übersetzt zu werden, weil mir Angst ist, die Arbeit, von irgend einem ökonomischen Buchhändler aus Gewinnsucht veranstaltet, möchte in die wohlfeilen Hände eines Taglöhners fallen, und ich verunstaltet werden. Mein kleiner weicher Geist ist leicht außer Form gebracht. Wenn aber ein Mann, wie der Professor Willms in Straßburg, der Bruchstücke aus meinen ältern Schriften in der Revue Germanique so vortrefflich übersetzt hat, auch die Briefe französisch herausgeben wollte, würde ich mich sehr darüber freuen.

— Wäre Herr von Raumer darum aus der preußischen Censurbande getreten, um die Schande, Mitglied derselben gewesen zu sein, abzuwaschen — auch dann würde ihm das nicht zur Ehre gereichen; denn sein Ruf stünde immer nur auf dem Gefrierpunkte der Tadellosigkeit. Aber nein, nicht aus Buße, nicht um der beleidigten Menschheit Abbitte zu thun, hat er aufgehört Censor zu sein; sondern aus gereizter Eitelkeit, weil er sich persönlich gekränkt fühlte, daß die Censur sein Werk über Polen anzuzeigen verboten, that er den angstzitternden Schritt. Ich begreife es nicht, ich werde es niemals fassen, wie ein Mann, der sich nur ein wenig selbstachtet, der nicht schamlos seine ganze Menschenwürde von sich geworfen, um nackt wie ein Thier im warmen Stalle zu lagern, dort seinen Bauch zu füttern oder bei gutem Wetter auf der Gunst der großen Glückpächter herum zu grasen — wie ein solcher Mann sich dazu verstehen kann, ein Censor, ein Henker zu werden — nein, schlimmer als ein Henker, denn dieser tödtet nur die schuldig Gerichteten — ein Meuchelmörder der Gedanken, der im Dunkeln lauert und trifft, der das Einzige, was göttlich ist am Menschen: die Freiheit des Geistes, zerstört, daß nichts an ihm übrig bleibe, als das blöde Vieh, das vor der Peitsche seiner Treiber hergeht und kaut und wiederkaut, was ihm seine Herren in die Krippe geworfen! Und auch hier wieder wie immer empört sich mein Herz gegen die Dummheit des Volks überall, das gar seine Macht und Uebermacht nicht kennt; das gar nicht ahnet, daß es nur zu wollen braucht, um jede verhaßte Tyrannei umzustoßen. Wenn unter den Tausenden in jeder Stadt, welche die Censur als einen schändlichen Uebermuth verabscheuen, als eine erbärmliche Feigheit verachten, sich nur zwanzig angesehene Familienhäupter zu dem Bunde vereinigten, jeden Censor als einen ehrlosen Menschen zu betrachten und zu behandeln, unter keinem Dache mit ihm zu wohnen, an keinem Tische mit ihm zu essen, seine Umgebungen nicht zu berühren, ihn zu fliehen wie einen Verpesteten, ihn immerfort mit Verachtung zu bestrafen, mit Spott zu necken — dann würde sich bald kein Mann von Ehre mehr finden, der Censor würde sein wollen; ja selbst der Gefühllose, wenn er nur von einem gewissen Range ist, würde nicht den Muth haben, der öffentlichen Meinung zu trotzen, und

die Regierungen würden genöthigt sein, ihre Censur den Schinders-knechten anzuvertrauen, und der Anger vor dem Thore würde bedeckt werden mit Pferdeknochen, Schafschädeln und confiscirten Büchern. Aber wie die Menschen zum Guten vereinigen? Das ist der Jammer. In jedem Lande, in jeder Stadt, in jeder Gemeinde, in jeder Regierung und in jeder Amtsstube gibt es edle Menschen genug; aber Jeder glaubt, er sei allein gut gesinnt, und so fürchtend, Alle gegen sich zu haben, wagt es Keiner, mit seiner Stimme hervorzutreten, und der Sieg bleibt den Schlechten, die sich besser errathen, sich leichter finden. Das ist's, was mir vor vielen Andern den Muth gibt, für Recht und Freiheit so laut das Wort zu führen: daß ich weiß, ich stehe nicht allein, daß ich weiß, es gibt Tausende, die so gut und besser sind als ich, die meinem Rufe folgen und sich mir anschließen. Wüßte ich das nicht, glaubte ich im selbstverliebten Dünkel allein zu stehen im Vaterlande, wahrlich, ich wäre nicht der Thor, einer dummen, feigen und undankbaren Menge meine Ruhe fruchtlos aufzuopfern, und ich schwiege und duldete wie die Andern alle.

— Gleich nach Empfange Ihres Briefes schrieb ich nach Stuttgart und bestellte dort das Hofblatt, das die Donau- und Neckarzeitung gewaschen hat. Ich behalte mir vor, es zu bläuen und zu bügeln. Erwünschter konnte mir nichts kommen. Da finde ich den General-Stab und das Genie-Corps der Süddeutschen Ministerial-Armee auf einem Flecke beisammen. In Würtemberg bereitet man sich auf die schrecklich drohende unvermeidliche Landplage der Stände mit einer Bedächtigkeit vor, zu der in unsern Tagen die Cholera alle deutsche Regierungen gewöhnt hat. Die besten Aerzte gegen den Liberalismus, die um so besser sind, weil sie die Krankheit selbst überstanden, werden herbei gerufen und zu Rathe gezogen. Die Doktoren Münch, Pahl, Lindner, von Wangenheim werden am Ständelazarethe angestellt. Da die Regierung den Liberalismus nicht für contagiös hält, sondern miasmatisch, wird sie die Angestellten keiner strengen Absonderung unterwerfen, und sich darum dem Eintritte in die Kammer von liberalen Männern wie Uhland, Pfizer und Schott nicht allzuängstlich widersetzen. Um aber den üblen Folgen einer solchen Gemeinschaft zwischen

Gesunden und Kranken zu begegnen, will die Regierung in einigen Punkten freiwillige Verbesserungen vorschlagen, und hofft dadurch, „der zweiten Kammer die Gelegenheit zu benehmen, sich auf Kosten der leitenden Staatsgewalt eine unruhige Popularität zu erwerben.“ Kurz, es ist zum Todtlachen, und alle die komischen Präservative gegen die Cholera sind erhaben dagegen. Die Allgemeine und die Stuttgarter Zeitung sind die zwei großen Rauchfässer, aus welchen in einem fort Chlor-Wolken sich erheben. Herr Münch ist der Lindenblüthen-Thee, dessen Heilsamkeit gegen Erkältung er im feuchten Holland oft erprobt; Herr Lindner ist die Kupfer-Platte auf dem Magen, ein Minimum von diplomatischem Gifte, das homöopathisch heilt; Herr von Wangenheim wird wohl reiben, und wenn nichts hilft, wird die Bundesversammlung den Würtemberger Ständen das Dampfbad bereiten. Die Cholera-Politik! Ich bekomme Leibschmerzen, wenn ich nur daran denke.

Die Stuttgarter Hof- und Cholera-Zeitung gehört dem Herrn von Cotta, und das auch kömmt mir sehr gelegen. Mit dem Vater der Allgemeinen Zeitung habe ich ohnedies ein ernstes Wort zu sprechen. Seine unverschämte Tochter sprach neulich ein freches Wort gegen mich aus, und hätte ich etwas darauf erwidern wollen, wäre es vom zärtlichen Vater zurückgewiesen worden, wie vor Kurzem Heine es erfahren. Nun aber werde ich nicht länger mehr der Thor sein, aus prunkender Großmuth den Vortheil der allgemeinen Sache zu vernachlässigen, weil zufällig mein eigener damit verbunden ist. Dann brauchte ja jeder schlechte Schriftsteller, jeder feile Zeitungsschreiber mich nur zu beleidigen, um vor meinem Urtheile sicher zu sein! Ich kenne die geheime Lebensgeschichte der Allgemeinen Zeitung sehr genau, von den Jahren des französischen Directoriums bis zum Untergange Warschau's; und es hängt blos von mir ab, ihr den Namen der deutschen Phryne zu verschaffen. Die Allgemeine Zeitung ist freilich ohne Vorliebe die gefällige Allgemeine für Alle, die bezahlen; aber das Recht hat selten Geld und das Unrecht immer, und wenn das Recht ja einmal die Gunst der Allgemeinen bezahlen kann, ist die Schöne so schlau, ehe sie das Recht einläßt,

das Unrecht durch die Hinterthür zu entlassen, damit die beiden Nebenbuhler sich nie begegnen, sich messen und die Schöne auffordern können, endlich einmal zwischen ihnen zu wählen.

— Die Briefe von Cormenin habe ich noch nicht gelesen. Sind sie aber wirklich so herrlich, als Sie sie gefunden, dann werde ich, Ihrem Rathe folgend, sie übersetzen und mit deutschen Bemerkungen verzieren. Ich begehe jedes Staatsverbrechen, wozu Sie mich anreizen, mit tausend Freuden. Kann mir denn etwas erwünschter sein, als früher oder später auf der Frankfurter Hauptwache Ihre schöne und gute Gesellschaft zu genießen? Zwar hat diese freie Stadt Frankfurt keine Civil-Liste zu bezahlen, aber unsere Regierung muß ihr Contingent zu jeder Bundes-Tyrannei stellen, und der Senat würde meine Gotteslästerungen über die großen Königs-Magen so streng bestrafen, als ob er selbst ein König wäre. Ja wohl ist die Sache von der größten Wichtigkeit. Nicht darauf kommt es an, ob man einem Fürsten für seine ungemeine Gefälligkeit zu regieren einige Millionen mehr oder weniger gibt — man gebe ihm so viel er braucht, so viel er wünscht, daß er zufrieden sei und uns zufrieden lasse; denn die üblen Launen eines Fürsten sind dem Lande verderblich, und zu allen Zeiten mußte das Volk sein Glück und seine Freiheit erkaufen. Sondern das ist zu bedenken: jeder überflüssige Sold, den ein Volk seinem Fürsten gibt, den dieser nicht für sich und seine Familie verwenden kann, wird dazu gebraucht, einen Hof zu bilden und zu nähren, der als giftiger Nebel sich zwischen Fürst und Volk hinzieht, und eine traurige Thronfinsterniß hervorbringt. Vielleicht ist es wahr, was die Fürstengläubigen behaupten: eine Krone sei etwas Himmlisches, eine Art Sonne, die im reinsten Lichte strahle; aber woher wollen wir Bürger das wissen? Man zerstreue den Hofdunst, der jede Krone umgibt, und dann werden wir sehen, was daran ist. Dann ist zu überlegen, daß man ganz falsch rechnet, wenn man blos die Millionen, die man einem Fürsten als Civilliste bewilligt, zählt. Diese Millionen sind nur das Saatkorn, das dreißigfachen Ertrag gibt; diese Civilliste ist nur die Waffe, womit ein Fürst sich Alles erbeutet von seinem Volke, wonach ihm gelüstet. Ludwig XVIII. hatte fünf und dreißig Millionen; aber mit diesen fünf und dreißig

Millionen holte er sich tausend andere, womit er sich und seine Creaturen für den durch die Emigration erlittenen Verlust entschädigte. Hätte er keine fünf und dreißig Millionen gehabt, sondern nicht mehr als er zu seinem Unterhalte bedurfte, hätte er die Kammer nicht bestechen können, und das heillose Gesetz der Emigranten-Entschädigung wäre nicht angenommen worden. Louis Philipp, der Pflaster-König, hat zwölf Millionen jährlicher Einkünfte aus seinem Privatvermögen, und doch verlangt er eine Civilliste von achtzehn Millionen. Die Einwohner der Stadt Bourges haben der Kammer eine Bittschrift übersendet, worin sie darauf antragen, man möchte dem Könige nicht mehr als eine halbe Million geben. Das ist nach meiner Gesinnung eine halbe Million zu viel, ich würde ihm gar nichts geben. Wer die Ehre haben will, ein großes Volk zu regieren, der mag es sich etwas kosten lassen. Frankreich konnte unter sechs Millionen Bürgern einen König wählen; aber König Philipp konnte sich kein Volk wählen; die Völker sind selten. Die Commission der Kammer war in ihren Ansichten getheilt. Vier Mitglieder derselben stimmten für vierzehn Millionen, die vier andern für zwölf und eine halbe, und das neunte Glied, eben Ihr verehrter Cormenin, stimmte für eine so kleine Summe, daß der ministerielle Berichterstatter der Commission sich schämte, sie in der Kammer laut anzugeben. Dem Kronprinzen wurde überdies, daß ihm die Zeit nicht lange werde, bis er den Thron besteigt, eine Million bewilligt. Nichts empört mich mehr, als diese unverschämte Apanagirung der Erbprinzen überall. Mein Gott, wer gibt denn dem armen Volke Wartegeld, wenn es auf den Tod eines bösen Fürsten ängstlich harrt? Aber die Höfe sorgen dafür, daß die Kronprinzen schon in ihrer frühesten Jugend an Verschwendung gewöhnt werden; sie fürchten: in den reifern Jahren der Thronbesteigung möchten sie vielleicht für das Laster nicht genug Empfänglichkeit mehr haben.

Der jetzige König wird also vierzehn Millionen bekommen, eine Civilliste, die jedem Deutschen, der, wenn auch mit seinen Füßen, doch nie mit seinem Kopfe Deutschland verlassen, sehr winzig erscheinen muß. Und nach dieser Vergleichung ist sie es auch. Das Budget von Frankreich beträgt vierzehnhundert Millionen,

die Civilliste mit vierzehn Millionen würde also den hundertsten Theil der Staatsausgaben betragen. Das Budget von Baiern beträgt sieben und zwanzig Millionen, und die Civilliste des Königs drei Millionen, also den neunten Theil des ganzen Staatshaushalts. Wenn der König von Frankreich in gleichem Verhältnisse wie der König von Baiern ausgestattet wäre, würde seine Civilliste auf 155½ Millionen steigen; und wenn der König von Baiern dem Könige von Frankreich gleich gesetzt würde, sänke sein Einkommen auf 270,000 Gulden herab. Und wäre das nicht genug? Die ungeheuren Summen, die der König von Baiern verschwendet, seinen Wohnort zum neuen Athen zu machen, könnten erspart werden: München war die Stadt der Nachteule, schon ehe es Statuen und Gemälde besaß. Ist es nicht ein herzzerreißender Jammer, daß der arme Häusler im Spessart, der sich glücklich schätzt, wenn ihm nur drei Tage in der Woche die Kartoffeln mangeln, den Schweiß seiner Hände versilbern muß, damit in einer sechzig Stunden entfernten Stadt, die er nie gesehen, wohin er nie kommen wird, eine Klyptothek, eine Pynakothek, ein Odeon — Dinge, deren Namen er nicht einmal kennt — die eitle Ruhmsucht eines Königs befriedige? Und dieser kunstliebende König, der Zögling des alten freien Griechenlands, der Nacheiferer eines Perikles, hat den Stellvertretern des baierischen Volks sagen lassen: Er würde sie auseinander treiben, wenn sie sich unterständen, ihm noch so wenig von seiner Civilliste zu streichen! Und er hat später seiner Adelskammer kund gethan, er wolle sich mit drei Millionen begnügen! und die Minister dieses Königs haben in öffentlicher Sitzung der Kammer zu verstehen gegeben: ihr Herr würde der Kammer manche Forderung bewilligen, wenn sie sich gegen die Civilliste billig zeigten! Sie — Königin der Unglücklichen, wenn diese sich je ihren Herrscher wählen dürften — haben Sie das auch wohl verstanden? Der König von Baiern ließ seinem Volke sagen, er würde ihm dieses und jenes Recht gewähren, diese und jene Freiheit bewilligen, die man doch unmöglich geschenkt verlangen könnte, wenn man sie ihm bezahlte — bezahlte! Und was hat die Kammer geantwortet? und was hat die badische gethan? und . . . . doch davon später.

Ich will warten, bis die von Cassel auch dazu kommt, noch eine kurze Zeit warten. Und dann? Nun dann werde ich trauern, daß ich Recht behalten. Ich werde nicht Triumph! Triumph! rufen, wie es der feurige Welker schon vor dem Siege, ja schon vor dem Kampfe gethan! Nicht für meine Eitelkeit, für mein Vaterland habe ich die Stimme erhoben, und darum wehklagt mein Herz über den Sieg, den mein Geist errungen . . . . .

Ich habe es vergessen: wir glücklichen Deutschen haben einige und dreißig Fürsten, einige und dreißig Civillisten. Rechnen Sie, was das kostet, und athmen Sie dabei, wenn Sie können. Und Tausende wandern jährlich nach Amerika aus, wandern gedankenlos vorüber an einigen und dreißig duftenden Küchen, und schiffen sich ein, um in einem fremden Welttheile ihren Hunger zu stillen! . . . Ich will noch einmal zur Civilliste des Königs von Frankreich zurückkehren, um Ihnen zu zeigen, wie Unrecht Sie hatten, als Sie mich so oft einen Verschwender genannt. Vergleichen Sie meinen Haushalt mit dem Louis Philipps, und Sie werden erfahren, wer von uns ökonomischer ist. Die Verschiedenheit der Verhältnisse mögen Sie immer dabei berücksichtigen. Freilich ist Louis Philipp König und ich bin keiner, und habe auch, wie die Mannheimer Zeitung meint, wenig Hoffnung einer zu werden. Freilich hat König Philipp eine Frau und sieben Kinder, und ich bin, Gott sei Dank, unverheiratet. Aber auf der andern Seite hat König Louis Philipp freie Wohnung, und ich muß die meinige bezahlen; er hat freies Holz aus seinen Wäldern; er hat eine Frau, die ihm die Wirthschaft führt, und ich muß Alles selbst besorgen und werde geprellt. Also das gleicht sich aus. Und jetzt stellen Sie unsere Bedürfnisse neben einander. Die meinigen sind Ihnen bekannt, ich brauche Ihnen also blos die des Königs mitzutheilen, wie sie vor einiger Zeit bekannt gemacht wurden. Für Doctor und Apotheker jährlich 80,000 Fr. Ich bin viel krank das Jahr durch und weiß, was es kostet — nicht geheilt zu werden. Der Hofstaat des Königs soll aus tausend Personen bestehen (doch das ist viel zu viel). Nun wird angenommen, das unter tausend Menschen einer das ganze Jahr durch krank ist. Ich will zugeben, daß die Hofkrankheiten immer von der gefährlichsten Art seien, die täglich zwei ärztliche Visiten

erfordern. Jede Visite zu 10 Fr. gerechnet, also täglich 20 Fr., macht das jährlich 7900 Fr. Arztlohn. Täglich für 2 Fr. Medicin, beträgt jährlich 730 Fr., also Arzt und Apotheker zusammen kosten jährlich 8630 Fr., woher nun 80,000? Das ist Verschwendung. — Livrée-Bediente 200,000 Fr., zu viel. Besoldete Tagediebe von Rang 650,000 Fr., unerhört! Küche 780,000 Fr., davon werde ich in meinem künftigen Werke: von den Königs-Magen weitläufiger sprechen. Keller 180,000: die Flasche zu 5 Fr. gerechnet, käme auf das Jahr 36,000 Flaschen, und auf den Tag 100. Können Mann und Frau und Schwester und sieben Kinder, meistens Frauenzimmer, täglich 100 Flaschen Wein trinken? Und denken Sie nicht etwa, daß darunter der Gebrauch für fremde Tischgäste mitbegriffen sei, denn die Ausgabe für diese werden unter dem Artikel Feten besonders mit 400,000 Fr. berechnet. — Für 300 Pferde jährlich 900,000 Fr., also jedes Pferd 3000 Fr. Ein Pariser Blatt bemerkte: Tausende in Paris würden sich glücklich schätzen, wenn sie zu ihrem Lager das Stroh jener Pferde hätten. Und erinnern Sie sich noch des herrlichen Marstalles in Hannover, des dortigen Museums, das alle Reisende, alle neugierigen Damen besuchen? Einige hundert Pferde zum Gebrauche eines Königs, der seit hundert Jahren nicht in Hannover residirte, werden dort gefüttert mit dem Brode, geträukt mit dem Schweiße der unglücklichen Unterthanen, damit die Majestät des Thrones auch in Abwesenheit des Königs sichtbar werde. Und wenn es kalt ist in Hannover, aber recht kalt, so daß die Thränen der Unglücklichen zu Eis werden, dann — wird in der Nacht Stroh gestreut auf dem Steinboden des Marstalles, quer über die durchlaufende trübe Gosse gelegt, und die armen Leute, die kein Holz haben und kein Bett und keine Suppe haben, ihre erfrorenen Glieder zu wärmen, dürfen dahin kommen und dort schlafen zwischen den königlichen Pferden, bis der Tag graut. Es ist keine Verschwendung, wie man sie oft den Höfen vorwirft; o nein. Das Stroh kann man den andern Tag für die Pferde gebrauchen, und den Stellvertretern der königlichen Majestät ist der warme Dunst so vieler Menschen ohnedies gedeihlich. Gott, Gott! nein, Teufel, Teufel! Da wir doch keine Heiden mehr sein dürfen, welche die menschlichen Götter anriefen!

Weiter. Für Heizung 250,000 Fr. Damit könnte man ganz Sibirien wärmen, und das Holz wäre dort besser verwendet, damit unsere armen Polen nicht erfrieren. Uebrigens steht die ganze Ausgabe betrügerisch da, da der König sein Holz aus seinen Domänen-Waldungen zieht, und es also nicht zu bezahlen braucht. — Beleuchtung 370,000 Fr., und trotz den vielen Kerzen lebt König Philipp, wie jeder König, immer im Dunkeln! Wäsche 160,000 Fr. Rechnen Sie mir aus, wie das möglich ist. Musik, Theater 300,000 Fr. Reisen eine Million; Geschenke 160,000 Fr. Ein Fürst hat gut schenken! Und alle diese Ausgaben zusammen nennt man an den Höfen: die kleinen Vergnügungen der Fürsten, les menus plaisirs. Was kosten ihnen nicht erst ihre großen Freuden, Kriege, Eroberungen, Maitressen, Leibgarden, Günstlinge, Bestechungen, geheime Polizei! Und fragen Sie vielleicht, aber im Ernste, wie sind solche große unmögliche Bedürfnisse nachzuweisen? ist die Antwort: höchstens der vierte Theil dieser Summe wird zu angegebenem Gebrauche verwendet; drei Viertheile werden gestohlen, kommen in die Hände einiger begünstigten Lieferanten, die den Vortheil mit dem Hofminister theilen. Aber nicht der König, das Volk wird betrogen, welches die Civilliste bezahlen muß.

Neulich las ich einige merkwürdige Beispiele von Hof-Gaunereien. Die Kaiserin Katharina von Rußland, welche ihren Haushalt selbst übersah, fand einmal in der Rechnung 28,000 Fr. für Talglichter angesetzt. Diese große Summe fiel ihr um so mehr auf, da sie den strengsten Befehl gegeben hatte, daß an ihrem Hofe kein Talglicht gebrannt werden sollte. Sie stellte Untersuchungen an, und da fand sich, daß der junge Prinz, nachmaliger Kaiser Alexander, sich ein Talglicht hatte kommen lassen, um damit seine aufgesprungene Lippe zu bestreichen. Der Lakei, der das Licht kaufte, stellte vier Pfund in Rechnung, der Vorgesetzte über ihn machte eine Summe von 300 Fr. daraus, und so von Diener zu Diener hinaufsteigend, schwoll die Summe immer höher an, bis endlich der Oberhof-Intendant die runde Summe von 28,000 Fr. zu Papier brachte. Ludwig XVIII. hat berechnet, daß ihm jedes frische Ei, das er verzehre, auf 30 Fr. zu stehen komme. Es ist wahr, die Hofdiebe treiben ihr Handwerk mit großer Genialität, und ich selbst, wenn

ich Richter wäre, würde mich bedenken, solche große Künstler an den Galgen zu bringen. Solche Geschichten wären sehr spaßhaft, sehr unterhaltend, wenn nur das Volk den theuern Spaß nicht bezahlen müßte.

Donnerstag, den 5. Januar.

Gestern war in diesem Winter der erste Abend bei ***. Das ganze Perpetuum Mobile der Kammer war da; Odillon-Barrot, Pagès, Clauzel, Lamarque, Mauguin, und wie sie sonst alle heißen. Auch die Generale Romarino und Langermann, Lelewell und noch viele andere confiscirte Polen. Wenn man den Lelewell sieht und hört, sollte man es ihm zutrauen, daß er den Geist und Muth hätte, vor einer Revolution herzugehen. Er sieht so zerquetscht aus, spricht so matt und gebrochen, hat ein so furchtbares Organ, daß man ihn für einen deutschen Stubengelehrten halten sollte. Doch vielleicht hat ihn das Unglück seines Vaterlandes niedergeworfen; vielleicht auch (und das ist das Wahrscheinlichste) ist er bedenklich, an öffentlichen Orten frei zu sprechen. Denn ein anderer Pole klagte mir, es wäre ein Jammer und eine Schande, wie viele Spione es unter ihnen in Paris gäbe. Unter den anwesenden Deutschen war auch Börne, der Verfasser „der berüchtigten Briefe aus Paris", wie sie die berühmte Allgemeine Zeitung nur allzugelinde nennt. Er mußte mich wohl für einen Franzosen gehalten haben; denn er unterhielt sich mit einem Deutschen über Dinge, die gewiß Keiner hören sollte, und es hinderte ihn gar nicht, daß ich ganz nah dabei stand. Und so habe ich denn gehört, wie dieser Freiheitsheld, dieser Demagog, dieser Fürstenknacker, zu dem Andern sagte: er verspräche, wenn er ihm ein Pfund Rauchtabak und ein halbes Pfund Schnupftabak aus Deutschland verschaffte, dafür seinen Fürsten, so viel und so lange er wolle, öffentlich zu loben. Und für einen so heillosen Menschen, der für anderthalb Pfund Tabak sein Gewissen verkauft, können Sie eingenommen sein? Der Deutsche, dem er dieses Anerbieten machte, war Herr von *** aus ***.

Es herrschte eine besonders große Bewegung in der Gesellschaft. Die Herren waren noch ganz heiß von der Kammersitzung, in der an diese Tage ein heftiger Aufruhr statt fand, weil Mon-

talivet die Franzosen Unterthanen des Königs genannt. Sie werden das in der Zeitung gelesen haben. *** ließ die seitdem bekannt gewordene Protestation in der Gesellschaft circuliren, welche die anwesenden Deputirten unterschrieben. Um Mitternacht rief mich Mauguin in ein abgelegenes Cabinet, wo ich ***, den General *** und *** an einem Tische mit Schreiben beschäftigt fand. Die deutschen Angelegenheiten kamen da zur Sprache. Was dort verhandelt worden, wage ich nicht dem Papiere anzuvertrauen, und es in unsere Sprache zu übersetzen, habe ich heute keine Zeit. Doch eine wichtige Aeußerung des Generals *** muß ich Ihnen mittheilen. (P. 414. T. 4. Monat 18.) „Soli Branz, Resseo pariam vo„rum catibis, press ar littotas massica plissos, vorissilo caruss ab „itanis. Os? pervens politan. Ciro! navira canti babus sirneos ro„marinos; vertel. Cassus iran poplita poplites, varina faessionibus. „Venamos pur? valemi naro inoitamentamus. Pasti? marmorum „quesitan. Cass ab, papiron gash.“ Ich fragte ***, welche Garantie man den Deutschen gäbe? Darauf brach er in ein lautes und boshaftes Lachen aus, und sprach: Ihr seid ein Volk und verlangt Garantie? Ich schämte mich meiner Uebereilung, und um meine Verlegenheit zu verbergen, erzählte ich ihm eine bekannte deutsche Anekdote. Kaiser Josef errichtete zwei Regimenter von lauter Juden. Als diese einmal in Friedenszeiten Nachts durch einen Wald marschiren sollten, baten sie den General, er möchte ihnen Bedeckung mitgeben, weil, wie das Gerücht ging, Räuber den Wald unsicher machten. Praxas kuhu, praxas kuhu — sagte ich noch. Mündlich das Nähere.

— Heute schickte mir der hiesige Gesandte der freien Städte ein Protokoll der Frankfurter Polizei mit, das ihm für mich zugeschickt worden war. Ich habe es aber auch gar zu gut und bequem in dieser Welt, über die alle Menschen klagen, und mein Hôtel des menus plaisirs ist viel reicher versorgt, wie das des Königs. Wie glücklich war ich, als ich den guten alten Kanzlei-Styl wieder sah! Ich drückte ihn an mein Herz, ich küßte ihn. Ein Ruf zu einem Staatsamte in Form eines Steckbriefes abgefaßt. Das Protokoll ist geschrieben „in Gegenwart Sr. Hochwohlgeboren des wohlregierenden jüngern Herrn Bürgermeisters Herrn Senatoris Dris

Miltenberg; S. T. Herrn Senatoris Dris Behrends; S. T. Hoff, des Raths, und meiner des Actuarii Münch." Herr, wird meinem Namen niemals vorgesetzt, sondern ich heiße immer der Dr. Ludwig Baruch modo Boerne. Das Herr, das sie mir gestohlen, schenkten sie dem jüngern Bürgermeister, so daß dieser zweimal Herr vor seinem Namen hat. Er hätte es nicht annehmen sollen. Heißt das wohl regieren? Ich mußte in Gegenwart meiner, des Dris Ludwig Baruch modo Boerne, herzlich lachen über das Polizei-Protokoll. Es hat 57 Zeilen und nur ein einziges Punktum. Es fängt an: „als vorkam, daß des zufolge," und endet: „zu sistiren habe." Hat man je eine Schrift gelesen, die anfängt: als vorkam, daß des zufolge? Konnte da je etwas Gutes daraus werden? In der Mitte des Protokolls heißt es: Nach dem Reichs-Deputations-Schluß von 1803 müsse ich als Pensionair ein Amt annehmen, und nach meiner Vorstellung an den Senat vom 19. Juli 1815 wollte ich eines annehmen. Da ich nun zugleich müßte und wollte, sollte ich mich sistiren, um der Frankfurter Polizei in ihrer großen Verlegenheit auszuhelfen; denn sie könnte ohne mich länger nicht mehr fertig werden. Ich schicke morgen dem Dr. Reinganum das Protokoll, und bei dem können Sie es lesen. Bringen Sie aber einige Punkte hinein, es könnte sonst Ihrer Brust schaden. Sieben und fünfzig Zeilen und ein Punktum! Es ist gräulich, wie Eduard Meier in Hamburg sagt; und, was zu arg ist, ist zu arg, wie er ebenfalls sagt; und, da muß Einem die Geduld reißen, wie er nicht minder sagt. Sieben und fünfzig Zeilen und ein Punktum! Das ist ja noch ärger wie Falstaffs Wirthshaus-Rechnung. Ein Penny für Brod und dreißig Schilling für Sekt. O Herr Actuarius Münch, warum haben Sie nichts von mir profitirt? Ich war drei Jahre Ihr College, und Sie hätten von mir lernen können, wie man Punkte setzt, Fallen stellt, Schlingen legt.

Dem * * * werde ich nicht schreiben, das habe ich mir schon früher vorgenommen. Glauben Sie doch ja nicht, daß mir solche Dinge Gemüthsbewegung machen. Unangenehme Berührungen von Menschen weiß ich leicht zu heilen. So oft mir ein Narr oder ein Bösewicht vorkommt, erhebe ich ihn zu einem Narrenkönig, oder zu

einem Könige der Bösewichter. Dann sehe ich sein ganzes Volk hinter ihm, und mit der Menschheit darf man nicht rechten. Gott hat sie geschaffen, wie sie ist, und hat allein alles zu verantworten. *** ist mir ein solcher Narrenkönig. „Ich kann dich nur beklagen“ — kommt das nicht in einer Oper, ich glaube in der Zauberflöte vor? Nun, ich sage dem ***: Ich kann dich nur beklagen, eitler Narrenkönig!

Den Cormenin, und was Sie sonst wünschen, werde ich Ihnen durch die erste Gelegenheit schicken. Drei Briefe sind erschienen, und jetzt in einer Brochüre vereinigt herausgekommen. Den dritten Brief habe ich gelesen. Es ist die Weisheit in Zahlen und ist die Thorheit in Zahlen. So, und nur so allein muß man die Menschen belehren; denn sie sind so dumm, daß sie nichts begreifen, was sie nicht zählen können. Sie sind gar zu dumm, die Menschen! Wenn sie nur einen einzigen Tag wollten, oder nur einen einzigen Tag nicht wollten, dann wäre wenigstens allen Leiden ein Ende gemacht, die von den Menschen kommen, und blieben dann nur noch Ueberschwemmungen, Erdbeben, Krankheiten übrig, welche Plagen nicht viel bedeuten. Aber wollen! Das ist's. Nicht wollen; das ist's noch mehr. Kaiser Maximilian hatte einen Hofnarren, der sagte ihm einmal: Wenn wir nun Alle einmal nicht mehr wollen, was willst du dann thun? Ich weiß nicht, was der Kaiser darauf geantwortet; aber der Narr, der schon vor länger als drei Jahrhunderten einen solchen großen Gedanken haben konnte, mußte ein erhabner Geist gewesen sein.

Sieben und sechzigster Brief.

Paris, Montag, den 9. Januar 1832.

Gestern war ein schönes Concert im italienischen Theater, wobei mir, wie gewöhnlich, das letzte Musikstück am besten gefiel; denn ich bin immer froh, wenn ein Concert zu Ende ist. Es ist mit dem Kunstgenusse, wie mit dem sinnlichen: Ohr, Auge, die Seele haben einen Punkt der Sättigung, den erreicht, alles weitere nicht mehr mundet, noch gut bekömmt. Die vielen und besonders

verschiedenartigen musikalischen Gerichte, eines nach dem andern vorgesetzt, stumpfen die Empfänglichkeit ab, und richten das Urtheil ganz zu Grunde. Es ist eine abscheuliche Ueppigkeit, die den Menschen endlich empfindungsarm macht. Dieses im Vorbeigehen; denn man soll jede Gelegenheit benutzen, einer Freundin etwas Philosophie in Verwahrung zu geben. Die Zeit kann kommen, daß man sie bei ihr braucht, und dann ist der überraschende Vorrath sehr angenehm.

Meine Malibran hatte einen starken Husten und sang schlecht. Das verzieh ich ihr auf der Stelle. Aber sie trug ein Kleid von rothem Sammet, das einen reifrockartigen Umfang hatte, und das konnte ich ihr anfänglich nicht verzeihen. Als aber darauf Herr von Berriot erschien, verzieh ich ihr das auch. Es ist das liebenswürdigste Gesicht, das mir je an einem Manne vorgekommen. Er ist bescheiden, sinnig, voll Geist und Gemüth. So ist auch sein körperlicher Anstand und so sein Spiel. Paganini's Humor hat er nicht, vielleicht auch nicht seine Tiefe; aber seine Höhe und eine Harmonie, die Paganini nicht hat. Grazie möchte ich in seinem Spiel nicht nennen, was ein besseres Wort verdiente; denn mit Grazie verbindet man doch immer die Vorstellung einer weiblichen Kraftlosigkeit; doch weiß ich nicht, wie ich es nennen soll. Was mir an Berriot am meisten gefiel, war seine Anspruchlosigkeit sowohl in seinem Vortrage als in seiner Composition. Ich habe an andern großen Componisten und Virtuosen oft bemerkt, daß sie ihrer gelungensten Stellen sich selbst bewußt sind, und wenn sie an diese kommen, gleichsam zur Bewunderung herausfordern. Berriot bleibt sich immer gleich, gibt keinem Theile seines Spieles und seiner Composition einen Vorzug vor dem andern, und fordert keinen für ihn. Kurz, Berriot ist ein Nebenbuhler, der meiner würdig ist, und da Madame Malibran das Unglück hat, mich gar nicht zu kennen, konnte sie keine bessere Wahl treffen.

Schon seit zehn Jahren komme ich nach Paris, und erst vor vierzehn Tagen habe ich die berühmte Mars zum erstenmal spielen sehen. Aber daß Sie ja meine Ungeschicklichkeiten Keinem verrathen! Ich hätte Ihnen früher über jenen Abend geschrieben, aber ich wußte nicht, was ich Ihnen sagen sollte, und ich weiß es heute

noch nicht, was ich davon denken soll. Die Sache ist: ich habe alle Uebung im Kunsturtheile verloren. In früheren Jahren war ich, wie mich mehrere dramatische Dichter und Schauspieler, deren Stücke und deren Spiel ich gelobt, versichert haben, ein sehr guter Theaterkritiker; aber seitdem hat das unverschämt prosaische Europa mich aus aller Aesthetik geworfen. Ich glaube, daß die Mars die größte Künstlerin ist, als welche sie den Ruhm hat; aber ich weiß es noch nicht. Doch weiß ich auch nichts im geringsten, was diesen Glauben schwankend machen könnte. So viel merkte ich wohl, daß sie in den gewöhnlichen Momenten des Spiels sehr ökonomisch ist mit ihren Mitteln, und man darum, den Reichthum ihrer Kunst zu beurtheilen, erst jene Feierlichkeiten des Herzens abwarten soll, in welchen sich Glanz und Aufwand zeigen muß. Zu solchen Feierlichkeiten boten aber die beiden Stücke, in welchen sie auftrat, keinen Anlaß. Es waren: l'Ecole des Vieillards von Delavigne, und les fausses confidences von Marivaux. Mir behagen die neuen Lustspiele nicht, auch nicht die bessern. Die alten guten Komödien gaben uns Federzeichnungen, geistreiche Umrisse von Charakteren, die Leser, Zuhörer und Schauspieler ausmalten. Das beschäftigte den Geist, und gab der Kunst Beschäftigung. Die neuen Komödiendichter aber, ohne Geist und ohne Erfindung wie sie sind, zeigen ihre Kunst nur in den Farben, und darum bleibt dem Schauspieler nichts weiter übrig, als ein Stück, das ihm nichts zu ergänzen gelassen, zu copiren. Das Drama Delavigne's ist solcher modernen Art, und selbst eine Mars konnte die Feinheit ihrer Rolle nicht noch feiner ausspinnen, und wer daher, wie ich, das Stück gelesen und gut verstanden, erfuhr nichts Neues von ihr. In dem alten Lustspiele les fausses confidences fand ich die Mars zu modern. Was allen männlichen Rollen in dem Stücke gelang, ihren Empfindungen etwas Perrükenartiges zu geben, mußte einem schönthuenden Frauenzimmer mißlingen. Thut denn die Mars schön? — werden Sie mich vielleicht mit Verwunderung fragen. Doch vergessen Sie nicht, daß es zehn Jahre sind, daß Sie sie gesehen, und zehn Jahre sind ein Jahrhundert im Leben eines Frauenzimmers. Ich will es bekennen, daß die Mars mir nicht gefiel, weil sie alt ist. Zu meinem Unglücke saß ich ihr ganz nahe, und glaubte überdies meinem

boshaften Vergrößerungs-Glase, das selbst eine Hebe verläumdet. O die Runzeln, diese Särge ohne Deckel! Und das graudämmernde Lächeln, das mit dem letzten Strahle der untergegangenen Schönheit gemischt ist! Lächeln aber ist die ganze Kunst einer Schauspielerin in diesen modernen Komödien, wo Tugend und Laster, Treue und Verrath, Liebe und Haß, Kraft und Mattigkeit, zu dem bequemen und leicht verdaulichen Ragout, das man gesellschaftliches Leben nennt, zusammengelächelt sind. Die Schauspielerin, die nicht mehr gut lächeln kann, soll die Medea spielen, die Clytemnestra — oder die Antigone, aber nicht die junge Frau eines alten Mannes, in diesem reconvalescirenden noch schwachen Jahrhunderte. Ach die Weiber, welchen höchstens der Spiegel sagt, daß sie alt geworden, aber nie das Herz! Und wenn nun die müden alten Züge des Gesichts der Empfindung nicht mehr nachkommen können — es ist gar zu traurig. Ich hätte der alten Mars gern die Jugend und Schönheit meiner achtzehnjährigen Geliebten auf den Abend geliehen, und hätte mit einer zahnlosen Braut den ganzen Abend gekos't; so gerührt war ich. Die abscheulichen Runzeln! Ich könnte darüber weinen, wenn ich nicht lachen müßte, daß ich ein Mann geworden. Und wenn ich den Spiegel küßte, ich sehe keine Runzeln in meinem Gesichte. Und doch sind sie da; aber wir Männer haben keine Augen dafür. Ja die Weiber haben keinen bessern Freund als mich, und einen der seltensten Art; einen Freund in der Noth und nur in der Noth, nicht im Glücke. An euern Freuden will ich nicht Theil haben, ich habe keinen Sinn dafür; aber euere Leiden von verrathener Liebe bis zum Schmerze eines besiegten Hutes: sie sind mir alle heilig.

Die Mars hatte wegen Krankheit seit einem Jahre nicht spielen können, und da sie nun zum ersten Male wieder auftrat, wurde sie mit lebhaftem, aber doch nicht mit jenem stürmischen Beifalle empfangen, welcher im Anfange des Winters der Malibran zu Theil ward, als sie von einer Kunstreise von einigen Monaten, die sie in Gesellschaft des Herrn von Berriot gemacht, zurückkehrte. Jugend und Schönheit haben Credit, die alte Mars mußte den Beifall mit ihrem Spiele baar vorauszahlen. Nicht wegen, aber trotz der Mars hätte ich mich diesen Komödien-Abend sehr gelang-

weilt, hätte nicht Monrose mitgespielt in Marivaux's Stücke. Monrose ist ein unvergleichlicher Schauspieler für alle spitzbübische Bedienten, welche in neuerer Zeit durch die Concurrenz ihrer Herren ganz zu Grunde gerichtet worden. Die Schelmerei ist so wenig schändlich mehr, daß man die vertrauten Bedienten nicht mehr braucht; denn man thut alles selbst und öffentlich. Auch dadurch hat die neue Komödie viel verloren. Monrose ist ein herrliches antikes Kunstwerk. Der König war auch im Theater. Den vorigen Winter sah ich ihn in den Fourberies de Scapin — nicht den König, sondern Monrose — und erstaunte über sein Talent. Er wurde mit Beifalls-Aeußerungen empfangen — nicht Monrose, sondern der König — der Zorn über meine dicke Dinte hat mich ganz verwirrt gemacht, und ich weiß gar nicht, was ich schreibe — aber es waren einstudirte Choristen, das merkte man gleich.

Von den Briefen eines Verstorbenen im Morgenblatte habe ich die, welche mich betreffen, aber nur flüchtig gelesen; die andern noch gar nicht. Ich werde sie mir zu verschaffen suchen, und dann auch darüber sprechen. Ich glaube, daß sie Robert geschrieben. Der unglückliche Robert, der an den Ufern der Oos trauert, daß in den Stürmen der Julirevolution seine nicht assecurirten Vaudevilles untergegangen! Dort sinnt und sinnt er, wie zu machen, daß von ihm gesprochen werde. Dem Manne kann geholfen werden, — sage ich, wie Karl Moor in den Räubern.

Acht und sechzigster Brief.

Paris, Mittwoch, den 11. Januar 1832.

Gestern war ich wieder bei dem monatlichen encyklopädischen Diner. Die Gesellschaft war gut, das Essen schlecht. Es compensirt sich alles; bei den Aristokraten speist man besser. Ich habe mich viel mit Polen unterhalten, mit den Generalen Langerman und Uminski. Letzterer war erfreut, mich kennen zu lernen; er hatte in Straßburg meine Briefe gelesen. Mehreren Anwesenden wurde ich vorgestellt als ein Allemand très distingué. Bei Tische wieder die

gewöhnlichen Toaste auf alle Völker des Erdenrundes und die Deutschen zuletzt, wie immer. Jullien hat eine halbe Stunde sehr schön gesprochen. Der Trink-Refrain à l'union des peuples kettete Volk an Volk, und nahm sich in der Wiederholung recht musikalisch aus. Und wäre es auch blos eine Komödie — ist nicht die Bühne eine Beglaubigung des Lebens? Von den Mitgliedern der letzten polnischen Revolutions-Regierung waren auch zwei anwesend, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und der der Finanzen. Der Letztere war sehr freundlich gegen mich, und wird mich besuchen. *** war poetisch und hat ihm erzählt: jedes Wort in meinen Briefen wäre eine Thräne, den Polen geweint. Und das geschah vor dem Essen, da er noch nicht getrunken! Die Thränen machten Eindruck auf einen Finanz-Minister; ist das nicht merkwürdig? Bei dem Toaste auf die Deutschen wurde des Herrn Bo-erne des Allemand distingué und seiner Lettres de Paris gedacht. Zum Glücke für uns Deutsche haben auch mehrere andere Nationen auf die Gesundheit nicht geantwortet, und man bemerkte unsere Blödigkeit nicht. Nach dem Toaste auf die Spanier wurde ein Gedicht l'Espagne et Torrijos, à Ferdinand VII. von Barthelemy gelesen. Barthelemy und Mery geben seit einem Jahre eine politische Wochenschrift in Versen unter dem Namen Némésis heraus. Der schändliche Mord des Torrijos und fünfzig seiner Unglücksgefährten, die kürzlich in Malaga erschossen wurden, gab Stoff zu erwähntem Gedichte. Da Sie es in Frankfurt sicher nicht haben, will ich Ihnen diejenigen Stellen mittheilen, die von der Versammlung mit stürmischem Beifalle aufgenommen wurden.

Voilà ce roi chrétien, que sa mère appellait
Ferdinand coeur de tigre et tête de Mulet:

C'est le type incarné de l'absolu pouvoir.
— D'un clergé despote orgueilleux mannequin,
Je pare le gibet d'un cordon Franciscain.

L'Espagne est pour l'Europe une place de Grève.

Chose horrible! on dirait que depuis neuf années,
Comme sur des gradins, assise aux Pyrenées,

L'Europe, par plaisir, contemple avec effroi
La liberté qui meurt sous les griffes d'un roi.
Et nous, pour admirer ce long martyrologe,
Nous nous sommes placés dans la première loge —

Et nous, nous peuple fier qui, sous le grand drapeau,
Chassons les rois mauvais comme un lâche troupeau,
Nous qui pouvons si bien leur tendre une main forte,
Nous souffrons qu'on les pende au seuil de notre porte,
Et les pieds convulsifs de ceux qui sont mourir
Sont comme les marteaux qui nous disent d'ouvrir!
Et quel est donc le Dieu, le Baal espagnol,
Pour qui fume ce sang répandu sur le sol?
Quel est l'homme assez fort pour que dans ses domaines
On recrute pour lui des victimes humaines?
Eh bien! connaissez donc le monarque puissant
Qui reçoit en tribut l'holocauste de sang.
C'est un Bourbon qui suit de ses aïeux la trace,
Imbécille héritier d'une stupide race;
Un roi caputchonné qui dans une oraison
Mêle un verset d'église avec la pendaison;
Comme Charles son père, en hurlant il dévore
Les boeufs amoncelés qui palpitent encore. *)
Signe de son instinct, il a sous un front chauve
Le cerveau déprimé, comme une bête fauve.
Roi fangeux, que le ciel pétrit dans sa colère,
Voilà pourtant celui que l'Europe tolère!

---

*) Les Bourbons sont des rois mangeurs. On sait quelle énorme consommation de viandes faisait en Angleterre Louis-le-désiré. Charles IV. a surpassé par sa voracité tous les rois de sa race. Nous l'avons vu à Marseille et nous avons même assisté à ses repas; au moment où l'on apportait les filets de boeuf saignant, il s'agitait avec convulsion sur son fauteuil et poussait des rugissemens rauques comme ceux du tigre. Son fils Ferdinand n'a pas dégénéré; il conserve encore ce royal appétit.

Triste peuple, cadavre empoisonné d'ulcères,
La vermine du cloître a rongé ses viscères.

Dans les jours solennels, courbé sur son chemin
L'ambassadeur Français va lui baiser la main;
Tr!!! par son envoyé, quand cet affront la touche,
La France avec horreur doit essuyer la bouche;
La main de l'Egorgeur! la main de Ferdinand!
Il n'est rien de plus vil dans tout le continent!

Oh! des peuples souffrans la justice est tardive,
Elle a le pied boiteux, mais enfin elle arrive;
Le peuple est patient, car il est éternel,
Nos pleures ont coulé sur le sang fraternel!
Je ne peux pas juger le roi par contumace,
La France contre Lui doit se lever en masse;
Cette fois nous avons le droit d'intervenir,
Oui, quand un criminel si grand est à punir;
Quand son nom fait bouillir la haine universelle,
Il faut le reclamer du sol qui le recèle;
Si cet infame roi, fuyant de son palais,
Court chercher un asile au Gibraltar anglais,
Il faudra, par pudeur, qu'on nous le restitue,
Car il faut voir la fin d'un règne de forfaits;
Les peuples de l'Espagne, une fois satisfaits,
Epouvantant les rois d'un juste régicide
Suspendront son cadavre aux colonnes d'Alcide.

Freitag, den 13. Januar.

Wie war ich mit Ihrem gestrigen Briefe überrascht, ehe ich ihn geöffnet! Aber als ich ihn las, mußte ich heulen wie ein Kind, das sich ein Loch in den Kopf gefallen. Schreiben Sie mir keine solchen Briefe mehr; man kann nicht Mann genug sein in dieser kriegerischen Zeit... Wollen Sie sich denn Ihre Aengstlichkeit niemals abgewöhnen? Habe ich Ihnen nicht erst kürzlich erklärt, wie

es jetzt ein Majestäts-Verbrechen geworden, sich zu fürchten, weil es ein Eingriff in die Rechte der Krone ist? — Die englischen Blätter lese ich nicht; ich kann also nicht sagen, ob Uebersetzungen meiner Briefe darin angekündigt, oder überhaupt davon gesprochen worden. Aber hier in Paris erscheinen zwei Uebersetzungen. Die eine ist im Courier von gestern angezeigt. Lesen Sie selbst, was dabei gesagt ist. Welcher Buchhändler die andere herausgibt, weiß ich nicht. Im Literaturblatte (der Beilage zum Morgenblatte vom 19. December 1831) sagt Menzel bei Gelegenheit einer Beurtheilung über Wilhelm Müllers Schriften etwas über mich, das Sie erfreuen wird. Lesen Sie es ja. Er vergleicht die Verfolgungen, die ich jetzt von den Philistern zu ertragen habe, mit denen, welchen Lord Byron ausgesetzt war, und wie wir beide aus gleichem Grunde verkannt werden. Ich bin dem Menzel für seinen guten Willen und seine schmeichelhafte Zusammenstellung sehr großen Dank schuldig; aber die Vergleichung muß ich zurückweisen, ich habe sie weder verdient noch verschuldet. So zerrissenen Herzens bin ich nicht wie Byron. So wie er habe ich nie an der Menschheit verzweifelt. Sie ist mir klar und darum ist sie mir schuldlos. Gott ist in ihr, der Teufel nur in ihren Quälern. Und gegen diesen sich nicht blos zu bekreuzigen, sondern ihm mit Wort und Schwert entgegen zu treten; denn er hat ein Ohr, das man schrecken, Fleisch und Bein, das man treffen kann — dazu muntere ich die Schläfrigen auf, dazu mache ich die Abergläubigen beherzt. Auch an Deutschland verzweifle ich nicht, wie Menzel glaubt. Man schilt keinen Bettler wegen seines Geizes, den Reichen schilt man. Ein Volk ist ein einziges Kind. Auch mit Liebe im Herzen muß man es schelten; schelten über jeden Fehler, und wenn der Fehler auch der Dorn einer Tugend wäre. Es ist nicht meine Schuld, es ist mein Verdienst, wenn ich ein besserer Pädagog bin, als es mancher Andere ist. Es gibt nachtwandelnde Völker; aber die Nacht eines Volkes ist lang, sehr lang, sie zählt Tage und Jahre und Jahrhunderte und besser, daß man solch ein nachtwandelndes Volk anrufe, und könnte auch geschehen, daß es den Hals darüber bräche, als es so fort dämmern zu lassen, in schwankender Mitte zwischen Thier und Pflanze, in schwankender Mitte zwischen Schlaf und Tod.

Samstag, den 14. Januar.

Nachfolgendes Gedicht von **Beranger** circulirt in der Handschrift. Dem guten Manne mag es in St. Pelagie nicht gefallen haben, und darum läßt er es wohl nicht drucken.

La Paix.

J'aime la paix, je hais la guerre,
La guerre ne va qu'aux héros;
Et moi par goût, par caractère
Je cherche avant tout le repos.
Les seuls conseils de la prudence
Doivent me régler désormais.
Pour moi d'abord et pour la France
Je veux la paix.

Grâce à mes flatteurs, je l'avoue,
J'ai de la gloire à bon marché
Et de maint exploit on me loue
Où mon courage a trébuché.
Aussi de Valmy, de Jemapes
Pour ne point gâter les hauts faits
Gardons bien qu'on ne m'y rattrape,
Je veux la paix.

De l'empire on veut les frontières,
On veut l'agrandir, et pourquoi?
Mon dieu! la France de nos pères
Est déjà trop grand pour moi.
Si quelque voisin le propose
De grand coeur ici je permets
Qu'on en rogne encore quelque chose;
Je veux la paix.

Un conquérant dans sa manie
Fit une France exprès pour lui,
Aussi vaste que son génie.
Il en faut une autre aujourd'hui.

Formons loin des champs de bataille
Sans jaloux, sans peine, sans frais,
Un petit royaume à ma taille.
Je veux la paix.

D'un oeil sec j'ai vu la Belgique
Briser le sceptre de Nassau,
Je vois la Pologne héroique
Lutter au bord de son tombeau;
L'Italie en vain nous appelle,
Tranquille au fond de mon palais
Qu'autour de moi le sang ruisselle;
Je veux la paix.

Oui je redoute les alarmes,
J'abhorre le bruit du canon,
Et je vous ai donné pour armes
Non pas un coq, mais un chapon.
Ma couronne est mieux affermie
Et même . . . .
Je veux la paix.

Viele Verse im heutigen Briefe. C'est pour former le coeur et l'esprit aux jeunes Allemands. Der Schatten an der Dos schrieb in das Morgenblatt: „ich hätte die „Briefe eines Verstorbenen" (das Buch) benutzt." Sollte er wohl damit meinen, daß ich den leichten Briefstyl nachzuahmen gesucht? Nun, ist es nicht geschehen, so kann ich es noch thun. Adieu, ma bonne amie, je dévore un oeuf. Sur ce, n'ayant plus rien à dire — Salut, fraternité, ou la mort. Ach! ich plumper Bürgersmann kann die Freiheit keine zwei Zeilen lang ertragen. Gott zum Gruß, und wann kömmt mein Kanaster?

Neun und sechzigster Brief.

Paris, Sonntag, den 15. Januar 1832.

O, es ist himmlisch! Ich hatte vermicelle, côtelettes de veau aigre-doux, épinards — nein, in allen Dingen die Wahrheit; ich hatte keine épinards, sondern choucroûte garnie: mögen mich die Diplomaten immerhin verachten — und poulet au cresson. Ich war in reiner kalter Luft lange spazieren gegangen und hatte einen herrlichen Hunger mit nach Hause gebracht. Und als ich mit dem Essen fertig war, blieb noch ein kleiner Hunger übrig, und es that mir leid, daß ich nicht auch omelette soufflée bestellt hatte. Da schickte Freund D .... ein Zeitungsblatt mit Empfehlung, die Allgemeine Zeitung von Stuttgart, und darin fand ich: Rapsodien, veranlaßt durch Herr Börne's Briefe, von Pittschaft. Da hatte ich meine omelette soufflée! Es ist nicht der Philosoph Pittschaft, der im Tollhause sitzt; denn er sitzt nicht mehr im Tollhause, weil er sich erhängt hat. Es ist dessen Bruder, der Medicinalrath Pittschaft in Baden an der Oos. Hätte ich nur meinen Himmel mit Ihnen theilen können; die andere Hälfte ist noch groß genug. Mein Tischchen schwankte unter der Last des aufgehäuften Desserts; mein Salzfaß ward süß davon. Zuerst: Während der Jahre, die ich in Halle bei Reil wohnte, erschien das bekannte Buch dieses großen Arztes: Rapsodien über die psychische Behandlung der Wahnsinnigen. Lange vor und nach Erscheinung dieses Werkes, das seinem Verfasser besonders lieb war, hörte ich alle Tage von Rapsodien sprechen, so daß ich seitdem und bis heute, so oft ich das Wort Rapsodien lese oder höre, ich gleich an verrückte Menschen denke. Ferner: Ich dachte, wie viel zweckmäßiger es wäre, wenn statt meiner Herr Pittschaft sich am Frankfurter Polizeiamte anstellen ließe, weil dann Polizeiamt und Medicinalrath sich wechselseitig ihren Styl verbessern könnten. Von dem Polizei-Protokoll neulich habe ich, wie Sie aus meinem Briefe mit Kummer ersehen haben werden, das Asthma bekommen, wegen gänzlichen Mangels an Punkten, und an den Rapsodien des Herrn Pittschaft wäre ich beinahe erstickt, wegen des Ueberflusses an Punkten. Nein, so ein pünktlicher Mann ist mir noch gar nicht

vorgekommen. Nur folgende kurze Stelle: „Es kann dem Kenner„auge nicht entgehen, daß der Teufel sich nur durch seine Klugheit „hält. Der Teufel selbst verstellt sich in einen Engel des Lichts. „So sagt der Apostel. Dem Schlechten stehen viel mehr Waffen zu „Gebote, als dem Edlen. Dieser muß zur Erreichung seines „Zweckes sich selbst einsetzen. Jener setzt Andere ein. Jede Geburt „hat ihre Wochen. Wenn nur das Kind beim Leben bleibt und zu „einem großen kräftigen Manne heranwächst. Unsere Zeit leidet an „einem ungebührlichen Heißhunger. Macht sie es doch wie Saturn „und verzehrt die eigenen Kinder. Wenn sie nicht mäßiger wird, „wird sie sich den Magen überladen." Sancho Pansa hat nicht mehr Sprichwörter und nicht mehr Punkte; und so geht es in einem fort. Dann fand ich so schön, daß Pittschaft und der Schatten Robert Beide in Baden wohnen, und ich konnte mir so herrlich ausmalen, wie der Medicinalrath, der im Winter keine Kranke hat, und Robert, der in keiner Jahreszeit Leser hat, sich gegenseitig in diesen langen Ferien mit einem Kranken und einem Leser ausgeholfen, und wie sie Beide auf dem Berge und auf dem Sopha einander gegenüber saßen, und Robert dem Medicinalrathe seine verstorbenen Briefe vorgelesen, und dabei vor und nach jedem Comma einen prüfenden Blick auf ihn geworfen, um zu untersuchen, ob er nicht außer sich gekommen; und wie der Medicinalrath wirklich außer sich gekommen vor Ungeduld, und nach Hause gegangen, seine Rapsodien gegen mich geschrieben, den andern Tag wiedergekommen, und sie aus Rache dem Robert auch vorgelesen — ist das nicht Alles schön vom Anfange bis zum Ende, mit Ausnahme der Punkt-Armuth im langen Satze, welcher erst die Hälfte seines Weges zurückgelegt, die ich aber vorsätzlich mildthätig aufgenommen, um mich auf das Polizeiamt würdig vorzubereiten, und dann den Medicinalrath, seine Vollpünktlichkeit nämlich, damit homöopathisch zu heilen und ihn dabei an das zu erinnern, was Horaz sagt in seiner Poeten-Kunst: omne tulit punctum qui miscuit utile dulci, welches auf Deutsch heißt für Frauenzimmer: Punkte sind nützlich und angenehm, doch nicht zu viel und nicht zu wenig? Und fragen Sie mich nicht, was das Fragezeichen bedeute am Ende des Satzes, ich habe es vergessen; und fragen Sie mich

gar nichts, bis ich mich ausgeruht. . . . . Jetzt fragen Sie, aber nicht was Herr Pittschaft eigentlich will? denn ich weiß es nicht. Er sagt: Ich wäre eine Leuchte, und ein Prophet, und ein brennender Busch, und ein Repräsentant der sieben fetten Kühe (Ach, hätten alle Volksvertreter nur solche fette Comittenten, dann brauchte man gar keine repräsentative Verfassungen!) und ein Dornbusch. Und ich wäre darum ein Dornbusch, weil ich haben wollte, daß etwas von den Andern daran hängen bliebe. Freilich bin ich ein Dornbusch, und von den Flocken, die an mir hängen geblieben, könnte ich mir einen weiten Schafpelz machen lassen. Aber wer hieß den Medicinalrath mir so nahe kommen? Und wenn etwas von ihm hängen geblieben, ist das meine Schuld? Der Dornbusch steht, die Herde geht; sie kann ausweichen. Ferner wäre ich der Engel mit dem Schwerte und ein Würgengel. Dann spricht er von Schuhen und vom Schuhputzen. Erstens sagt er: ich verlangte, die Deutschen sollten ihre Schuhe vor mir ausziehen, und zweitens sagt er: ich sähe Deutschland für eine Kratzbürste an, und putzte meine Schuhe daran ab. Jedermann weiß, daß ich nie Schuhe trage. Sie sehen, Pittschaft ist ein Demagog, er will das Volk aufklären, er schreibt für Stiefelputzer. Wie oft habe ich Ihnen zu Baden gesagt: Dieser Ort ist ein wahres Carbonaro-Nest; aber Sie wollten mir es nicht glauben. Was macht Robert dort? Warum kehrt er nicht zum Königstädtischen Theater zurück? Warum ist er kein unschuldiger Waldfrevler geblieben? Warum ist er der Macht der Verhältnisse untreu geworden, und liebäugelt jetzt mit allen deutschen Mächten? Warum hat er seine schmerzstillenden Didaskalien unterbrochen? Zehen aufrühreriſche Völker hätte man dabei beruhigen können. Diebitsch hätte sie ins Polnische übersetzen lassen, und hätte dann Warschau im Schlafe überrumpelt. Noch einmal: was hat Robert in Baden zu thun? Thöricht, das zu fragen. Wer hat die Badener Bürger aufgehetzt, bei der Ständeversammlung eine Bittschrift um Preßfreiheit einzureichen? Wer hat diese Bittschrift verfaßt? Das hat der Nämliche gethan, der auch die Berliner Briefe in den Messager geschickt. O, ich habe das gleich verstanden! Ich durchschaute Den und Jenen und Manchen und gar Viele. Ich ließ mich nicht von ihren ehr-

lichen Gesichtern irre führen; es täuschte mich nicht, daß sie sich für Polizei-Spione ausgaben; ich erkannte sie auf der Stelle als geheime Carbonari. Und jetzt schreibt Robert gegen mich; aber ich bedanke mich dafür; ich will nicht seine Maske sein, ich mag nicht sein Gesicht berühren. Und Pittschaft gesellte sich ihm bei; der undankbare Medicinalrath! Undank! Undank! Wenn er den Deutschen sagt: „Ihr habt immer den Saft zu dem Punsche hergeben müssen, womit sich Andere gütlich gethan" — von wem hat er das gelernt? Er rede! Wer gab ihm den Muth, Deutschland zu warnen vor Rußlands Joche? Er rede! Wer gab ihm den Muth, schon im Sommer für die Contagiosität der Cholera zu schreiben, und der preußischen Regierung zu trotzen? Er rede! Und was nützt ihm die Heuchelei. Seine russische Praxis ist ihm auf immer verloren, denn er hat Rußland geläftert. Seine französische Praxis ist ihm auch verloren, denn er hat Frankreich geläftert. Seine preußische Praxis ist ihm auch verloren, denn er hat Preußen für ansteckend erklärt; und was ihm von deutschen Bundeskrankheiten noch übrig bleibt, wird ihm zur Strafe entzogen werden, weil er, ein badischer Unterthan, ein Staatsdiener, ein Medicinalrath, sich erlaubt hat, von Politik zu sprechen, ehe er zweitausend Gulden Caution geleistet hat. Darum werfe er sich ganz in meine Arme; er hat sich mir verschrieben, mein ist er und mir gehört er zu. Es wäre nicht dazu gekommen, wenn ihn Robert nicht verführt.

Daß Beide mich getadelt, kann ich ihnen verzeihen; aber daß sie mich gelobt, das verzeihe ich ihnen nie. Sie rühmen meine Unbestechlichkeit. Pittschaft sagt: Er wolle nicht glauben, daß die Herausgabe der Briefe eine Geldspeculation gewesen, und Robert verbürgt sich, daß ich nicht feil bin. Wer wird eine solche Bürgschaft verschmähen? Auch danke ich schön für die gute Meinung. Aber das Lob der Unbestechlichkeit muß man keinem Freunde öffentlich geben; das ist ein Tadel für Tausende, erweckt den Neid und ruft nur den Widerspruch hervor. Nun werden meine Gegner sagen: Er ist wohl feil; (ich thue es, um zu zeigen, daß ich selbst einen Affen nachäffen kann,) aber wohlfeil ist er nicht. Er würde sich nie so geringe schätzen, in den Hundstagen jedes Jahres um

zwanzig Friedrichsd'or seine Ehre zu vermiethen . . . . Der unglückselige Robert! Eine Welt hätte er setzen sollen zwischen sich und mir, und jetzt, das Glück verschmähend, daß ich ihn vergesse, sucht er mich auf, und zwingt mich, seiner zu gedenken. Was gab ihm den kecken Muth, mich herauszufordern? Ist es etwa, daß ich ein Herz habe, und seine eigene Brust nichts zu durchbohren darbietet? Ist es, daß er seine Brieftasche, seine polnischen Loose gut verschlossen weiß, und daß ich sie nicht durchlöchern kann und seine Seele nicht berühren? Daß der Unglückselige es wagt, den tiefbegrabenen Schmerz aus meiner Brust heraufzuwühlen; daß jener Würmer einer, die von Polens Leiche schmausen, über meinen Weg zu kriechen wagt! Wenn ich der Polen gedenke, und des Sommers und Badens, und wie oft ich dort aus dem Lesezimmer in das nahe Gebüsch wankte, meinen Schmerz oder mein Entzücken auszuweinen; und wie ich mit krampfbewegtem Herzen der Stunde entgegensah, welche die Zeitung brachte; — und wenn ich nun endlich das Blatt in meiner zitternden Hand hielt und es nicht zu lesen wagte; nicht zu erfahren wagte das Urtheil jener furchtbaren, namenlosen Macht, die größer als das All, höher als der Himmel, älter als die Ewigkeit; den Richterspruch: ob es einen Gott gibt oder nicht — und kam dann jener Robert, riß mir das Blatt aus der Hand, bat, „um Gotteswillen nur eine Minute," wendete das Blatt herum, sah unten nach dem Courszettel; Warschau war gefallen, und die polnischen Loose waren gestiegen, und ein Höllenschein verklärte sein silbergraues Gesicht — — wenn Wünsche Dolche wären, er lebte nicht mehr! Und jetzt wagt es solch ein vermaledeiter Goldanbeter, der die Blätter der Geschichte ungelesen und verächtlich überschlägt, um am Ende vor dem Courszettel niederzufallen und ihn anzubeten; der seinen Blick von dem schönen Gesichte der Zeit, so voll erhabenen Lächelns, schöner Trauer und blinkender Thränen, abwendet, um sie herumgehet und ihren . . . . . . küßt — ein solcher Mensch wagt es, ungerufen vor mir zu erscheinen und zu sagen: Da bin ich!

Montag, den 16. Januar.

In der nämlichen Stuttgarter Zeitung, in welcher Herr Pittschaft sein Herz erleichtert, standen auch kurz vorher zwei Briefe,

welche Herr Wurm, der Redacteur der Börsenhalle, einer der verlorenen Vorposten der feindlichen Armee, und Herr Mebold, Redacteur der Stuttgarter Zeitung, wegen meiner gewechselt. Herr Mebold hatte früher etwas zu meiner Vertheidigung gegen Herrn Wurm, seinen alten Freund und Dutzbruder, in seinem Blatte geschrieben. Herr Wurm beklagt sich darüber und frägt seinen alten Freund: wie er ihn nur verkennen möge, ihn, einen freisinnigen Mann, einen Patrioten, der „gegenwärtig an einem Commentar über Preßgesetzgebung nach englischen und amerikanischen Grundsätzen arbeitet?" Ist das nicht wieder recht schön deutsch; während die Freiheit sich auf dem Schlachtfelde verblutet, statt sie zu verbinden und zu rächen, an einer Chirurgie nach englischen und amerikanischen Grundsätzen zu schreiben? Auch Herr Dr. Schott in Stuttgart, ein sehr achtungswürdiger freisinniger Mann, Chef der dortigen liberalen Partei, schrieb seinem Freunde Wurm einen Brief, den ich Ihnen mittheilen will. „Mein lieber Freund! Da Sie in dem Schreiben an un„sern Freund Mebold meiner mit Namen und zugleich des Um„stands erwähnen, daß Sie mir die Kritik über Börne zugesendet, „so glaube ich, Börne, den ich persönlich kenne und dessen Talent „ich bewundere, die Erklärung schuldig zu sein, daß ich, für meine „Person, Ihre Kritik seiner Briefe nicht billigen kann. Wie ist „denn Aristophanes mit den Athieniensern und mit Sokrates, dem „edelsten aller Menschen, umgegangen? Und was hat Swift dem „englischen Volk und seinen Machthabern nicht geboten? Dessenun„geachtet sind und werden sie die Bewunderung aller Zeiten bleiben. „Beide, wenn sie lebten, würden Börne als ebenbürtig anerkennen. „Sein ausgezeichnetes Talent darf da nicht mit der moralischen, „und noch weniger mit der politischen Elle gemessen werden. Das „deutsche Vaterland sollte es sich vielmehr zur Ehre rechnen, daß „an seinem literarischen Himmel ein solcher Stern der Satyre und „des Humors aufgegangen ist. Bei dieser Ueberzeugung konnte ich „für meine Person dieses Blatt Ihrer Zeitschrift nicht als Probe„blatt auf dem Museum auflegen."

Es kömmt mir spaßhaft vor, daß man in Deutschland schon einige Monate lang von meinen Briefen spricht und schreibt; daß

ich fast so berühmt geworden wie die Sontag. Und dabei gebrauchen alle meine Gegner den Polizeipfiff, zu sagen: es verlohne sich gar nicht der Mühe, des Buches zu erwähnen. Auch Robert gebraucht ihn. Er sagt: die Briefe wären zu platt, für Deutschland verführerisch zu sein; das Buch wäre gar nicht der Rede werth. Aber warum spricht er davon? Warum reden die Andern davon? Das ist leicht zu erklären. Bei stürmischem Wetter setzen sich die Mücken auf den Rücken des Wanderers, um wärmer, schneller und sicherer fortzukommen. Ich mag deren Tausende auf dem Rücken haben, aber ich spüre es gar nicht.

Siebzigster Brief.

Paris, Donnerstag, den 19. Januar 1832.

Lassen Sie die Leute immerhin sprechen von meiner Heftigkeit, die nicht nütze, die nur schade; daß sind alles Wort ohne Sinn, wären sie auch noch so gut gemeint. Wer nützt? wer schadet? Die See geht hoch, der Wind ist gut und Gott sitzt am Steuer. Ich armer Schiffsjunge schwanke oben im Mastkorbe und rufe: Klippe und Sandbank und feindliche Segel und Land herab. Als wenn ich mit dem Rücken gelehnt stünde an der Mauer der Welt, und nur so vor mir mich zu bewegen brauchte, wie und wohin ich wollte! Ich habe keine Freiheit hinter mir, und darum keine vor mir. Ich treibe, weil ich werde getrieben, ich reize, weil ich werde gereizt. Der Wind ist heftig, der mich schüttelt; ist das meine Heftigkeit? Habe ich den Wind gemacht? Kann ich ihn schweigen heißen? Gibt es Menschen ohne Brust, die nicht zu athmen brauchen — gut für sie; aber sie mögen nicht rechten mit mir; ich brauche die Lebensluft der Freiheit, um fortzudauern. Und wenn sie wieder einmal von einem meiner guten Freunde sagen hören: er dauert mich, er darf es gar nicht wieder wagen, nach Deutschland zu kommen, er würde in jeder Gesellschaft, an jedem öffentlichen Orte beschimpft werden — so mißtrauen sie dem Herzen oder dem Kopfe dieses guten Freundes. Er ist entweder einer jener

Gossen, welche die Verleumdungen der Polizei weiter schwemmen, oder ist ein matscher Schwamm, der jedes, worin man ihn getaucht, gedankenlos aufnimmt und es bei der Berührung behaglich wieder abtröpfelt. Wir haben das gleich vom Anfange bemerkt und verstanden, wie Jene, die ich in das Herz getroffen, das Volk gegen mich aufzuwiegeln suchen. Alle Hunde, die ihren Hof bewachen, haben sie von der Kette losgelassen; alle hungerigen Zeitungsschreiber mußten ein Geschrei erheben, ehe man ihnen die Schüssel füllte, und dieses Gebell und dieses Geschrei sollen das Concert der öffentlichen Meinung bilden! Seien Sie nur ruhig, wie ich es auch bin; ich bin ganz der Mann, solche Gauklerkünste zu vereiteln. Die Aristokraten möchten den Streit aus ihrem Gebiete entfernen, denn sie wissen recht gut, daß er ihnen gilt und nicht dem Volk; aber wir kennen das und spotten ihrer vergebenen List. Das Vaterland herabwürdigen! Deutsches Volk beschimpfen! Hätte ich wirklich gethan, was sie durch ihre Ausrufer mich beschuldigen lassen — die Hände küßten sie mir dafür! Vaterland Volk, Ehre, Schande, das sind den Aristokraten nur mythologische Geschöpfe, und sie hätten mich glücklichen Jäger bewundert, dem solche Fabelthiere einmal wirklich in den Schuß gekommen, und der sie getroffen, und dann abgethan. Ihr Vaterland ist der Hof; ihre Ehre ist in der Unterwürfigkeit des Volks; ihre Schande in dessen Freiheit, und das Volk ist nichts, ein Stuhl, ein Tisch, ein Ofen, das man weder schänden noch ehren kann. Vor solchen Menschen soll ich mich fürchten? Sie, ohne Herz und ohne Gott, was vermögen sie mir gegenüber, der ich liebe und glaube? Mit einem einzigen Worte durchbreche ich den Nebel ihrer Verleumdungen; mit einer einzigen Zeile zünde ich ihre Lügenbände an, und verbrenne sie zu Asche. Ich erwarte sie, wenn ich nach Deutschland komme.

Gestern las ich wieder in hiesigen Blättern von Mauthzerstörungen im Hessischen, ich weiß aber nicht, ob das die alten oder neuen Geschichten sind. Indessen wahrscheinlich das Erstere, da Sie mir in Ihren letzten Briefen von keinen spätern Vorfällen schreiben. Das sind recht traurige Verhältnisse, und am traurigsten ist, daß sich die Regierungen nicht zu helfen wissen. Immer Ge=

walt, immer Blutvergießen! Warum suchen sie das Volk über die wahre Beschaffenheit der Mauth, ihre Nothwendigkeit und Nützlichkeit nicht aufzuklären? Warum suchen sie es nicht durch Sanftmuth zu beruhigen, durch Ueberredung zu gewinnen? Warum tragen sie den Geistlichen nicht auf, von der Kanzel herab ihre Gemeinden im Zollwesen zu unterrichten? Wäre ich Pfarrer von Fechenheim, Bergen oder Bockenheim, hätte ich am ersten Sonntage nach dem monarchischen Gemetzel an der Mainkur ungefähr folgende Predigt gehalten, und dadurch gewiß zur Erhaltung der Ruhe mehr beigetragen, als zehn Schwadronen Husaren im Stande sind.

Liebe Gemeinde!

„Am Freitag wart Ihr wieder rechte Esel gewesen und habt Euch todtschießen lassen. Wißt Ihr warum? Ich will die ganze Woche keinen Tropfen Wein trinken, wenn Ihr es wißt. Dummköpfe seid Ihr und Schwerenöther! Ihr jammert über die Mauth, Ihr wollt keine Mauth bezahlen! Wißt Ihr denn, was die Mauth ist heut zu Tage? Wißt Ihr, was sie sonst gewesen? Begreift Ihr denn gar nicht, wie viel besser Ihr es jetzt habt, als in frühern Zeiten? Nun, so gebt Acht; ich will Euch eine Laterne in den Kopf hängen."

„Viele von Euch sind doch schon einmal den Rhein hinabgefahren; der Hans dort, das weiß ich, ist oft als Flotzknecht nach Holland gekommen, ehe er sich eine Frau genommen — ein kreuzbraves Weib, sie hat mir gestern eine fette Gans geschickt. Und wer von Euch nicht am Rhein war, der ist doch einmal in Königstein gewesen und am Falkenstein vorbeigekommen. Nun, das ist alles eins. Oben auf den Bergen an beiden Seiten des Rheins, da sehet Ihr viele verfallene alte Schlösser, die man Burgen nennt. Sie waren aber nicht immer so öde und verfallen, wie sie jetzt sind. Ehemals waren es prächtige Schlösser, worin die Ritter wohnten, und es ging lustig da her. Liebe Kinder! Die Ritter, das waren prächtige Leute! An denen hatte doch der liebe Herrgott noch seine Freude. Wenn sie sich recht wild herumtummelten in ihres Vaters Garten, und er lag am Sonnenfenster und sah zu, wie sie spielten, lachte er und sagte: Jugend hat keine Tugend, das

will sich austoben; aber es ist mein Herz und mein Blut. Wenn der der liebe Herrgott uns jämmerliche Wichte siehet, seine jüngsten Kinder, die den ganzen Tag hinter den Büchern hocken und heulen, wenn sie der gestrenge Herr Schulmeister mit seinem Lineal anrührt, dann schämt er sich, unser Vater zu sein, schlägt das Fenster zu und brummt: Ja, ja, ich bin alt geworden! So ein Ritter war kerngesund, stark wie ein Stier, und wenn er sein Kreuz gegen den Teufel geschlagen hatte, fürchtete er sich vor nichts in der Welt. So ein Kerl hat Euch den Tag zehn Pfund Roth- und Schwarzwildpret gegessen, sechs Pfund Hammelfleisch, ein schön Stück Schinken, einen großen Rosinenkuchen, aber wenig Brod. Dazu hat er getrunken zwei Eimer Bacharacher oder Rüdesheimer, und Abends vor dem Schlafengehen ein paar Maß warmen Gewürzwein. Ich sage Euch, Kinder, es ist nichts gesünder als warmer Wein mit Zucker, Nelken und Zimmet angemacht. Gestern hatte ich einen starken Schnupfen und ich legte mich früh zu Bette. Wie ich nun das Licht auslöschen wollte, wer kömmt herein? Meine Haushälterin. Sie hatte mir kein Wort davon gesagt, war in die Küche gegangen und hatte mir eine Kumpe Glühwein gemacht. Den setzt sie vor mein Bett und sagt: Herr Pastor, das wird Euch gut thun. Ich habe den Glühwein getrunken, habe tüchtig geschwitzt, und heute Morgen war der Schnupfen weg. Merkt Ihr noch was davon? Seht Ihr, solch' ein lustig Leben haben die alten Ritter geführt: gut gegessen, gut getrunken und gut geschlafen. Und die übrige Zeit haben sie gejagt und sich unter einander herumgebalgt. Das war aber kein Kriegführen wie heute, es war ein wahrer Spaß. Man schlug sich einander auf Helm und Schild, und war einer tüchtig getroffen, so ging er zum Schmied, und den andern Tag war alles wieder gut. Das hundsföttische Pulver war noch nicht erfunden."

„Nun hört weiter. Die Ritter hatten zwar große Schlösser, schöne Pferde, viele Jagdhunde und Knechte; aber sie hatten kein Geld. Woher wollten sie Geld haben? Sie arbeiteten niemals und verdienten also nichts. Aber alle Menschen sind Gottes Kinder, und wenn es einen Menschen gibt, der nichts arbeitet, ist es Christenpflicht, daß der Andere, welcher arbeitet, ihn ernährt. Die

frommen Ritter, welche Gottes Gebot kannten und ehrten, richte sich auch darnach, und so oft sie Geld brauchten, nahmen sie von den Arbeitsleuten, die welches hatten; und das machten so: Auf die hohen Thürme ihrer Burgen stellten sie einen arn Knecht mit einem Horn, der mußte Tag und Nacht Acht geben u umher schauen, und sobald ein Schiff mit Waaren den Rhein h auffuhr, oder ein Wagen auf der Chaussee kam, um ihre Ladu auf die Frankfurter Messe zu bringen, stieß der Knecht in's Ho Die Ritter, die das Zeichen verstanden, sprangen darauf vom Ti oder aus dem Bette auf, ergriffen ihr Schwert und eilten die Bu hinab. Schiff und Wagen wurde angehalten, Schiffer, Fuhrle und Kaufherren wacker durchgebläut, Kisten und Kasten auf schlagen und Alles herausgenommen. Darauf sagten die Ritt Viel Glück zur Frankfurter Messe, Ihr Herren! und kehrten ihrem Fange jubelnd zur Burg zurück. Und weil sie auf diese ihr Brod verdienten, nannte man sie Raubritter. Die Waa verkauften sie dann um einen Spottpreis an Juden, und so hat sie Geld. Die Juden verkauften den geplünderten Kaufleuten i eigenen Waaren wieder und darauf zogen sie zur Frankfurter Me und Alles war gut. So ist die Mauth entstanden, und w damals die Raubritter waren, das sind heute Zöllner."

„Jetzt gebt weiter Acht. Die Kaufherren überlegten end bei sich: Wäre es nicht gescheidter, wir gäben den Rittern lie gleich so viel baar Geld, als sie für unsere Waaren von den Ju bekommen? Diese Spitzbuben lassen sich von uns zweimal so bezahlen, als sie selbst bezahlten. So wäre die Hälfte Profit die Prügel wären auch gespart. Sie schickten also dem Ritter K eine Deputation, die trug ihm vor: Herr Ritter, Ihr seid ehrlicher Mann, Ihr habt uns nie etwas zu Leid gethan; Euer Nachbar, der Ritter Ruprecht, ist ein Spitzbube und Räuber, der, so oft wir vorbeikommen, uns mißhandelt und bera Wir kommen also, Euch einen Vorschlag zu machen. So oft an Eure Burg kommen, begleitet uns mit einem Fähnlein bis der Burg Eures bösen Nachbarn vorüber, beschützt uns und du nicht, daß er uns beraube und zu Grunde richte. Für Euren gu

Willen geben wir Euch jedesmal hundert Goldgulden. Ritter Kunz erwiederte: Ihr seid kluge Leute und ich will es bedenken; heute Abend gebe ich meinen Nachbarn einen Schmaus, habt Ihr nicht vielleicht ein Fäßchen Bacharacher auf Euerem Schiff? Die Kaufleute holten das Fäßchen, gingen darauf zu Ritter Ruprecht und sagten ihm: Herr Ritter, Ihr seid ein ehrlicher Mann, Ihr habt uns nie etwas zu Leid gethan; aber Euer Nachbar, der Ritter Kunz, ist ein Spitzbube und ein Räuber, der, so oft wir vorbeikommen, uns mißhandelt und beraubt. Wir kommen also, Euch einen Vorschlag zu machen. So oft wir an Eure Burg kommen, begleitet uns mit einem Fähnlein bis vor der Burg Eures bösen Nachbarn vorüber, beschützt uns und duldet nicht, daß er uns beraube und zu Grunde richte. Für Euren guten Willen geben wir Euch jedesmal hundert Goldgulden. Ritter Ruprecht erwiederte: Ihr seid kluge Leute und ich will es bedenken; morgen Mittag gebe ich meinen Nachbarn einen Schmaus, habt Ihr nicht vielleicht einige gute Schinken auf Eurem Wagen? Die Kaufherren holten die Schinken und gingen darauf zum Ritter Eberstein, und so gingen sie von einem Ritter zum andern, von Rüdesheim bis nach Bonn und sprachen mit Allen auf die nämliche Weise. Und wie Abends viele Ritter zum Ritter Kunz zum Schmausen kamen, und jeder seinem Nachbar erzählte, wie die Kaufherren ihn in's Gesicht einen ehrlichen Mann gescholten, und seinen Nachbarn als Spitzbuben gelobt, lachten sie alle ganz unbändig und zechten bis der Morgen graute. Die Handelsleute hatten es aber jetzt viel besser als früher."

„So währte das einige Jahrhunderte lang. Endlich merkten die Kaiser, Könige, Herzoge, Fürsten, Landgrafen, die Vorfahren unserer gnädigsten Landesherren, daß sie lange dumm gewesen. Sie dachten: Ei, die Ritter verdienen ein schön Stück Geld an den Bürgers- und Landleuten, sind wir nicht rechte Narren, daß wir es nicht selbst verdienen? Wer ist Herr im Lande, wir oder die Ritter? Das muß anders werden. Sie sagten also den Kaufleuten: Ihr untersteht Euch nicht mehr, Euch von den Rittern loszukaufen; das Geld, das Ihr ihnen gegeben, gebt Ihr künftig uns selbst, und dagegen beschützen wir Euch gegen jede Gewalt. Die Kaufleute

mußten das zufrieden sein, und den Rittern wurde von den Landesherren untersagt, sie zu beunruhigen. Diese ließen sich aber nicht wehren, und wenn die Kaufleute vorüber kamen und nicht bezahlten wurden sie wie früher geplündert und todtgeschlagen. Sie mußte also, wollten sie Ruhe haben, die Ritter auch bezahlen. Unser gnädigsten Landesherren erfuhren dies und dachten bei sich: Unser Kaufleute geben für jede Ladung Waare den Rittern hundert Goldgulden, und uns hundert Goldgulden, wäre es nicht klüger, si gäben uns zweihundert Goldgulden und den Rittern gar nichts Sie ließen also die Kaufleute rufen und sagten ihnen: Ihr geb uns künftig zweihundert Goldgulden für jede Fuhre und den Ritter gar nichts; und diesen wollen wir schon das Handwerk legen. Au hielten sie Wort, zerstörten alle Raubburgen, nahmen die Ritte gefangen und führten sie an ihren Hof, wo sie durch gutes Futte bald zahm gemacht wurden. Den Kaufleuten aber gaben sie da Geleit, so oft sie auf die Messe zogen. Als es nun keine Ritte und keine Räubereien mehr gab, und die Kaufherren keine Furch mehr hatten, gingen sie zu ihren Landesherren und sagten ihnen wir danken unterthänigst für den bis jetzt geleisteten Schutz; ab wir brauchen ihn nicht mehr, denn die Straßen sind sicher. D Fürsten erwiederten darauf: es freut uns, daß Ihr uns nicht meh braucht, wir brauchen aber Euer Geld, und den Geleit müßt Ih bezahlen nach wie vor, und das ist jetzt altes Herkommen. Na einiger Zeit bedachten die Fürsten: ist es nicht ganz überflüssi daß wir den Kaufleuten Husaren zur Begleitung mitgeben, da do die Wege sicher sind? Die Kosten des Geleits könnten wir ja spare Sie hoben also das Geleit auf, und ließen sich statt Geleitsgel Zoll bezahlen. An allen Ein- und Ausgängen des Landes wurde Zollhäuser errichtet, und so oft da Waaren vorüberkame mußten sie den alten Raub und das alte Geleit abkaufen, welc Abgabe man Zoll nannte. Beklagte sich nun ein benachbarter Für daß man seine Unterthanen drücke, antwortete der diesseitige: He Bruder, macht es mit meinen Unterthanen, wie ich es mit d Eurigen mache; laßt Euch auch Mauth von ihnen bezahlen; Scha wollen geschoren sein, sonst gedeihen sie nicht."

„Jetzt werdet Ihr deutlich einsehen, daß Ihr Ochsen seid, ǀenn Ihr Euch über die Mauth beklagt. Habt Ihr es nicht ehe-ǀals noch viel schlimmer gehabt? Sonst wurdet Ihr beraubt und ǀemißhandelt; jetzt werden Euere Kisten mit Ordnung geöffnet, ǀan nimmt Euch mit Höflichkeit Euer Geld ab, und Ihr bekommt ǀeine Schläge mehr. Zwar werdet Ihr noch jetzt, wie zu den Zeiten ǀer Raubritter, todt gemacht, wenn Ihr die Mauth nicht bezahlen ǀollt und Euch zur Wehre setzt; Ihr werdet aber nicht mehr wie ǀamals todt gehauen, welches grob war, sondern todt geschossen, ǀelches viel höflicher ist, und gar nicht wehe thut; und da Ihr ǀuf Befehl Eures gnädigen Landesherrn todtgeschossen werdet, so ǀt das noch eine Ehre für Euch. Wenn Ihr aber fragt: warum ǀimmt unser gnädigster Landesherr, der doch so reich ist, uns armen ǀeufeln ihre paar Pfennige weg; warum müssen wir das Pfund ǀucker mit dreißig Kreuzer bezahlen, das uns noch vor acht Tagen ǀur achtzehn gekostet? so zeigt Ihr wieder, daß Ihr Ochsenköpfe ǀid. Behält denn unser gnädigster Landesvater Euer Geld für sich? ǀi bewahre! Das braucht er nicht, er hat mehr als genug. Aber ǀit Eurem Gelde ernährt er die Nachkommen jener Raubritter, die ǀie ihre Vorfahren nicht arbeiten und nichts erwerben, als Müßig-ǀänger an seinem Hofe leben, und für die Ihr, da sie Euch nicht ǀehr berauben dürfen, wie billig, sorgen müßt. Und nicht blos für ǀiese Räuberbrut braucht unser gnädigster Landesfürst Euer Geld, ǀondern auch seine vielen Soldaten zu bezahlen. Und jetzt seid nir ǀine Esel und fragt: wozu braucht er so viele Soldaten? Das habt ǀhr ja am Freitag selbst gesehen, wozu er sie braucht! Hätte er ǀine Soldaten gehabt, hätte er ja mit Euch nicht fertig werden ǀönnen, als Ihr die Mauth gestürmt. Nun sagt Ihr aber vielleicht: ǀber wäre keine Mauth da, wären wir ruhig geblieben; sind wir ǀuhig, braucht man keine Soldaten; hat man keine Soldaten, ǀraucht man unser Geld nicht; braucht man unser Geld nicht, ist ǀie Mauth unnöthig. In dem, was Ihr da sagt, ist etwas Ver-ǀand, und ich sehe, Ihr seid gar nicht so dumm, wie Ihr aussehet. ǀber, liebe Kinder, Ihr müßt noch etwas bedenken. Unser gnädigster ǀandesvater braucht nicht blos seine Soldaten gegen Euch, seine ǀinder, sondern er braucht sie auch gegen Fremde, gegen den

äußern Feind. Fragt Ihr nun: wer ist sein Feind, wer will ih: etwas zu Leide thun? muß ich Euch aufrichtig antworten: es den Keiner daran. Aber unser gnädigster Landesherr hat eine groſ Familie, für die er auch sorgen muß. Alle Kaiser, Könige, Groſ herzoge, Herzoge und Fürsten sind seine nahen Verwandte, dene er in der Noth beisteht; das ist Christenpflicht. Macht Ihr e nicht auch so? Der Kaiser von Rußland ist sein Bruder, der Kaiſ von Oesterreich ist auch sein Bruder, der König von Preußen i sein Schwager. Nun sehet: der Kaiser Nikolas will Polen habe der Kaiser Franz will Italien haben, der König Friedrich Wilhel weiß selbst nicht, was er haben will; denn er will Alles habe Nun ist aber das mächtige Frankreich drüben; dort ist der Köni nicht Herr über Alles, er ist nicht mehr als jeder Andere, er ist n der erste Bauer im Lande. Das Volk ist dort Alles, und für da Volk geschieht Alles. Nun sagen die Franzosen: alle Völker sin mit uns verwandt, wir sind Alle von einer Familie. Die Pole sind unsere Brüder, die Italiener sind unsere Vettern, die Deutsche sind unsere guten Nachbarn. Und wir wollen nicht leiden, daß ihne Jemand etwas zu Leide thue, sondern ihnen helfen. Darum lei unser gnädigster Landesfürst den Kaisern und Königen seine So daten, damit sie mit den Franzosen fertig werden, und darum mü Ihr Mauth bezahlen. Und die Soldaten, die man gegen die Fra zosen schickt, das sind Euere eigenen Söhne und Brüder, und dam sie gern marschiren — denn wer könnte sie zwingen, wenn sie nic wollten — lügt man ihnen vor, die Franzosen wären Feinde d Deutschen, und wollten unser Land erobern. Glaubt es nicht. D Franzosen sind Euere besten Freunde, und wenn sie kommen, komm sie blos, den Polen und Euch beizustehen, und Ihr müßt sie m Jubel empfangen und gleich in die Schenke führen. Aber schlie Euere Mädchen ein, bis sie wieder fort sind."

„Jetzt habe ich Euch erklärt, was die Mauth ist; nun ge und bessert Euch. Wie wollt Ihr es denn vor Gott und Eure Gewissen verantworten, wenn Ihr widerspenstig seid gegen Eur gnädigsten Landesherrn, und ihn zwingt, Soldaten gegen Euch z schicken, die ja Alle Euere Brüder und Söhne sind, und die, wen sie Euch erschießen, Vater- und Brudermörder werden? Gehet un

zahlt die Mauth. Und wollt Ihr ja einmal wieder kommen und
e Mauth zerstören, so seid keine Ochsen, und bleibt weit von den
oldaten stehen, was ihnen Herz macht auf Euch zu schießen, son-
rn geht ihnen ganz nahe auf den Leib, damit sie Euch erkennen.
ringt Euere Töchter mit. Die Lise dort wird unter den Jägern
wiß mehr als einen Schatz finden — brauchst nicht roth zu
erden, Lise, wir waren alle einmal jung — und wenn sie nun zu
nen tritt und sagt: „Aber Peter, aber Hans, seid Ihr denn stock-
lind? Seht Ihr denn nicht, daß ich es bin? Haben wir denn
icht auf der vorigen Kirchweih miteinander getanzt? Peter, da ist
a mein Vater, der Dir manchen Apfel von seinem Baume geholt.
Hans, da ist ja mein Bruder, dem Du erst neulich den Bierkrug
n den Kopf geworfen. Lieber Peter, kennst Du Deine Lise nicht
nehr? Willst Du um ein Stück Kommisbrod ein Mörder werden?
Bist Du nicht selbst ein Bauernkind? Was gehen Dich die Fürsten,
was geht Dich die Mauth an? Komm zu uns, lieber Hans! Du
agst nichts? Nun, da steh' ich, schieß mich armes Mädchen todt,
wenn Du das Herz hast." Aber ich sage Euch, meine geliebten
inder, Hans und Peter werden nicht das Herz haben zu schießen,
dern das Gewehr wird ihnen aus der Hand fallen und sie werden
ifangen zu weinen. Und alle ihre Kameraden werden das Gewehr
egwerfen, Euch in die Arme stürzen und heiße Thränen vergießen,
iß sie so gottlos verblendet gewesen. Dann braucht Ihr keine
tauth mehr zu bezahlen. Jetzt geht nach Hause und bessert Euch.
er mich nicht verstanden, ist ein Esel. Amen!"

Ein und siebzigster Brief.

Paris, Sonntag, den 22. Januar 1832.

Es widerfährt mir seit einigen Tagen das Sonderbare, daß
) an zwei Briefen für Sie zu gleicher Zeit schreibe. Der eine
genwärtige liegt auf dem Pulte, vor dem ich stehe, und der an-
re liegt auf dem Schreibtische, an dem ich sitze. Die Abwechselung
: artig und unterhält mich. Nach einigen Sätzen gehe ich vom
tehbriefe zum Sitzbriefe oder zurück, und setze bald den einen bald

den andern fort. Die Sache verhält sich so. Der Tischbrief beha delt einen Gegenstand, der zwar kurzweilig aber langwierig ist u sich sehr ausdehnt, den ich aber aus Gründen der Kochkunst ni unterbrechen darf. Darum habe ich ihn vom Pultbriefe getren und Sie werden ihn einige Tage später erhalten als diesen. (gibt nämlich einen Härings=Salat. Den Häring habe ich a Berlin bekommen und den will ich zwiebeln und zurecht mache Einen Artikel im literarischen Unterhaltungsblatte, den der R ferendar Häring unter dem Schäfernamen Willibald Alex gegen mich geschrieben, und von dem ich früher schon gehört, ha ich jetzt erhalten und ihn gelesen. Nun weiß ich wahrhaftig sel nicht, wie mir in den Sinn gekommen, diesem Männchen zu an worten, aber eine innere Stimme rieth mir dazu. Dabei mach mir meine ungeschickten Versuche, die Sprache solcher Gegn nachzuahmen, tausend Spaß. Ich bin an gar keine grobe Arb gewöhnt, und meine rechte Hand ist mir wund von dem wenig Schimpfen. Ich bin dabei eigentlich in einer wunderlichen La Warum ich mich mit solchen unbedeutenden Menschen und a solche Weise einlasse, darf ich nicht deutlich machen, denn so würde ich meine beabsichtigte Wirkung verfehlen. Und doch möc ich aus Eigenliebe durchschaut und errathen sein. Das setzt mi in Verlegenheit. Härings=Salat, Zwiebeln, Zurech machen, Schäfer, Männchen, unbedeutender Mensch, Sie werden sehen, daß mein Wörterbuch von Schimpfwörtern v reicher werden wird, als das von Mayer, von Wurm, von Robe und von Alexis.

Montag, den 24. Januar.

Gestern, Sonntag, hat Casimir Perrier wieder einen Bube streich begangen. An dem Tage, wo die Kirche seines Glaube geschlossen ist, wo die Börse keinen Gottesdienst hält, vergißt er d leichtesten Gott und sein Gebot, und folgt seinen bösen Neigunge An Börsentagen bedenkt er sich doch noch etwas, die Renten, d zarte, leichtverletzliche Geschöpf, durch allzurauhes Wesen zu schrecke Ich kenne kein Land in der Welt, ich kenne keine Zeit in der G schichte, wo ein Volk unter so schmachvoller Herrschaft gestande als jetzt das französische. Tausendmal, ja zehntausendmal lieb

möchte ich einen Thron unter dem Galgen errichtet sehen, von Henkersknechten bedient und von Raben umschmeichelt, als sehen, wie ein König auf dem Drehstuhle thront und wie sein erster Minister Glück, Ruhm und Ehre eines großen Volkes wie ein Buchhalter unter Soll und Haben bringt. Ich habe mich nie so sehr erniedriget, vor einem Könige: Vivat! zu schreien; nicht, da ich als gedankenloses Kind Kaiser Franz im Krönungszuge gesehen, wo Alles schrie; nicht als Napoleon an mir vorüberzog, den ich mit dem Glauben eines Jünglings wie einen Gott anstaunte; aber kehrte morgen Carl X. nach Paris zurück mit seinem alten Herzen und seinem neuen Hasse, mit dem ganzen Gefolge aller seiner Laster, aller seiner Thorheiten, umgeben von den Trabanten seiner Rache, — ich, jetzt ein alter Mann, kletterte auf einen Baum und würde, wie ein betrunkener armer Teufel, den die Polizei bezahlt, Vivat schreien, bis ich die Stimme verlöre. Was ist's mit der Tyrannei? Sie macht unglücklich und das ist Alles. Wie der Winter drängt sie Blut und Leben zurück; aber das stille Herz ist dann der Kerker, nicht der Sarg der Freiheit. Aber diese giftige Geldwirthschaft hier trocknet wie der Sirocco alle Adern aus, und könnte sie zehn Jahre fortdauern, würde dann ein Tyrann es der Mühe werth halten, solch ein Volk von Mumien zu unterjochen.

Ich wollte von den Simonisten sprechen, über die man gestern wie über eine Diebsbande hergefallen, aber Sie können das in den Zeitungen lesen, und Sie wissen so gut als ich, was dabei zu denken und zu fühlen ist.

Zwei und siebzigster Brief.

Paris, Samstag, den 28. Januar 1832.

— Rothschild hat dem Papste die Hand geküßt und beim Abschiede seine hohe Zufriedenheit mit dem Nachfolger Petri unter allergnädigsten Ausdrücken zu erkennen gegeben. Jetzt kömmt doch endlich einmal alles in die Ordnung, die Gott beim Erschaffen der Welt eigentlich hat haben wollen. Ein armer Christ küßte dem Papste die Füße und ein reicher Jude küßt ihm die Hand. Hätte

Rothschild sein römisches Anleihen, statt zu 65 p. c. zu 60 erhalten und so dem Kardinal-Kämmerling zehn tausend Ducaten mehr spendiren können, hätte er dem heiligen Vater um den Hals fallen dürfen. Wie viel edler sind doch die Rothschild, als deren Ahnherr Judas Ischariot! Dieser verkaufte Christus für dreißig kleine Thaler, die Rothschild würden ihn heute kaufen, wenn er für Geld zu haben wäre. Ich finde das alles sehr schön. Louis Philipp, wenn er in einem Jahre noch König ist, wird sich krönen lassen; aber nicht zu Rheims in St. Remi, sondern zu Paris in Notre-Dame de la bourse, und Rothschild wird dabei als Erzbischof fungiren. Nach der Krönung wird man, wie üblich, Tauben auffliegen lassen, und eine unter ihnen, eine lustige Lachtaube, wird nach St. Helena hinüberfliegen, sich auf das Grab Napoleons setzen und seinen Gebeinen lachend erzählen, sie habe gestern seinen Nachfolger salben sehen, aber nicht vom Papste, sondern von einem Juden; und der jetzige Beherrscher Frankreichs hat den Titel angenommen: Empereur des cinq pour Cent, Roi des trois pour Cent, protecteur des banquiers et médiatiseur des agens de change. Ich weiß aber wahrhaftig nicht, was die dumme Taube dabei zu lachen findet. Wäre es nicht das größte Glück für die Welt, wenn man alle Könige wegjagte und die Familie Rothschild auf deren Thron setzte? Man bedenke die Vortheile. Die neue Dynastie würde kein Anlehen machen, denn sie wüßte am besten, wie theuer ihr das zu stehen käme, und schon dadurch allein würde die Abgabenlast der Unterthanen jährlich um viele Millionen erleichtert werden. Die Bestechungen der Minister müßten aufhören, die activen wie die passiven; denn womit sollten sie, wofür sollte man sie bestechen? Das wird dann alte Regel. Dadurch würde die Moral sehr in Flor kommen. Alle Civillisten würden aufhören, bis auf die der Rothschilde, welche aber für die Völker keine neue Last wäre, denn die Rothschilde hatten sie als Privatleute auch schon bezogen, und zwar eine stärkere, als die irgend eines andern Fürsten.

Wenn das Haus Rothschild auf dem französischen Throne säße, wäre die Welt von der großen Furcht des Krieges befreit, der zwischen diesem mächtigen Hause und dem Hause Habsburg auszubrechen droht. Oesterreich und Rothschild sollen, wie die eng-

lischen Blätter aus guten Quellen berichten, seit einiger Zeit sehr gereizt gegen einander sein. Oesterreich hat nämlich die Entdeckung gemacht, daß die Freundschaft, mit welcher die Brüder Rothschild es beehren, ihm theuer zu stehen komme. Das letzte vierprocentige Anleihen schloß jenes Haus zu 85 oder 86 ab. Aber gleich nach Abschluß des Vertrages gewann es 6 bis 7 p. c. Ein so außerordentlicher Umstand mußte die Aufmerksamkeit des österreichischen Kabinets erwecken. Es beschloß daher, für seine Finanzen künftig wohlfeilere Agenten zu wählen, oder seinen Geldunternehmungen eine Concurrenz zu eröffnen. Das Haus Rothschild, um solche Schritte zu vereiteln und der österreichischen Regierung zu zeigen, daß man seine Allianz nicht ungestraft brechen dürfte, wußte darauf durch seine Verbindungen und Speculationen das baare Geld in Wien, Frankfurt und andern Städten so selten zu machen, daß kein anderes Haus im Stande war, eine Staats-Anleihe zu unternehmen. Oesterreich mußte um Verzeihung bitten.

Schon früher fand eine Spannung zwischen beiden Häusern statt. Oesterreich hatte nämlich dem Hause Rothschild die Summen überlassen, die ihm aus den französischen Contributionsgeldern für seinen Antheil zugefallen. Diese Summen sollten in französischen Renten, die damals niedrig waren, angelegt und solche verkauft werden, sobald sie einen hohen Stand erreicht hätten. Nach einigen Jahren verkaufte das Haus Rothschild jene Renten und verrechnete sie zu 95. Oesterreich aber entdeckte, daß zur Zeit des Verkaufs die Renten al Pari gestanden. Es war eine kleine Differenz von acht Millionen Gulden. Oesterreich war darüber empfindlich und schmollte: Rothschild aber wußte durch Vermittlung beiderseitiger Freunde alles wieder auszugleichen.

Das französische Blatt, welches diese Friedens- und Kriegsgeschichten nach englischen Blättern umständlich erzählte, bemerkt darauf folgendes: „Durch welche Mittel wissen jene Banquiers die österreichische Regierung zu zwingen, sich nach ihren Anmaßungen zu bequemen? Es sind dieselben Mittel, welche sie unter dem Minister Villele angewendet, mit welchem die Herren Rothschild ungeheuren Gewinnst getheilt haben, wie wir es in der Folge beweisen werden; sind die nämlichen Mittel, die sie neulich beim

„Anleihen des Ministeriums Perrier in Bewegung gesetzt. Ha „man nicht durch fortdauernde Verkäufe, von Jenen bewirkt, welch „die Anleihe zu einem unbilligen Satze haben wollten, die französi„schen Fonds erdrücken sehen? Diese Darleiher haben unter unsern „Augen das Nämliche gethan, worüber die österreichische Regierung „sich beklagte, als sie mit ihnen brechen wollte. Unsere fünf-procen„tigen wurden unter 80 Fr. hinabgedrückt, um das Anleihen zu „diesem Preise zu haben, und sobald die Anleihe zu 84 zugeschlagen „war, stiegen die Fonds bis über 88 Fr. Es ist immer das nämliche „Spiel, welches diese Rothschild treiben, um sich auf Kosten des „Landes, das sie ausbeuten, zu bereichern .... Wir haben es „schon früher gezeigt, daß die Geldleute die gefähr„lichsten Feinde der Völker sind. Sie haben am meisten „dazu beigetragen, den Grundbau der Freiheit zu „untergraben, und ohne Zweifel wäre der größte Theil „der europäischen Völker schon im vollem Besitze der „Freiheit, wenn die Rothschild, die Ouvrad, die „Aguado, die Casimir Perrier und Andere, mit ihrem „Gelde nicht die absolute Gewalt unterstützt hätten.“

Dupin hat diese Woche in der Kammer die Banquiers loup-cerviers, Luchse genannt! Das sind Raubthiere, die zum Katzengeschlechte gehören. Casimir Perrier hat ihm über seine unzeitige Naturgeschichte die bittersten Vorwürfe gemacht. Das führt mich auf die Rothschilde zurück. Noch einmal — wäre es nicht ein Glück für die Welt, wenn alle Kronen auf deren Häuptern säßen, statt daß sie jetzt zu ihren Füßen liegen? Es kommt auch noch dahin. Sitzen die Rothschild noch auf keinen Thronen, so werden sie wenigstens, sobald ein Thron frei wird, um Rath gefragt, wen man darauf setzen solle. Herr von Gagern hat dieses neulich öffentlich in der Allgemeinen Zeitung erzählt. Es ist eine schöne Geschichte. Herr von Gagern war früher Gesandter beim Bundestage. Dieser große Staatsmann, der den Aristokratismus ganz allerliebst romantisch zu machen weiß und zwischen den Gräbern alter Ritter mit seinem Adelstolze im Mondscheine spazieren geht, hat sich auf einer solchen nächtlichen Wanderung schon vor vielen Jahren erkältet. Seit der Zeit leidet er an einem politischen Mund-

lusse, einer Krankheit, die unter den Diplomaten eben so selten gefunden wird, als die Mundsperre häufig unter ihnen vorkömmt. Diese seltene Krankheit des Herrn von Gagern gibt uns aber über die verborgene Physiologie der Diplomaten und Aristokraten lehrreiche und nützliche Aufschlüsse. Der große Staatsmann schreibt der kleinen Allgemeinen Zeitung über Griechenland aus Hornau einen Brief. Hornau liegt aber nicht in Griechenland, sondern im Taunus, und ich glaube, daß wir vor zwei Jahren, als wir den Sommer in Soden zugebracht, eines Abends in der Schenke von Hornau Eierkuchen gegessen. Herr von Gagern schreibt: er, Herr von Stein und Capodistrias, hätten sich in Nassau und Ems oft von Griechenland unterhalten. Ich kann das bezeugen. In Ems habe ich zwei nach einander folgende Sommer diese Herren sehr oft eifrig mit einander sprechen hören. Ich hätte aber, ob ich zwar viel gehorcht, nie gedacht, daß von Griechenland die Rede sei. Es schien mir, als sprächen sie von ihren eigenen Angelegenheiten und denen ihrer Familie. Sie gehörten „zu den wärmsten und eifrigsten Vertheidigern Griechenlands, oder der griechischen Frage". Warum Herr von Gagern das allgemein bekannte Wort Griechenland ganz ohne Noth mit griechische Frage übersetzt, will ich Ihnen erklären. Es gibt nichts weichherzigeres, warmblütigeres, nervenzarteres, thränenreicheres, kurz gefühlvolleres als ein Diplomat, und ein solcher hat sich sehr in Acht zu nehmen, bei seinen starken und häufigen Gemüthsbewegungen seine zarte Gesundheit nicht ganz zu Grunde zu richten. Strenge Diät ist ihm unentbehrlich. Wenn daher Tausende der edelsten Portugiesen vom Fleischer Miguel geschlachtet und zerfetzt werden; wenn die Italiener, von der Treibjagd der List und Gewalt in ihr Todesnetz gejagt, von feigen und bequemen Jägern erlegt werden; wenn Belgien wie ein Käse zerschnitten, zugewogen und, in Protokoll-Papier gewickelt, den hungrigen Käufern stückweise eingehändigt wird; wenn Polen den Keulenschlägen des Tyrannen unterliegt und sterbend den Helfers-Helfern flucht — wie wollen die Diplomaten es ertragen, täglich solche Gräuel und Schändlichkeiten zu sehen und zu hören? Und doch ist ihnen das Schicksal der Völker anvertraut; wie erleichtern sie sich den Schmerz?

Durch eine einfache Veränderung der Worte. Sie stellen sich a[n]
als gäbe es kein Land und kein Volk in der Welt; sie suchen da[s]
zu vergessen und es gelingt ihnen durch Uebung. Sie sagen daru[m]
nie: Portugal und Portugiesen, Italien und Italiener, Belgien un[d]
Belgier, Polen und polnisches Land; sondern sie sagen: die por[-]
tugiesische Frage, die italienische Frage, die bel[-]
gische Frage, die polnische Frage. Es ist eine Art Sal[-]
peter-Säure, welche das Blut abkühlt und das Herz ruhiger macht[.]
Aus diesem diätetischen Grunde spricht Herr von Gagern von de[r]
griechischen Frage; aber sein Herz ist gut.

Jetzt weiter; und verlasse mich nicht, lieber Scherz! denn mi[r]
graut vor diesen Seelenverkäufern. „Monarchische Verfas[-]
„sung, deutsche Leibwache, hinreichender Credit, wa[-]
„ren die großen Grundsätze, worüber wir einverstan[-]
„den waren." Hört! Hört! vernehmet doch die großen Grund[-]
sätze dieser großen Männer! Ein edles Volk, Erbe des schönste[n]
Jahrtausendes der Zeit, Nachkommen von den Lieblingen der Göt[-]
ter, noch immer verklärt von der Abendröthe einer vor zwanzi[g]
Jahrhunderten untergegangenen Sonne, noch immer duftend vo[n]
den Wohlgerüchen eines verblichenen Paradieses — dieses edl[e]
Volk, verarmt, verschmäht, vergessen, zu Boden gedrückt, erinner[t]
sich, was es gewesen, und schüttelt seine Ketten; will wieder wer[-]
den, was es war, und wirft seine Ketten ab. Es ergreift sei[n]
rostiges Schwert und kämpft. Männer, Weiber, Kinder, Greis[e]
stürzen und füllen den Abgrund aus, der die Knechtschaft von der
Freiheit trennt. Die Uebriggebliebenen ziehen darüber weg, treten
ihr eigenes Herz mit Füßen, suchen den Feind und siegen. Einer
kämpft gegen hundert. Die christlichen Könige Europa's erfahren,
ein kleines Christen-Völkchen habe sich gegen Mohamet empört —
sie lachen. Das Völkchen siegt — sie werden aufmerksam. Der Sieg
wird entscheidender — sie werden bedenklich. Ein Volk soll die
Freiheit erwerben, ohne sie und trotz ihnen? Nein! sie lassen den
Griechen sagen: Ihr seid zu schwach, wir wollen euch helfen. Sie
schicken ihre Flotten ab, die Griechen von ihren Feinden zu tren-
nen, damit sie nicht den letzten Sieg erringen. Ein edelmüthiger
Staatsmann läßt sich von seinem Herzen hinreißen und gibt den

Befehl, daß man die Flotte der Türken zerstöre. Codrington siegt und die christlichen Mächte trauern und zürnen. Der Admiral wird zurückgerufen und wie ein Schulbube ausgescholten. Die Griechen sind frei! Dieser Angstruf schallt von Hof zu Hof. Wie ist dem Verderben Einhalt zu thun? Darauf sinnen jetzt die Räthe der Fürsten. Es gibt viele magere Fürstensöhne in Europa, die kann man mästen mit dem Fleische und Blute der Griechen — also monarchische Verfassung. Die Griechen sind begeistert, sie leiden an der gefährlichsten Brustentzündung; schnell, nur ja recht schnell das stärkste freiheittreibende Mittel — also deutsche Leibwache. Aber kein Königsohn wird der Narr sein, sein eigenes Geld nach Griechenland zu bringen, die Griechen müssen ihn aus ihrem Beutel bezahlen, wenn er sie glücklich machen soll; aber die Griechen sind arm, sie müssen also borgen; ihr König thut es in ihrem Namen — also hinreichender Credit. Viele Fürstensöhne meldeten sich, die Griechen glücklich zu machen. Wen unter ihnen wählen? das ist die griechische Frage. Den Edelsten, den Tapfersten, den Geistreichsten, den Muthigsten? Nein! Den, der am meisten Credit hat; den, der seine Minister, Oberstallmeister, Gesandte, Hofmarschälle, Oberkammerherren und adligen Garde-Officiere am besten bezahlen kann. Herr von Gagern erkundigt sich also sorgfältig, „bei dem ersten europäischen Wechsel-Hause" (also bei Herrn von Rothschild), welcher Fürst den meisten Credit habe? Herr von Rothschild schlägt in seinem Creditbuche nach, es standen alle Fürsten Europa's darin, nur der einzige Prinz Friedrich der Niederlande nicht. Herr von Rothschild schließt mit Recht daraus, daß ein Fürst, der nie Credit bei ihm gesucht, des Credits am allerwürdigsten sei. Er gibt also dem Herrn von Gagern den Bescheid: Prinz Friedrich der Niederlande hat den größten Credit. „Also ist Prinz Friedrich der Niederlande am würdigsten, König der Griechen — ich will sagen, König der griechischen Frage — zu werden," ruft Herr von Gagern aus. Er eilt, diesen großen Grundsatz dem Grafen Capodistrias mitzutheilen. Dieser aber ist auf Reisen, angeblich einen griechischen König zu suchen, eigentlich aber, um zu erlauschen, gegen welche künftigen Ansprüche er das moscowi-

tische Interesse werde zu vertheidigen haben. Herr von Gager reist dem Compagnon seiner großen Grundsätze nach. In Pari verfehlt er ihn, in Brüssel erwischt er ihn, und erzählt ihm athem los: Herr von Rothschild habe erklärt, Prinz Friedrich der Nieder lande habe am meisten Credit, und er solle daher gleich zu dessc Vater, dem Könige, gehen und die griechische Frage mit ihm i Ordnung bringen. Capodistrias gehörte aber unglücklicherweise z denjenigen Diplomaten, welche die Mundsperre im höchsten Grad haben, und Herr von Gagern konnte nichts von ihm herausbrin gen. Er bekam zur Antwort: ich kann nicht zum Könige gehen, i habe kein Kleid. Nun bei den Göttern! ich habe Corneliu Nepos und Plutarch gelesen und habe darin nicht einen einzige großen Mann des Alterthums gefunden, der so arm gewesen, da er kein Kleid gehabt, wo es darauf ankam, für das Glück eine großen Volks zu reden und zu handeln! Warum hat Herr vo Gagern, einer der wärmsten und frühsten Vertheidige der griechischen Frage, nicht dem Grafen Capodistrias ei paar hundert Franken vorgeschossen, daß er sich ein Kleid mache lasse? Jeder geschickte Schneider verfertigt in einem halben Tag einen vollständigen Anzug. Capodistrias erbot sich jedoch, zu niederländischen Minister zu gehen, „aber nicht als Staatsman sondern Mann zu Mann". Er geht. Herr von Gagern stirbt vo Ungeduld, bis der Mann vom Manne zurückkömmt; was hat gesagt? „...j'ai trouvé la fibre un peu molle", erwieder Capodistrias ... „was ich mit der Pflicht des wirkliche „Staatsmannes explicirte," bemerkte Herr von Gagern. E aber dürfe seinen Mundfluß haben, weil er nur „in der Roll des Dilettanten erschien". Aber in meinem Leben hätte i nicht errathen, daß eine lockere Fiber das Wesen eines wahre Staatsmannes bilde, und daher der vierwöchentliche Gebrauch d Schwalbacher Brunnens, da er die Fiber spannt, einen Talleyran zum Esel machen würde! Kurz, die einzige Sorge des Herrn vo Stein, des Grafen Capodistrias und des Herrn von Gagern wa einen Prinzen mit Griechenland zu apanagiren, Rothschild zu eine neuen Anleihen zu verhelfen, und den Prinzen und die Curse d griechischen Papiere durch deutsche Leibwachen zu schützen. Kürz

nd kräftiger hat noch Keiner das seelenlose, mechanische, selbst-ichtige, schacherhafte Treiben der neuern europäischen Staats-unst, des Monarchenthums und der Hofschwänzelei dargethan, als ieser Herr von Gagern in Hornau, wo wir vor zwei Jahren ierkuchen gegessen.

Montag, den 30. Januar.

Lassen Sie den *** tausend, ja zehntausend Male von mir rüßen und danken für die herrliche Gesundheit, die er ausge-racht: Allen Völkern ohne König! Hier sagen sie: Les ois s'en vont. Diese Taugenichtse von Franzosen finden doch leich das rechte Wort für jede Sache, sobald wir guten Deutschen ie rechte Sache gefunden. Wir wollen unsere Töchter mit ihren öhnen, unsere Ideen mit ihren Worten vermälen, dann haben ir eine mächtige Verwandtschaft, und wehe dann Jedem, der uns u nahe kömmt mit feindlichen Gedanken! Was Sie mir von den olen geschrieben, und wie herrlich sie in Frankfurt aufgenommen erden, hat mich bis zu Thränen gerührt. Dem Manne, der auf er Brücke einem Polen seinen Mantel umgehängt und still-hweigend fortging, dem sollte man auf dieser Stelle ein Denkmal richten; keinen schönern Zug des Herzens weiß die alte Geschichte erzählen. So mögen sie meine Briefe widerlegen! Ich will unter ännern der Wahrheit gern der einzige Lügner, in einem Lande s Glaubens gern der einzige Spötter, unter einem starken Volke r einzige Schwächling sein, und bin ich erst der Schlechteste aller eutschen geworden, dann ist Keiner seliger als ich. Guter Gott, as ist an einem einzelnen Menschen, was an mir gelegen? Bessere s ich sind verkannt worden. Das Leben ist kurz und der Tod noch rzer. Aber der Tag der Wahrheit kömmt einmal, und Keinem ird Gerechtigkeit zu spät ausgezahlt, der, wie ich, als er seinem aterlande diente, nicht einmal Gerechtigkeit als Lohn verlangte.

Von den herrlichen Reden Raspails und der übrigen jungen epublikaner, die neulich vor Gericht standen, aber richteten statt richtet zu werden, habe ich einiges übersetzt, das ich Ihnen später ittheilen werde. Der und jener Ball, bei dem und jenem Bankier esen Winter, hat Sie doch vielleicht etwas glacirt. Eine kleine publikanische Vorlesung zum Erwärmen kann immer gut sein.

Noch einmal — was Sie mir von Frankfurt geschrieben, ha mich bis tief in das Herz gefreuet. Möge es fortgehen auf diesen Wege; möge es sich emsig auf seine große Bestimmung vorbereiten und sich deren würdig zu machen suchen. Denn Frankfurt ist be stimmt, einst die Hauptstadt des deutschen Reichs und der Sitz de deutschen National-Versammlung zu werden. Dort, wo jetzt di Tyrannei auf dreißig Stühlen thront, wird in wenigen Jahren di Freiheit gekrönt werden. Den Taxischen Palast, die deutsche Bastille wird man niederreißen, und nachdem der Boden von allen Trüm mern der Zwingburg gesäubert, wird auf dem Platze eine hoh Säule sich erheben, welche die Inschrift trägt: Hier lieg Deutschlands Schande!

Drei und siebzigster Brief.

Paris, Donnerstag, den 2. Februar 1832.

In dem letzten Hefte der Revue de Paris (vom 29. Ja nuar) stehen Proben aus der bald erscheinenden Uebersetzung mein Briefe. Es ist das Krönungsgemälde von David und ein Stück vo Lord Byron. Ich finde das alles sehr matt; zum Glücke habe i eine gute Natur. Der kleine Aerger macht mir eine Gänsehau aber nach innen dringt die Erkältung nicht.

— Ich habe schon in einer andern Recension gelesen, daß m mich gereizt und nervenschwach genannt. Das wunderte mi nicht. Die Gemeinen im Volke haben so gar keine Vorstellung d von, wie man anders als sie selbst denken und fühlen könne, da finden sie es einmal, sie die wundervolle Erscheinung einer Kran heit zuschreiben. Sie kennen so wenig die Macht und Wirksamk des Geistes, daß sie es lächerlich finden, wenn ein körperschwach Mensch die hohe und dicke Mauer der Gewohnheit zu erschütte sucht. Ich erinnere mich, daß, als vor mehreren Jahren eine Ve schwörung gegen die russische Regierung entdeckt wurde und Hauptverschwornen hingerichtet wurden, man von einem derselb nichts Verächtlicheres glaubte sagen zu können, als er sei nerve schwach und habe doch gesucht ein Reich umzustürzen! Auch Rob

at mich einen nervenschwachen Athleten genannt. Ueber
ie Spötter! Weil sie, wie jener Crotoneser, von Kindheit an ge-
öhnt, ein Kälbchen mit sich herumzuschleppen, in ihrem Alter es
ahin gebracht, einen ganzen lebendigen Ochsen zu tragen, halten
e sich für stark, weil sie dumm sind. Diese Menschen, die, weil sie
ch nie der Außenwelt widersetzt, auch niemals Widerstand gefun-
en, sehen nicht die nächste Grenze ihrer Kraft und halten sich für
ächtig, weil sie zur allgemeinen Materie gehören. Der Johanniter
ieher in Hamburg kennt mich besser. Er nennt mich so ein Kerl,
as doch auf eine sechs Fuchs hohe Seele hindeutet. Ach! wäre
h nur so ein Kerl! nicht wie jetzt, ein jämmerlich übersetzter
erl, sondern ein untersetzter Kerl, mit breiten Schultern,
reiter Brust, breiten Zähnen, breiten Fäusten und breiten Gedan-
n — hei! wie wollte ich sie zurichten! Denn wahrlich, stünden
ir alle Waffen der olympischen Götter frei, ich wählte nicht Ju-
iter's königliche Blitze, nicht Dianen's ferntreffenden Pfeil, nicht
Merkur's Rednerlist, nicht Apollo's Leier, nicht das Lächeln der
Grazien, nicht Aphroditens Zauberblick, nicht Amor's Schelmerei
- ich wählte mir nur die Keule des Herkules und Silen's groben
Spaß. Sie schrieben mir neulich, es sei meiner unwürdig, wie ich
ich gegen Robert und Pittschaft ausgesprochen. Freilich ist es
einer unwürdig: aber es ist ganz meiner würdig, in solcher Zeit
icht an meine Würde zu denken. Sind es Worte, die man braucht
 diesen Tagen der Entscheidung? Soll ich daran denken, wie
eute von Geschmack über meine Schreibart urtheilen, was Weiber
on meiner Aesthetik halten? Wenn ich Ruhe, Blut und Leben an
e Sache des Vaterlandes wage, soll ich ängstlich besorgt sein,
ir meine Kleider nicht zu verunreinigen? Wenn die Feinde der
reiheit im Kothe lagern, soll ich fern bleiben und sie nicht an-
reifen, um meine Stiefel nicht zu beschmutzen? Wenn es darauf
nkommt, von den feinsten Worten ein Filigran zu flechten, ein
rahtnetz für Mückenseelen — ich verstehe das so gut als Einer.
Wenn es darauf ankommt, eine Satire zu spitzen, so spitz, daß sie
urch die Pore eines Glases dringt — ich verstehe das so gut als
iner. Wenn es darauf ankommt, ein Gift zu mischen, klar, hell,
in, durchsichtig, ohne Farbe, Geruch und Geschmack, unschuldig

wie frisches Quellwasser, ein Verleumdungsgift, eine aqua tofan — ich verstehe das so gut als Einer. Aber nein, ich will die Kerl todt schlagen, am hellen Tage und vor Aller Augen; denn All sollen es wissen, und sie selbst, daß sie von meiner Hand gefallen Wie? wenn ein dummer Bauerlümmel mir in der Schlacht gegen übersteht, der gar nicht weiß, wo er sich befindet, nicht weiß, wohe er gekommen, wohin er geht, für was, für wen er streitet — so ich ihn schonen, weil er dumm ist? Er gilt seinen Mann und sein Kugel trifft so gut, als kenne er ihr Ziel. Darum schlage ich ih zu Boden. Soll ich ihm verächtlich den Rücken wenden, daß e mich von hinten treffe? Fein thun mit solchen plumpen Thieren unter Scherz und Lachen Kirschkerne schnellen gegen solche Elephan ten — es ist lächerlich. Sie spüren es gar nicht. Oder glauben Si vielleicht, daß Alle die Plumpheit, die Rohheit, die Gemeinheit mei ner Gegner fühlten? Glauben Sie das nicht. Nicht einmal di Besseren alle. Ich habe das erfahren. Ein wohlmeinender Freun brachte mir das Blatt aus Stuttgart; ich las es in seiner Gegen wart und ergötzte mich unter lautem Lachen an dem Fischweibe witze einer deutschen Hofzeitung. Aber der Freund bemerkte m bedenklichem Gesichte: ja es bleibt doch immer etwas hängen. I erwiederte: pah! das bürstet mein Bedienter wieder aus. Als i aber später darüber nachgedacht, fand ich, daß ich nur eine lee Floskel gebraucht, um etwas zu sagen, und daß der Freund Rech gehabt. Selbst Heine, der doch so fein ist in seinen Ausdrücken un ein plumpes Wort gar nicht verstehen sollte, bemerkte, als er sa wich ich mich lustig machte, über ein anderes jener rohen Tabak blätter, es wäre Perfidie darin. Und hätte ich mich blind g lesen, ich hätte die Perfidie nicht gefunden. So urtheilen aber d Leute, die entweder selbst zur rohen Menge gehören, oder aus E fahrung besser wissen als ich, wie man auf sie wirkt.

Die ministeriellen Blätter, die Hofzeitungen, warum schreib sie denn so plump, warum schimpfen sie so pöbelhaft geg die Vertheidiger der Freiheit? Glauben Sie, weil sie nicht fe zu sein verstehen? O nein! Sie verstehen es nur zu gut. Wen sie einen Streit unter sich haben, Hof gegen Hof, Fürst gegen Für Macht gegen Macht, dann kocht selbst ihr heftigster Zorn nie

irt über, daß der trübe Schaum der Wuth zum Vorschein käme.
aß im Herzen, haben sie die liebevollsten Worte auf den Lippen
ıd mit der ausgesuchtesten Höflichkeit stoßen sie dem Feinde ein
)önes Schwert in die Brust. Wo es aber darauf ankommt, die
reiheit nieder zu reden, da wo die öffentliche Meinung, die Menge
tscheidet, sind sie grob und plump, um auf die grobe, plumpe
ıd gedankenlose Menge zu wirken, die in allen Ständen, vom
ofmanne bis zum Bauer, die Mehrzahl bildet. Was sie gegen
ıs, sollten wir gegen sie thun. Seit fünfzehn Jahren hat die
:eiheit den Sieg, den sie siebenmal errungen, siebenmal wie-
r verloren, weil sie zu mäßig war, wie in ihren Handlungen,
in ihren Reden. Die Völker glauben noch nicht fest genug an
r eigenes Recht und daß sie allein alles Recht besitzen. Sie ken-
n noch nicht genug ihre eigene Macht und daß Keiner Macht
t neben ihnen. Sie wissen noch nicht genug, daß die Welt ihnen
ein gehört und Königen nicht der kleinste Theil davon, der sich
iter erstreckte als ihr väterliches Erbe, und daß sie darum von
em was sie wollen und was sie thun, Keinem Rechenschaft zu
ben haben, als Gott allein. Darum, weil sie das nicht wissen,
: Recht und ihre Macht nicht kennen, wollen die Völker in den
ıgen ihrer Fürsten gut und billig erscheinen, rechtfertigen sich, statt
chtfertigung zu begehren, fordern, wo sie nehmen sollten, fordern
ht alles, was ihnen gebührt, und fordern es mit so leisen höf-
)en Worten, daß man sich anstellt, die Hälfte nicht verstanden
haben, und die verstandene Hälfte abzuschlagen den Muth be-
ımt; das muß anders werden. Keine Schonung mehr, nicht im
ndeln, nicht im Reden. Liegt die Freiheit hinter einem Meere
ı Blut — wir holen sie; liegt sie tief im Kothe versenkt, wir
en sie auch. Darum siegt die Bosheit überall, darum wissen
ımmheit und Gemeinheit immer den Vorsprung zu gewinnen,
il sie den kürzesten Weg zum Ziele nehmen, unbekümmert ob er
n sei oder schmutzig. Sie hält die Reinlichkeit nicht ab, sie
rauchen selbst edle Mittel, wenn etwas Schlechtes dadurch zu
eichen, und wir sollten den Koth meiden, auch wenn er zum
ten führt? Wir suchen reinliche Umwege, verlieren die Zeit
) Alles; denn wo wir auch den Feind einholen, wo und wann

wir auch zu ihm stoßen, wir finden ihn immer im Schlamme, der wir früher oder später durchwaten müssen, wollen wir siegen für das Recht. Was Andere thun für die Tyrannei, warum sollen wir es nicht für die Freiheit thun? Schwert gegen Schwert, List gegen List, Koth gegen Koth, Hundegebell gegen Hundegebell. Heine sagt: auch die Freiheit müsse ihre Jesuiten haben; ich sag' das auch. Aber nicht das allein, die Freiheit muß alles haben, was im Lager der Tyrannei zu finden: Stück-Knechte, Rothmäntel, Baschkiren, Marodeurs, Paukenschläger und Troßbuben. Lernen wir begreifen, daß die Tyrannen nur solche Waffen fürchten, die sie selbst gebrauchen; denn nur diese kennen sie. Darum der List ja keine Offenheit, dem Laster keine Tugend, der Frechheit keine Milde, der Plumpheit keinen Anstand gegenüber.

Ist es wie in den großen Kämpfen dieser Zeit, wo Macht gegen Macht streitet, nicht auch in den kleinen Kämpfen aller Zeiten, wo jeder Mensch für sein besonderes Leben gegen das andere besondere Leben kämpft? Siegt nicht immer der Dumme über den Weisen, der Bösewicht über den edlen Mann? Das geschieht, weil die edlen Menschen den Sieg mit dem Kampfe, die Beute mit der Waffe verwechseln und mit Recht für das Recht streiten. Nur mit Unrecht gewinnt man das Recht; denn man kann selbst im Kampf für die Wahrheit die Söldlinge nicht entbehren, und diese bezahlt man mit Tugend nicht. Sehen Sie Rousseau. Es gab keinen Menschen, der das Gute mehr geliebt, das Schlechte mehr gehaßt als er. Er kämpfte sein ganzes Leben für Freiheit und Recht, und warum wurde er so verkannt? Warum wurde er so verspottet? Warum war sein Leben so voll Schmach und Noth? Er verspottete die Gemeinheit und war gutmüthig gegen die Gemeinen; er bekämpfte den Trug und lebte in Frieden mit allen Betrügern; er verfolgte alles Schlechte und schonte die Schlechten. Ueber die Sache verschwand ihm der Mensch; er liebte das Gute, und verstand die Guten nicht zu lieben; aber man muß Feinde haben, um Freunde zu finden; man muß hassen, um lieben zu können. Rousseau haßte und liebte Keinen, darum stand er allein; er verschonte Jeden, darum wurde er nicht verschont; er verfolgte Keinen, darum wurde er von Allen verfolgt. Gott und Welt, Him

mel und Erde vertheidigte er, aber sich selbst wußte er nicht zu vertheidigen. Das schien ihm schnöder Lohn für freien Liebesdienst, und den verschmähte er. Darum ging er zu Grunde. Alle Blitze seiner Beredtsamkeit gebrauchte er für Andere; für sich selbst war er wehrlos und stumm. Einmal sagt er in seinen Bekenntnissen: „Hätte ich meine Kraft gebrauchen wollen gegen meine Feinde, ich hätte gewiß die Lacher auf meiner Seite gehabt."

Ich habe mir das gemerkt. Die Lacher will ich auf meine Seite ziehen; die Lacher, die gutes Herz und gute Fäuste haben, und nicht die feinen Lächler, die, ob sie zwar tausendmal mir Recht gäben, doch tausendmal mich todtschlagen ließen, ohne die Hand für mich aufzuheben; aber mir immerfort Recht gäben und immerfort lächeln würden. Göttliche Grobheit! vor dir falle ich nieder!

Abends. So eben habe ich die Abendzeitung, den Messager, gelesen. Gestern war sie noch ministeriell, heute hat sie die Farbe gewechselt. Die Actionairs haben sich nicht gut gestanden bei dem bisherigen Ministerialismus der Zeitung, und haben darum die Redaction geändert. Es ist merkwürdig! Läse ich keine andere Zeitung, als nur den Messager, hätte ich denken müssen, daß seit gestern sich die ganze Welt geändert, daß ein Komet an die Erde gestoßen und sie in eine neue Bahn getrieben. Daraus sah ich wieder, wie weit die Meinung der Regierenden von der des Volkes absteht. Und wer von beiden auch irre, gleichviel. Der Abstand bleibt immer der nämliche. Und so ist es überall. Wie kann das gut enden?

Verflossene Nacht hat man eine Verschwörung entdeckt, aber keine von den neuen dummen Gassenverschwörungen beim hellen Sonnenscheine, sondern eine von der guten, alten Art, schauerlich, mitternächtlich, blutdürstig, wie sie in den Melodramen vorkommen. Einige hundert Menschen, mit Dolchen und Pistolen bewaffnet, wurden um Mitternacht in einem Hause überfallen. Sie setzten sich zur Wehre. Der erste eindringende Soldat wurde erschossen. Einige hundert sind arretirt. Die Verschwornen sollen starke bewaffnete Trupps in verschiedenen Stadttheilen aufgestellt haben. Man wollte in die Tuilerien dringen; General Bourmont soll in

Paris sein. Doch ist alles noch schwankendes Gerücht. Waren es Republikaner? Waren es Carlisten? Man sagt das Letztere. Wäre das — der König hatte am nämlichen Abend einen Ball — dann muß in der Gesellschaft doch mehr als Einer gewesen sein, der von der Verschwörung wußte. Es ist eine interessante Situation. Heuer gedeiht aber nichts. Warum sind sie nicht so klug wie Joseph von Egypten gewesen, und haben in den Jahren der Fruchtbarkeit besser für die Hungerjahre gesorgt? Jetzt kommt die Bescherung.

— Habe ich Ihnen vor einiger Zeit nicht einmal geschrieben, in Oesterreich würden sie erschrecken über die furchtbaren Fortschritte des Liberalismus, wenn sie erfahren, daß sogar in Constantinopel eine Zeitung erscheint? Nun, das war damals freilich gescherzt; aber es war ein Scherz im Geiste des Ernstes. Und jetzt ist es wirklicher Ernst geworden. Der österreichische Gesandte in Constantinopel hat der hohen Pforte eine sehr eindringliche Note überreicht, worin er im Namen seines Hofes vorstellt, welch ein schrecklich gefährliche Sache es um eine Zeitung wäre, selbst wenn sie im Sinne der Regierung geschrieben. Gäbe man dem Teufel einen Finger, bekomme er bald die ganze Hand. Was sagen Sie dazu? Und wenn ich mich auf den Kopf stelle, ich kann nicht mehr lügen, kann nicht mehr satyrisch sein. Alle Phantasie geht dabei zu Grunde. Bei dieser Gelegenheit will ich Ihnen eine artige Geschichte von der russischen Censur erzählen. Hängt Euch, deutsche Censoren! Das da hättet Ihr nie erfunden. Im Jahre 1813 wollte ein Russe die Beschreibung einer Reise drucken lassen, die er im Jahre 1812 durch Frankreich gemacht. Die Censur fand auch an dem Buche nichts auszusetzen, außer dem Titel; denn es war nicht schicklich, daß ein Russe 1812 in Frankreich reise, zu einer Zeit, wo Rußland und Frankreich Krieg führten. Um diesem Mißstande abzuhelfen, strich die Censur den Titel Reise durch Frankreich aus und schrieb dafür Reise durch England, und wo im Buche das Wort Frankreich vorkam, setzte sie England an dessen Stelle.

Jetzt noch zwei chinesische Anekdoten zum Einschlafen, denn ich will zu Bette gehen. Der Kaiser von Rußland ließ den

Kaiser von China sagen: er möchte doch an der Grenze seines Reichs einen Cordon gegen die Cholera ziehen lassen. Darauf ließ der Kaiser von China erwidern: er werde das bleiben lassen; denn er habe gehört, daß die Krankheit nur Müßiggänger, Trunkenbolde und unreinliche Menschen befalle, und es wäre ihm ganz lieb, wenn er fünf Millionen solcher Unterthanen verlöre. Auch an einer andern Grenze des chinesischen Reichs wollte der Regierungsbeamte von Maßregeln gegen das Eindringen der Cholera nichts hören, weil er sie als fruchtlos und den Müßiggang begünstigend ansah. Um seine Meinung zu unterstützen, erzählte er folgende Anekdote:

„Im Jahre 1070 brach in Peking eine sonderbare Krankheit aus, deren Wirkung sich an den Haaren Derjenigen zeigte, die in freier Luft lebten. In kurzer Zeit verlor der Kranke die Hälfte seiner Haare und darauf starb er. Als der damalige Kaiser Tschanglug dieses erfuhr, sagte er mit bestimmten Worten, er wolle von dieser Krankheit nichts hören. Dieser höchste Wille, mit Festigkeit ausgedrückt, machte die Seuche verschwinden." Gute Nacht!

Freitag, den 3. Februar.

Ist denn das Alles wahr, was ich in einer Stuttgarter Zeitung gelesen, wie neulich die Frankfurter beim Durchzuge der Polen durch manches schöne Wort eine noch schönere Gesinnung offenbart? Einer, der vor dem Wagen der Polen zog, sagte: „Dir helf ich ziehen, Philipp, was geht mich Kaiser und König an? Das hier sind brave Kerle, das weiß ich." Ein Anderer, den man abwendig machen wollte, antwortete: „Ei, Ihr habt die Sontag ziehen wollen; die haben den Russen noch etwas ganz Anderes vorgesungen." Ein Dritter äußerte: „Wir müssen den jungen Leuten zeigen, daß wir keine Preußen sind." Der Berichterstatter in der Stuttgarter Zeitung bemerkte hierbei, daß die Frankfurter, die sich so geäußert, aus den niedrigen Ständen gewesen. Diese Bemerkung war ganz überflüssig. Man weiß recht gut, daß bei uns, wie überall, die höheren Stände weder so viel Verstand, noch so viel Herz haben. Der Polenzug durch Deutschland wird die schönsten Früchte tragen. O, die klugen

Leute! O, die schlauen Staatsmänner! Vor dem großen Freiheitsmagazin im fernen Warschau war ihnen bange; sie zerstreuten es, und jetzt geht die Freiheit hausiren im ganzen Lande, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf! Von der Schmach und Tücke, die Oesterreich und Preußen den edlen Polen angethan, mußten die öffentlichen Blätter schweigen; und jetzt schicken sie zwanzigtausend Prediger im Lande herum, die erzählen, was sie geduldet und lehren, wie man zu dulden aufhöre. Kommen jetzt die Russen, dann wird man lange reisen müssen, um von Frankreich aus ihre Gräber zu besuchen.

Was sich aber Preußen für Mühe gibt, sich verhaßt zu machen! So viel Bescheidenheit hätte ich ihm gar nicht zugetraut. Große Genies brauchen nicht zu studiren. Daß aber meine guten Deutschen ihren Preußenhaß auch gut verwenden! Es ist in ihrer schönen Art, über ihr Herz doppelte Buchhalterei zu führen: was sie dem Hasse geliehen, (und sie leihen ihm nur und nehmen später zurück) setzen sie gleich der Liebe in die Einnahme. Thut das nicht. Ihr möget Preußen hassen, aber liebt darum Oesterreich nicht mehr. Preußen klappert und warnt; Oesterreich zischt nicht eher, bis es gebissen. Preußen watschelt, wie ein Bär, auf die Freiheit los; Oesterreich wartet, bis sie an dem Dickicht vorbeikommt, wo es verborgen lauert. Hasset Preußen, aber fürchtet Oesterreich. Oesterreich kann, was Preußen nur will. Preußen ist nur Oesterreichs Mund; rechtet mit dem Herzen, und nicht mit den Lippen. Oesterreich findet die Weichsel roth genug, es ist ganz zufrieden, und jetzt will es den Rest der Polen dazu benutzen, im deutschen Volke Haß gegen Preußen zu erregen, das es fürchtet, mehr als Rußland. Dieses ist doch ein Körper, aber Preußen ist ein schauerlicher Geist. Hätte Oesterreich nicht diesen Zweck, wäre es nicht damit einverstanden, hätte die Begeisterung des deutschen Volks für die edlen Polen in gar manchem deutschen Lande, in gar mancher Stadt, sich so ungestört nicht zeigen dürfen; hätte man nicht gesehen, daß selbst die feigsten aller Regierungen an dieser Begeisterung Theil genommen. Gar manche von den edlen Männern, die im milden Wirken für die Polen sich ausgezeichnet, sind der österreichischen Regierung mit ganz besonderer Liebe zu-

gethan, durch ganz besondere Bande an sie geknüpft. Hasset Euere offenen Feinde, aber fürchtet die Danaer, auch wenn sie Geschenke bringen!

Samstag, den 4. Februar.

Heine wurde neulich von Jemand gefragt: worin er sich in seinen politischen Ansichten von mir unterscheide? Er antwortete: ich bin eine gewöhnliche Guillotine und Börne ist eine Dampfguillotine.

— Mehr als zweihundert Personen sind wegen der letzten Verschwörung arretirt worden, und darunter Leute von Namen, wie der General Dufour. Das ist der nämliche General Dufour, welcher in den Juli-Tagen, als der Herzog von Orleans vor dem Rathhause um die Gunst des Volkes bettelte, zu ihm sagte: Sie sehen, gnädiger Herr, welch ein schlechtes Ende schlechte Könige nehmen, und das diene Ihnen zur Lehre. Worauf der Herzog von Orleans ganz prächtig die Hand auf sein Herz legte, und, nachdem er eine der schönsten Stellungen Talma's ausgewählt, zu Dufour sagte: „Es bedarf ihrer Ermahnungen nicht; ich bin ein guter Franzose, habe die Freiheit immer geliebt, immer für sie gekämpft.“ Fast geweint hat der gute Herzog vor edlem Zorne. Jetzt sitzt er auf dem Throne und Dufour im Kerker.

Auf Perrier's Ball hätte ich leicht kommen können, wie jeder Andere auch. Man konnte sich ein Billet dazu verschaffen, wie zum Theater; aber ich wollte nicht. Ich will nicht wandeln, wo Sünder gehen, mich nicht setzen, wo Spötter sitzen.

— Bei dem Anlasse neulich, wo die Simonisten in die rauhen Fäuste der Gewalt gefallen, haben sich die Franzosen hier wieder auf eine sehr liebenswürdige Art gezeigt. Die öffentliche Meinung war zum großen Theile gegen die Simonisten; fast alle Blätter, am meisten aber die liberalen, waren ihnen entgegen. Der Figaro besonders, dieses reiche Nadelkissen, stach sie täglich auf das Graufamste. Aber seit dem Tage, daß die Regierung sich plump, wie jede, in ein zartes Verhältniß des Geistes gemischt, hat sich Alles geändert. Alle bisher feindlichen Blätter nehmen sich der Simonisten auf das freundlichste an. Der Figaro erklärt auf eine edle und rührende Weise, er werde von nun an kein Wort mehr gegen sie

schreiben, sondern all seinen Spott der rohen Gewalt zuwenden. Ein Blatt für die protestantischen Interessen, daß die religiöse Lehre der Simonisten stets mit Kraft und Ernst bekämpft, machte gleich am andern Morgen bekannt, es entsage von nun an seinem Kriege, und werde die Waffe nun gegen die gemeinschaftlichen Feinde führen. Ein Mann, der eine Schrift gegen die Simonisten zum Drucke fertig hatte, erklärte öffentlich, er werde sie unter solchen Verhältnissen nicht bekannt machen. Ist das nicht Alles, wie bei uns? Auch dort, sobald die Regierung einen Menschen, ein Buch, eine Lehre verfolgt, erheben sich gleich die lieben, guten, hochherzigen Deutschen zum Schutze und zum Beistande der Schwachen.

Das Gedicht auf den Preußen-Galgen ist wunderschön. Ich werde es dem General Uminski mittheilen.

Schrieb ich Ihnen nicht schon im Anfange dieses Winters, es würde noch dahin kommen, daß die französische Regierung, von der man früher erwartet, sie würde andern Völkern beistehen, ihre Freiheit zu erkämpfen, sich mit allen despotischen Mächten verbindet, die Freiheit überall zu unterdrücken? Nun, heute erzählt man, Schiffe mit Menschen wären aus einem französischen Hafen ausgelaufen, um Ankona zu besetzen, und gemeinschaftlich mit Oesterreich und dem Papste die Italiener unter das alte schmähliche Joch zu bringen! Wahrhaftig, ich schäme mich. Mein Argwohn hinkt lächerlich hinter der Tyrannei her, die, Hand in Hand mit der Thorheit, schneller als der Wind seinen Blicken enteilt.

Vier und siebzigster Brief.

Paris, Dienstag, den 7. Februar 1832.

Vor einigen Tagen wurden hier, zum ersten Male seit der Revolution, zwei Menschen hingerichtet. Da verlosch der letzte Strahl eines schönen Tages. Als damals das Volk über das Leben aller seiner Feinde gebot und es schonte, dachten einige edle Männer daran, diese Tugend des Volkes, so lange sie noch regierte, zum künftigen Gesetze zu erheben, damit, wenn die Macht wieder an Jene käme, die nie geschont, sie ihren Rachedurst doch wenigstens

iicht mit Blut sollen stillen dürfen. Sie trugen daher in der Kammer auf die Abschaffung der Todesstrafe an. Doch jene Andern, ie es genau berechneten, wie viel in dieser betrübten Zeit, da ihr Gewerbe ganz darnieder lag, ihnen an Capital und Zinsen ver= oren ginge, und daß sie das später alle wieder herbeischaffen nüßten, es zum alten Schatze zu legen, erschraken über die Ab= chaffung der Todesstrafe. All ihr Glück liegt in der Hoffnungs= osigkeit des Unglücks — wie kann man regieren ohne Tod? Doch chwiegen sie. Denn damals standen ihre unglücklichen Freunde vor Gericht, die Minister Karls X., die ganz in ihrem Geiste und nach ihrem Herzen gehandelt, denen es aber mißlungen war. Man vollte sie vom Tode retten und ließ darum die Wünsche des Volks ür die Abschaffung der Todesstrafe nicht kalt werden. Sobald aber die Minister zur Gefangenschaft verurtheilt waren, befreite man ich von der schweren Heuchelei und führte für die Beibehaltung der Todesstrafe alle die Gründe an, welche die Mächtigen, Vor= nehmen und Reichen seit jeher geltend gemacht, weil ihnen der Schutz ihrer Macht und die unbestrittene Herrschaft ihrer Leiden= chaften und eine mathematische Sicherheit ihrer Reichthümer höher gelten, als Christus' Lehre und als das Gebot der Menschlichkeit. Ihr eignes Herz zum Maßstabe nehmend, hatten sie ausgemessen, nach einem Jahre würde das Herz des Volks so klein geworden ein, daß die große Idee von der Abschaffung der Todesstrafe nicht nehr Platz darin findet. Aber sie täuschten sich.

Vor einigen Monaten wollte man auf dem Grève=Platze einen Verbrecher hinrichten, als aber das Volk die Vorbereitungen sah, eigte es sich so aufgeregt und widersetzlich, daß man die Hinrich= ung nicht vorzunehmen wagte. Jetzt haben sie den Richtplatz an das Ende der Vorstadt St. Jaques verlegt, außerhalb des Gesichts= kreises des Volkes, eine Stunde vom Mittelpunkte der Stadt ent= ernt. Die letzte Hinrichtung haben sie ganz im Stillen vollzogen; erst zwei Tage später erfuhr Paris davon. Die Zeitungen der Minister haben es im Triumphe erzählt, wie schön alles gelungen, und wie der Schleier des Geheimnisses alles dicht bedeckte. Das Schaffot wurde in der Nacht aufgerichtet und die Verbrecher Morgens acht Uhr auf den Richtplatz geführt. Diese waren schon

seit vielen Monaten verurtheilt, auf die Begnadigung hofften si nicht mehr, sie war ihnen Gewißheit. Noch am Nachmittage ginge sie im Hofe der Conciergerie ruhig und rettungsfroh spazieren und als sie sich Abends zu Bette legen wollten, kündigte man ihne für den andern Morgen den Tod an. Der eine Verurtheilte sagt am Fuße der Guillotine zum Henker: eilt Euch! eilt Euch Aber sie haben ihn nicht verstanden, diesen Donner des Himmels Eilt Euch! Eilt Euch! ruft es ihnen von oben herab; kurz is Eure Zeit! Die heillos verblendeten Thoren! Als der edle Trac in der Kammer auf die Abschaffung der Todesstrafe angetragen da hätten sie nicht ruhen und rasten, sie hätten ihre Kinder nich wiedersehen, nicht eher essen, trinken und schlafen sollen, bis da rettende Gesetz angenommen und verkündigt worden. Die Unglück seligen! Für wen denn haben sie das Schaffot aufgerichtet, für we haben sie das verrostete Beil des Henkers wieder blank geschliffen Für sich selbst. Nicht zum zweiten Male wird das Volk sein Freiheit Tyrannen anvertrauen, nicht zum zweiten Male wird e seinen Feinden das Leben schenken.

— Wenn Pfeilschifters Blätter für den deutschen Adelstand nicht eben so unsichtbar sind, als es noch alle seine frü heren Schriften waren, wenn man sie in Frankfurt finden kann bitte ich Sie, mir einige davon hierher zu schicken. Es ist ei Werk der Menschlichkeit und ich wäre im Stande, selbst daran zu arbeiten. Charpie für den deutschen Adelstand — er wird sie bal nöthig haben. Zupft! Zupft! Ihr habt es nicht für die Polen gethan doch wir rächen uns nicht. Auch ein Edelmann wird zum Men schen, sobald er krank und unglücklich geworden. Ach, wie schö ordnet sich das jetzt alles; wir dummen Demokraten hätten da nie gefunden. In den frühsten Zeiten war das Volk nichts, de Fürst wenig, der Adel Alles. Aber die Fürsten wollten meh werden, und verbanden sich mit dem Volke, den Adel zu unter drücken. Das gelang nach einigen Jahrhunderten. Die Fürste wurden viel, der Adel sank zu wenig herab, das Volk erhob sic zu etwas. Nun aber wollten die Fürsten Alles werden, und ver banden sich wieder mit dem Adel, um das Volk in sein alte Nichts zurück zu stürzen. Das gelang nicht; ja, das Volk wurd

immer mächtiger und gelangte endlich zu der späten Einsicht, daß ihm allein Alles gebühre, und den Fürsten und Edelleuten, so lange sie außer dem Volke stehn, nicht das Geringste. Jetzt in unsern Tagen ist die Noth und Gefahr für die Fürsten so groß geworden, daß sie, wie immer in Gefahren, sich hinter die Fronte der Streiter begeben. Den Adel, an dessen Spitze sie sonst standen, stellen sie vor sich hin, und das ändert die Lage des Kampfes auf das allervortheilhafteste für uns. Den Völkern war eine Art religiöser Scheu vor ihren Fürsten anerzogen, und darum, ob sie zwar immer wußten, daß der Adel ihr eigentlicher Feind sei, trugen sie doch Bedenken, denselben mit aller Macht zu treffen, aus Furcht, die Fürsten zu verletzen, die vor ihm standen. Jetzt aber, da die Fürsten zurücktreten, wird die Völker nichts mehr abhalten, ihren ewigen Feind mit aller Kraft zu bekämpfen, und ihr Sieg ist sicher. Nach dem polnischen Kriege hat sich der mächtige Kaiser Nikolas ganz erschöpft in die Arme seines Adels geworfen; der absolute König von Preußen organisirt die Aristokratie der Schweiz, und dient als gemeiner Ritter in ihren Reihen. Der englische Adel drängt seinen König zurück, und der französische rüstet sich mit dem Gelde der dummen Banquiers. Darum schreibt, Ihr Pfeilschifter! Zupft, Ihr gnädigen Fräulein von Neufchatel! Zupft; das ist Weiberarbeit, das kömmt Euch zu! Aber erröthet, daß Ihr die alten Fischweiber von Paris übertroffen und furienartiger, als jene einst die Aristokraten mißhandelt, mit Euern zarten adeligen Händen den Demokraten das Gesicht zerkratzt, die der galante Herr von Pfuel, einst der Bayard des Tugendbundes, gefesselt vor Euer Sopha geschleppt. Zupft, während wir die Schwerter wetzen!

— In der Allgemeinen Zeitung — nicht in der des Herrn von Cotta, sondern in der Deutschen allgemeinen Zeitung — stehet: „noch ein Wort über Börne"; ein sehr verdienstvoller Artikel, der wegen der vielen Wunden, die er empfangen, mit dem Censur-Orden geschmückt worden ist. Das ist nun einer der Wohlwollenden, der froh und emsig alles herbeigeholt, was er zu meiner Vertheidigung für nöthig hielt, und der es herzlich bedauert, daß er mich nicht in Allem vertheidigen kann. Nun wohl, er hat mich

besser verstanden, als die Andern; aber auch nur besser verstanden was ich gesagt, was gedruckt zu lesen war. Doch was ich nich gesagt, was nicht gedruckt worden, das entging ihm, wie es dei Uebrigen entgangen.' Haben Euch denn die täglichen Gedanken striche Euerer Censur nicht wenigstens im Errathen einige Uebun gegeben? Ach, das ist eben der Jammer mit den Deutschen. Wei sie immer so gründlich, so vollständig sind; weil sie Alles, was si thun, mit dem Anfange anfangen, und mit dem Ende aller Ding endigen; weil, so oft sie lehren, sie Alles lehren, was sie wisse über Alles; weil sie, wäre auch nur zu reden von der Angelegenheit dieser Stunde, von den Verhältnissen eines beschränkte Raumes, sie die ganze Ewigkeit, die ganze Unendlichkeit durch sprechen; weil sie hinausschiffen in den großen Ocean, so oft si sich die Hände waschen wollen — urtheilen sie, findet sich einma ein Mann, der sagt, was zu wissen nur eben Noth thut, es sei ei oberflächlicher, einseitiger Mensch, der luftige Worte spräche un nichts Gründliches sage. Was ist da zu thun? Ach, gestehet e nur, wenn wir uns wechselseitig unerträglich sind, so ist doch mein Last viel größer, als die Euere. Meine kleine Bürde unter dreißi Millionen Menschen vertheilt: das gibt jedem von Euch gar weni zu tragen. Aber mir hocken dreißig Millionen Deutsche auf de Rücken, und die sind sehr schwer, sehr schwer! Gesteht es nur, i brauche mehr Geduld mit Euch, als Ihr Geduld mit mir brauch

Mein wohlmeinender Freund in der Deutschen allgemeine Zeitung sagt: man möge nicht vergessen, daß ich ein Jude bi Aber das spricht er nicht als Vorwurf wie die Andern aus; nei er gedenkt dessen zu meiner Entschuldigung, ja zu meinem Lob Er sagt: mit Recht wäre ich gegen die Deutschen erbittert, d mein Volk so gedrückt und geschändet; nicht der Haß, die Lie habe mich verblendet. Ferner: „Der Ironie Börne's ist d „Franzosenthum der Riesenmaßstab geworden, mit welchem g „messen die deutsche Nationalität in ihrer ganzen Zwerghaftigke „und Verkrüppelung erscheinen soll." Ferner: „Auch die Iron „bedarf eines Gegensatzes, wie alles in dieser Welt voll Licht u „Schatten, und sie muß daher, um ihren Gegenstand in sein „ganzen Kleinheit darzustellen, ein wirklich oder scheinbar Groß

ihm entgegensetzen." Ferner: „Die ernsten schlagenden Worte eines Rotteck und Welker, aber wahrlich nicht die fliegenden Witze eines Heine und Börne, streuen den Samen künftiger Thaten über unser Vaterland aus .... Hat man Börne's Briefe zu Ende gelesen, so ist auch der Eindruck vorüber und es ist uns nicht anders zu Muthe, als hätten wir einem glänzenden Feuerwerke zugesehen .... Allein alle diese einzelnen Winke können doch nimmer die Bahn bezeichnen, auf welcher die Nationen vorwärts zu schreiten haben; das vermögen keine blendenden, zuckenden Gedankenblitze, sondern nur das Licht der klaren unwandelbaren Sonne." Und noch mehrere Dinge solcher Art spricht er Freund, auf welche ich Dinge meiner Art erwiedern will.

Es ist wie ein Wunder! Tausendmale habe ich es erfahren, nd doch bleibt es mir ewig neu. Die Einen werfen mir vor, daß h ein Jude sei; die Andern verzeihen mir es; der Dritte lobt ich gar dafür; aber Alle denken daran. Sie sind wie gebannt in iesem magischen Judenkreise, es kann Keiner hinaus. Auch weiß h recht gut, woher der böse Zauber kommt. Die armen Deutschen! m untersten Geschosse wohnend, gedrückt von den sieben Stockerken der höhern Stände, erleichtert es ihr ängstliches Gefühl, on Menschen zu sprechen, die noch tiefer als sie selbst, die im eller wohnen. Keine Juden zu sein, tröstet sie dafür, daß sie nicht nmal Hofräthe sind. Nein, daß ich ein Jude geboren, das hat ich nie erbittert gegen die Deutschen, das hat mich nie verblendet. ch wäre ja nicht werth, das Licht der Sonne zu genießen, wenn) die große Gnade, die mir Gott erzeigt, mich zugleich ein Deuter und ein Jude werden zu lassen, mit schnödem Murren behlte — wegen eines Spottes, den ich immer verachtet, wegen iden, die ich längst verschmerzt. Nein, ich weiß das unverdiente lück zu schätzen, zugleich ein Deutscher und ein Jude zu sein, ch allen Tugenden der Deutschen streben zu können, und doch nen ihrer Fehler zu theilen. Ja, weil ich als Knecht geboren, rum liebe ich die Freiheit mehr als Ihr. Ja, weil ich die Sclarei gelernt, darum verstehe ich die Freiheit besser als Ihr. Ja, il ich keinem Vaterlande geboren, darum wünsche ich ein Vaternd heißer als Ihr, und weil mein Geburtsort nicht größer war,

als die Judengasse, und hinter dem verschlossenen Thore das Ausland für mich begann, genügt mir auch die Stadt nicht mehr zur Vaterlande, nicht mehr ein Landgebiet, nicht mehr eine Provinz nur das ganze große Vaterland genügt mir, so weit seine Sprach reicht. Und hätte ich die Macht, ich duldete nicht, daß Landgebie von Landgebiet, daß deutschen Stamm von deutschem Stamm auc nur eine Gasse trennte, nicht breiter als meine Hand; und hätt ich die Macht, ich duldete nicht, daß nur ein einziges deutsche Wort aus deutschem Munde jenseits der Grenzen zu mir herüber schallte. Und weil ich einmal aufgehört, ein Knecht von Bürger zu sein, will ich auch nicht länger der Knecht eines Fürsten bleiben ganz frei will ich werden. Ich habe mir das Haus meiner Freihe von Grunde auf gebaut; macht es wie ich und begnügt Euch nich das Dach eines baufälligen Staatsgebäudes mit neuen Ziegeln z decken. Ich bitte Euch, verachtet mir meine Juden nicht. Wär Ihr nur wie sie, dann wäret Ihr besser; wären ihrer nur so vie als Ihr seid, dann wären sie besser als Ihr. Ihr seid dreißi Millionen Deutsche, und zählet nur für dreißig in der Welt; geb uns dreißig Millionen Juden, und die Welt zählte nicht nebe ihnen. Ihr habt den Juden die Luft genommen; aber das hat f vor Fäulniß bewahrt. Ihr habt ihnen das Salz des Hasses in il Herz gestreut; aber das hat ihr Herz frisch erhalten. Ihr habt f den ganzen langen Winter in einen tiefen Keller gesperrt und da Kellerloch mit Mist verstopft; aber Ihr, frei dem Froste blosg stellt, seid halb erfroren. Wenn der Frühling kommt, wollen w sehen, wer früher grünt, der Jude oder der Christ. —

Sie sagen: Die Franzosen erschienen mir als Riesen, und d Deutschen stellte ich als Zwerge neben sie. Soll man da lachen ode trauern? Wem soll man begegnen? Was soll man beantworten Unverstand und Mißverstand sind Zwillingsbrüder, und es i schwer, sie von einander zu unterscheiden, für jeden, der nicht il Vater ist. Wo habt Ihr klugen Leute denn das herausgelesen, da ich die Franzosen als Riesen anstaune, und die Deutschen al Zwerge verachte? Wenn ich den Reichthum jenes schlechten Ban quiers, die Gesundheit jenes dummen Bauers, die Gelehrsamke jenes Göttinger Professors preise, und mich glücklich schätze, solc

Güter zu besitzen — bekenne ich denn damit, daß jene glücklicher sind als ich, und daß ich mit ihnen tauschen möchte? Ich, mit ihnen tauschen? Der Teufel mag sie holen alle drei. Nur ihre Vorzüge wünsche ich mir, weil mir diese Güter fehlen. Mir würden sie zum Guten gereichen; aber jenen, die sie besitzen, gedeihen sie nicht, weil es die einzigen Güter sind, die ihnen nicht fehlen. Wenn ich den Deutschen sage: Macht, daß Euer Herz stark genug werde für Euern Geist; daß Euere Zunge feurig genug werde für Euer Herz; daß Euer Arm schnell genug werde für Euere Zunge; eignet Euch die Vorzüge der Franzosen an; und Ihr werdet das erste Volk der Welt — habe ich denn damit erklärt, daß die Deutschen Zwerge sind, und die Franzosen Riesen? Austauschen, nicht tauschen sollen wir mit Frankreich. Käme ein Gott zu mir und spräche: Ich will dich in einen Franzosen umwandeln mit allen deinen Gedanken und Gefühlen, mit allen deinen Erinnerungen und Hoffnungen — ich würde ihm antworten: Ich danke, Herr Gott, ich will ein Deutscher bleiben mit allen seinen Mängeln und Auswüchsen; ein Deutscher mit seinen sechs und dreißig Fürsten, mit seinen heimlichen Gerichten, mit seiner Censur, mit seiner unfruchtbaren Gelehrsamkeit, mit seinem Demuthe, seinem Hochmuthe, seinen Hofräthen, seinen Philistern — — auch mit seinen Philistern? — —
— —
— —
— — — — — — — — — — Nun ja, auch mit seinen Philistern. Aber ich sage Euch, es ist schwer, ein gerechter Richter zu sein!

Ihr sagt: Die Ironie bedürfe eines Gegensatzes, die der meinigen fehle. Wie! Merket Ihr, was ihr fehlet, dann fehlt ihr nichts mehr, und merkt Ihr nichts, dann fehlt ihr wieder nichts. Ihr seid ja selbst der Gegensatz! Soll ich Euch, breit wie Ihr seid, auf das schmale Papier hinstellen, das ja kaum für meine kleine Ironie groß genug ist? Man malet den Schatten, man malet nie das Licht. Soll ich Euch etwa loben, ein Volk loben? Seid Ihr denn mehr als Sonne und Mond? Nun, wenn die Sternkundigen von Mond und Sonne lehren, dann reden sie nicht lange und breit davon, daß Mond und Sonne leuchten — das siehet jeder dumme Hans — von ihrem Schatten, ihren Flecken reden sie. Das ist, was

gelernt werden muß, darin ist die Wissenschaft. Von den Tugender der Franzosen konnte ich sprechen, denn das sind Lichtflecken Ihr seid ein Ganzes mit meinem Buche. Beurtheilt es, aber beurtheilt Euch mit, daß Ihr es nicht falsch beurtheilet. Ihr sagt: mi solchen fliegenden Witzen streue man nicht den Samen künftige Thaten über unser Vaterland aus! O schonet nicht! Ich bekomm Krämpfe, wenn ich von Samen ausstreuen reden höre. Jetz reden sie noch von säen, da doch ihr Korn schon längst geschnitte ist, und es nur an Dreschern fehlt, die es ausschlagen! Nun, ic war einer von den Flegeln, die Euch gedroschen; dankt es mir Samen ausstreuen! Man verliert alle Geduld. So mach Euch auch eine neue Erde für Euren Samen, das wäre noch die gründlicher. So wirkt man nicht — meint Ihr. Wenn man mein Briefe gelesen, bliebe nichts übrig, es war ein glänzendes Feuer werk! Bin ich ein Gott? Kann ich Euch den Tag geben? Ich kan Euch nur zeigen, daß Ihr im Dunkeln lebt, und dazu leuchtet ei Feuerwerk lang und hell genug. Es bliebe nichts übrig? Wen man meine Briefe gelesen, bleibt noch die ganze Göttinger Bibliothek übrig. Wie! Ich hätte nichts gewirkt? Hört doch die arge Schelme an! Sie zanken mit mir, daß ich ihnen Wasser statt Wei einschenkte, und können doch vor Trunkenheit kaum den Vorwur stammeln. Was nennt Ihr wirken? Was nennt Ihr die Mensche bewegen? Heißt Ihr das sie bewegen, wenn es Euch gelingt, sie z Eueren Gesinnungen hinüber zu ziehen? Wenn so, dann bin ic bescheidener als Ihr. Ich nenne es auch die Menschen bewegen wenn es mir gelingt, sie fortzutreiben, entfernten sie sich auch vo meiner Gesinnung. Sie gingen doch, sie blieben nicht länger stehen Und das ist mir gelungen. Welche Begebenheit der Welt hat den seit der großen Sontag das deutsche Volk so in Bewegung gesetz als mein Buch? Nun freilich, der Sängerin haben sie den Wage gezogen, und nach mir, der gepfiffen, haben sie mit faulen Aepfel geworfen; aber sie haben sich bewegt für mich, wie für sie, und di Bewegung war ihnen gut. Freilich haben sie die Sängerin m Flötenliedern in den Schlaf gelullt, und mich haben sie mit eine gräulichen Katzenmusik aus dem Schlafe geweckt; aber bis vo Mitternacht haben sie vor meinem Hause gekesselt und geklapper

ie sind später zu Bette gegangen, sie haben drei Stunden weniger geschlafen. Ist das nicht Gewinn? Habe ich nicht die Röthe des Zorns in tausend blutleere Wangen gejagt, und seid Ihr denn so ganz gewiß, daß nicht manche schüchterne Schamröthe das benutzt, sich leise, sachte auch darüber hinwegzuschleichen? Habe ich nicht manches kalte Herz entflammt? Mag nun die Flamme meinen Scheiterhaufen anzünden, oder den Weihrauch, den man auf meinen Altar gestreut — was geht das Euch an? Das ist meine Sache. Genug, es flammt. Seid nicht undankbar gegen einen Euerer treuesten Diener, der mit den Andern geholfen, Euch aus dem Schlafe zu rütteln. Als der große Friedrich in seinen hohen Jahren schlafbegierig geworden, da, seiner Fürstenpflicht eingedenk, befahl er seinem Kammerdiener, ihn früh zu wecken, und wenn er nicht gleich das Bett verließe, ihm die Decke vom Leibe wegzuziehen. Er murrte immer über die Gewalt; aber war er einmal munter geworden, dann lobte er seinen Diener. Trinkt nur erst Eueren Kaffee, und dann werdet Ihr es mir danken, daß ich Euch die Bettdecke vom Leibe weggezogen. Die Zeit wird kommen, wo Ihr alle meine Vorwürfe ungerecht gemacht; und dann werdet Ihr die Ersten sein, es zu gestehen, daß sie einst gerecht gewesen. —

Sie verlangen, ich solle ihnen die Bahn bezeichnen, auf welcher sie vorwärts zu schreiten haben. Wenn ich ein Narr wäre! Ich weiß oft nicht: spottet Ihr über Euch selbst, oder wollt Ihr mich zum Besten haben? Wie? Soll ich Euch Bücher schreiben? Soll ich reden von Preßfreiheit und Censur, ja nicht zu vergessen die Caution; von öffentlichen Gerichten; von Geschwornen; von Abschaffung des Neubruchszehenten, des Blutzehenten und anderer Teufelszehenten; von Aufhebung der Frohnden und Zünfte; von Aufhebung der Universitäts-Gilden; von persönlicher Freiheit; von einem gemeinschaftlichen deutschen Gesetzbuche; von gleichem Maaße und Gewicht und gleichem Münzfuße; von Freiheit des Handels; von wahrer freier Volksvertretung; von starker Wehrverfassung gegen das Ausland? Von dem Allen sollte ich Euch sprechen? Hat es denn noch Keiner vor mir gethan? Habt Ihr geschlafen die letzten fünfzig Jahre? Dankt es mir doch, daß ich Euch den Buch-

binder-Lohn erspare. Positives wollen sie haben! Wahrhaftig, sie haben es mir vorgeworfen, es sei gar nichts Positives in meinen Briefen. Positives! Und ihr Postament ist die ganze Erde! Ist es Euch noch nicht hoch, noch nicht breit genug? Traut Ihr seiner Dauerhaftigkeit nicht, und bittet mich, noch eine Lage Positives aufzusetzen? Ich verbürge mich für seine Dauerhaftigkeit. Wagt es, wagt es endlich einmal, die Bildsäule der Freiheit darauf zu setzen. Oldenburger! — Doch nein, ich will mich nicht ärgern und Euch auch nicht. Doch könnt Ihr's nicht mit Freundschaft anhören, was ich Euch mit Freundschaft sage, daß Ihr Alle wie die Oldenburger Herren seid? Diese arbeiten jetzt an guten Communalschuhen, und sind diese fertig nach hundert Jahren, stecken sie die Füße hinein; und nach hundert Jahren stellen sie den Leib auf die Füße; und nach hundert Jahren stellen sie den Hals auf den Leib; und nach hundert Jahren setzen sie den Kopf auf den Hals; und nach hundert Jahren setzen sie den Freiheitshut auf den Kopf; und dann hat Oldenburg eine Constitution, so gut und so schön wie eine. O Oldenburger! Oldenburger!

Neue Ideen wollen sie auch von mir haben! Ein anderer Narr hat erzählt, er habe in meinem Buche nicht eine, nicht eine einzige neue Idee gefunden. Spannet alle Euere Professoren auf die Folter, und wenn sie Euch beim dritten Grade eine neue Idee bekennen, dann hat ihnen der Schmerz die Lüge abgepreßt, die sie widerrufen, sobald Ihr sie von Ihrer Qual befreit. — Schweigt! Ihr wißt nicht, wie man Völker erzieht. Ich verstehe es besser. Ein Volk ist ein Kind! Habt Ihr einen hoffnungsvollen Knaben, geschmückt mit allen Vorzügen des Körpers, ausgestattet mit allen Gaben des Herzens und des Geistes; aber eine unheilbare Schwäche, eine schlimme Angewohnheit verunziert des Knaben gute Natur, oder für einen gemeinen Fehler hat er Strafe verdient — werdet Ihr, wie folgt, mit ihm reden? „Komm her Junge, küsse mich. Du bist ein herrliches Kind, meine Freude und mein Stolz; deine Mutter lobt dich, deine Lehrer rühmen dich, deine Kameraden bewundern dich. Und jetzt hast du eine Ohrfeige, denn du warst unartig gewesen. Und jetzt küsse mich wieder, theures Kind!" Nein, so handelt Ihr, so redet Ihr nicht, so thöricht seid Ihr nicht. Ihr

ebt dem Knaben eine Ohrfeige und von dem Uebrigen schweigt ihr. Darüber gehen seine schönen Eigenschaften nicht zu Grunde. Bar aber ein reifer und verständiger Mann bei der Züchtigung es Knaben, dann vernahm er wohl etwas in der schwankenden Stimme des Vaters, das wie eine frohe Rührung klang; dann sah r wohl etwas in seinem Auge, das wie eine Hoffnungs-Thräne himmerte. Dann küßte vielleicht der fremde Mann den weinenden naben, doch ganz gewiß tadelte er den Vater nicht.

Donnerstag, den 9. Februar.

Es erzählte mir Jemand aus der Zeitung, die Juden in Frankurt würden mehrere Freiheiten bekommen; statt fünfzehn Paare ihrlich, sollen künftig achtzehn Paare heiraten dürfen. O Zeitgeist! eitgeist! Wer kann dir widerstehen?

— Wenn **** zu Ihnen kommt, binden Sie sich einen dicken Shawl um den Hals, denn er haut Einem den Kopf ab, ehe man ch's versieht. Das ist ein Jacobiner!

— In Preußen hat man den Juden das deutsche Predigen erboten. Ach ja, ich will es wohl glauben. Wie glücklich wären e, wenn sie auch in den Kirchen, den Gerichten, auf dem Markte, den Zeitungen und sonst überall, wo man mit der Menge spricht, ie deutsche Sprache verbieten und dafür die hebräische einführen nnten, die Keiner versteht! Hebräisch regieren — das wäre twas Himmlisches! Ein Punkt kann den ehrlichsten Mann an den Galgen bringen; ein Punkt, ein Strich mehr oder weniger, da der dort, gibt dem Gesetze einen ganz anderen Sinn; man kann as Recht kneten wie Butter und eine grobe Constitution so fein achen, daß sie durch ein Nadelöhr geht. Denkt daran, Ihr christchen Minister! Werdet Rabbiner und ich habe das erfunden! uch will man jetzt in Preußen allen Civilbeamten Uniformen eben. Das ist die rechte Höhe der Tyrannei, der Superlativ, der eutsche Superlativ des Monarchismus; es ist eine allerhöchste Spitzbüberei. Dadurch will man die Regierung ganz vom Volke rennen, die Beamten unter den Korporalstock der Disciplin bringen, Vaterlandsliebe in blinden Gehorsam verwandeln, und aus em sitzenden Heere der Schreiber ein stehendes Heer machen; aus

Richtern und Hofräthen Soldaten, welche die Feder statt der Flinte schultern, statt Patrontaschen Wappen tragen und Verordnungen und Strafen wie Patronen gebrauchen. Die Kammergerichts-Assessoren werden Schildwache stehen müssen und die Referendäre des Nachts patrouilliren. Das Ministerium wird das Hauptquartier und jedes Amt eine Wachtstube. So verknechtet man das Volk, so verknechtet man seine Hüter, so verknechtet man Alles von der Hütte bis zum Throne, vom Bettler bis zum Oberknechte. Ach! so viele Umstände wären gar nicht nöthig. Die Preußen sind gute Menschen und leitsam wie die Hämmel. Der Kühnste unter ihnen, der Herr Professor von Raumer, ist noch furchtsam wie ein Spatz. Er hatte einmal den Muth, von der Galeerenbank der Censur wegzulaufen. Es war in den Schreckenstagen der Cholera, wo Jeder den Kopf verlor. Er hätte ihn freilich nicht gehabt, wäre nicht Se. Excellenz, der Geheimerath von Raumer, Galeerenhauptmann und sein Onkel gewesen, auf dessen Schutz er rechnen durfte, wenn man ihn wieder erwischte. Indessen er hatte ihn. Gleich ließ er seine Heldenthaten, als sein eigner Homer, in die Allgemeine Zeitung setzen. Das war zu viel. Dagegen konnte ihn auch sein gnädiger Onkel nicht schützen, das griff die preußische Monarchie zu gefährlich an. Man befahl dem Professor Raumer, seinen kühnen Schritt zu leugnen, und er hatte die Feigheit, es zu thun und öffentlich bekannt zu machen, er hätte die Nachricht nicht in die Allgemeine Zeitung geschickt, er wisse nichts davon. Und hätte er wirklich nichts davon gewußt, er hätte das doch nicht erklären dürfen. Braucht man Uniformen gegen oder für solche Menschen? Herr von Raumer kam wieder zu Gnade und zu größerer als vorher. Denn nicht aufrichtige, treuergebene Diener will man haben, Menschen, die mit Herz und Glauben dem Absolutismus dienen; nein, Herz und Glauben sind der Tyrannei verhaßt, auch wenn sie ihr dienen. Man will freigesinnte, aber gottvergessene Menschen, die ein Gewissen zu verkaufen, die eine ursprünglich gute Gesinnung dem Teufel zu verschreiben haben. Die sucht man, die belohnt man am besten. Die kann man dem Volke zur Verführung aufstellen, als hohnlächelnde Beweise vorzeigen, daß Tugend nichts ist und Ehre eine Waare. So verknechtet, so entadelt man die Menschheit,

daß sie Gott selbst nicht mehr erkennt, und sie der Gewalt der Tyrannei überläßt.

Freitag, den 10. Februar.

Heute bin ich ganz vergnügt, daß ich gestern keinen Brief bekommen. Dafür bekomme ich ihn heute, oder jeder Funke der Menschlichkeit müßte in Ihnen erloschen sein. Haben Sie meine erschütternden Ermahnungen vom Neujahrstage schon vergessen? Warten Sie nur, dann schreibe ich Ihnen wieder einen Brief, der Ihnen das Herz in tausend kleine Stücke brechen soll.

Den gestrigen Abend brachte ich in einer Soirée St. Simonienne zu, bis gegen Mitternacht. Es ist eine wöchentliche Zusammenkunft, die, wie jede andere, der geselligen Unterhaltung gewidmet ist und keine besondere religiöse oder doctrinaire Bestimmung hat. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, welchen wohlthuenden Eindruck das Ganze auf mich gemacht. Es war mir, als wäre ich aus der Winterkälte einer beschneiten nordischen Stadt in ein Glashaus gekommen, wo laue Frühlingslüfte und Blumendüfte mich empfingen. Es war etwas aus einer fremden Zone und aus einer schönern Jahreszeit. Und doch war ich mit keinem vorbereitet günstigen Gefühle, sondern ganz anders, mit unfreundlichen Gedanken dahin gekommen. Ich hatte mir fest versprochen: dort findest du Menschen, die einem Jahrhunderte und einer Welt vorausgeeilt, oder die Jahrtausende zurückgegangen, um das Kinderparadies der Menschheit aufzusuchen; und du findest sie mit den neuesten Gesichtern vom 9. Februar 1832, mit den Meinungen, Reden, Gesinnungen, Witzworten, Fragen und Antworten und dem ganzen ewigen Kalender aller Franzosen und Pariser. Ich fand sie nicht so. Es schwebte ein Geist heitern Friedens über diesen Menschen, ein Band der Verschwisterung umschlang sie Alle und ich fühlte mich mit umschlungen. Eine Art Wehmuth überschlich mich, ich setzte mich nieder, und unbekannte Gefühle lullten mich in eine Vergessenheit, die mich dem Schlummer nahe brachte. War es der magnetische Geist des Glaubens, der auch den Ungläubigen ergreift wider seinen Willen? Ich weiß nicht. Aber schweigende Begeisterung muß wohl mehr wirken als redende; denn die Reden der Simonisten haben mich nie gerührt. Dabei war Alles Lust und Freude, nur

stiller. Es wurde getanzt, Musik gemacht, gesungen; man spielte Quartetts von Haydn. Es waren wohl hundert Menschen, ein Drittheil Frauenzimmer. Die Männer waren mit ihren Weibern gekommen! Das sieht man freilich in andern Pariser Gesellschaften auch; aber dort kommen und gehen die Männer mit ihren Weibern, während sie aber beisammen sind, findet eine Art Ehescheidung zwischen ihnen statt. Hier aber konnte ich erkennen, welcher Mann zu welcher Frau gehörte. Im Vorzimmer saß eine ganze Reihe Kammer- und Dienstmädchen. Sie kamen oft in das eine Gesellschaftszimmer, um durch die offene Thüre des Salons ihre Herrschaften tanzen zu sehen und singen zu hören. Diese Gleichheit gefiel mir sehr. Noch beim Nachhausegehen auf den Boulevards fühlte ich mich seelenwarm und ich ging zu Tortoni und aß ein Glas Plombieres, wobei ich Ihrer gedachte, besonders als ich an die Vanille kam. —

Es geht dem *** wie vielen Deutschen, welche die Nebensache zur Hauptsache gemacht. Die französische Leichtigkeit ist bei ihnen zum Leichtsinn, das so nothwendige und darum verzeihliche sich Hervorstellen zur Zudringlichkeit geworden, und wenn sie sich als die gemeinsten Charlatane betragen, glauben sie Leute von Welt, feine Pariser zu sein.

An der Deutschen Tribune zu arbeiten, dazu habe ich keine Zeit jetzt. Aber ich thue es, sobald ich frei werde. Das ist ein Schlachtfeld, auf dem kein Mann, der sein Vaterland liebt, fehlen soll. Aber die Zeitung, wird sie noch lange bestehen? Sie hat bis jetzt der Censur getrotzt, wofür der Redacteur zu sechsmonatlicher Gefängnißstrafe verurtheilt worden.

Ich schicke Ihnen heute den Härings-Salat. Es ist eine große Schüssel und Sie werden Durst darauf bekommen.

Härings-Salat.

Beim Thor, beim hohen Odin, und beim höchsten Bör, meinem erhabenen Ahn, dieser Knabe Alexis kämpft mit einer Berserker-Wuth, für die ihm einst in Walhalla ein Zwiebelkuchen

husten wird! Aber noch bedenke ich mich. Soll ich, oder soll ich nicht? Kennten mich nur die Menschen alle, fühlten es nur alle mit, welch einen Stolz ich aufzuopfern habe, wenn ich solchen niedrigen Troßbuben das Gesicht zuwende. Aber auch diesen Stolz lege ich auf den Altar des Vaterlandes, und wahrlich, hätte ich ihm alles zu verdanken, was ich ihm zu verzeihen habe — ich wäre ihm jetzt nichts mehr schuldig. Oder glaubt Ihr, es wäre nichts, mit einem Philisterchen zu rechten, daß es geworden, wie es die Natur in einer langweiligen Stunde aus dem Kern einer Haselnuß geschnitzelt? Wenig für einen Mann von Ehre und Gefühl, sich vor ein Nürnberger Schächtelchen hinzustellen, wie es beschaffen, wenn eben der letzte Nachtlichtdocht herausgenommen: offen und leer — und es ernsthaft zu fragen, warum es nichts enthalte, und wo seine Seele hingekommen? Es ist viel. Und doch dauert mich der arme Schelm! Sie haben ihm heimlich Branntwein in seine Bierkaltschale gegossen, und der blasse blöde Junge, der früher nicht den Muth hatte, eine rothwangige Bauerndirne zum Tanze aufzuforden, stürzt hervor, wird ein Held, fliegt die Sturmleiter hinauf, und erwacht nicht eher aus seinem Taumel, bis eine starke Faust dort oben ihn mit einer Ohrfeige lachend in den Graben hinunter stürzt. Dann jammert er: Ach, Papa Schlesinger! Ach, lieber Papa Schlesinger! Ach, wäre ich doch freimüthig und zu Hause geblieben! Ach, hätte ich doch kein Handgeld genommen! Ach, wäre ich nur fort von hier, man erwischte mich kein zweites Mal! Thörichter Knabe! Trinke Milch und gehe nicht hin, wo Werber zechen. Sie haben dir wohl versprochen, du solltest Hauptmann werden; aber du bliebest Trommelschläger dein ganzes Leben. Du dauerst mich.

Ich habe des großen Bör, meines göttlichen Ahns, gedacht. Das war er, und darum nenne ich mich Börne (Sohn des Bör). Mütterlicher Seite stamme ich von Belsta ab, des Riesen Bergthorir Tochter, und Gattin des Bör. Keiner, der mich kennt, wird mich des Ahnenstolzes fähig halten; ich erwähne nur meine Abstammung, um jenen thörichten Menschen, welche glauben, daß eine hohe Geburt ein niederes Leben gut mache, und eine niedrige Geburt ein hohes Leben verderben könne, mir vorwerfen, ich sei als

Jude geboren, und darum weniger als sie — um ihnen zu zeigen daß ich mehr bin als sie, wie durch mein Leben, so auch durch meine Geburt. Der Ursprung meiner Familie geht hoch über das Christenthum hinaus, und ist noch älter als das Judenthum. Wir stammen aus der Lichtwelt, Muspellheim war unser Wiegenland Ihr aber stammt aus der Nebelwelt, von Niflheim seid Ihr hergekommen, seid Ymer's böse Kinder, und die verzwergten Enkel der langweiligen, aber einst gewaltigen Eisriesen. Einst heiratete ein Mann aus meiner Familie eine Frau aus der Eurigen, die Kuh Audhumbia, und diese Verwandtschaft spüre ich bei naßkaltem Wetter in allen meinen Gliedern.

Zwei tausend Jahre vor Christus zog der mächtige Heimdall, Nachkomme Bör's und einer meiner glorreichen Vorfahren, mit einem zahllosen Heere dem Mittage zu, um dort die Teutonen, die Nachkömmlinge Ymer's, aufzusuchen, und mit diesen seinen tückischen Vettern einen alten Rechtsstreit auszukämpfen. Nach langem und beschwerdevollem Zuge kam Heimdall mit seinem Heere an der Grenze des feindlichen Landes an. Die Nacht war angebrochen, aus allen Städten und Dörfern schallten die Sturmglocken, und zahllose Wachtfeuer brannten rings umher. Heimdall's kampfbegierige Streiter jauchzten dem kommenden Morgen entgegen. Als der Held eben sein letztes Horn ausgeleert und sich unter einer Eiche zur Ruhe legen wollte, wurde ihm eine Botschaft gemeldet. Es erschienen fünf und zwanzig Zwerge in seidenen Kleidern und mit hundert Bändern und Goldblechen behangen. Der kleinste derselben trat hervor, warf sich Heimdall zu Füßen, küßte sie, stand dann wieder auf und sprach: „Allerdurchlauchtigster Fürst und „Herr, Allergnädigste Geißel Gottes! Mein Herr, der König der „Hofräthe, sendet mich zu Allerhöchstderen Allerhöchster Person, „und flehet Allerhöchstdieselben, ihn in diesen kritischen Zeiten mit „keinem Kriege zu überziehen, weil Deren heilige Person gerade „beschäftigt ist, mit ihren getreuen Unterthanen die Stumme von „Portici einzustudiren. Allerhöchstdieselben mögen geruhen zu be„denken, oder wollen geruhen zu bedenken, wie es meiner schuldig„sten Ehrfurcht am angemessensten lautet, daß von dieser neuen „Oper das Glück des ganzen Volkes der Hofräthe abhängt, und

„darum geruhen gefälligst umzukehren, und Allerhöchstderen Königreich, das gesegnete Muspellheim, wieder mit Allerhöchstderen „Gegenwart zu beglücken. Mein Herr und König übersendet Ew. „glorreichen Majestät durch meine unwürdigen Hände dieses blaue „Band der schönen Sängerin, deren Hausorden, als ein Zeichen „seiner Freundschaft und unwandelbaren Gesinnung, und bittet „Allerhöchstdieselben, mit Allerhöchstdemselben einen Allerhöchsten „Zollvertrag abzuschließen, zu wechselseitigem Vortheile der beiderseitigen Höfe.“ Als darauf der Zwerg dem großen Heimdall das kleine Ordensband umhängen wollte, aber kaum seine Knie erreichen konnte, brach darüber Heimdall's Heer in solch ein donnerndes Gelächter aus, daß achtzehn von den Zwergen vor Schrecken umfielen und starben. Deren Anführer und Vormund riß sich die Haare aus dem Kopfe, warf sich Heimdall abermals zu Füßen und sprach mit thränenden Augen: „Allerdurchlauchtigstes göttliches „Wesen! Mächtiger Beherrscher von Muspellheim! Mögen Allerhöchstdieselben in Allerhöchstderen gerechtem Zorne, wenn ich mich „alleruntertänigst so ausdrücken darf, es unserm unglücklichen „Lande nicht anrechnen, daß einige schlechte Hofräthe sich erkühnt, „in Gegenwart Allerhöchstderen geheiligter Person umzufallen und „zu sterben. Es sind junge Leute, die erst vor zehn Jahren von „Jena zurückgekommen, wo ihnen die Burschenschaft heillose demagogische Schwärmereien in den Kopf gesetzt. Wollen Allerhöchstdieselben Gnade für Recht ergehen lassen und sich damit begnügen, „daß wir zu Allerhöchstderen Satisfaction gleich morgen früh unsern „Censor aufknüpfen, weil er, wie dieses Beispiel der frechsten majestätsschändenden Todesart lehrt, den revolutionairen Grundsätzen „nicht streng genug Einhalt gethan. Gnade! Friede! O, wäre die „Stumme von Portici hier, daß sie selbst für uns reden könnte!“ Heimdall gerieth in den heftigsten Zorn und sprach: „Ihr feigen „Hunde habt nicht den Muth mit uns zu kämpfen, und wollt uns „meuchelmörderisch in den Rücken fallen! Ihr sprecht von Frieden, „und im ganzen Lande erschallen die Sturmglocken! Ihr sprecht „von Ergebenheit, und rings umher verrathen zahllose Wachtfeuer „ein zahlloses Heer!“ — Der Zwerg schlug sich vor die Stirn und erwiderte: „O jammervolles, o allerhöchstbetrübtes Mißverständniß!

„Allerhöchstdieselben geruhen nicht zu wissen, was Sie sprechen „Allerhöchstdieselben geruhen falsch zu hören und falsch zu sehen „Was Serenissimus für Sturmglocken gehalten, ist nichts als das „festliche Geläute, womit wir Allerhöchstderen erfreuliche Ankunft „feiern, und was Allerhöchstdieselben geruhten für Wachtfeuer an„zusehen, waren die Illuminationen, die im ganzen Lande der Hof„räthe von der Polizei anbefohlen worden. O Gnade! O Barm„herzigkeit!" Heimdall gab dem Zwerge einen Fußtritt und sprach: „Fort, Hunde, mit Tagesanbruch seht Ihr mich wieder!"

Nach Aufgang der Sonne stand Heimdall mit seinem ganzen Heere im Gebiet der Hofräthe. Der Zwerg vom vorigen Tage trat abermals hervor und sprach: „Allerdurchlauchtigster, ich wünsche „wohl geruht zu haben. Allerhöchstderen heiterer Blick verkündet „uns Ruhe und Frieden. Der Censor ist gehenkt, und die Güter „der achtzehn Demagogen, die gestern Abend eines revolutionären „Todes gestorben, sind confiscirt worden. Ich bin von meinem „Könige und Herrn bevollmächtigt, dem durchlauchtigsten Beherrscher „von Muspellheim eine Oper-Allianz anzubieten. Die beiderseitigen „respectiven Höfe sollen auf ewige Zeiten ihre Sängerinnen und „Tänzerinnen mit einander austauschen, zum größten Vortheile „des Handels, der Industrie, der Moral, Gesundheitspolizei und „Bevölkerung der beiden Staaten. Um Allerhöchstdenselben die „Kosten der Kriegsrüstung zu ersetzen, will mein König und Herr „die Hälfte seiner Staaten an Ew. Majestät abtreten. Höchstderen „allerunterthänigster Zwerg hat seinem Herrn dazu gerathen. Wir „sind unserer Hofräthe, Domainenverwalter, Gardeofficiere, Minister, „Kammerherren, Oberstallmeister, Ober-Ceremonienmeister, Hof„damen, Maitressen, General-Intendanten und Hofbanquiers in „allem nur 814. Für diese bleibt die Hälfte des Landes groß genug „und wenn die uns bleibenden Unterthanen zweimal so viel Steuer „bezahlen, als früher, verlieren wir nichts an den Andern. Geruhen „jetzt Ew. Majestät ein ganz unterthäniges Frühstück einzunehmen, „und dann der General-Probe der Stummen von Portici huld„reichst beizuwohnen."

Nachdem der Zwerg-Hofrath so gesprochen, erhob sich im Hintergrunde ein wildes Geschrei: Zu den Waffen, zu den

Waffen! Keinen schmachvollen Frieden! Auf, Brüder! Es lebe Teutonia! Es lebe die Freiheit! Heimdall schob die Hofräthe, welche die Aussicht hemmten, weg, um zu sehen, was hinter ihnen vorging. Da gewahrte er eine Schaar edler Jünglinge, welchen der Muth in den Augen blitzte, welchen Kampfbegierde die Wangen röthete, und die den Ruf zur Schlacht erwartend, freudig mit den Schwertern auf den Schild schlugen. Heimdall mit seiner Heldenschaar streckten froh bewegt ihre Arme den Heldenbrüdern entgegen und riefen: „Gruß, Liebe und Dank euch Brüdern! „Wir kommen, ihr seid es werth mit uns zu streiten, und Sieger „oder besiegt, in Walhalla trinken wir aus Einem Horn!" Da erbleichte der Zwerg, sprang auf einen Stuhl, sah die tapferen Jünglinge zornig an und sprach: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht! Heimdalls Kriegern bot sich darauf ein Schauspiel dar, worüber sie zu Bildsäulen erstarrten und ihnen Schwert und Schild mit donnerndem Getöse aus den leblosen Händen fiel. Sobald die teutonischen Jünglinge gehört: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht! legten sie ihre Rüstung ab, zogen Schlafröcke an, stopften ihre Pfeifen und fingen an zu lesen und zu schreiben. Heimdall sprach darauf zu seiner Schaar: „Auf, tapfere Genossen, flieht fort „von hier. Wir sind gekommen mit Männern zu kämpfen, nicht „mit Schulmeistern und ihren Knaben. Fort von jener bedauernswürdigen Jugend, fort von diesen verächtlichen Alten! Flieht und „schaut nicht rückwärts, bis wir nach Muspellheim gekommen."

So verließ Heimdall mit seinem Heere Teutonia, ließ aber zur Bewachung der Hofräthe sechs Mann und einen Unterofficier zurück.

Dieser Unterofficier war Heimdalls jüngster Sohn, der aber trotz seiner königlichen Abstammung nicht besser gehalten wurde, als der gemeinste Krieger. Nachdem aber sein Vater fortgezogen war und der junge Mensch sich selbst überlassen blieb, konnte er den Schmeicheleien und Kriechereien der Hofräthe nicht lange widerstehen. Er verweichlichte, sein reines skandinavisches Blut artete aus, und von dem vielen Essen und Trinken, das man ihm alle Tage vorsetzte, bekam er die Gicht, welche Krankheit sich durch länger als zweitausend Jahre in seiner Familie fortgeerbt. Vier

und zwanzig hundert Jahre nach Heimdall reiste ein Nachkömmling jenes Unterofficiers, Namens Widar, wegen seines Podagra's nach Baden bei Rastatt. Auf dem Wege dahin, im würtembergischen Städtchen Mergentheim, lernte er ein schönes Mädchen kennen, Namens Goldchen, Tochter des Juden Baruch. Er verliebte sich in sie, und verlangte sie zur Gattin. Er erhielt sie unter der Bedingung, ein Jude zu werden und den Namen Baruch anzunehmen. Widar lernte in Baden den berühmten Dichter Robert kennen, der ihn Tag und Nacht um Stoff zu einem Drama quälte. Widar erzählte ihm seine eigene Lebensgeschichte und daraus entstand Roberts Europäisches Schauspiel: die Macht der Verhältnisse. Darauf zog Widar oder Baruch an den Main, da, wo später Frankfurt erbaut wurde. Die Gegend gefiel ihm und er ließ sich da nieder. Sein Haus stand an der Stelle, wo jetzt in Sachsenhausen die untere Mühle liegt. Nach und nach siedelten sich viele Heiden und Juden dort an, und es entstand eine Stadt, die Widar nach seinem Namen nannte. Dieses zeigt auch das Wort Frankfurt ganz deutlich; denn Frank heißt im skandinavischen Wi, und furt, heißt dar. Also waren es Juden, die Frankfurt gegründet, und S. T. der Herr Senator Dr. Schmitt Wohlgeboren waren daher im größten Irrthum, als sie gegen mich, der die Rechte der Juden vertheidigte, vor einigen Jahren im Gelehrtenvereine bemerkten: die Juden könnten keine Bürger sein in Frankfurt, weil es vor 1500 Jahren Christen gewesen, welche Frankfurt erbaut. Gerade im Gegentheile. Wenn hier die Religion ein Recht geben oder nehmen könnte, wären die Frankfurter Juden die einzigen Bürger, und die Christen wären blos Schutzchristen, welche die Juden in eine Christengasse einsperren und ihnen verbieten dürften, mehr als zwölf Ehen jährlich zu schließen, damit sie nach und nach aussterben und den Handel der Juden nicht ganz zu Grunde richten.

Auf diese Weise ist meine früher heidnische Familie eine jüdische geworden, und ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. Ich aber, als im Jahre 1818 die jüdische Familie Rothschild so übermächtig wurde, beschloß zum Christenthume überzugehen; denn es war immer meine Neigung, es mit der schwächern und unterdrückten

Partei zu halten. Der Pfarrer wollte mich aber unter dem Namen Baruch nicht taufen, und darum nahm ich den Namen Börne an, um hierdurch das zerrissene Band mit meinem Ahnherrn, dem göttlichen Bör, wieder festzuknüpfen. Seitdem heiße ich also Börne und nicht Baruch modo Börne, wie das Frankfurter Polizei-Protokoll ohne Punkte vom 5 Dec. sagt. Ich habe den Namen mit Wissen und gnädigster Erlaubniß meiner hohen Obrigkeit angenommen. Wenn ich von mir selbst spreche, heiße ich kurzweg Börne; wenn aber Andere von mir sprechen, heiße ich Herr Börne. Und ich heiße mit viel größerem Rechte Herr, als irgend ein Frankfurter Senator der drei Bänke, den ältern und jüngern Bürgermeister nicht ausgenommen. Denn ich bin wahrer Herr, ich diene Keinem, ich bin keiner Macht Unterthan. Ich diene nur der Wahrheit und dem Rechte, ob es mich zwar nur so weit angeht, daß ich selbst es nicht zu verletzen habe. Wäre ich aber eine obrigkeitliche Person, ein Richter, ein Senator, ein Bürgermeister; wäre das Recht meiner Mitbürger meinem Schutze anvertraut und irgend eine zahnstochernde Excellenz, dem etwa einer meiner Schutzbefohlenen wegen der Form seiner Nase mißfallen, lächelte mir beim Dessert den Befehl zu, dessen Recht zu kränken, ließ ich lieber meinen armen Leib in tausend Stücke hauen und ihn als Fraß den Schweinen vorwerfen, als daß ich meine unsterbliche Seele um das Spottgeld eines solchen Lächelns verkaufte. Also Herr Börne heiße ich und werde Jedem zu begegnen wissen, der mir mein Herr anrührt. Als vor einiger Zeit einige junge Leute von der Gesellschaft der Volksfreunde wegen Vergehen, die mit fünfjähriger Einsperrung bestraft werden können, vor ihren Richtern standen und angeschuldigt auf diese Weise, ihre Vertheidigung auf eine wenn auch nicht strafwürdige doch höchst straffällige Weise führten, Recht und Ordnung, ihre eigenen Richter, den König und die Verfassung verhöhnten und bei dem Verhör der Gerichts-Präsident die Angeklagten beim Namen rief, ohne Herr vorzusetzen, da sprach Raspail, einer derselben, zum Präsidenten: „Wenn ich das Wort an Sie richte, nenne ich Sie Herr Präsident; wenn Sie mit uns sprechen, sagen Sie blos Raspail, Hubert, Thauret. Doch sind wir gleich vor dem Gesetze; geben Sie uns die Eigenschaft,

die wir Ihnen selbst ertheilen. Die Achtung, die Sie von uns selbst zu fordern das Recht haben, sind Sie auch uns schuldig.“ Lautes Bravorufen der Zuhörer folgte auf diese Anrede. Der Präsident aber nahm keine Rücksicht darauf und fuhr fort, Raspail zu sagen, ohne Herr. Darauf sprach Raspail: „Herr Präsident, „nennen Sie mich Herr Raspail, ich verlange es; nicht für „mich (man weiß, wie wenig wir auf so nichtige Dinge halten), „aber ich fordere es im Namen der Würde der Vertheidigung und „der Achtung, die man den Angeklagten schuldig ist. Die Beklagten, „die man alle Tage auf diese Bänke schleppt, sind gewohnt vor „Ihnen zu zittern. Nun wohl! sie mögen sich selbst achten lernen, „es ist ein gutes Beispiel, das wir ihnen geben.“ So wie Raspail vor den Assisen, stehe ich jetzt vor der Frankfurter Polizei. Mein Verbrechen ist mir unbekannt; aber die mir drohende Strafe ist fürchterlich. Wenn ich verurtheilt werde, muß ich den Galeeren-Dienst bei diesem Amte versehen. Darum sage ich im Gefühle meiner Würde dieser Polizei: „Madame! Wenn ich Sie anrede, „nenne ich Sie Madame; nennen Sie mich Herr. Die Achtung, „die ich Ihnen bezeuge, sind Sie auch mir schuldig. Den Doctor „erlasse ich Ihnen, auch meine übrigen Titel, deren ich viele habe, „brauchen Sie mir nicht zu salviren, auch dem Wohlgebornen „entsage ich. Aber nennen Sie mich Herr Börne, ich bestehe „darauf.“

Auf dieses Tutti lasse ich ein Solo folgen; denn ich spiele ein unparteiisches Doppel-Concert, indem ich zwar als Componist und Concertgeber mir die erste Stimme vorbehalte, doch zur gehörigen Zeit mit der zweiten abwechsle. Jetzt kömmt die Reihe zu geigen an den Meister Alexis. „Noch nie habe ich ein Buch mit so „steigendem Widerwillen, bis es zuletzt völliger Ekel wurde, durch-„gelesen. Börne ist ein deutscher Ultraliberaler, sagen Sie. Mein „Gott, reicht denn das Wort aus, diesen Inbegriff von knaben-„hafter Wuth, pöbelhafter Ungezogenheit, diesen bodenlosen Re-„volutionsgeist, diese hohle, ans Alberne streifende Begeisterung „für negirende Begriffe auszudrücken, ja nur zu bezeichnen? Thut „man nicht unsern Liberalen Unrecht, Börne als einen ihres Gleichen „zu nennen? Mich dünkt, so etwas von erschütternd Richtigem, in

„einer abschreckenden Gestalt, ist noch nicht da gewesen, wenigstens „nicht in der deutschen Literatur . . . . Er wälzt sich in Gemeinplätzen, in einem bachantischen Taumel, oder wie jener irische „Häuptling, der sich vor der Fronte in den Koth warf, um sich „abzukühlen, wenn ihn das Fieber brannte. Es juckt ihn und er „kratzt sich, daß es eine Lust ist.“ Noch einmal, mich dauert der arme Schelm! Vor vierzig Jahren hatte irgend ein pfuschender Naturgesell von Lappen, die er seiner Meisterin gestohlen, dem kleinen hagern Seelchen Röckchen und Höschen zusammengeschneidert. Zur Ruhe, zum Sitzenbleiben und zum Referiren geboren, war dem Seelchen das enge Kleidchen weit genug und die Nähte hielten. Aber da schlägt ein Blitz in seiner Nähe nieder, das Seelchen erschrickt, springt auf, zum ersten Male bewegen sich die Glieder, die knappe Sprache platzt, Lumpenworte hängen herum, und dem armen nackten Seelchen kann man alle Rippchen zählen. Edler! Warum bist du erschrocken? Nicht dir galt der Blitz; Lorbeeren verschont er. Uebrigens nehmen Sie mir es nicht übel, wenn ich mehreremale Du zu Ihnen sage. Zuweilen rede ich in Streckversen, und dann duze ich Jeden ohne Unterschied des Ranges, der mir in den Weg kommt. Aber eines bitte ich Sie mir zu erklären. Ich erinnere mich ganz genau: es war im Jahre 1819, nach dem Carlsbader Congresse, da nahm ich Assafötida ein, und zwar in Mixtur; denn ich verabscheue die feigen Pillen. Es war ein einziger Löffel voll, es war der Ekel einer Minute und der Schauer von fünf Minuten. Aber hinge mein Leben davon ab, ich nähme keinen zweiten Löffel Assafötida. Sie aber, mein Bester, haben mehrere Stunden an meinem Buche mit immer steigendem Ekel gelesen! Wie ertrugen Sie das? Wer hieß Sie das? Wer bezahlte Ihnen das? Oder finden Sie solche Freude am Ekel, daß Sie ihn gutwillig suchen, warum erbrechen Sie sich vor den Augen aller Welt? Ist das artig? Thut das ein wohlerzogener Mensch? Zwar haben es die alten Römer auch gethan, aber Sie sind kein alter Römer, sondern im Gegentheil ein Referendär. Zweitens, beantworten Sie mir die Frage: ist das literarische Unterhaltungs-Blatt ein Nachtgeschirr? Endlich möchte ich wissen, wo Sie gelesen,

daß ein irischer Häuptling sich durch ein Schlammbad vom Fieber geheilt. Ich habe eben das Fieber, aber es nützt mir nichts.

Alexis: „Von diesem in ihm kochenden Grimme merkte man „wenig, als er vor einigen Jahren eine Reise durch Nord-Deutsch„land machte. Man wußte bis dahin nicht viel mehr von ihm, als „daß er um Frankfurt herum berühmt sei . . . . Die Meisten hör„ten zum ersten Male von ihm, weil er ins Morgenblatt eine Kri„tik über die Sontag einrücken lassen, und so wurde er in Berlin „präsentirt." „Es ist der Mann, der über die Sontag ge„schrieben." Theurer Freund! Du gleichst dem Geiste, den du begreifst. Du saubergewaschenes, kuchenlächelndes, bimmbammelndes Sonntagskind, erkennest nur den müßigen, schöngeputzten, lustigen Sonntag in mir; aber die Wochentage voll schwerer Sorgen, saurer Arbeit und lohngeiziger Bezahlung, die hast du nicht erkannt. Ja, es kochte damals, wie später, der Grimm in mir, nur heißer noch; denn als in den Juli-Tagen der Vulkan sich in einem Feuerstrome Luft gemacht, da wurde mit Millionen Herzen auch das meinige friedlicher und stiller. Damals aber, da die Freiheit nur erst rauchte und knabenhaft mit Steinen warf nach der Tyrannei, da, zu stolz zum Kinderspiele, verschloß ich meine Brust und ließ den Grimm darin kochen zum spätern Gerichte. Hättest du meine Glut geahndet, schwammiger Alexis, du wärest entsetzt von mir weggelaufen und hättest dich vor Angst in ein Wasserfaß gestürzt. Vielleicht hörtest du zuweilen, wie es siedete in mir; aber du dachtest wohl, ich summe ein Sontags-Liedchen und liebtest mich darum. Doch über den Narren! daß er noch selbst herbeischleppt, was er verstecken sollte, damit es mein Spott nicht finde. Ja freilich, so ist es, man wußte in Berlin nichts von mir, als daß ich über die Sontag geschrieben, und so wurde ich Jedem vorgestellt: es ist der Mann, der über die Sontag geschrieben! Wenn ich jener Tage gedenke — doch ich will erst das Feuer schüren; mich friert, wenn ich daran denke. Komme her, Muse, setze dich zu mir beim Kamin und erzähle mir von jenen Tagen. Aber sei vernünftig und kichere nicht.

Ich wohnte in der Stadt Rom und doch war es fürchterlich kalt. Aber es war die Stadt Rom unter den Linden. Am zweiten

Tage nach meiner Ankunft, Morgens zwischen zehn und zwölf Uhr, und 22 bis 24 Grade, kamen Robert und Hering zu mir, schwarz gekleidet, in seidenen Strümpfen und überhaupt sehr festlich zubereitet. Ich saß gerade beim Kaffee. Börne! sagte Robert, trinken denn die Geister Kaffee? Darauf sah er Hering an und wartete auf eine günstige Recension seines Einfalls. Hering aber, der seinen Beifall für sich selbst aufsparen wollte, sprach: „Warum „nicht? Im Kaffee ist Geist, schöne Geister begegnen sich, darum „trinkt Börne Kaffee." Darauf sagte er: O Börne! Sontag! Göttlich! und fiel mir laut schluchzend um den Hals. Robert aber sprach, mit bewegter doch fester Stimme: ermannen Sie sich, Referendär; wir wollen gehen, das Volk harrt Ihrer, Börne. Wir gingen. Vor dem Hause begegnete uns ein Mann, wir blieben stehen. Hering sprach: Hofrath! Börne! Der Hofrath war erstarrt und rief: Börne? Sontag — göttlich! Dann ging er. Nach zehn Schritten kam wieder ein Mann. Robert sprach: Hofrath! Börne! Der Hofrath war erstarrt und rief: Börne? Sontag — göttlich! Etwas weiter begegnete uns wieder Einer. Hering sprach: Hofrath! Börne! Der Hofrath war erstarrt und rief: Börne? Sontag — göttlich! So wurde ich unter den Linden vier und dreißig Personen vorgestellt, die alle Hofräthe waren. Endlich erreichten wir den Pariser Platz. Ich hoffte, meine Leiden würden jetzt geendigt sein; aber nein. Man schleppte mich dem Thiergarten zu. Unter dem Brandenburger Thore machten wir Halt. Hering blieb mir zur Seite, damit ich nicht entwischte; Robert aber stellte sich mir gegenüber, zog ein dickes Manuscript aus der Tasche, es waren gewiß hundert Bogen, ich zitterte wie ein Espenblatt, und er fing zu lesen an: „Heil dir im Siegeskranz, Vater des Vaterlands!" — Da schlug sich Robert vor die Stirn und rief: Ich Esel! da habe ich den Waldfrevel statt der Rede eingesteckt! Schadet aber nichts, ich weiß sie auswendig. „Edler Börne! Hier unter „diesen Pferden, die einst die Franzosen schmachvoll nach Paris „geführt, die wir aber glorreich wieder zurückgebracht; hier unter „diesen Pferden, wo Jahn einem Turnjungen Ohrfeigen gegeben, „weil auf die Frage: was er jetzt denke? der Junge geantwortet: „er denke gar nichts, worauf Jahn gesagt: er solle daran denken,

„wie man die Pferde wieder schaffe; hier unter diesen Pferden „denke ich“ . . . . Lieber Robert, fiel ich ins Wort, ganz Berlin weiß, daß Sie unter Pferden ein denkendes Wesen sind, aber . . . Doch Robert ließ sich nicht einhalten und fuhr fort: „Hier unter „diesen heiligen Hallen, glücklich nachgebildet den Propyläen in „Athen, welche eben so viele Talente zu erbauen gekostet, als Sie „besitzen, nämlich tausend und zwölf; hier unter diesen schönen „Talenten — ich wollte sagen Propyläen — wo einst die verdienten „Männer des Alterthums auf Kosten unsers geliebten Königs ver„pflegt worden, freie Kost, Wohnung, Heizung und Wäsche hatten, „täglich eine Flasche Champagner und monatlich hundert Thaler „Taschengeld“ . . . . Der Referendär fiel hier dem Robert ins Wort und sagte: Lieber Robert, Sie faseln. Sie verwechseln Propyläen mit Prytaneen. Robert aber erwiderte ärgerlich: Prytaneen oder Propyläen, das ist mir alles eins. Er wollte fortfahren; ich aber, halb todt vor Hunger und Durst, raffte alle meine Kraft zusammen und sprach: „Lieber Robert! In den Prytaneen oder „Propyläen, denn weil es Ihnen alles eins ist, ist es mir auch „alles eins, bekamen die verdienten Männer des Vaterlandes, „wenn sie Hunger hatten, ein Gebackenes zu essen, das man M a d s a „nannte. Sind Sie der Meinung, daß das Wort M a z z a, womit „Ihre Glaubensgenossen das ungesäuerte Brod bezeichnen, das sie „an ihrem Passah essen, mit jenem griechischen M a d s a verwandt „sei? Ich bin nicht der Meinung, sondern ich stimme mit der des „berühmten seligen Wolf überein, der in seinen Prolegomenen „zum Homer gezeigt, daß das griechische M a d s a nichts anders „gewesen, als ein Berliner Pfannkuchen. Ach, lieber Robert! Ach, „theurer Alexis! wie glücklich wäre ich, wenn ich jetzt ein Dutzend „Pfannkuchen hätte! Aber wohlverstanden, von den guten in der „Jägerstraße, mit einer Zuckerglasur und mit Aprikosen gefüllt.“ Robert, an den Rest seiner Rede denkend, sagte schmerzlich lächelnd: Herr, dein Wille geschehe! Sie führten mich zurück. Bald kam ein Mann, wir blieben stehen und Hering sagte: Justizrath! Börne! Der Justizrath erstarrte und sagte: Börne? Sontag — göttlich! Das wiederholte sich alle zehn Schritte, bis unter die Stechbahn. Diesesmal aber waren es lauter Justizräthe. Endlich traten wir

bei Justi ein und dort wurde ich im Namen der preußischen Monarchie von deren Stellvertretern mit Pfannkuchen, Chocolade und Madeira bewirthet. Hering überreichte mir den ersten Pfannkuchen auf silbernem Teller und sprach: Börne! Dieser Pfannkuchen ist ein Bild Ihrer schönen Seele! Darüber mußte ich aber in ein so unbändiges Lachen ausbrechen, daß ich die Chocolade umstieß, die herabfloß und mir ein ganz neues schwarzes Kleid zu Grunde richtete, das mir am nämlichen Morgen erst der Schneider gebracht hatte. Denn am Tage vorher, dem zweiten meiner Ankunft in Berlin, waren mir meine Kleider aus dem Zimmer gestohlen worden, woraus ich erkannte, daß Preußen wirklich eine von republikanischen Institutionen umgebene Monarchie sei; denn je freier ein Volk, je schlechter ist seine Polizei. In Paris wurde mir nie etwas gestohlen.

Und diese Menschen, die mir einen Purpurmantel umgeworfen, mich unter den Linden im Triumphe herumgeführt, vor mir hergingen wie Haman vor dem Mardochai, und ausriefen: so ehrt Ahasverus den Mann, der über die Sontag geschrieben! — diese Menschen, die mir tausend und zwölf Talente angeschmeichelt und meine Seele mit einem Pfannkuchen verglichen — machen mir jetzt die größten Grobheiten, aus Todesfurcht, Herr von Arnim, der Polizei=Präsident, möchte es erfahren, daß sie bei einem Essen, das sie mir im Café Français unter den Linden gegeben, allen Königen den Tod zugetrunken!

Alexis: „Ihm zitterte das Herz unter seiner Brust, und „die Brücke unter seinem Gesäß beim Gedanken, daß auf „derselben Brücke der erste Freiheits=Kämpfer des Juli gefallen.“.... Ach, die Nase! Die Königsnase — darauf sitzen jetzt schon dreihundert Mücken! .... Meinen Jammer, daß „deutsche Genies“ hungern mußten, den lobt und billigt der Philister; doch das ist seine einzige Unparteilichkeit .... „Man kann ihm keine größere Freude machen, als wenn man ihm deutsche Dummheiten mittheilt.“ Danke, lieber Herr! — „Der Patriot fingirt, daß ihm Jemand aus Oesterreich Folgendes schreibt.“ Das haben die andern Philister auch gesagt: ich hätte den Brief erdichtet, denn ich hätte den Muth nicht gehabt, in meinem eigenen Namen gegen

Goethe zu schreiben; sie wollen mich nur allein stellen, alle Schul auf mich allein häufen; das ist ein Pfiff, den sie von irgend einen abgesetzten Polzei-Diener gelernt. Vielleicht hoffen sie auch auf dies Weise, mir den Namen des braven Mannes abzulocken, der der Brief geschrieben. O! geht, geht. Ich bin ein gerader schlichte Mann, aber für euch bin ich noch zehntausendmal zu schlau.

Der Referendär hat mir auch vorgeworfen, ich hätte nicht gelernt, ich wäre ein unwissender Mensch. Oder hat es mir Rober vorgeworfen, oder Pittschaft, oder ein Anderer? Die vielen Grob heiten haben mich ganz verwirrt gemacht; daher kann ich unmöglic darüber Buch und Rechnung führen. Ich muß es mit meinen Geg nern machen, wie es einmal Schinderhannes mit einem Trupp Juder gemacht, der ihm in seine Hand gefallen. Er zwang sie alle, ihr schmutzigen Stiefel auszuziehen; diese warf er untereinander un befahl ihnen, sie jetzt wieder anzuziehen. Nun hätte man das Ge schrei und Zanken der Juden hören müssen, wie sie einander in di Haare fielen und sich die Stiefel aus den Händen rissen. Schinderhannes stand dabei und hielt sich die Seiten. Wie kommt es aber, daß mich noch keiner von euch Schinderhannes genannt? Ih seid doch im S eures Schimpfwörterbuchs und schon über di Schmeißfliege hinaus. Aber jetzt ist es zu spät. Wer mich jetz Schinderhannes nennt, der ist nichts als ein schlechter Nachdrucker! Ich verwahre feierlich meine Rechte auf den Schinderhannes, und der hohe deutsche Bund wird es gewiß nicht zugeben, daß man den 18. Artikel der Bundesacte übertrete und meine Schriften gan oder zum Theile nachdrucke.

Also einer von meinen Gegnern sagt, ich wäre ein unwissender Mensch. Ich? Wie viele Gelehrte gibt es denn in Deutschland außer mir, die einem armen Scribenten zu rathen wissen, wie er es zu machen hat, mit seinem Einkommen auszukommen, daß er nicht nöthig habe, für Tagelohn zu schimpfen? Er muß es machen wie die Trazier Paräbius, der Freund des Königs Phinous. Er muß der Nymphe Thynis einen Altar errichten, dann wird es ihm nie mehr an Lebensmitteln fehlen. Ich weiß freilich nicht, wer der Apollonius ist, der die Geschichte des Paräbius erzählt — ob Apollonius Liminus, des Cressus Freigelassener, der correc-

teste Schriftsteller aller Zeiten, denn er hat nie etwas herausgegeben; oder Apollonius der Rhodier, von dem man ein berühmtes Heldengedicht vom Argonautenzuge besitzt; oder Apollonius Cronus, der Philosoph aus der Megarischen Schule; oder Apollonius Parga, der berühmte Mathematiker, welcher ein Meisterwerk von den Kegelschnitten herausgegeben; oder Apollonius von Tyana, der Pythagoräer, von dem man die unglaublichsten und lächerlichsten Wunder erzählt, (so soll er in der kurzen Zeit von zehn Jahren einen ganzen Monat des Freimüthigen zweimal durchgelesen haben) — aber ein einzelner Mensch kann nicht alles wissen. Dagegen weiß ich, daß Carme die Tochter Eubulus und Enkelin Carmanors war, und daß Jupiter mit ihr die Britonortis erzeugte, und daß diejenigen Gelehrten, welche, wie Schwabe in seinem mythologischen Lexicon, behaupten, die Carme wäre eine Tochter des Phönix und Enkelin des Agenor gewesen, crasse Ignoranten, jämmerliche Wichte, verfluchte Kerls und elende Schmeißfliegen sind, welchem Gesindel man einmal auf die Finger klopfen muß, daß etwas Furcht hineinfährt. Ich habe gelernt, daß man sich sehr hüten müsse, die Δειπνα απο σχυριδος der Griechen mit den Sportulis der Römer zu verwechseln, daß man ungebetene Gäste σχιας nannte, und ich weiß auch den Grund davon. Nicht weniger ist mir aus meinen Studien bekannt, daß man bei den Römern Diejenigen Causarii nannte, welche wegen Kränklichkeit vom Kriegsdienste befreit werden mußten, daß aber, weil dabei oft Betrügereien vorgingen, bei ausbrechendem Kriege strenge Untersuchungen angestellt wurden, weswegen der hohe Frankfurter Senat, als er den Beschluß gefaßt, mich bei der Polizei anzustellen, welches ein Kriegsdienst ist, ein Platz im Genie-Corps, und da Einer der Senatoren die Einwendung gemacht, meine Kränklichkeit verstatte mir nicht, diesen Dienst zu versehen, erklärte: nun, so solle ich im December von Paris nach Frankfurt reisen, um mich von dem dortigen Stadtphysikus untersuchen zu lassen. Und weiß ich nicht, daß, thät' ich dies auch, es mir nichts nützen würde, weil, wenn auch der Frankfurter Stadtphysikus mich aus alter Freundschaft krank machte, ich doch dienen müßte, da, so oft ein Tumult entsteht, oder die Stadt in höchste Noth geräth, gar keine

Entschuldigung angenommen wird? War aber nicht neulich in Frankfurt ein Tumult wegen der Thorsperre, und ist nicht die Stadt durch die preußische Mauth in die höchste Noth gerathen? Das Alles weiß ich und ich wüßte noch tausendmal mehr, wenn ich aus Funke's Real=Schullexicon, worin ich das Zeug gestern Abend gelesen, noch einige andere classische Werke von zu Hause mitgenommen hätte, wie: Eschenburgs Handbuch der classischen Literatur, Heliodore, die Lautenspielerin aus Griechenland, Thibaults Pandecten und Roberts Waldfrevel. Und jetzt kommen solche Mordbrenner, solche Mauerbrecher, Dornbüsche, lächerliche Thoren, heillose Gesellen und jämmerliche Wichte, und erfrechen sich zu sagen, ich hätte nichts gelernt! Aber ich werde dem seichten Geschwätze dieser elenden Schmeißfliegen bald ein Ende machen. Ich beschwöre Sie, lassen Sie auf der Stelle aus meinem Hause den großen Koffer holen, der in der Dachkammer steht. Nicht den englischen Koffer; denn darin liegen blos meine Novellen, Romane, Tragödien, Vaudeville's, Romanzen, Xenien, und eine deutsche Uebersetzung von Willibald Alexis Schriften — welche mir alle zu meinem ernsten Zweck nicht dienen können. Sondern den größern deutschen Koffer, welcher mit einem Felle überzogen ist, den drei Latten festhalten. Darin liegen meine gelehrten Manuscripte. Ferner ein großes gelbes Felleisen, worin die zu meinen Werken gehörigen Citate gepackt sind. Ganz oben im Koffer liegt ein Verzeichniß sämmtlicher Manuscripte, wovon ich eine Abschrift mit nach Paris genommen. Ich bitte Sie nun inständig, aus dem Koffer diejenigen Manuscripte zu nehmen, die ich Ihnen mit den Nummern bezeichnen werde, und sie mir durch die Post hieher zu schicken. Nur vier oder fünf will ich drucken lassen; das wird ganz hinreichen, der Welt zu zeigen, wer ich bin. Aber, um des Himmelswillen, lassen Sie den Koffer und das Felleisen in ihrer alleinigen Gegenwart öffnen und untersuchen, aber ja keinen Ihrer gelehrten Freunde dabei sein. Es könnte mir einer ein Manuscript, oder gar einen Gedanken, oder gar ein Citat stehlen; denn die Gelehrten haben in solchen Dingen weder Scham noch Gewissen. Ich wünsche also zu haben: Nr. 189. De Confectione tractarum Berolinensium. Auctore L. Boerne 1826. No. 214.

)e captura harengorum 1831. No. 215. Deutsche Uebersetzung des nämlichen Werkes: Von dem Häringsfange. Mit Zeichnungen. No. 333. Commentar über die Gesetzgebung der geheimen Polizei, nach englischen und nordamerikanischen Grundsätzen bearbeitet. Mit Anmerkungen von Wurm. Endlich mein Hauptwerk: No. 709. Vollständiges Verzeichniß aller Trauerspiele, Lustspiele, bürgerlichen Schauspiele, Liederspiele, Melodramen und Opern, welche auf sämmtlichen deutschen Bühnen vom Jahre 1774 bis zum Jahre 1827 aufgeführt worden sind, nebst Angabe der darin aufgetretenen Schauspieler und Schauspielerinnen, Sänger und Sängerinnen, und Nachweisungen aller über die theatraischen Leistungen Deutschlands erschienenen Kritiken. Nach den Quellen bearbeitet von Ludwig Börne, und mit iner Vorrede von Ludwig Robert, zwölf Theile. Ich wollte ies Werk schon verflossenen Sommer in Baden drucken lassen, eß mich aber durch Robert davon abwendig machen. Er widerieth mir wegen der stürmischen Zeit, in welcher alle Talente unergingen. Ich hätte mich aber von Robert nicht sollen abwendig achen lassen. Grobe und schwere Talente, wie die seinigen, gehen eilich leicht unter; aber meine, leicht wie Nußschaalen, schwimmen)en und haben keinen Sturm zu fürchten. Ich werde das Maascript dem Herrn Brockhaus anbieten, der es gewiß gern verlegt, ı es ein deusches Nationalwerk ist, und gleichsam eine Fortsetzung m Ludens Geschichte der Deutschen. Es ist nur ein Jammer, ıß er so schlecht bezahlt.

Der Referendär Hering oder Willibald Alexis, wie er mit inem Süßwasser-Namen heißt, baut ein Pantheon für die großen utschen Männer und stellt die Büsten von Menzel, Pustkuchen, eine und Börne hinein . . . . Wie kommt Pustkuchen hieher? ustkuchen hat gegen Goethe geschrieben, und wer gegen Goethe ɪreibt, den hohen Priester von Carlsbad, ist ein Revolutionär. ering macht die Inschrift für genannte Büsten. Als er aber an e von Heine kommt, zupft ihn Einer am Rock. Ich weiß nicht, ie er heißt, es ist aber Jemand von der hohen Polizei. Der

sagt ihm etwas ins Ohr, worauf der Referendär ein pfiffiges Gesicht macht und lispelt: ich verstehe! Der Weisbinder, der deutsche Pantheos, schreibt nun, statt der Inschrift zu Heine's Büste, Folgendes von ihm: „Heine hat — doch halt! ich denke „lieber an das, was Heine noch thun wird. Heine hat, so lang „es eine kitzliche Opposition war, als Liberaler gefochten; jetzt ist „er es nur noch aus jugendlichem Muthwillen. Sein Talent will „Beschäftigung haben. Ich hoffe die Zeit zu erleben, wo er den- „selben Kitzel darein setzt, gegen den jetzt bequemen Libe- „ralismus sich in Ungelegenheit zu setzen. Ich lasse den „Schleier über seiner Büste im Pantheon der deutschen Republik „ruhen, und denke an seine Büste in der deutschen Literatur.“ Ist das nicht merkwürdig? Eine ähnliche Aeußerung über Heine einem andern Artikel entnommen, den man auch aus Berlin ein- geschickt und auf den ich zurückkommen werde, lautet wie folgt „Ein Schriftsteller (Heine), nicht ohne Geist und auch nicht gan „ohne Poesie (obwohl der Funke schon zu erlöschen beginnt) und „den man früher gern mit Börne oder Lord Byron zusammenstellte „wandelt eine ähnlich gefährliche Bahn, und wir wünschen es auf „richtig zu seinem Besten, daß er zeitig umkehre. Schon das „Streben, der Mode und der Tagesneigung beständig zu huldigen „ist äußerst bedenklich. Ueberschreitet er auch einst nur um ein Haar „breit die Grenze, so stürzt er (wie jetzt Börne) erbarmungslos von „seiner Höhe herab, und hinter ihm erschallen Verachtung und „Hohngelächter.“

Diese Zwerge fühlen selbst, daß sie dem Kampfe der Zeit nicht gewachsen sind, und darum möchten sie Heine anwerben. Nun, was gewönnen sie dabei? Wäre ein kleiner Vortheil der guten Sache mit der Schande eines verdienstvollen Mannes nicht zu theuer bezahlt, so wünschte ich, Heine ließe sich von den Polizei Werbern verlocken. Nicht ihnen, uns würde das nützen. Die Wahrheit würde ihn treffen, wie die Andern auch, nur tödtlicher weil er stark ist und Widerstand leistet; während der Kleister der Andern sich um die Schärfe des Schwertes legt, sie einwickelt und manchen guten Streich abhält.

Wie konnte, gegen alle Naturgeschichte, unter den literarischen Hasen, die gar keine Stimme haben, sich ein solches Geheul er=eben? Ein anderer Artikel in dem nämlichen Blatte, ein Brief us Berlin, wahrscheinlich von dem nämlichen Hering, erklärt ie wunderbare Erscheinung und gibt die besten Aufschlüsse. Mir rauchte er sie nicht erst zu geben; die Naturgeschichte der deut=chen Hasen im gesunden und im kranken Zustande war mir zu enau bekannt, als daß mir jene Erscheinung hätte unerklärlich leiben können. Aber Andern, die weniger belehrt als ich, werden ie Aufschlüsse nützlich und willkommen sein. Der zweite Alexis hreibt von mir: „Der Verfasser genoß hier früher eines außer=ordentlich guten Rufes, der viel über seine Verdienste hinaus=ragte ... Der Mann wurde hier verehrt und vergöttert.... Und jetzt auf einmal dieser ungeheure Abfall! Man spricht nur mit Abscheu und Widerwillen von ihm. Jeder möchte seine Hand in Unschuld waschen und nie bekannt mit ihm gewesen sein. Gewiß sind die in jenen Briefen niedergelegten An=sichten durchaus verwerflich, aber eben so gewiß ist es, daß die jetzt hier vorherrschende persönliche Erbitterung nicht allein aus dieser Quelle fließt. Theils tritt bei Vielen gekränkte Eitelkeit ins Spiel, theils bei Andern die Furcht, man möchte nun auch sie nach einem neuen Maßstabe zu beurtheilen versucht werden ... Die Julirevolution hatte ihn völlig berauscht, und in diesem Rausche zeigte er sich auf einmal wie er war. Daß ihn dies gereut, bezweifle ich gar nicht.“ O der große Menschenkenner!... Doch ich will das Wichtigere besprechen. Ja freilich, das ist es. Sie haben mich verehrt und vergöttert in Berlin. Als ich aber nfing gegen die Gewaltigen im Lande zu reden, da ward ihnen odesangst. Sie dachten an die Hausvogtei, an Magdeburg, Kö=enick, den Galgen und Pilatus=Kamptz. Sie verläugneten ich und werden mich noch hundertmal verläugnen, ehe der Hahn räht. Kräht aber einmal der deutsche Hahn, werden sie ch wie die Würmer zu meinen Füßen winden, und von Denen it Haß und Abscheu sprechen, welche sie jetzt verehren und ergöttern.

O Berliner! O Hasenpasteten! O Kuchenfresser! O Ih dreizehn Bühnendichter, welchen erst die Knochen wieder hart ge worden, und die ihr, seit die Katze nicht zu Hause ist, ganz lusti auf den Tischen herumspringt! — Wenn ich jetzt unter Euch er schiene, mit meinem alten Herzen zu Eurem alten Herzen träte würdet Ihr nicht entsetzt vor mir fliehen, wie vor dem Dämo der Cholera, und mit thränenden Augen vor Eurem Pilatu wimmern: O wir Unglücklichen! Wir kennen den Mann ga nicht! Ich komme! Wenn Ihr nicht artig seid, komme ich. Wahr haftig, ich muß nach Berlin; das Herz hüpft mir vor Freude wenn ich daran denke. Ich muß diese Menschen in Angstschwei verwandeln, daß ihr ganzes Dasein in den Gossen abfließe. De Einen suchte ich in dem Buchladen auf, wo nichts geheim bleib fiele ihm um den Hals und spräche: „Du siehst, theurer Freund „ich habe Wort gehalten und kam, sobald mich Preußens Söhn „riefen!" An den Andern drängte ich mich in der Oper, zeig ihm den Messager und sagte ganz laut: „Du bist ein Schelm „dein Styl ist gar nicht zu verkennen." Dem Dritten schrie ich b „Stehely zu: „Deine gestrige Nachricht, daß der König abdank „bestätigt sich; um desto besser." Meinem vertrautesten Freund aber, dem Referendär Hering, schriebe ich folgenden Brief: „Theure „Brutus! Himmlisch warst du wieder gestern Abend. Warun „mußtest du uns wegen deiner Diarhoe so bald verlassen? Als d „fort warst, tranken wir auf die Gesundheit des preußische „Marats. Deine Epigramme auf Herrn von Witzleben und de „Prinzen von Mecklenburg wurden zum zweiten Male vorgelese „und mit jauchzendem Beifall aufgenommen. Der österreichische Ge „sandte läßt dich erinnern, daß du ihm eine Abschrift davon ver „sprochen. Ich habe heute Briefe vom General Uminski bekommen „Tausend Grüße für dich. Nie wird er es vergessen, daß du ih „drei Tage in deinem Hause versteckt gehalten und er seine Fluch „von hier nur deinen Anstrengungen zu verdanken hat. Morge „versammeln wir uns wieder zum Abendessen. Wir feiern de „21. Januar, den schönen Tag, an dem das Haupt eines Tyranne „gefallen. Du wirst doch kommen? Noch eine andere, noch ein „schönere Begebenheit feiern wir. Aber du erfährst das erst mor

„gen. Doch nein, du lieber ungeduldiger Mensch, noch heute, du „sollst es gleich erfahren. Rathe! Wie, dein Herz sagt dir, du „ahnest nicht? Du hast gewiß wieder Leibschmerzen. Die Sontag „ist in die Wochen gekommen, und die hohe Kindbetterin „und das neugeborene Kind befinden sich sehr wohl. Und jetzt? Bist „du heute im Stande ein vernünftiges Wort in den Freimüthigen „zu schreiben, dann will ich zwölf Dutzend Austernschalen ohne „ihren Inhalt hinunterschlingen. Dein Spartakus. N. S. Die „Kisten mit den Dolchen werden heute Abend bei dir abgeholt „werden.“ Dieses Billet würde ich an den Referendär Hering adressiren, versiegeln, wieder aufbrechen, und damit auf die Polizei gehen, meinen Permissionsschein gegen acht Groschen erneuern zu lassen. Da ließe ich das Billet unbemerkt aus der Tasche fallen. Ein Polizeibeamter würde es aufheben, und es ganz natürlich finden, daß es der Referendär dort verloren. Und jetzt die Untersuchung, die Herings-Angst! Das alles müßte köstlich sein.

— Gott stehe mir bei! Ich wollte das Brock-Narren-Haus verlassen, in dem ich mich einige Stunden aufgehalten, da stürzte mir auf dem Corridor ein verrückter Philolog entgegen, und hielt mich fest, und drehte mir alle Knöpfe vom Rocke. Ich weiß nicht, wie der Narr heißt; es muß aber ein ausgezeichneter deutscher Philolog sein, denn er versteht kein Deutsch. Der Narr hat Nr. 97 im Hause. Der läßt sich, wie folgt, vernehmen: „Börne (der Phi„losoph, wie er sich selbst nennt) hat in den Briefen aus Paris „einen Beitrag zur forcirten Judenliteratur geliefert, zu „welcher auch Heine, sein Freund und Idol, schon manches steuerte, „und damit ein sehr widerliches Buch geliefert, welches einer scharfen „Geißel wird Stand halten müssen. Diese Briefe ganz zu durchlesen „ist ein Opfer, zu dem man sich nur in gerechter Indignation und mit „großem Unwillen entschließen kann. Wenn sich glückliche Anlagen und „Scharfsinn so mit Frechheit und Anmaßung paaren, vergißt man „darüber das Hassenswürdige und Verworfene, was jedem Abtrün„nigen, jedem Renegaten, und jedem an seinem angestammten Glau„ben seiner Väter zum Verräther gewordenen anklebt. Daß ein solcher „auch sein Vaterland und was seinen Landsleuten heilig und ver„ehrungswürdig erscheint, zu beschimpfen versucht, ist darum kein

„Wunder, und wird sich diese Untreue gewiß empfindlich strafen
„Ein Herr Dr. Meyer hat in einer kleinen Schrift, betitelt......,
„schlagend und tiefgreifend, doch fast zu flüchtig den erster
„Streich dagegen geführt. Wie kann auf so wenigen Seiten mi
„zwei Bänden Auswurf gekämpft werden? Doch vielleicht finde
„ein tüchtiger Mann Ruhe und Resignation, um für Deutschland
„gegen Börne in die Schranken zu treten. Darum sei auch hier
„ein einzelner Fleck, der uns anzuhangen zugedacht wird, beleuchtet.'
Sehen wir jetzt, was diese Flecklaterne beleuchtet. Ich hätte die deutsche Sprache geschmäht und verächtlich herabgesetzt, und die französische über sie erhoben, diese fände ich sublim! Und das müsse „eine Verachtung bei jedem Freunde seiner Muttersprache unter uns hervorbringen, die höher steigen muß, als irgend eine Scala auszudrücken vermag." Wo der Narr in meinen Schriften das gelesen, möchte ich wissen. O Schulmeister!

Masculina sunt panis, piscis, civis, crinis, ignis,
Funis, glis, vectis, follis, fascis, lapis, amnis,
Sic fustis, postis, sic axis, vermis et unguis,
Et penis, collis, callis, sic sanguis et ensis.
Mugulis et mensis, pollis cum caule, canalis;
Et vomis, sentis, pulvis, sitis, cucumisque,
Anguis, item cuspis, torris, cum cassibus orbis.

So wollen wir künftig mit einander correspondiren; aber nur ja nicht deutsch. Sie verstehen mich nicht und ich verstehe Sie nicht. Habe ich außer den Schimpfwörtern, worin ich seit einigen Monaten bei dem ersten deutschen Schullehrer fleißigen Unterricht genommen, sonst ein Wort in Ihrem Artikel verstanden, will ich kein ehrlicher Mann sein. Schreiben wir uns lateinisch.

— Jetzt will ich der Stuttgarter Hofzeitung einen Besuch machen. Ich habe mich über und über mit Kölnischem Wasser gewaschen, meine Kleider gewechselt, und bin herzlich froh, daß ich von der Bürger-Canaille einmal loskomme. So eine Hofzeitung, die hat doch eine ganz andere Art und Sprache, und noch in ihrem Morgenanzug von Löschpapier ist sie reizender, als eine bürgerliche Abendzeitung in ihrem Velinkleide. Ihr Zorn ist zart

Champagner-Schaum; ihr Spott Prickeln auf der Zunge, das mehr schmeichelt als wehe thut; und ihr Unmuth ein trübes Wölkchen über der Sonne, an seinem Rande von ihrem Liebesblick gefärbt. Sie straft durch Vergebung und schweigt wenn sie verachtet. Und Alle, die einer so lieben, gnädigen Hofzeitung nahe kommen, werden übergossen von ihrem Rosenschimmer, verzuckert, waren sie vorher noch so bitter; und fein, artig und gewandt, waren sie früher die plumpsten Grobiane und die schwerfälligsten Tölpel gewesen. Seht den ehrlichen Münch und den ehrlichen Lindner. Es sind, wie allgemein bekannt, ehrliche und brave Männer; es sind aber eben Bürgersleute, gerade aber knorrig, treu aber knurrig. Doch wie hat sie die Hofzeitung umgewandelt! Wie fein sind sie geworden, seitdem sie daran arbeiten! In diese Schule müßt Ihr gehen, Ihr Meyer, Ihr Würmer, Ihr Heringe, Ihr Roberts, Ihr Pittschaft, und wie Ihr sonst alle heißen möget. Dieser Stuttgarter Hofzeitung haben meine Briefe aus Paris auch nicht gefallen; aber wie fein gibt sie das zu verstehen! Und wendet nicht ein: ja die Herren, welche die Stuttgarter Hofzeitung schreiben, bekommen einen jährlichen Gehalt von dreitausend Gulden, und für dreitausend Gulden kann man schon fein sein, aber wir armen Schlucker, womit sollen wir die Artigkeit bestreiten? Das sind leere Entschuldigungen. Stehen nicht in dem nämlichen Wörterbuche die feinen Worte und Redensarten, wie die groben? Was hält Euch ab sie zu wählen? Schlingels seid Ihr. Bedenkt nur, welche gemeine Schimpfreden Ihr gegen mich geführt, und vergleicht damit die zarten Ausdrücke, deren sich die Stuttgarter Hofzeitung bedient: Frivoler Jude, herzloser Spötter, elender Schwätzer, toller Schwätzer, erbärmliche Judenseele, ehrlos, schamlos, seichtes Geschwätz, gehaltloses Geschwätz, leichtfertiges Geschwätz, armer Revolutions-Jäger, schamlose Frechheit, seichte Frivolität, ungeheure Anmaßung, jüdische Anmaßung, schmutziges Buch, ekelhaftes Buch, niederträchtiges Buch, elende Schmeißfliege. Stand Euch das nicht alles auch zu Gebote? Schämt Euch! Und jetzt erst die unvergleichliche Syntax, mit welcher die artigen Worte zusammengesetzt sind! „Ueberall zeigt sich der frivole Jude, dem nichts

„heilig ist, der herzlose Spötter auf Geist und Charakter der „deutschen Nation, der elende Schwätzer ins Blaue hinein, „der der Menge gefallen will und der Erbärmlichkeit der „Leidenschaften des Tages, und im Grunde doch selbst nicht weiß, „was er eigentlich will. Wohl kann man sagen, daß sich Börne „durch dieses Buch in jeder Rücksicht selbst gebrandmarkt hat; kein „Deutscher, dem die Ehre seines Landes heilig ist, „wird ihn fortan mehr in seiner Gesellschaft dulden „können." Lieber alter Freund! Sie sind alt geworden und wissen nicht, was Sie sprechen. Um der Menge zu gefallen, hätte ich die deutsche Nation verspottet? Das wäre doch ein sonderbares Mittel! Was ist denn die Nation anders als die Menge? Verspottet man Einen, wenn man ihm gefallen will? Sie freilich und Ihre Bande, Sie verstehen unter Nation nicht die Menge, sondern nur die Dreißigtausend unter dreißig Millionen Menschen, welche die Blutsauger des Volkes sind, die ohne Vaterland und selbst ohne Fürsten nur den Hof kennen, an den sie festgeschlossen, und keinen andern Gott haben als den Hofknecht, der ihnen ihr Futter vorwirft. Diese Nation würde ich wohl verspottet haben, wenn sie eine Ehre hätte, die man verwunden könnte, und wenn sie nicht, sobald sie satt ist, jedes Spottes spottete. Ach bester Freund, es wäre recht schön, wenn mich künftig kein Deutscher in seiner Gesellschaft duldete; aber ich fürchte, man duldet mich nach wie vor. Wie oft waren wir nicht in früheren Zeiten in der Gesellschaft manches braven Mannes, dem die Ehre seines Landes heilig ist, und doch wurden wir nicht zur Thüre hinaus geworfen! Man wußte, daß wir betrügerische Schuldenmacher, unverschämte Bettler, lausige Schmarotzer, ehrlose Kuppler, feile Lohnschreiber, und die niederträchtigsten Spione aller Europäischen Höfe wären, und daß wir unser deutsches Vaterland für tausend Silberrubel zehntausendmal verrathen — und doch warf man uns nicht zur Thüre hinaus! Es ist aber ein geduldiges Volk, das deutsche! Wie gern ließe ich mich zur Thüre hinauswerfen, wenn nur das zur heilsamen Uebung unter den Deutschen würde, daß sie nicht länger niederträchtige Schurken, die sie im Grunde ihrer Seele verachten, aus weibischer Aengstlichkeit wie ehrliche Leute, und Menschen, die

sie hassen, aus dummer Höflichkeit mit Achtung behandeln! — „Bevor Ref. dieses im Vergleich zu der Niederträchtigkeit des Buches „noch sehr gelinde Urtheil nur durch einige Belege, wie sie ihm „gerade in die Augen fallen, motivirt, hat er sich dagegen zu ver= „wahren, als ob er zu den Juden=Feinden gehöre, zu welchen man „seine Landsleute so gerne rechnet ..... Er schätzt den braven, „aufgeklärten, redlichen Mann, wessen Religion er auch sein möge. „Wenn er aber alle die Verworfenheit, welche man gewöhnlich dem „jüdischen Volke Schuld gibt, so schamlos ausgesprochen sieht, wie „in diesem Buche des Herrn Baruch Börne .... dann kann er „auch, tief empört über solche Schändlichkeit, gegen den Juden auf= „treten. Auch er muß am Ende überzeugt werden, daß solcher „schamlosen Frechheit und seichten Frivolität nur der Jude fähig „ist.“ Seht Ihr, Ihr gemeinen bürgerlichen Recensenten! Ihr habt Euch gegen mich, den Juden, ereifert; aber Ihr habt es mit Eurer gewöhnlichen tölpelhaften Art gethan. Lernet von diesem Hofzei= tungs=Schreiber, wie man mit Hofmanier grob sei. Als er gegen den Baruch in Börne losziehen wollte, durch welche Theilung er nichts gewann, als was Goethe's Zauberlehrling durch Spal= tung des Besenstiels gewonnen: daß er von zweien bedient wird, statt früher von einem — bedachte er: Halt! Dem Herrn von Moses bin ich Geld schuldig; von Herrn von Aaron will ich Geld borgen; bei Herrn von Jakob werde ich oft zu Tische geladen; Herr von Abraham zahlt mir meine russischen Gelder aus; Herr von Isaak hinterbringt mir, was am Münchener Hof vorgeht; Herr von Joseph besorgt mir meine Wiener Correspondenz — ich muß diese kostbaren Leute schonen, und nun sagen, die Juden wären brave charmante Leute, und der Baruch Börne mache eine Aus= nahme. Von dem lernt, Ihr Flegel. Und fragt Ihr mich, wie viele Ducaten und Flaschen Champagner es mich gekostet haben würde, den Stuttgarter Hofzeitungsschreiber zu meinem Lobredner zu machen? so sage ich Euch: ich bin ein Lump, wie Ihr alle seid; aber diese kleine Ausgabe hätte mich nicht beläſtigt.

Der arme Teufel fühlt es manchmal selbst, daß zum Schrei= ben die Finger allein nicht hinreichen, wie auch ein Geist dazu gehöre, und dann im Gefühle seiner Armseligkeit ruft er den Geist

11*

Mendelsohn's aus dem Grabe hervor, daß er ihm beistehe in seiner Noth. „O edler Moses Mendelsohn, im Grabe mußt du dich „umwenden, daß länger als ein halbes Jahrhundert nach dir einer „deines Volkes also schwatzen kann." Und da der edle Moses Mendelsohn auf die Beschwörung eines Taugenichtses natürlich nicht erschien, wurde er zum zweiten Male hervorgerufen. „Noch„mals rufe ich den Schatten des edlen Mendelsohn an: Zürnend „erscheine deinem entarteten Enkel und bessere ihn, wenn es mög„lich ist." Vielleicht wundert man sich darüber, daß ein Hofzeitungs-Schreiber so romantisch ist; aber was kann man nicht alles sein für dreitausend Gulden jährlich? Gebet dem Manne sechstausend Gulden, und er wäre im Stande und würde ein ehrlicher Mann dafür.

Der Stuttgarter Hofzeitungs-Schreiber wie die ganze Schafheerde, die gegen mich geblökt, fürchtet mich mehr, als den bösen Wolf, und sehe daher gar zu gern, daß ich keine Gelegenheit versäumte, mich todtschießen zu lassen. So ein Schuß ist freilich eine Kritik, die keine Antikritik zu fürchten hat. Darum sucht der Narr auch meinen Ehrgeiz rege zu machen und sagt: „Bald will Herr „B. nur Revolutionen und zappelt krampfhaft darnach, bald fürch„tet seine erbärmliche Judenseele sie ängstlich, wie im 19ten Brief. „So oft Spektakel und Auflauf war in Paris, hatte er Zahnweh „oder dicke Backen und jammert dann hinterdrein wahrhaft kindisch„komisch, nicht dabei gewesen zu sein." Mein guter alter Freund wo haben Sie denn im 19ten Brief Furcht gefunden? Unser Muth und unsere Bangigkeit sind freilich sehr verschieden von einander. Sie fürchten Alles, nur die Polizei nicht, weil Sie unter deren besonderem Schutz stehen; ich aber fürchte nichts als den Meuchelmord der Polizei, eine offene Kugel fürchte ich nicht. Wenn ich Sie früher oder später einmal in Stuttgart besuche, werde ich Ihnen beweisen, daß eine dicke Backe Einem wirklich am Ausgehen hindern kann, und daß, wenn man in Paris zu Hause bleibt, und man als Ober-Spion keine andern Spione unter sich hat, man nicht erfährt, was sich in der Stadt ereignet.

Es gab noch mehrere solcher Narren, die, um mich los zu werden, einen kindischen Ehrgeiz in mir aufzuregen suchten. Al

e erröthen mußten, daß ich, ich allein unter all' den Stummen nd Verschnittenen, es gewagt, den Unterdrückten des Volkes die Bahrheit zu sagen, da meinten sie: *Welch' ein großer Muth* ich in *Paris hinzusetzen, und dort gegen deutsche Regierungen zu schreiben.* Und jetzt hoffen sie, ich würde urtig wie ein thörichter Knabe in die Höhle des Tigers laufen. nd was ist die Höhle des Tigers gegen das dunkle und heimliche Bericht, worin deutsche Regierungen die Beleidigung ihrer himm-ischen Allmacht rügen? In dunkler Nacht aus dem Bette gezerrt ıerden von Räubern, die sich Gerichtsdiener nennen; dummen, ückischen, abergläubischen Staatspfaffen, die ihren Gott im Bauche, er sie füttert, verehrend, die kleinste Beleidigung ihres Gottes rausam strafen — ihnen Rede stehen während sie sitzen und ver-auen; und dann aus der Welt verschwinden, wie eine Seifen-lase, nicht Luft, nicht Erde zeigt unsere Spur; ausgelöscht im Bedächtnisse seiner sehr deutschen Mitbürger, welchen der kleinste Schreck den Kopf trifft, welchen Polizeifurcht wie ein Sirocco das Herz ausdörrt; und dann zu schmachten in einem feuchten Ge-wölbe, ohne Licht, ohne Luft, ohne Buch, ohne Freundestrost, er-ierend von dem kalten Blicke der Kerkerwärter — *den Muth* erlangt Ihr von mir? Gebet mir offenes Gericht, gebet mir den Schutz, den in Frankreich noch der Mörder hat, gebet Preßfreiheit, aß meine Freunde aus den Zeitungen ersehen können, wo ich hin-ekommen, und dann will ich Euch zur Rede stehen. Aber Ihr erdet Euch wohl hüten, das zu thun; denn ich stünde dann Euch icht Rede, Ihr müßtet mir und dem Volke Rede stehen. Fragt Massen-ach, fragt Ypsilanti, fragt die andern Schlachtopfer alle, wie sie n Kerker gelebt, warum sie gestorben? Gehet hin, fragt sie, sie ehen jetzt vor Gott und brauchen nicht mehr zu schweigen. Fragt *ahn*, der endlich freigekommen, was seine Richter ihn gefragt? r schweigt, er darf nicht reden. An einer langen Kette hält man n fest — das ist seine Freiheit. Fragt *Murhardt* in Kassel, r schuldlos erklärt worden, warum er im Kerker geschmachtet? r ist stumm. Er hat *schwören* müssen, die Geheimnisse der Ty-annei nicht zu verrathen. Die thörichten Menschen! Solch' einen id halten, den man ihnen, den Dolch auf der Brust, abgezwun-

gen? Der lästert Gott und verräth die Liebe, der lebendig au der Höhle der Tyrannei kommt und seinen Brüdern nicht erzählt was im Dunkeln die Bosheit übt und die Unschuld leidet. Ic hielte solchen Schwur nicht; es ist Sünde, ihn zu halten.

Ich habe in meinen Briefen gesagt: im nächsten Jahre würd das Dutzend Eier theurer sein, als das Dutzend Fürsten — un jetzt, lieber alter Freund, machen Sie sich lustig über mich, wei von dieser Prophezeihung „gerade das Gegentheil einge troffen". O ich möchte mich aufknüpfen! Das habe ich nicht er funden! Ich räume Ihnen ganz beschämt den ersten Platz ein, Si sind ein viel feinerer Spaßvogel als ich. Warum sind Sie nich immer so fein? Warum — Sie, ein Hofzeitungs-Schreiber, ei Dietrich zu den größten wie zu den kleinsten Cabinetskasten alle Fürsten Europa's, ein Meister-Schelm, der die Polizei selbst betrüg — warum sind Sie zuweilen so grob, daß Sie in Verdacht ge rathen, ein ehrlicher Mann zu sein, und Ihren wohlerworbene Ruf gefährden? Wie konnten Sie sich nur vergessen, „Ei, ei" z rufen. Ei, ei — ist das nicht die Essenz der Dummheit? Riech das nicht den Philister eine Meile im Umkreise? Ich ließe mic lieber todtschlagen, ehe ich ei, ei sagte oder schriebe. Und Si haben ei, ei drucken lassen — läugnen Sie es nicht. Um mich übe die Eleusinien der deutschen Höfe lustig zu machen, erzählte ich daß der parfamste aller Sterblichen, ein deutscher ungeadelter jüdi scher Jüngling, in gemeiner Reitertracht auf einem Hofballe de Allerchristlichsten Königs getanzt. Und Sie bemerkten darauf: „Ei „ei, Hr. Baruch Börne, man sollte fast glauben, daß Ihnen doc „die Zeit ein wenig lang wird, bis Sie sich herablassen können „einer Prinzessin oder Herzogin die Hand zum Tanze zu reichen!!" Ich bitte Sie, zeigen Sie mir die Brücke, die von meinem Spott zu Ihrem führt; ich kann sonst nicht hinüber kommen. Und ei, ei Ehe ich Ihr Ei, ei gelesen, war es mir eine Belustigung, mic mit Ihnen zu necken, aber dieses Ei, ei hat mich ganz verstimmt und unwillig rufe ich aus: es ist eine Schmach! Mit solchem Ei-ei Gesindel muß ich mich herumschlagen!

Der Stuttgarter Hofzeitungs-Schreiber, als er den höchste Gipfel der Begeisterung erreicht — dort oben in jener reinen Höhe

wo der Hofzahlmeister wohnt; in jener seligen Stunde, wo er sein Quartal empfangen, sagt er, schreibt er als heiße, gefühlausströmende Quittung: „O du elende Schmeißfliege!“ Nein, das ist zu arg, und „was zu arg ist, ist zu arg,“ sagt Eduard Meyer in Hamburg. Erst jetzt verstehe ich das große Wort. Und du mit einem kleinen d — so alles Herkommen und deutsche Sitte verhöhnend! Und O! Hätte er wenigstens gesagt: Ach, du elende Schmeißfliege! Eine Grobheit, die mit Ach anfängt, kann ein vernünftiger Mensch eigentlich gar nicht übel nehmen. Ach ist ein Ausathmen, und von einer Grobheit zeigt es an, daß die Grobheit in dem Menschen gesteckt, und daß er, blos sich Luft zu machen, sie ausgesprochen. O aber ist ein Einathmen, und verräth, daß eine Grobheit, die damit beginnt, außer dem Menschen gewesen, daß er sie vorsätzlich aufgenommen, und daß, wenn der Grobian das Maul gehalten, er nicht grob gewesen wäre. Man wird daher finden, daß alle Grobheiten in meinen gesammelten Schriften mit Ach anfangen, in einigen wenigen Fällen ausgenommen, wo ich aus Ironie O gebrauchte.

Der Freund, der mir aus Stuttgart das Hofblättchen mit dem Stall-Artikel schickte, schrieb: er wäre von Lindner, und er erkenne seine Art in der Schmeißfliege. Aber das beweist nichts; es gibt oft täuschende Aehnlichkeiten und ich glaube es nicht. Doch wer ihn auch verfaßt — „O du elende Schmeißfliege!“ ist zu arg und das lasse ich mir nicht gefallen. Glaubt Ihr denn, weil ich so lange geschwiegen, ich würde das fort geduldig anhören? Warum glaubt Ihr das? Etwa weil ich ein Deutscher bin? Aber höret, was Eduard Meyer sagt: „Der Deutsche ist geduldig, schweigsam und bedenklich, aber doch nur bis zu einem gewissen Grade. Wenn ihm die Geduld reißt, wenn er das Schweigen bricht und einen Entschluß gefaßt hat, so wird sich Mancher wundern über die scheinbare Umwandlung seiner Natur. Und ich fühle es, daß auch ich ein Deutscher bin .... Man muß dem Gesindel einmal auf die Finger klopfen, daß etwas Furcht hineinfährt.“ Ja, ich fühle es, daß auch ich ein Deutscher bin! Wehe Euch, wenn mir die Geduld reißt! Wehe dem Gesindel, wenn ich

ihm auf die Finger klopfe, daß Furcht hineinfährt! Ich gebe Eı mein Wort: sie fährt nicht wieder heraus. Ja, ich bin ein Deı scher! Ja, mir reißt die Geduld! Ja, ich klopfe! Ihr Schlinge Ihr Flegels, Ihr Ochsen, Ihr Esel, Ihr Schweine, Ihr Scha Ihr Mordbrenner, Ihr Spitzbuben, Ihr jämmerlichen Wichte, I Sch—, doch ohne Leidenschaft! Alles mit Ordnung. Ihr:

A.

Aalquappen, Aasfliegen, Abdecker, Abendländer, Aberwitzi Achselträger, Affen, Alltagsgesichter, Ameisenfresser, Anfänger, A geber, Anschwärzer, Aristokraten, Auerochsen, Aufpasser, Aufschneid Aufwischlumpen, Auskundschafter, Ausreißer, Ausrufungszeiche Austernschaalen, Auswurf, Autoren;

B.

Bagage, Bandwürmer, Bängel, Bärenhäuter, Bauchdiene Bauchredner, Bedienten, Bestien, Beutelschneider, Blattläuse, Blu igel, Bösewichter, Brecheisen, Brechpulver, Broddiebe, Brude mörder, Brummbären, Brunnenschwängel, Büffel, Buschkleppe Butterfässer;

C.

Cabalenmacher, Censoren, Charlatane, Chinesen, Correctu bogen;

D.

Dachshunde, Delinquenten, Demokraten, Despoten, Dichte linge, Diebe, Diebslaternen, Dienstboten, Diplomatiker, Dogge Dompfaffen, Dornbüsche, Dreckkäfer, Druckfehler, Dubletten, Du mäuser, Dummköpfe, Düten;

E.

Eintagsfliegen, Eisschollen, Elendthiere, Esel, Eselsköpf Eulen;

F.

Falschmünzer, Ferkel, Filzläuse, Fischweiber, Fladen, Flede mäuse, Flegel, Fratzengesichter, Frostbeulen, Fußschemmel;

G.

Galgenvögel, Gaudiebe, Gecken, Gegenfüßler, Geheimschreib Geifermäuler, Gelehrte, Gemeinschreiber, Giftmischer, Gimp

Gliedermänner, Glockenschwängel, Grobiane, Grundeln, Grundsuppen;

H.

Hallunken, Hasenfüße, Häringe, Hofhunde, Hofnarren, Hunde, Hundsfötter, Hungerleider;

J.

Janitscharen, Insgesammt, Johanniswürmchen, Irrwische;

K.

Kammerdiener, Käsemaden, Kellerwürmer, Kerls, Kellerhunde, Kipper und Wipper, Kleckse, Kleinstädter, Klöße, Klötze, Knechte, Kostgänger, Kothkäfer, Krähen, Krautköpfe, Krebse, Krüppel, Kundschafter, Kürbisse;

L.

Laffen, Lästermäuler, Laxirmittel, Lebkuchen, Lehrjungen, Leibeigene, Lichtstumpen, Lieferanten, Lohnbedienten, Lotterbuben, Luder, Luftpumpen, Lümmel, Lumpen, Lumpenhunde;

M.

Makulatur, Maden, Mameluken, Mastvieh, Maultrommeln, Maulwürfe, Mispeln, Milchbrödchen, Mistkäfer, Mordbrenner, Murmelthiere;

N.

Nachtgeschirre, Nachtmützen, Nachtwandler, Narren, Nudeln;

O.

Ochsen;

P.

Papageien, Pedanten, Pharisäer, Philister, Pinsel;

Q.

Quantitäten, Quappen, Quarke, Quintaner, Quitten;

R.

Rapunzeln, Räucherkerzchen, Recensenten, Rekruten, Referendare, Renegaten, Resonanzböden, Rohrdommeln, Rotznasen;

S.

Schafe, Schafsköpfe, Schandbuben, Scheuerlappen, Schinderknechte, Schindmähren, Schlaraffengesichter, Schlingel, Schlucker, Schmarotzer, Schmeißfliegen, Schnitzel, Schufte, Schulfüchse,

Schurken, Schweine, Scribler, Siebenschläfer, So so, Söldner, Spanferkel, Speichellecker, Spione, Spürhunde, Stiefelknechte, Stimmgabeln, Stockfische, Stöpsel, Sudler;

T.

Tagediebe, Tagelöhner, Taugenichtse, Theekessel, Tintenkleckse, Tölpel, Trampelthiere, Tremulanten, Trommelschläger, Trompeter, Troßjungen, Trüffelhunde, Duckmäuser;

U.

Unleserliche, Unterthanen, Unverschämte;

V.

Verschnittene, Verjagte, Vielschreiber, Vorhängschlösser;

W.

Wachsbilder, Waldfrevler, Wandläuse, Wanzen, Wassergeister, Wasserköpfe, Weihrauchfässer, Wespen, Wetterhähne, Wichte, Windmühlen, Wische, Wohledelgeborene, Wohlgeborene, Würmer, Wurstmäuler;

Z.

Zahnstocher, Zeitungs-Schreiber, Zeloten, Zeugdrucker, Zitteraale, Zwerge; — Ihr sollt sehen, daß ich mit Euch fertig werden kann!

Jetzt aber bitte ich den ersten Kunstkenner seiner Zeit, den Herrn Geheimen Cabinets-Secretär Saphir in München, öffentlich zu entscheiden, wer von uns gröber gewesen. Nicht der Herr Saphir oder ich — so anmaßend bin ich nicht; sondern Hr. Meyer, Hr. Wurm, Hr. Hering, Hr. Robert, Hr. Pittschaft, die Münchener Hofzeitung, die Stuttgarter Hofzeitung, die Mannheimer Zeitung, die Berner Zeitung, und alle die andern Menschen und Blätter, die ich nicht gelesen, sie alle für Einen gezählt — oder ich, jenen Allen der Einzelne gegenüber.

Ende des Härings-Salats.

Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdruckerei

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Vollständige Ausgabe.

Eilfter Band.

Wien.
Tendler & Comp.
(Julius Grosser.)
1868.

Inhalt.

Briefe aus Paris.

1830 – 1833.

(Fortsetzung.)

Briefe aus Paris.

1830—1833.

(Fortsetzung.)

Fünf und siebzigster Brief.

Paris, Montag, den 13. Februar 1832.

Ich las kürzlich in einem englischen Journale eine gute Kritik)on meinem Buche, mit sehr vielen Auszügen. Ich mußte im Lese- :abinet laut auflachen, als ich den Konrad mit seinen Abenteuern iberſetzt fand. Was der Mensch Schicksale haben kann! Wurde es)em Konrad bei seiner Wiege vorgesungen, daß einst in einem Lon-)oner kritischen Journale von ihm die Rede sein würde? Die Ueber- etzungen lesen sich sehr schön und viel schöner, als das Original.)ie englische Sprache eignet sich sehr für diese Art zu schreiben. Sie hat etwas Kräftiges, schwer Treffendes, braun und blau Schlagendes. Jedes Wort ist ein Knotenstock, jede Rede eine Prügelei.

Der Mädchen-Verein für die Polen in Mainz hat an das iesige polnische Comité (nämlich das aus Polen selbst zusammen- esetzte, an dessen Spitze Lelewell als Präsident steht) ein Schreiben erlassen, das diese hochgeprüften unerschütterlichen Männer nit thränenden Augen gelesen. Ganz deutsch und fromm im schön- ten Sinne des Wortes, ganz unterwürfig und mädchenhaft, und)ie Mondesblick, freundlich aber wehmüthig auf die deutschen Männer herabsehend, welche schlafen. Der Brief wird von hier n die deutschen Blätter geschickt werden, und Sie werden ihn darin esen. Diesen Mädchen-Brief haben die jungen deutschen Patrioten ier an sämmtliche Universitäten, mit folgendem Rundschreiben be- leitet, geschickt: „Nachstehendes Schreiben deutscher Jungfrauen haben uns mit thränenden Augen die Polen gegeben, damit wir es unserm Volke bekannt machen, und in Sonderheit Euch akade-

„mischen Brüdern, in deren höhern Bildung und veredelten Ge
„fühlen das Vaterland zweier Nationen den Keim seiner große
„Hoffnungen niederlegte. Mit Stolz und Schamgefühl erfüllen wi
„den Wunsch der Männer. Er wird einen gewaltigen und folge
„reichen Wiederhall finden, denn es sind Worte der Wahrheit, au
„deutscher Jungfrauen Munde hinüberströmend in deutsche
„Jünglinge Brust. Als wir sie lasen, diese deutschen Worte, d
„schwuren wir bei unserer Ehre und bei unserm Vaterlande, un
„würdig zu machen der Jungfrauen, welche sie dachten. Diese
„Schwur, Brüder, wir senden ihn Euch! Polen, Deutsch
„Männer — diese Worte wird hinfort keine Verschiedenheit de
„Bedeutung trennen!" Ich kenne die Jünglinge, die das geschrieben
Kennte ich sie nicht und hätte ich sie nicht erkannt, würde ich spotten
wie ich es oft gethan, über die hohlen Reden, die wie Seifenblase
glänzen und zerfließen. Aber ich kenne sie. Sie haben in Deutsch
land und in Belgien für die Freiheit muthig gekämpft, und ob s
zwar unglücklich waren und kein beredtsamer Sieg für sie sprach
sind sie doch bescheiden und fromm geblieben und haben nur Wor
für ihre künftigen Thaten, keine für ihre vergangenen. Wenn da
deutsche Volk viele solcher zählt, nun, dann kann es wohl fallen in
Kampfe gegen Tyrannei, aber in die alte Gefangenschaft geräth e
nimmermehr.

Der Doctor Gartenhof sollte mir eigentlich zur Warnung
dienen. Der hat lange nicht so heftig geschrieben, als ich, und doc
haben sie ihn eingesperrt. Dabei hat er noch das Glück, daß de
constitutionelle Geist in Hessen ihn gegen gesetzwidrige Gewal
thätigkeiten schützt. Wie würde es mir ergehen, wenn ich mich i
Frankfurt der schnödesten Willkür preis gäbe? Ich werde mich seh
bedenken, nach Deutschland zu kommen.

Lesen Sie denn die deutsche Tribune nicht? Sind Sie nich
erstaunt, was der kleine Herkules, den Sie noch in der Wiege ge
sehen, für ein prächtiger Mann geworden? Ich war der klein
Herkules in der Wiege, der einige Schlangen zerdrückt, aber de
Wirth, der schwingt die eiserne Keule und schlägt Ochsen und Löwe
todt. Ach! wie bald werden sie kommen und werden mich wege
meines sanften Wesens, wegen meiner mäßigen und bescheidene

Schreibart loben. Wie bald wird der Meyer drucken lassen: „was zu arg ist, ist zu arg. Die Börne'schen Briefe hatten meinen „Unwillen in hohem Grade erregt, aber die Reden von Wirth „übertreffen doch noch die dort aufgetischten Frechheiten. Man „muß dem Gesindel einmal auf die Finger klopfen, „daß etwas Furcht hineinfährt."

Das ist ein braver Wirth, der gibt seinen Gästen reinen Wein, und sie werden sich gesunden Muth daran trinken. Endlich, endlich findet sich doch einmal Einer, der einen deutschen Mann steckt in das hohle deutsche Wort, und jetzt hat es eine Art. Das Wort hinter der That, der Diener hinter seinem Herrn, das ist seine Sitte. Die große Idee einer deutschen National-Association zur Vertheidigung der Presse, hat Wirth zugleich ausgeführt und besprochen. Man unterzeichnet monatliche Beiträge, die kleinste Summe wird angenommen, sogar ein Kreuzer monatlich. Mit diesem Gelde werden die liberalen Bücher und Zeitungen befördert, die Geldstrafen für Preßvergehen bezahlt, und nöthigenfalls für die Familie derjenigen Schriftsteller gesorgt, die wegen Preßvergehen eingekerkert werden. Das Eigenthum der Blätter gehört der Gesellschaft. Der Redacteur eines liberalen Journals wird aus der Casse bezahlt. Die Journalisten werden als Beamte des Volks angesehen und können, wenn sie sich unfähig oder des Vertrauens unwürdig zeigen, abgesetzt werden. Diese Idee, die öffentliche Meinung förmlich zu organisiren, um sie der Standesmeinung der Regierung entgegen zu setzen, und die Organe derselben, die Journalisten, als die Beamten des Volks zu betrachten, schwebte mir schon längst vor. Wenn dieser Plan, dessen Ausführung in Rheinbaiern schon begonnen, sich über ganz Deutschland verbreitet und Wurzel faßt, kann noch Alles gerettet werden, sogar auf friedlichem Wege.

Dienstag, den 14. Februar 1832.

Ich gehe heute Abend in Gesellschaft und habe mich noch gar nicht entschieden, wie ich meine Halsschleife binden soll. Man knüpft sie jetzt: en porte-manteau, en bec-de-lièvre und en chauve-souris. Mantelsack ist sehr bequem und so trage ich sie gewöhnlich. Fledermaus ist eine uralte Mode. Ich erinnere mich,

daß ich an dem Tage, wo ich confirmirt worden, eine Fledermaus Schleife getragen. Aber was Hasen=Maul ist, weiß ich nicht Ich will *** fragen, der alles, was sich auf Hasen bezieht, sehr genau kennt.

..... Man muß jetzt mit den Schuften persönlich Krieg führen, ich thue es auch, ob es zwar sonst meine Art nicht war. Es ist nothwendig. Im kleinen Kriege ist ein Mann ein Mann, und Einer weniger ist auch schon ein Sieg.

Es ist schön von den Frankfurtern, daß sie Bockenheim in Bann gethan. Das ist ganz in meinem Geiste gehandelt. Dadurch wird Bockenheim gegen seine Mauth und Regierung aufgeregt, und das kann gute Folgen haben. Sie werden sehen, die Leute lernen etwas aus meinen Briefen.

Sehen Sie, welch eine traurige und zugleich lächerliche Sache es mit der Censur ist. Frankfurt ist nur vier Stunden von Hanau entfernt, und man weiß nicht genau, was dort vorgeht, und Sie schreiben mir, vorgestern sollen dort Unruhen statt gefunden haben!

Sechs und siebzigster Brief.

Paris, Sonntag, den 19. Februar 1832.

Alle Deutsche hier warnen mich auf's dringendste, ja nicht nach Deutschland zu reisen, weil man ganz ohne Zweifel mich einkerkern würde. Mir schaudert vor dem Gedanken, unter die Bärentatzen einer aufgebrachten deutschen Regierung zu fallen.

Die Frankfurter Jahrbücher haben mir sehr gefallen und überhaupt macht mir die Sache große Freude. Es ist doch wenigstens ein Dämmerlicht, und da es in Frankfurt bis jetzt Nacht gewesen, kann es keine Abenddämmerung, es muß eine Morgendämmerung sein. Die Artikel sind alle gut geschrieben, und bei der nöthigen Mäßigung fehlt es doch auch nicht an der erforderlichen Kraft. Dieses Lüftchen von Freiheit, wäre es denn je zu uns gekommen, hätten die Franzosen keinen Sturm gehabt? Hätten die deutschen Regierungen je etwas gehört von der Stimme des

Himmels, hätte Frankreich nicht gedonnert? Schlimm genug für das deutsche Volk, daß die Furcht der Könige seine einzige Hoffnung, ihr Schrecken sein einziger Trost ist.

Montag, den 20. Februar.

Friede! Friede! Friede! Nicht Casimir Perrier seufzet so nach Frieden, wie ich seufze! Doch mein Friede ist wohl ein anderer. Wie bin ich dieses Kampfes müde! Wie ängstigen mich die Blutflecken, die mir vor den Augen flimmern! Ich möchte spielen und sollte ich darüber zum Kinde werden. Ich möchte in einem Kolleg bei meinem Schoppen sitzen, das Wochenblättchen lesen und Anekdoten erzählen, bis ich darüber zum Philister würde. Die Zunge ist mir trocken; ich bin so durftig, daß ein Morgenblatt, ein Abendblatt, mir Labsal wäre. Ich bin nicht dumm und faul geworden, wie ich neulich meinte; ich bin der Politik überdrüssig geworden. Bestellen sie sich etwas Lustiges bei mir, schlechte Witze, wohlfeile Späße; es wird mir Alles gut thun. Soll ich Ihnen kleine Geschichten erzählen? Kürzlich vertheidigte ein Advokat einen Angeschuldigten vor Gericht. Es war ein Preßvergehen und die Sache von keiner großen Bedeutung. Der Advokat hatte schon zwei Stunden gesprochen und war noch so ferne vom Ziele als zwei Stunden früher. Da erhob sich einer der Geschwornen und sagte: Müßte ich auch fünfhundert Franken Strafe bezahlen, ich halte das nicht länger aus. Ich bekomme Krämpfe, ich falle in Ohnmacht, wenn der Advokat noch länger spricht; meine Langeweile ist unerträglich! Der Advokat lächelte und schwieg. Der Präsident und die Richter lächelten; alle Zuhörer lächelten und waren des Scherzes froh, der Allen wohlthat. Aber den folgenden Tag erfuhr man, daß der gute Geschworne, als er nach Hause gekommen, einen Anfall von Schlag gehabt, und daß man ihm zu Ader lassen mußte. Das vermag die Langeweile!

In ein Kaffeehaus in Mailand traten vor einiger Zeit zwei österreichische Officiere in bürgerlicher Kleidung. Der Eine fragte den Andern, ob er Chocolade trinken wolle? Dieser antwortete: er möge lieber Thee. Gleich darauf wurden die Officiere vor die Polizei geladen und ihnen vorgehalten, sie wären Revolutionäre,

Carbonari, Liberale und sie sollten nur Alles gestehen, dann würde man ihnen vielleicht das Leben schenken. Die Officiere sahen sich einander verwundert an und betheuerten ihre Unschuld. Unschuldig? donnerte der Polizei-Director. Herbei, Zeuge! Da kam ein italienischer Spion und sagte den Officieren in's Gesicht, sie hätten im Kaffeehause von Freiheit gesprochen. Der gute Spion hatte lieber Thee gehört und das für Liberté verstanden. Die Officiere wurden mit einem ernsten Verweise wegen ihrer Unvorsichtigkeit entlassen. Den andern Morgen wurde bei der Parade dem Officier-Corps die Parole gegeben: es solle bei Strafe der Degradation künftig Keiner mehr in einem Kaffeehaus sagen: ich trinke lieber Thee, sondern: ich trinke Thee lieber. Der Spion bekam eine Extra-Gratification von zehn Ducaten.

Im preußischen Lande Posen haben zwei Brüder der heiligen Hermandad Rotteck's Weltgeschichte verbrannt. Sie sind dafür zu Hofräthen ernannt worden. — Gestern ist hier ein Roman in zwei Bänden erschienen, mit dem Titel: Crac! Pcheht! Bavunhd!!! Wie fordert man das Buch in der Leihbibliothek? — In Hannover erscheint ein Journal, worin dem hannöverischen Volke periodisch bewiesen wird, daß es durch seine unvergleichliche Regierung das glücklichste Volk der Welt sei. Das Journal wird von drei Hofräthen redigirt. Sie heißen: Hüpeden, Wedemier, Ubbehohde. Wer solchen Namen nicht glaubt, der ist schwer zu befriedigen. — Der Rector der Berliner Universität (ich glaube er heißt Marheineke) hat an alle deutsche Universitäten geschrieben, sie möchten doch subscribiren auf die Werke des Königlich Preußischen Hofphilosophen Hegel, die in einer stylverbesserten Ausgabe erscheinen werden.

— So eben verläßt mich Einer, der im Namen des Verlegers der angekündigten Uebersetzung meiner Briefe zu mir kam und mich um biographische Notizen bat, die man dem Buche vordrucken wolle. Ich musterte im Gedanken alle Merkwürdigkeiten und Erinnerungen meines Lebens, um einige davon hinauszuschicken. Aber da erging es mir, wie der Viertelsmeisterin Wolf in den Hussiten vor Naumburg. Ich fand, daß es alle meine lieben Kinder sind und ich konnte nicht wählen. Ich ließ den Mann wieder gehen, und

sagte ihm, daß ich gar nichts von meinem Leben wisse, und er solle sich an Andere wenden, die besser unterrichtet wären als ich in dieser Sache. Im Ernste, ich begreife gar nicht, wie Einer so unverschämt sein kann, von sich selbst zu reden, außer er müßte sich über sich lustig machen. Das wollte ich aber auch nicht. Darin sind meine Franzosen ganz andere Leute. Dr. *** hat vom Buchhändler Brockhaus den Auftrag, für ein biographisches Lexicon das Leben der hier wohnenden berühmten Männer zu schreiben. *** wendete sich schriftlich an diese selbst, und gleich den andern Tag hatte er von Allen die vollständigsten Selbstbiographien, worin sie ohne alle Satyre sich auf das schönste lobten. Mancher besuchte außerdem ***, und firnißte noch mündlich sein schriftliches Lebensgemälde. In dem Namens-Verzeichnisse der Personen, deren Biographien geliefert werden sollen, welches Brockhaus dem *** geschickt, wählte dieser auch meinen Namen aus. Aber Brockhaus entzog ihm diesen Artikel. Gewiß aus Furcht, er möchte als mein guter Bekannter Gutes von mir sagen. Jetzt läßt er sich ohne Zweifel meine Biographie von einem Hering oder einem andern solchen Vieh schreiben. Ich lache jetzt schon darüber. Solche Narren meinen, sie könnten einen jeden beliebigen Ruf machen. Von der siegenden Macht der Wahrheit haben sie gar keine Vorstellung.

Ich freue mich sehr auf Ihren nächsten Brief, worin Sie mir ganz gewiß von dem Aufruhr in Wiesbaden erzählen werden, und von den Gefahren, welchen dort unser Geld ausgesetzt ist. Nun, was mich angeht, so kann ich es gar nicht erwarten, bis sie mir den letzten Kreuzer genommen. Habe ich erst Nichts, dann bin ich Alles was ich habe, und das gäbe mir frische Lebenskraft und machte mich ganz wieder jung. Man fühlt die Leiden des armen Volks doch nicht ganz, so lange man sie errathen muß. Und Sie gar, ein Frauenzimmer, wie können Sie fürchten für Ihr Geld? Möchten Sie nicht jung bleiben bis zum Grabe? Ach! der Reichthum macht Einen alt, sehr alt. Wissen Sie, warum man den Deputirten in Wiesbaden arretirt hat, oder arretiren wollte? (Ich weiß nicht, wie weit es gekommen.) Weil man ihn in Verdacht hatte, Artikel gegen die Nassauer Regierung in die Hanauer Zeitung geschrieben zu haben. Sehen Sie, die sind klug! Sobald sie eine Henne gackern

hören, suchen sie die Revolution in der Dotter des frischen Ei's auf; sie warten nicht, bis sie herauskriecht. Und das ist das Geheimniß: die kleinen deutschen Fürsten alle sind von ihrem Adel an Oesterreich und Preußen verkauft. Die Minister dieser kleinen Fürsten drücken das Volk noch über ihre eigne Neigung hinaus, damit es sich empöre und Oesterreich und Preußen Anlaß bekämen, die Staaten mit ihren Truppen zu besetzen. Dann jagt man die kleinen Fürsten fort, und die Judasse von Minister werden gut besoldet. Sind aber die kleinen Fürsten so dumm, daß sie das nicht einsehen? O nein, sie sind gar nicht so dumm, sie sehen das recht gut ein. Wenn sie aber ihre Bürger nicht wie Hunde regieren können, wollen sie lieber gar nicht regieren und treten darum ihre Herrschaft gern an Mächtigere ab, denen es mit der Unterdrückung des Volks besser gelingt als ihnen. Ich kann es nicht verantworten, bis mein lieber Graf Bellinghausen von Wien zurückkommt und seine Pandora-Büchse öffnet. Es möchten wohl Uebel herauskommen, von denen er sich gar nicht erinnerte, sie eingeschlossen zu haben.

Höchst merkwürdig ist ein Artikel in den neuesten Blättern der deutschen Tribune: „Der Kampf des deutschen Bundes „mit der deutschen Tribune." Der Verfasser sagt: ohne Zweifel werde die deutsche Bundesversammlung ihren neuen Feldzug gegen die deutsche Freiheit damit beginnen, daß sie die Tribune verbietet. Was wird nun darauf erfolgen? Die Tribune wird sich nicht wehren lassen und fort erscheinen. Die baierische Regierung wird dann durch Soldatengewalt die Presse zerstören wollen; dann aber werden die Bürger in Rheinbaiern sich bewaffnen und werden zur Vertheidigung ihrer Freiheit gegen die Königssoldaten kämpfen. Gelingt es ihnen nicht und sind sie zu schwach, dann wird man die benachbarten Franzosen zu Hilfe rufen, die trotz und entgegen ihrer „verächtlichen Regierung", den Deutschen beistehen werden. Und dann allgemeiner Krieg ..... Dieser offene Trotz muß einen ganz besonderen Grund haben. Und hätte er keinen, wäre er bloß aus der sehr edlen Leidenschaftlichkeit des Redacteurs hervorgegangen, auch dann wäre er von den besten Folgen. In der jetzigen Lage der Dinge können wir für die Freihei[t]

gar nichts Vernünftigeres thun; unsere ganze Hoffnung beruht auf der Unvernunft der Tyrannei. Diese herauszufordern, zu reizen, muß der Zweck jedes liberalen Schriftstellers sein, der von der Sache etwas versteht. Oesterreich und Preußen müssen die Revolution machen. Und man kann ihnen gerade heraus sagen, was man von ihnen erwartet; denn sie werden, uns zum Trotze und um unsere Erwartung zu täuschen, gewiß nicht vernünftig werden.

Von dem ersten März an erscheinen im Badischen zwei neue liberale Blätter, ohne Censur. Das eine in Heidelberg vom Deputirten von Itzstein redigirt, das andere in Freiburg von den Deputirten Duttlinger, Rotteck und Welker. Das ist nun zum ersten Mal in Deutschland, daß bedeutende und angesehene Männer ein politisches Blatt schreiben. Das wird glückliche Folgen haben. Was aber wird die hohe Bundesversammlung thun? Die Art, wie ich geschrieben und die Tribune, war den Herren für einige Zeit wenigstens gewiß willkommen. Das gab ihnen Vorwand, gegen die Preßfreiheit mit Strenge zu verfahren, und Tausende von deutschen liberalen Philistern, die früher in der Abenddämmerung ein leises Wort mitgesprochen, sind von unserm lauten Worte am hellen Tage so in Schrecken versetzt worden, daß sie seitdem schweigen. Das war Jenen in Frankfurt auch Gewinn. Wenn aber Männer, wie die genannten, mit Festigkeit, doch mit Mäßigung, auf eine dem ängstlichen und frommen Gemüthe der Deutschen entsprechende Weise — und sie wirken doch, nur langsamer — die constitutionelle Gesinnung zu verbreiten suchen, dann werden Oesterreich und Preußen, deren bisheriger Einfluß auf die kleinen deutschen Mächte hierdurch bedroht wird, Alles anwenden, dem, was sie als ihr Verderben ansehen, Einhalt zu thun. Und was dann? Geduld. Wir werden sehen, wer am nächsten ersten April den Andern in den April schickt.

Dienstag, den 21. Februar.

Diesen Morgen besuchte mich Jemand aus Wiesbaden und der von dort kommt. Der erzählte mir, man habe nicht einen Deputirten, sondern einen Beamten arretirt, den man in Verdacht

hatte, Artikel gegen die Nassauer Regierung in die Hanauer Zeitung geschrieben zu haben. Der eigentliche Verfasser jener Artikel sei der Papierhändler Schulz in Wiesbaden, und als dieser von der Arretirung jenes Beamten erfahren, sei er vor Schrecken gestorben. Wir Deutsche empfinden jetzt die üblen Folgen, daß man Polignac und seine Gesellen nicht aufgeknüpft hat. Ein solches Beispiel hätte die deutschen Ministerchen doch etwas stutzig gemacht. Wie bequem es aber unsere Regierungen haben! Wie wohlfeil die Tyrannei bei uns ist! Die Regierungen können ein Schreckenssystem ohne Guillotine einführen. Sie brauchen ihre unterthänigen Philister nur mit Gefängniß zu bedrohen, und da sterben sie gleich vor Schrecken. So kriecht, kriecht, ihr Regenwürmer, die ihr nach dem Gewitter in Frankreich euch aus der Erde hervorgewagt — kriecht, bis euch der Fuß der Tyrannei zerquetscht! Welker hat in der Ankündigung seiner neuen Zeitung, die der Freisinnige heißen wird, gesagt: „das neue Blatt wird zeigen, daß „Baden werth ist, das unschätzbare Gut der Preßfrei„heit zu genießen." Zeigen — werth ist: — wem zeigen? der Regierung? der Bundesversammlung? Dieser zeigen, daß ein deutsches Volk der Freiheit würdig sei? Um den Beifall der Regierungen buhlen? Großer Gott! Wie kann man nur so wenig die Würde des Bürgers, so wenig die Würde eines Volks fühlen, in dessen Namen man spricht, daß man sagt, man wolle zeigen, daß das Volk des Beifalls seiner Regierung würdig sei? Die Regierungen müssen um den Beifall ihrer Völker buhlen; sie, aus dem Volke hervorgegangen, von ihm erhoben, von ihm theuer bezahlt — sie müssen zeigen, daß sie des Vertrauens würdig sind, das man in sie gesetzt, daß sie die Macht verdienen, die man ihnen geliehen zum Besten Aller. Das Volk braucht nicht zu bitten, das Volk braucht nicht zu schmeicheln, ihm ist alle Macht, sein ist alle Herrschaft, und die Regierung ist sein Unterthan.

In einem deutschen Blatte las ich: in Preußen wäre ein junger Patriot wegen seines Patriotismus (welches man in der Schindersprache demagogische Umtriebe nennt) zu lebenslänglicher Untersuchung verurtheilt worden. Man kann nicht wahrer und geistreicher die himmelschreiende Grausamkeit der

deutschen Gerichte bezeichnen, die überlegend, ob sie einen armen gefangenen Vogel fliegen lassen oder braten sollen, ihn rupfen sein ganzes Leben lang. — In dem nämlichen Blatte stehen einige Strophen eines Ring- oder Dosen-Gedichts, welches der Hofrath Rousseau in Frankfurt an den Kaiser Franz gemacht hat. Er sagt darin: die Welt habe den Schwindel, und wenn sie Kaiser Franz nicht am Arme festhielte, wäre sie schon längst umgefallen. Dann sagt er: Jakob hätte sieben Söhne gehabt, — so viel mir bekannt, hat er zwölf Söhne gehabt; aber weil zwölf nur eine Sylbe hat und sieben zwei Sylben, hat der zarte Lyriker fünf Menschen todtgeschlagen; — also Jakob habe sieben Kinder gehabt und nur einen Benjamin. Aber Kaiser Franz mache keinen Unterschied zwischen seinen Kindern, und Ungarn, Böhmen, Italia stünden ihm in gleicher Liebe nah! Ich habe die größte Lust, das Gedicht ganz zu lesen. Bringen Sie mir es mit. Nicht schicken — es wäre schade um das Kreuz.

Sieben und siebzigster Brief.

Paris, Sonntag, den 26. Februar 1832.

Der deutsche Bund zur Vertheidigung der Preßfreiheit hat hier die größte Theilnahme gefunden; mit steigender Wärme wird diese Angelegenheit behandelt, und der Kreis der Mitglieder erweitert sich täglich. Die hier befindlichen deutschen Handlungs-Commis, von deren Gesinnung und Streben ich Ihnen schon früher geschrieben, haben sich vereinigt und ihre Liste mit Unterschriften ist schon bedeutend angewachsen. Die deutschen Handwerksgesellen haben schon, ehe diese Veranlassung kam, ihren Patriotismus an den Tag gelegt. In dem Speisehause, das sie gewöhnlich besuchen, wo der Wirth ein Deutscher ist, wird der Westbote (ein in Rheinbaiern erscheinendes, im Geiste der Tribune geschriebenes Blatt) schon längst gehalten, und mit einem Eifer gelesen und mit einer Wärme und einem Verstande erklärt, daß es zum Bewundern ist. Diese tragen auch ihren Sou monatlich zur Association bei. Der Advocat Savoie aus Zweibrücken, einer der

Gründer des Vereins, ist seit einigen Tagen hier und setzt für die gute Sache alles in Bewegung. Die Polen haben begriffen, daß diese Angelegenheit nicht blos eine deutsche, sondern eine europäische, und mehr als alles, eine polnische sei. Sie bedachten, daß der Rückweg nach Polen über Deutschland gehe und daß nur ein freies Deutschland den Durchzug gewähre. Darum werden auch sie sich der Association anschließen, und im Namen des hiesigen polnischen Comités eine Bekanntmachung erlassen. Die italienischen Flüchtlinge werden diesem Beispiele folgen; denn noch mehr als die Deutschen selbst, drückt sie die deutsche Tyrannei. Die spanischen Patrioten werden es auch thun. Alle begreifen, daß Deutschland der Wall ist, der die Freiheit des westlichen Europa gegen die Angriffe des östlichen schützt. Wenn wir nur drei Monate Zeit hätten! Jeder Tag ist ein Sieg. Denn nichts zu schaffen ist in Deutschland, es ist nur wegzuschaffen: das kleine Hinderniß, das die größte Bewegung aufhält. Es ist Mittag, das Volk sieht hell; doch ein Fensterladen macht Tag zu Nacht und macht das Volk blind. Ein schlechtes Stück Holz zerschlagen und alles ist gewonnen. Aber wir werden keine drei Monate Zeit haben! Das Gewitter in Frankfurt steigt schwarz empor und wird die Frucht auf dem Halme zerschlagen. Eins wird immer gewonnen und das eine rettet die Zukunft. Durch die Bewegungen der deutschen Patrioten, die trotz ihrer Heftigkeit und scheinbaren Unregelmäßigkeit doch kalt und sehr gut berechnet sind, werden die in Frankfurt völlig den Schwindel bekommen, die letzte Haltung verlieren und ganz ohne Kopf thun, was sie bis jetzt mit wenig Kopf gethan. Völker sind wie die Oliven. Dem leichten Drucke geben sie süßes Oel, dem starken bitteres. Die Herren Diplomaten in Frankfurt pressen sie nun um einen Grad stärker, als sie es bis jetzt gethan, bereiten sich einen bittern Salat und sie werden den Mund verziehen.

Haben denn nicht auch Frauenzimmer, und besonders jüdische, in Frankfurt für den Verein unterschrieben? Letzteren muß man vorstellen, das sei das einzige Mittel, die Heirats-Freiheit (woran ihnen wohl mehr, als an der Preßfreiheit liegt) zu gewinnen. Thun Sie das.

Montag, den 27. Februar.

Gestern Abend hatten wir ein patriotisches Essen, etwa sechzig Deutsche, meistens Handlungs-Commis. Der Zweck der deutschen Association für die Preßfreiheit wurde besprochen, und da zeigte sich denn wieder, was sich in jeder Gesellschaft zeigt. Einige sind begeistert; die Andern, der Wärme froh, die ihnen fehlt, sonnen sich gern; die meisten sind kalt, bleiben es gern und müssen mit Gewalt ins Feuer geworfen werden. Deutsche Bedenklichkeiten ohne Ende. Von den Juli-Tagen wollte der Eine nicht gesprochen haben: das könne uns verdächtig machen; Andere unterschrieben, aber nur mit Buchstaben, und erklärten alle Theilnahme zu verweigern, wenn sie ihre Namen nennen müßten. Es war zum Lachen. Sie stürzten nach dem Essen, als sie warm geworden, wie blind nach dem Tische zu, worauf der Subscriptions-Zettel lag, gleich Einem, der in Gefahr, vor der er zittert, die er aber nicht fliehen kann, mit geschlossenen Augen stürzt. Deutsche Art trat in dem Antrage mächtig hervor: sie müssen doch eine Regierung haben, ein Comité, Präsidenten, Secretair. Sie wollten für eine Freiheit kämpfen, die ihnen fehlt, und wurden gleich anfänglich ihrer eigenen Freiheit müde, und suchten sich unter dem Namen eines Comités eine Herrschaft. Ich stellte ihnen das Gefährliche einer Commission vor; wie dann alle Bewegungen, alle Geheimnisse und Papiere in die Hände Weniger kämen, wie dann leicht die Polizei Einfluß erhalte, durch wenige gewonnene Mitglieder alles leiten, alles verhindern könne; wie sie dann wisse, wo sämmtliche Papiere zu finden. Wie viel Eindruck meine Vorstellung gemacht, muß ich abwarten. Savoie hielt eine schöne Rede, die mit größerm Enthusiasmus hätte aufgenommen werden sollen. Auf Vaterland, Freiheit wurden mit mäßiger Wärme Toasts ausgebracht. Als aber — kann ich es doch ohne Lachen kaum schreiben — veranlaßt durch einige anwesende Polen, die Gesundheit der Polen ausgebracht wurde, folgte stürmischer lauter Beifall. So sind sie! Für fremde Freiheit hellflammend, für eigne muß man sie erst einheizen. Die hiesigen deutschen Handwerker sollen sich aber vortrefflich benehmen. Gestern wurde in einem ihrer Versammlungsorte eine Liste aufgelegt, und gleich

in den ersten Stunden waren dreißig unterschrieben. Ob man ihnen zwar gesagt, der monatliche Beitrag von einem Sou sei willkommen, wollte doch keiner weniger als einen Frank unterzeichnen, und sagten dabei: gingen die Geschäfte besser, würden sie mehr geben.

Nachmittags sagte ich zu Conrad: „Geben Sie Acht. In der „Rue Tirechappe Nr. 7 am Ende der Rue St. Honoré, es ist „eine kleine finstere Gasse, ist ein Speisehaus. Der Wirth ist ein „Deutscher. Dort gehen Sie heute hin essen. Fordern Sie von dem „Wirth die Liste für die Deutschen. Viele Handwerker und Andere „haben unterschrieben. Wir machen Geld zusammen, und wollen „die Fürsten wegjagen. Sie unterzeichnen auch mit einem Franken „monatlich, und ich will das Geld für Sie bezahlen." Conrad lachte, und war sehr vergnügt über die Revolution und sagte, ich brauche ihm das Geld nicht wieder zu bezahlen, er gebe das selbst gern. Sein Freund, der Schreinergesell aus Kassel, habe schon gestern mit ihm von der Sache gesprochen. Und er möchte gern wissen, „wann der Spektakel losgeht," damit er gleich fort nach Deutschland eile. Also Conrad hat da gegessen, es waren schon 69 Unterschriften und meistens mit einem Frank. Das sind arme Leute. Die Commis, die doch alle guten Gehalt haben und oft Söhne reicher Eltern sind, haben auch nur einen Frank gegeben! Conrad ein Verschworner! O Zeitgeist!

Es interessirt mich sehr, zu wissen, wer im Gelehrten-Verein ja, und besonders wer nicht unterschrieben. Daß es *** gethan, ist ein gutes Zeichen; denn es beweist, daß die Sache Mode ist.

Das Pereat: der deutsche Bund, der todte Hund, hat mir sehr gut gefallen. Vivat Pereat!

Dienstag, den 28. Februar.

O prächtig, da haben wir sie schon! Sie heulen mit den Wölfen, damit sie selbst für Wölfe gehalten und nicht gefressen werden. Den einzelnen deutschen Regierungen wird bange vor der allgemeinen deutschen Association, die von Rheinbaiern ausgeht; sie wollen dieser fürchterlichen Einigung aller Deutschen zuvorkommen, und was thun sie jetzt in ihrer Schlauheit? Sie erfinden

eine Badische, eine Würtembergische, eine Darmstädter Freiheit, daß nur keine Deutsche sich bilde. Herr von Fahnenberg, Ober-Post-Director in Carlsruhe, sonst ein achtungswerther Mann, aber ein Mitglied der Regierung, also in ihrem Geiste, auf ihren Befehl und zu ihrem Vortheile handelnd, stellt sich an die Spitze einer Großherzoglich — Badischen — Preßfreiheits-Association. Im Falle also der Absolutismus in seinem Kampfe unterläge — berechnen unsere vorsichtigen Regierungen — haben wir doch im schlimmsten Falle nur einen Großherzoglich Badischen, einen Königlich Baierischen, einen Herzoglich Nassauischen Liberalismus und mit diesen kleinen Freiheitchen werden wir in einer günstigeren Zeit schon fertig werden. Unterdessen genießt die Badische Regierung einen Finanzvortheil bei dieser Sache. Die Bundescasse der Preßfreiheits-Association vermehrt die Caution der Journalisten und sichert ihre Bestrafung. Alles schön, alles gut; es kommt nun darauf an, wie weit die Dummheit des deutschen Volkes geht. Und geht sie so weit, daß sie ihren Patriotismus provinzialisiren und mit 39 dividiren lassen, dann wären ja alle diese schlauen Mittelchen ganz unnöthig. Sind wir denn wirklich so dumm, als die Regierungen glauben? —

Gestern steht in der Allgemeinen Zeitung, daß in Berlin wegen Heine's, zwischen einem Anhänger und einem Gegner desselben, ein Duell vorgefallen. Die politischen Duells sind seit einiger Zeit sehr häufig, auch hier zwischen den Polen. Das ist ein gutes Zeichen. Je größer die Erbitterung zwischen den Parteien, je näher der Kampf; je näher der Kampf, je näher der Sieg.

Acht und siebzigster Brief.

Paris, Donnerstag, den 1. März 1832.

Da ist die Adresse nach Zweibrücken. Sie hat mir den ganzen Vormittag verzehrt und ich muß darum über alles Uebrige heute schweigen. Sie sollen sich in alphabetischer Ordnung unterschreiben. Wenn nur nicht unglücklicher Weise der wahrscheinliche Abraham in der Gesellschaft ein furchtsames Herz hat, und sich bedenkt,

den Anfang zu machen! Vorwärts, Israel! Die Mauern Jericho's sind von Trompeten eingefallen — aber es ist kein wahres Wort daran. Unter Trompete verstand die heilige Schrift die Preßfreiheit. Vor ihr werden auch die Mauern der Tyrannei fallen. Und leset das Capitel von Samuel und Saul zwei Mal, zehn Mal, hundert Mal. Adieu.

An die Herren Vorsteher des deutschen Preßvereins in Zweibrücken.

Wir haben die Ehre, Ihnen eine Liste von Einwohnern Frankfurts, die dem schönen Bunde für das freie deutsche Wort beigetreten, zugleich mit dem Betrage der Sammlung des ersten Monats zu übersenden. Alle die Unterzeichneten sind jüdischen Glaubens. Wenn dieses Verhältniß unserer Theilnahme eine besondere Bedeutung gibt, die sie ohne dies nicht hätte: so ist das weder unsere Schuld noch unser Verdienst, es ist nur unser Mißgeschick.

Wir hätten vorauseilen sollen in einem Kampfe, der uns mehr verspricht, als den übrigen Deutschen, weil uns Alles fehlet; doch wir sind die Minderzahl, und es ziemte uns daher die Beschlüsse der Mehrheit abzuwarten und ihrer Leitung zu folgen. Ihr dürft unserem Mitgefühle vertrauen; den Schmerz, kein Vaterland zu haben, kennen wir seit länger als Ihr.

In dem Kriege, denn sie den Befreiungskrieg genannt, der aber nichts befreit, als unsere Fürsten von den Banden, in welche die große, mächtige und erhabene Leidenschaft eines Helden ihre kleinen schwachen und verächtlichen Leidenschaften geschmiedet, haben auch wir die Waffen geführt. Ehe der Kampf begann, genossen wir in Frankfurt, wie überall in Deutschland, wo französische Gesetzgebung herrschte, gleiche Rechte mit unseren christlichen Brüdern. Und nicht etwa dem Murren des Volkes wurde diese neue Gleichheit aufgedrungen. Sie überraschte, wie alles Fremde, doch sie ward willkommen, wie alles, was die Liebe bringt. Die nämlichen Bürger tranken herzlich aus einem Glase mit uns, die noch den Tag vorher uns mit Verachtung angesehen oder mit

Haß den Blick von uns gewendet. Denn das ist der Segen des Rechts, wenn es mit Macht gepaart, daß es wie durch einen Zauber die Neigungen der Menschen umwandelt: Mißtrauen in Vertrauen, Thorheit in Vernunft, Haß in Liebe. Dem Wasser gleichet Gerechtigkeit; sie fällt schnell herab und steiget nie hinauf. Jede Regierung vermag in allem, was gut und schön ist, die Meinungen und Gesinnungen, das Herz und den Willen der Völker umzuwandeln; aber Völker brauchen Jahrhunderte, ihre Regierungen zu veredeln, und nie der friedlichen Mahnung, nur der Gewalt gelingt es endlich, ihre Wildheit zu bezähmen.

Als wir aber aus dem Kampfe zurückkehrten, fanden wir unsere Väter und Brüder, die wir als freie Bürger verlassen, als Knechte wieder, und das sind wir geblieben bis auf heute. Nicht blos die Rechte des Staatsbürgers, nicht blos die des Ortsbürgers hat man uns geraubt, wir genießen nicht einmal die Menschenrechte, die, weil sie älter als die bürgerliche Gesellschaft, kein Recht unterdrücken noch modeln darf. Man hat sich uns gegenüber das Recht der Pest angemaßt, das Recht, unsere Bevölkerung zu vermindern, und um dieses fluchwürdige Ziel zu erreichen, verstattet man uns, die wir in Frankfurt fünftausend an der Zahl sind, jährlich nur fünfzehn Ehen zu schließen. Höre es, deutsches Volk! Und wenn Freiheit, Recht, Menschlichkeit in Deinem Wörterbuche stehen, erröthe, daß Du ohne Erröthen diese Schmach, die das ganze Vaterland schändet, so lange ertragen konntest.

So wurde uns gelohnt. Wir waren nicht die einzigen, aber wir waren die am meist Betrogenen; und wahrlich, nicht die einzigen zu sein, hat uns mehr geschmerzt, als die am meist Betrogenen zu sein.

Verdienten wir unser Schicksal? So wenig als ihr es verdientet. Doch hat es je der Tyrannei an Unverschämtheit gefehlt, wenn sie aus Spott eine Rechtfertigung sucht, über die sie ihre Gewalt erhob? Dich, christlich deutsches Volk, haben Deine Fürsten und Edelleute als ein besiegtes Volk, Dein Land als ein erobertes Land behandelt. Und uns, jüdisch deutschem Volke sagt man, wir wären aus dem Orient gekommen, hätten zur angenehmen

2*

Abwechslung die babylonische Gefangenschaft mit der deutschen vertauscht, wir wären fremd im Lande und wir betrachteten ja selbst unsere Mitbürger als Fremdlinge. Doch das ist unser Glauben, was auch die Verleumdung gelogen; das ist die Lehre unserer Väter, was auch die Schriftgelehrten herausgedeutet! Als Gott die Welt erschuf, da schuf er den Mann und das Weib, nicht Herrn und Knecht, nicht Juden und Christen, nicht Reiche und Arme. Darum lieben wir den Menschen, er sei Herr oder Knecht, arm oder reich, Jude oder Christ. Wenn unsere christlichen Brüder dieses oft vergessen, dann kommt es uns zu, sie mit Liebe an das Gebot der Liebe zu ermahnen — uns, die wir älter sind als sie, die wir ihre Lehrer waren, die wir den einen und wahren Gott früher erkannt und der reinen Quelle der Menschheit näher stehen als sie.

Viele unserer Glaubensgenossen, und wie hier so gewiß auch überall, zögern noch, dem Vereine beizutreten. Sie theilen unsere Gesinnungen, ihr Herz schlägt so warm als das unsere für die Freiheit des Vaterlandes; aber sie sind bedenklich, sie, die Reichen unter uns, weil sie, den Räthen der Gewaltherrscher näher stehend, sich einflüstern ließen: wenn das Volk zur Macht käme, werde es die Ketten der Juden noch enger schließen.

Schenkt diesen Einflüsterungen kein Gehör, geliebte Glaubensgenossen! So sprechen Jene nur, um Bürger von Bürger zu trennen, damit sie das so getrennte, sich wechselseitig mißtrauende Volk leichter nach ihrer Willkür beherrschen können. Tretet dem Bunde bei. Die Freiheit der Presse gründet die Herrschaft der Vernunft, und unter dieser Herrschaft sind Alle gleich, gibt es keine Knechte.

Sie aber, würdige und muthige Männer, die für das deutsche Volk das Wort genommen, sprechen Sie es aus, was unsere Glaubensgenossen zu erwarten haben von der Freiheit des Vaterlandes. Reden Sie klar und offen, nicht für uns, nur für die Andern, die ängstlich noch zurückgeblieben.

Doch wie auch Ihre Antwort, günstig oder nicht, wir treten nicht zurück. Als die Polen ihren Kampf begannen, so erhaben er auch war, lud man dort die Juden nur zum Kampfe ein, aber

nicht einmal zur Hoffnung der Siegesbeute. Polen unterlag! Beginnt jetzt Euren Kampf, wir theilen ihn und vertrauen auf Gott. Wir wissen, das Schuldbuch des Himmels hat nur noch wenige leere Blätter, die Thorheiten und Sünden der Menschen in Rechnung zu bringen. Dem Undanke, dem verrathenen Vertrauen folgt bald die Strafe nach. Ihr werdet frei mit uns, oder Ihr werdet nicht frei.

Euch aber, geliebte Glaubensgenossen, sei es gesagt: wenn einst unsere christlichen Brüder die Freiheit sich gewinnen und wir theilen, wie den Kampf, so die Beute des Sieges mit ihnen, dann — nichts vergessen, nichts vergeben, keine Versöhnung, die nur die Grenze des Hasses ist. All unser Gedächtniß liege bei den Gebeinen unserer Väter; nur in der Zukunft wollen wir leben, nur für die Zukunft wollen wir sterben.

Neun und siebzigster Brief.

Paris, Montag, den 5. März 1832.

Der Lindner ist zum Legationsrathe in München ernannt worden, und hat die allergnädigste Erlaubniß, die Uniform des königlichen Hauses tragen zu dürfen, taxfrei bekommen. Ich möchte ihn sehen in seiner Livrée. Dieser Lindner ist die vollendetste Lakaien-Seele, die ich je kennen gelernt; er ist mit gelben Aufschlägen und geprägten Knöpfen auf die Welt gekommen. Er und Hormayer schreiben die neue baierische Staatszeitung, und der Letztere hat das Feld der Literatur zu bebauen übernommen. Das wird eine schöne Landwirthschaft werden!

— Ach, was habe ich für einen schönen neuen Ueberrock! Haselnußfarbe, bequem über den Frack zu tragen, wattirt, lang, ein Meisterstück. Sie hätten Ihre Freude daran. Auch hat ihn der berühmte Staub gemacht, der Rothschild der Schneider. Als ich ihm sagte: Noch nie hätte mir ein Pariser Schneider einen Ueberrock nach Wunsch gemacht und ich bäte ihn darum, die Sache mit Ernst zu bedenken, lächelte er ganz mitleidig und sagte: une maison comme la nôtre! Und der Mann hat Recht, stolz zu sein.

Was die Natur an mir verdorben, hat er wieder gut gemacht. Meine Taille sollten Sie sehen! — —

Mit diesem schönen Ueberrock ausgeschmückt (und in dieser Absicht schone ich ihn und ziehe ihn selten an) werde ich künftigen Sommer den Redacteur der Mannheimer Zeitung in Heidelberg besuchen, und werde ihm sagen: Ich bin der Verfasser der Briefe aus Paris, zu dem die Stuttgarter Hofzeitung gesagt hat: O du elende Schmeißfliege! Die zwei Haupt=Redacteurs an dieser Zeitung sind der ehrliche Lindner und geheime Hofrath Münch, von denen jeder dreitausend Gulden Gehalt bekommt. Dafür müssen sie grob sein. Sie aber werden weit schlechter bezahlt, und sind daher auch weit weniger grob. Indessen haben Sie von mir gesagt: Ich hasse die Fürsten, weil ich keine Hoffnung hätte, selbst ein Fürst zu werden, und haßte die Reichen, weil ich kein Geld hätte. Das Eine ist dumm, und darum verzeihe ich es Ihnen; aber das Andere ist gelogen. Betrachten Sie mich in diesem Rocke: Sehe ich aus, wie ein Mann, der arm ist? Der Rock hat eine Haselnußfarbe, einen Sammetkragen, und ist mit Seide gefüttert und wattirt von oben bis unten. Er hat fünf Taschen und eine sechste geheime für Verschwörungslisten, und kann bis an den Hals zugeknöpft werden. Fühlen Sie einmal dieses Tuch an; fragen Sie Herrn Zimmern daneben, wie viel die Elle von solchem Tuche kostet und Sie werden erstaunen. Und Sie nennen mich arm? Wenn Ihre ganze Garderobe so viel werth ist, als mein einziger Rock, sollen Sie mich zum Fenster hinaus in den Neckar stürzen. Hundert und dreißig Franken hat er gekostet. Ueberhaupt, für wie reich halten Sie mich? .... Der Redacteur, dem mein grimmiges Gesicht ganz Angst gemacht, möchte gern höflich sein und mich für sehr reich erklären; aber so ein armer Teufel von Pescheräh hat nicht weit zählen gelernt und er antwortet: O, Herr von Börne, Sie sind gewiß drei= bis vierhundert Gulden reich ... Vierhundert Gulden! Sie sind ein Narr. Eine Million bin ich reich, sowohl an baarem Gelde als an Manuscripten und guten Eigenschaften. Sie aber, wie viel sind Sie werth? ... O! ich bin wenig werth ... Wenig werth? Gar nichts sind Sie werth. Sie sind nicht werth, daß Sie der Teufel holt! Dann ginge ich fort und lachte mich

todt. Nur eines ist mir unerklärlich: warum der Redacteur der Mannheimer Zeitung von den Heidelberger Studenten noch niemals Prügel bekommen.

— So viel ich das undeutlich geschriebene Motto aus dem Tacitus lesen kann, heißt es in deutscher Uebersetzung ungefähr wie folgt: „Nicht blos gegen die Schriftsteller, sondern auch gegen „deren Werke wurde auf Befehl der Triumvirn mit Erbitterung „verfahren, und die Denkmäler der erhabensten Geister wurden „auf dem Forum verbrannt — als könnten durch Feuer die Klagen „des römischen Volks, die Freiheit des Senats und das Gefühl „des ganzen Menschengeschlechts vernichtet werden!"

Mittwoch, den 7. März.

Nicht auf Myrons Kuh wurden zu ihrer Zeit so viele Epigramme gemacht, als in Deutschland seit einigen Monaten auf mich gemacht wurden! Und es sind nicht blos kleine Schaumuster von Witz, von Fingerslänge, wie jene griechischen waren; sondern es sind ganze lange, breite, schwere Witzstücke, woran drei Blei hängen, das bekannte Fabrikzeichen der deutschen Satyre. Es ist aber merkwürdig, was ich bei den Fabrikanten Credit habe! Sie schicken mir ihre Waare unbestellt, unverlangt, und scheinen ganz unbekümmert, ob ich sie einmal bezahlen werde oder nicht. Aber ich bezahle sie — ehrlich währt am längsten.

Ein solches Witzstück erhielt ich gestern in meinem Briefe, der das Postzeichen: Hamburg, 15. November trug. Der Mensch denkt's, Gott lenkt's. Ich wollte darauf schwören, daß der Briefsteller acht Tage nach dem 15. November sich Morgens vergnügt die Hände rieb und jubelte: heute kommt mein Brief nach Paris, heute wird er braun, roth, gelb und weiß vor Aerger und zerbricht sich den Kopf, wer das Sonett gemacht haben mag: Goethe oder Platen, oder Uhland, oder Heine, oder Chamisso — und kann es nicht errathen. Aber es kam ganz anders. Den Brief erhielt ich erst gestern, also vier Monate später, weil die Adresse falsch war. Die Straße Rue de Provence war zwar richtig angegeben, aber die Hausnummer war falsch. Ich wohne Nr. 24, und die Adresse hatte Nr. 21. Vier Monate suchte mich der Briefträger, bis er

mich endlich fand! Und ich wohne doch der Nr. 21 gerade gegenüber! Und ich erhielt den Brief zugleich mit dem ersten Veilchen, zu einer Zeit, wo mich nichts ärgern kann, weil ich dann meinem Ost entgegendämmere, weil ich dann des baldigen Wiedersehens froh bin. So weise hat mein Schutzgeist Alles gelenkt, um die Bosheit des Hamburger Sonettiers zu vereiteln.

Aber so ist der Deutsche! Dieser unbekannte Hamburger — ein Mensch, der so gar keine Schulkenntnisse hat, der so wenig von Geographie, Statistik, Historie, Topographie, Biographie gelernt hat, daß er nicht einmal weiß, daß ich in der Rue de Provence Nr. 24 wohne und nicht Nr. 21 — nimmt sich heraus, ein Dichter sein zu wollen, nimmt sich heraus ein Sonett auf mich zu werfen! Und mit welcher Bosheit ging er dabei zu Werke! Daß ich ja nichts ahnen möchte, daß ich ja in der Erwartung schwelgte, das Innere des Briefes werde so rücksichtsvoll und artig sein als sein Aeußeres, und die Ueberraschung, der Schrecken mich so fürchterlicher darnieder werfe — schrieb er auf die Adresse: à Monsieur L. Boerne, savant Allemand und frankirte den Brief. Wie man Einem Grobheiten frankirt schicken mag, begreife ich nicht; nie hätte ich das Herz dazu.

Hier folgt die Abschrift des Sonetts. Das „Entwichner Wechselbalg“ wird Ihnen gefallen. Ich bitte, sehen Sie in meinem Schimpfwörterbuche nach, ob in W. Wechselbalg steht; wenn nicht, tragen Sie es nach.

An L. Börne, den Briefsteller aus Paris.

Ist der ein Deutscher, der mit frechem Hohne
Den deutschen Namen schändet, ihn entehrt,
Was Deutschen heilig ist, giftig zerstört,
Es richtend nicht, hinrichtend gleich dem Frohne! —
Schütz Himmel uns vor dem verworf'nen Sohne
Des Vaterlands, der Jud' und Christ empört,
Der Lug und Trug zu lehren nur begehrt,
Sich flechtend selbst der ew'gen Schande Krone! —
Du wähnst Dich sicher im Asyl der Franken,
Und nicht zu Deutschen, nicht in deutsche Schranken,

Entwich'ner Wechselbalg, kehrst Du zurück!
Doch wohin Dich die flücht'gen Sohlen tragen,
So lang' im Busen deutsche Herzen schlagen,
Ist auch Verachtung Dein gerecht Geschick!

Donnerstag, den 8. März.

Als ich gestern den Wechselbalg suchte, war er nicht zu finden. Erst einen Tag in meinem Zimmer und schon verschwunden! Darum heißt er auch mit Recht ein flüchtiger Wechselbalg. Endlich fand ich ihn unter meinen Papieren versteckt und niedergekauert. Und als ich so Nachsuchung hielt, fiel mir noch ein anderes Blatt in die Hände, ein köstliches Blatt, eine wahre papierne Krone, und ich kann darum wie Saul sagen: ich war hingegangen einen Esel zu suchen, und habe eine Krone gefunden. Doch nein! O Gott nein! Jetzt nicht scherzen, nicht lachen! Lesen Sie, lesen Sie. Dieses schwefelfarbige Actenstück aus dem Archive der Hölle wurde mir im Winter vor unserm Aufenthalte in Soden von *** vertraulich mitgetheilt. Ich sollte es zum Drucke befördern. Nun hatte mich wohl damals meine schwere Krankheit unempfindlich, später die französische Revolution hoffnungstrunken gemacht. Es war mir ganz aus dem Sinne gekommen. Jetzt gesund genug und nur zu nüchtern, fand ich das Papier wieder. Jetzt will ich es drucken lassen. Schreiben Sie mir es ab, und verbrennen Sie sogleich das Original. Die Handschrift möchte Vielen in Frankfurt wohl bekannt sein. O! es kocht, es kocht in mir! Aber meine bevorstehende Reise läßt mir nicht Zeit zu warten, bis meine Zorn-Suppe gar geworden. Unglückliches Volk! Unglückliches Vaterland! Kein Wahnsinniger wird so bevormundet und gepeinigt. Es ist mir, als sähe ich das ganze deutsche Volk im Drillhäuschen. Doch genug, genug!

Bericht des Oesterreichischen Generals von Langenau an den Fürsten von Metternich.
(Frankfurt, 1823.)

In die Majorität der Bundes-Gesandten ist ein Geist des Widerspruchs gefahren, der sich in zweifacher Beziehung in der

Form des Liberalismus manifestirt, obwohl er durch und durch politischer Natur ist.

Die erste Form ist die Gesetzlichkeit. Kein Antrag darf ohne strenge Prüfung zur Abstimmung gebracht werden. An jeden wird der Buchstabe des Gesetzes als Maßstab gelegt; jede Discussion wird auf Grundsätze zurückgeführt. Alles wird unter die Lupa der Bundesversammlung gebracht; kein Gesetz wird für oder wider angeführt, ohne durch künstliche Exegese den Sinn desselben auf so folgenreiche Weise auszudehnen, daß der Convenienz bald gar kein Spielraum mehr übrig bleiben wird. Aber nicht die Gesetzlichkeit, die Verfassungsmäßigkeit ist der letzte Zweck dieser Sophisten. Dieser liegt vielmehr darin, den großen Bundesmächten die formale Rechtsgleichheit aller Bundesglieder so unerträglich zu machen, daß sie, um sich in ihren Interessen nicht binden zu lassen, sich genöthigt sehen, im Bunde nur eine passive Rolle zu spielen, und nur durch diese Passivität gegen die Action der Mindermächtigen zu reagiren. Allein dies gerade fördert ihren Zweck, indem die kleinern Staaten, eben durch diese Thätigkeit, die öffentliche Meinung in dem Grade für sich gewinnen, in welchem die größern durch ihre Unthätigkeit, die als hemmendes Princip erscheint, dieselbe verlieren.

Die zweite Form ist die der Nationalität. In dieser Form suchen sie die verschiedenen, oft sich widerstrebenden Interessen der einzelnen kleinen Staaten in Separatverhandlungen auszugleichen und zur Erhaltung der so errungenen gemeinsamen Interessen förmliche Bünde im Bunde zu stiften. Warum wird mit so großem Eifer, mit so vieler Umsicht an der Organisation der gemischten Armee-Corps gearbeitet? Warum der Vereinigung darüber alle Rangverhältnisse so leicht geopfert? Warum stehen die Theilhaber dieser Corps, so bald sie die Selbständigkeit derselben nur von weitem gefährdet glauben, gleich für Einen Mann? Warum hat man in den Staaten, welche von Protestanten regiert werden, mit so unwandelbarer Hartnäckigkeit allen Schwierigkeiten, die sich der Gründung eines gemeinsamen Systems für die katholischen Kirchenangelegenheiten in den Weg stellten, Trotz geboten? Hat nicht, um nur das System zu Stande zu bringen, Würtemberg

seinen Landesbischof einem badischen Erzbischof untergeordnet, Darmstadt der Metropolitanwürde, welche Mainz so lange zierte, entsagt, Kurhessen dem Großherzogthum Hessen den Vorrang eingeräumt? Hat man nicht selbst die kleinen Staaten Norddeutschlands in den süddeutschen Verein zu locken gewußt? Warum wird auf einmal jede Finanz-Rücksicht und jedes Provinzial-Interesse für nichts geachtet, um nur den süddeutschen Handelsbund, an welchem in Deutschland so eifrig gearbeitet wird, zu Stande zu bringen? — Die öffentliche Meinung soll damit gewonnen werden, die Völklein sollen an die Möglichkeit glauben, daß sie ein Volk werden könnten; sie sollen in solchen Vereinen ihr Wohl gegründet finden, sie sollen Partei nehmen gegen die, welche, weil sie andere Interessen haben, den gleichen Weg nicht nehmen können, und in dieser neuen Liebelei mit den Völkern und der öffentlichen Meinung wollen jene Liberalen dem Einflusse ein Ziel stecken, den, zu ihrem großen Verdrusse, die großen Mächte noch immer auf die innern Angelegenheiten der einzelnen deutschen Staaten ausüben und auszuüben berufen sind. Diese Menschen, die oft weniger liberal sind, als sie, um zu ihrem Zwecke zu gelangen, sich darstellen, theilen sich zwar wieder in zwei verschiedene Classen, in die Idealisten und Realisten; allein, wenn auch von verschiedenen Gesichtspunkten ausgehend, streben sie doch beide nach dem einen Ziele, gegen die beiden großen Mächte einen Antagonismus zu organisiren.

An der Spitze der Idealisten steht der Freiherr von Wangenheim. Ihm schließen sich mehr oder weniger an die Herren von Carlowitz und Harnier. Realisten sind der Freiherr von Aretin und der Herr von Lepel. Jener läßt die Idealisten sprechen und zieht, indem er sie zu bekämpfen scheint, die Conclusa, wie sie es wollen, gegen Oesterreich; dieser stimmt offen und unverholen für Alles, was gegen die großen Mächte ist. — Ihm folgt, wenn irgend möglich, der Herr von Roth. Auf Graf Eyben, Graf Grüne, Graf Beust und Baron Penz ist nicht zu rechnen; sie sind den Idealisten und Realisten persönlich befreundet, und

wenn sie auch gegen die großen Mächte nichts unternehmen, sind sie doch auch nicht für sie zu gebrauchen. Macht man Ansprüche auf sie, so schützt der Eine die Forderungen der Ehre, der Andere gar die des Pandektenrechtes vor — im Grunde liebäugeln auch sie mehr oder minder mit der Popularität. Aus Freiherrn von Blittersdorf ist nicht klug zu werden, er lebt in allen Elementen mit gleicher Leichtigkeit.

Was bleibt uns? Ein Präsident, der zwar sagen muß, was wir wollen, es auch gern und mit Heftigkeit sagt, aber es nicht vertheidigen kann, so daß er mit dem besten Willen oft das Gegentheil von dem selbst mit beschließen hilft, was er durchsetzen sollte; ein Graf Goltz, der das, was Graf Buel bejaht, zwar nie verneint, aber zur Vertheidigung der Sache nie auch nur das Mindeste beizutragen vermag; der Herr von Hammerstein, der uns nur bei seinem ersten Auftritte liberal und also gefährlich erschien, jetzt aber sich täglich besser zeigt. Er hat Kenntnisse, Verstand und einen gewissen Geist der Intrigue, und den Stolz, der über die Kleinen hinwegsieht; er wird uns, wenn Sie ihn nicht mit dem Bande, das er uns selbst darreicht, vollends fesseln, wichtige Dienste leisten können. Der Minister Marschall, auf den unter allen Umständen und für jeden Zweck zu bauen ist; der Freiherr Leonhardi, der nicht muckſen darf, und die Gesandten der sogenannten freien Städte, obwohl auch diese, der Mehrzahl nach, die Faust in der Tasche machen.

Hieraus folgt, daß, so gute Elemente wir auch haben, dennoch an der Begründung des Stabilitäts-Systems, und mithin an Herstellung der Ruhe, nicht zu denken ist, wenn man nicht die Idealisten zusammt den Realisten bannen kann. — Die Bundes-Versammlung muß epurirt werden. Darauf müssen Oesterreich und Preußen vor allen Dingen wirken. Die auf diesen Zweck berechneten Schritte müssen zwar gemeinschaftlich verabredet, aber nur abwechselnd von einem dieser beiden Staaten allein und sehr nach und nach gemacht werden, damit nicht andere als die angegriffenen sich in ihrer Würde gefährdet glauben mögen. Deshalb darf man die Epuration auch nicht beim Freiherrn von Aretin anfangen,

obwohl seine Entfernung, weil er vor allen Andern der Verstockteste und daher der Gefährlichste ist, am wünschenswerthesten wäre. Baiern hält am meisten auf seine Unabhängigkeit, würde also am ersten Lärm blasen, und nicht ohne großen Anhang bleiben. Daher muß das baierische Gouvernement nicht gereizt, sondern in's Interesse gezogen und für die Epuration gewonnen werden. Dieß ist zum Glück gar nicht so schwer, da der Minister Rechberg das baierische anti-österreichische System vergißt, sobald man ihm in irgend einem magischen Spiegel die Revolution und den Fürsten Metternich als deren Bändiger zeigt. —

Nicht ohne Erfolg hat Preußen in seinen Circular-Bemerkungen über die Köthen'sche Streit-Angelegenheit den Freiherrn von Aretin nicht nur geschont, sondern sogar gelobt. Rechberg findet diese Bemerkungen vortrefflich, das Benehmen der Mehrzahl der Bundesgesandten abscheulich. Gelingt es, das baierische Gouvernement in dieser Stimmung zu erhalten, so wird der Epuration kein großes Hinderniß im Wege stehen. Es kommt dann nur darauf an, immer nur Einen Gesandten auf Einmal und zuerst einen solchen zu attaquiren, dessen Hof von den übrigen aus irgend einem Grunde am leichtesten zu isoliren ist. Es ist ziemlich gleichgültig, wer dieser erste sei. Alles ist gewonnen, wenn um seines Benehmens gegen die großen Mächte willen nur Einer rappellirt wird. Zeigt man dann nur den festen Entschluß, daß, wenn es sein muß, der nämliche Proceß sofort werde von vorn angefangen werden, so darf man mit Sicherheit darauf rechnen, daß der böse Geist, der jetzt in der Bundes-Versammlung sein Unwesen treibt, bald gebannt sein wird. Keinem Gesandten wird es alsdann so leicht wieder einfallen, in seinen Berichten, die wir ja meistens perlustriren können, den Geist der Opposition, der allerdings in den deutschen Fürsten zu leicht nur geweckt werden kann, zu nähren, vielmehr werden sie, um sich in ihren einträglichen und zugleich ruhigen Posten zu befestigen, selbst dazu mitwirken, ihre Höfe den österreichischen, also auch den preußischen An- und Absichten aus treuer Anhänglichkeit an das alte Kaiserhaus entgegen zu führen.

Dies ist der einzige Weg, auf welchem meines Dafürhaltens wir das wieder erobern können, was wir uns in unbegreiflicher Sorglosigkeit haben entreißen lassen.

Achtzigster Brief.*)

Paris, Samstag, den 10. November 1832.

Diesen Brief, vom Samstag datirt, fange ich heute Sonntag erst an. Ich habe mich einer Treulosigkeit gegen Sie schuldig gemacht; nicht wegen Mademoiselle **** — denn diese besuchte ich erst um zwei Uhr, ich hätte also den ganzen Vormittag Zeit gehabt, Ihnen zu schreiben, — sondern wegen eines Buches, das mich so angezogen. Ich empfehle Ihnen Scènes de la vie privée par Mr. Balzac. Ich glaube es sind vier Bände. Ein moralischer Erzähler von seltener Vortrefflichkeit und der die Tugend so liebenswürdig darzustellen weiß, daß man sie, zu seinem eigenen größten Erstaunen, noch vierzig Jahre nach der Kindheit lieb gewinnt. Sie hatten also einen ganzen Tag lang keine andere Nebenbuhlerin als die Tugend selbst.

Montag, den 12. November.

Sie wundern sich gewiß, daß ich noch kein Wort Politik gesprochen in diesen sechs Briefen; ich wundere mich selbst darüber und ich weiß nicht, wie es kommt . . . O! es ist so langweilig, so langweilig! ich knurre wie ein alter Hund, der unter dem Ofen liegt, und kann es vor lauter Bosheit nicht zum Bellen bringen. Bosheit gegen wen? Nicht gegen den bürgerfreundlichen Großherzog von Baden, der die Professoren Rotteck und Welker abgesetzt, sondern gegen die Letzteren, die aus Schafs=Gutmüthigkeit ein actives Verbum haben zum passiven werden lassen. Nicht gegen den Minister Winter in Carlsruhe, der sich für einen freisinnigen Mann ausgegeben und den ich immer für einen Pascha von drei Fuchsschweifen

*) Mit diesem Briefe beginnt die dritte Abtheilung der Börne'schen „Briefe aus Paris". Siehe die Notiz vor dem ersten Briefe im achten Bande.

gehalten; sondern gegen die Narren, die ihm das geglaubt. Nicht gegen die Schamlosigkeit der baierischen Regierung, die Landeskinder nach Griechenland schickt, um deutsches zahmes Kuhpockengift in das edle griechische Blut zu bringen, damit ein Heldenvolk bewahrt werde vor dem Fieber und den Blatternarben der Freiheit und ein hübsches, weibliches, polizeiglattes Gesicht behalte, sondern gegen die Baiern, die ruhig und breit dastehen, wie die Bocksbierfässer, und ohne sich zu rühren sich anzapfen lassen von dem unersättlichen Gewalts-Durste ihres Königs. Nicht gegen die hessische Maitressen-Regierung, welche alle freisinnigen Deputirten mit Fächerschlägen aus der Kammer jagt; sondern gegen diese selbst, die sich wie Spatzen durch ein Husch! Husch! vertreiben lassen. Die in Cassel begreife ich nicht. Die Cholera ist dort und wie ich gelesen, haben sie große Furcht davor. Wenn man aber die Cholera fürchtet, wie kann man zugleich Gefängniß und Geldstrafen fürchten? Aber der Deutsche hat ein großes Herz! Als einst Napoleon einen Officier ausschmähte, antwortete dieser: Ihr Zorn ist nicht gefährlicher als eine Kanonenkugel — und darauf schwieg der Kaiser und lächelte. Es war freilich Napoleon; wäre es ein deutscher Wachtparadenfürst gewesen, er hätte den Officier cassirt und ihn auf die Festung geschickt. Es ist doch etwas sehr Geheimnißvolles in der Furcht; den Heldenmuth begreift man viel leichter. Hunderte von freisinnigen Bürgern in Frankfurt lassen sich dort von der Polizei schulbübisch examiniren und abstrafen und denken gar nicht daran, daß wenn sie hunderte wie ihrer sind, sich Alle in eine Reihe stellten, Alle für Einen für Jeden sprächen und handelten, man ihnen ja gar nicht beikommen könnte, da Frankfurt nicht genug Gefängnisse hat sie einzusperren.

So knurre ich; ich wollte aber ich wäre im Ernste ein Hund. Wann ein Hund von seinem Herrn geprügelt wird, so ist es doch ein höheres Wesen, das ihn beherrscht; der Mensch ist der Gott des Hundes, es ist seine Religion, ihm treu und gehorsam zu sein. Läßt sich aber je ein Hund von einem andern Hunde beißen, ohne sich zu wehren? Oder hat man gar je gesehen, daß tausend Hunde einem Einzigen gehorchen? Der Mensch aber läßt sich von einem andern Menschen prügeln; ja tausend Menschen erdulden es von

einem Einzigen und wedeln dabei mit den Schwänzen! Und Jarke in Berlin ist an die Stelle von Genz nach Wien gekommen. Erinnern Sie mich an diesen Jarke, wenn ich ihn vergessen sollte. Ich habe etwas über ihn zu sagen. Zwar hat mich Heine gebeten, ich möchte ihm den Jarke überlassen; aber ich denke es ist genug an ihm für uns Beide.

Die andere europäische Tyrannei gefällt mir weit besser als die deutsche. Ich weiß nicht -- es ist etwas Genialisches, Großes darin. Es ist wenigstens eine hohe Mauer, die Jeder sieht, der Jeder ausweichen kann, und es müßte Einer sehr zerstreut sein, mit dem Kopfe dagegen zu rennen. Unsere aber — das ist ein Scheitholz mitten auf dem Wege, in der Nacht und keine Laterne dabei; man fällt darüber und bricht das Bein. So fiel neulich der Geburtstag des Kaisers von Rußland ein, oder solch' ein anderer heilloser Tag, und da befahl die Polizei in Warschau: es müßte Jeder illuminiren und für jedes Fenster, das dunkel bliebe, müßte man dreißig Gulden Strafe bezahlen. Das ist deutlich! Eine Dame in Neapel schrieb an ihren Sohn nach Marseille, sein alter Vater säße schon einige Monate im Kerker, weil er, der Sohn, liberale Artikel in eine Marseiller Zeitung schriebe! So weit bringt es der Bundestag in seinem Leben nicht. Doch wer weiß!

Schreiben Sie mir ja recht oft und viel und freundlich, daß mir gar nichts von meinem Herzen übrig bleibe; denn ich wüßte nicht, wie ich diesen Winter auch nur den kleinsten Rest verwenden sollte. Die Malibran ist nicht hier und sie kommt auch nicht. Ich wollte ich wäre zwanzig Jahre jünger, daß ich darüber weinen dürfte. Während der Schneetage von Paris log sie mir den Sommer vor; wenn sie sang, sah ich blitzen, hörte ich donnern, und wo in meiner Brust noch ein altes Körnchen Pulver lag, da kam ihr Feuer hin und verzehrte es! Ihr armer Freund! Jetzt bleibt meine einzige Lust, die Seifenblasen der Bundesknaben steigen sehen und nach den Schuldoctrinairs mit Schneeballen werfen.

Ein und achtzigster Brief.

Paris, Montag, den 12. November 1832.

. . . . Fragen Sie doch allerlei und verschiedenartige Leute — es müssen aber natürlich Solche sein, welchen hierin ein Urtheil zuzutrauen: ob sie mich für fähig halten, eine Geschichte der französischen Revolution zu schreiben? Ich selbst habe es oft überlegt, konnte es aber noch zu keiner entschiedenen Meinung bringen. Ich weiß nur, daß ich Lust dazu habe; welches aber gar nicht beweist, daß ich auch das Talent dazu habe. Zu den Speisen, die man am wenigsten vertragen kann, hat man oft den größten Appetit. Ich möchte eher urtheilen, daß ich die Fähigkeit nicht habe, als daß ja. Zu einer Geschichtschreibung gehört ein künstlerisches Talent, und die Leute sagen, das mir das durchaus fehle. In einer Geschichte müssen die Dinge dargestellt werden, wie sie sind, wie sie sich im natürlichen Tageslichte zeigen; nicht aber, wie sie durch das Prisma des Geistes betrachtet, als Farben erscheinen, noch weniger wie sie in der Camera obscura des Herzens sich abschatten. Glauben Sie nicht auch, daß ich zu viel denke und empfinde! Die gefährlichste Klippe in einer Geschichte der französischen Revolution ist: daß diese noch nicht geendigt ist, ihr Ziel noch nicht erreicht hat; daß man also je nach der Gesinnung ohne Furcht und Hoffnung von der Sache gar nicht sprechen kann; und Furcht und Hoffnung drücken sich oft als Haß und Liebe aus, und das darf nicht sein. Ein Geschichtschreiber muß sein wie Gott; er muß Alles, Alle lieben, sogar den Teufel. Ja, er darf gar nicht wissen, daß es einen Teufel gibt. Also fragen Sie Den und Jenen, und theilen Sie mir genau mit, was Jeder von ihnen sagt. Es ist ein Werk langer und schwerer Arbeit und ich möchte es ohne Hoffnung daß es gelinge nicht unternehmen. Ich bin jetzt schon gerührt, wenn ich daran denke, wie ehrwürdig ich mich ausnehmen werde, wenn ich als großer Gelehrter und Narr unter tausend Büchern sitze und sie eines nach dem andern durchlese und ausziehe, und wie mir dabei heiß wird und ich seufze: ach! wie glücklich war ich in früheren Zeiten, da ich noch leicht wie ein Schneidergesell, dem man

in der Herberge das Felleisen gestohlen, durch Feld und Wald zog, und überall ohne Geographie und Führer den Weg und jeden Abend ein Wirthshaus fand. Aber es ist Zeit, daß ich das Schwärmen einstelle und mich in eine Arche zurückziehe; denn ich sehe die Sündfluth kommen. Vierzig Monate wird sie dauern, und dann wenn die Gewässer abgelaufen sind und der Regenbogen am Himmel steht, werde ich mit einer versöhnlichen Geschichte der französischen Revolution hervortreten, voller Liebe und Feuchtigkeit — und da alsdann alle Recensenten ersoffen sein werden, das einzige Recensentenpaar ausgenommen, das ich aus Liebe zur Naturgeschichte in meine Arche gerettet, so wird auch mein Werk allgemeinen Beifall finden, wenn es ihn verdient. Auch denke ich daran, wie ich meine baldigen grauen Haare verberge, sei es unter einem Lorbeerkranze, sei es unter einer Schellenkappe — gleichviel. Nun gefragt!

Von den bedeutenden Männern, welche in der französischen Revolution eine wichtige Rolle gespielt, lebt noch Mancher, wie Lafayette, Talleyrand, die Lameths. Aus diesen lebendigen Quellen schöpfen zu können ist ein großer Vortheil. Aber man muß die noch kurze Zeit benutzen, ehe sie der Tod entführt, oder sie altersschwach werden. So lebt Sieyes noch, aber wie ich höre in großer Geistesschwäche. Auch von den Volksmassen, welche die Revolution unter freiem Himmel getrieben, leben in Paris noch ganze Schaaren. Man sollte es nicht denken — kürzlich hat die Regierung Allen, welche an der Bestürmung der Bastille Theil genommen, eine Pension bewilligt und es fanden sich noch fünf- bis sechshundert von jenen Sappeurs der Monarchie, die noch am Leben sind und deren Namen der Moniteur mittheilte. Auch diese zu berathen ist nützlich, um von den entscheidenden Gassengeschichten und den seitdem so sehr umgestalteten Schauplätzen der französischen Revolution eine lebhafte Anschauung zu gewinnen.

Dienstag, den 13. November.

Ein herrliches deutsches Buch habe ich hier gelesen; schicken Sie gleich hin es holen zu lassen. Briefe eines Narren an eine Närrin. Auch in Hamburg bei Campe erschienen, der seine

Freude daran hat, die Briefe aller Narren an alle Närrinnen drucken zu lassen. Es ist so schnell abwechselnd erhaben und tief, daß Sie vielleicht müde werden es zu lesen, ich bin es selbst geworden und bin doch ein besserer Kopfhänger als Sie. Aber es ist der Anstrengung werth. Der Narr ist ein schöner und edler Geist und so unbekümmert um die schöne Form, welcher oft die besten Schriftsteller ihr Bestes aufopfern, daß diese, wie jede Kokette, weil verschmäht, sich ihm so eifriger zudringt. Der Verfasser schreibt schön ohne es zu wollen. Er ist ein Republikaner wie alle Narren; denn wenn die Republikaner klug wären, dann bliebe ihnen nicht lange mehr etwas zu wünschen übrig und sie gewönnen Zeit sich zu verlieben und Novellen zu schreiben. Nichts kommt ihm lächerlicher vor als das monarchische Wesen, nichts sündlicher gegen Gott und die Natur. Er theilt meinen Abscheu gegen die vergötterten großen Männer der Geschichte und meint, die schöne Zeit werde kommen, wo es wie keine Hofräthe, so auch keine Helden mehr geben wird. Die Klügsten unter den Gegnern des Liberalismus haben diesem immer vorgeworfen, es sei ihm gar nicht um diese oder jene Regierungsform zu thun, sondern er wolle gar keine Regierung. Ich trage diese Sünde schon zwanzig Jahre in meinem Herzen und sie hat mich noch in keinem Schlafe, in keiner gefährlichen Krankheit beunruhigt. Die Tyrannei der Willkür war mir nie so verhaßt, wie die der Gesetze. Der Staat, die Regierung, das Gesetz, sie müssen alle suchen sich überflüssig zu machen, und ein tugendhafter Justizrath seufzt gewiß, so oft er sein Quartal eincassirt, und ruft: O Gott, wie lange wird dieser elende Zustand der Dinge noch dauern? Und bei dieser Betrachtung hat der Verfasser eine schöne Stelle, die ich wörtlich ausschreiben will. „Freilich ist das Firmament ein Staat, und Gott ist Monarch, der sich die Gesetze und die Bahnen unterordnet; aber „die Sterne des Himmels werden einst auf die Erde fallen, und „Gott wird sein strahlendes Scepter und die Sonnenkrone von „sich werfen, und den Menschen weinend in die Arme fallen, und „die zitternden Seelen um Vergebung bitten, daß er sie so lange „in seinen allmächtigen Banden gefangen gehalten.“ Küssen Sie den Unbekannten in der Seele, der über die Wehen, die Geburten und

3*

Mißgeburten dieser Zeit so schöne Dinge gesagt. Auch eine betrübte räthselhafte Erscheinung unserer Tage erklärt der Verfasser gut. Woher kommt es, daß so Viele in Deutschland, die früher freisinnig gewesen, es später nicht geblieben? Spötter werden sagen: sie haben sich der Regierung verkauft; ich aber möchte nie so schlecht von den Menschen denken. Ich war immer überzeugt, daß ein Wechsel der Hoffnung gewöhnlich dem Lohne vorausginge, mit dem Regierungen, zur Aufmunterung der Tugend, diesen Wechsel bezahlten. „Sie könnten den Nachwuchs eines neuen Geschlechtes nicht „ertragen; sie wollten nicht, daß man munterer, dreister dem ge„meinschaftlichen Feinde die Spitze bieten könne. Es ist in Frank„reich eben so gegangen. Die in der alten französischen Kammer „einst die äußerste Linke bildeten, die ausgezeichnetsten Glieder der „ehemaligen Opposition sind nur darum in die rechte Mitte des „Centrums hinaufgerückt, weil sie nicht ertragen mochten, daß eine „Weisheit, die ihnen geborgt war, sich in jugendlichern Gemüthern „lebendiger bethätigte. So sind in Deutschland die ehemaligen „Heerführer des Liberalismus die loyalsten Organe der Regierung „geworden. Früher sprachen sie allein über gewisse Wahrheiten, „jetzt thun es ihnen hundert Andere nach."

An dem Buche habe ich nichts zu tadeln, als seinen Titel. Man soll sich nicht toll oder betrunken stellen, wenn man die Wahrheit sagt. Auch nicht einmal im Scherze soll man eine solche Maske vorhalten, denn es gibt unwissende Menschen genug, welche die Vermummung als einen Beweis ansehen, daß man nicht jeden Tag das Recht habe die Wahrheit zu sagen, sondern nur während der Fastnachtszeit und in der Hanswurstjacke. Ueberhaupt sollten wir jetzt keinen Spaß machen, damit die großen Herren erkennen, daß uns gar nicht darum zu thun sei, witzig zu sein, sondern sie selbst zu witzigen.

Mittwoch, den 14. November.

Ich muß noch einmal auf die Briefe eines Narren zurückkommen; das Wichtigste hätte ich fast vergessen. Stellen Sie sich vor, es wird in dem Briefe erzählt: der goldene Hahn auf der frankfurter Brücke sei abgenommen worden, und unsere Regierung habe es auf Befehl der Götter des taxischen Olymps thun müssen,

weil der Hahn ein Symbol der Freiheit sei, der, ob er zwar nicht krähen könnte, sintemal er von Messing ist, doch als Kräh-Instrument in dem Munde eines sachsenhäuser Revolutionairs Staats- und diner-gefährlich werden könnte. Es wäre merkwürdig! aber ich glaube es nicht. Vielleicht war es ein Scherz von dem Verfasser, oder er hat es sich aufbinden lassen. Aber was ist in Frankfurt unmöglich? Ich bitte, lassen Sie doch **** auf die Sachsenhäuser Brücke gehen und nach dem uralten Hahne sehen. Ist er noch da, dann werde ich den närrischen Briefsteller öffentlich als einen Verleumder erklären.

Donnerstag, den 15. November.

Heute marschiren die Franzosen in Belgien ein, angeblich nur um Antwerpen zu erobern, vielleicht aber auch um den König Leopold gegen sein eigenes Land zu schützen, das seiner in den nächsten Tagen überdrüssig werden dürfte. Den Franzosen gegenüber ziehen sich die Preußen zusammen, darauf zu wachen, daß das Volk in seiner Lust nicht übermüthig werde, und sich nicht mehr Freiheit nähme, als man ihm zugemessen. Was ist dieses Frankreich gesunken! Wenn noch ein Stäubchen von Napoleon's Asche übrig ist, es müßte sich jetzt entzünden. Gleich schwach und verächtlich wie heute, war Frankreich unter den Directoren; aber die Ohnmacht damals war zu entschuldigen, sie war Erschöpfung nach einem ungeheuren Tagewerke. Die jetzige Regierung aber ist schwach und schlaff von vielem Schlafen. Und der Ernst gegen Holland soll nur Komödie sein, gespielt, der doctrinairen Regierung Gelegenheit zu geben, mit Kraft zu paradiren, daß sie sich befestige; denn von den Doctrinärs erwartet die heilige Allianz den Ruin Frankreichs. Es ist die wohlfeilste Art Krieg zu führen. Schon um acht Uhr diesen Morgen erhielt ich ein Billet von einem guten Freunde von Rentier, der mich auf heute zu Tische bittet, um ihm den Triumph des Juste-Milieus feiern zu helfen. Ich werde essen und lachen. Ich fange an einzusehen, daß die Menschheit kein Genie hat für die Wissenschaft. Seit einigen tausend Jahren geht sie in die Schule und sie hat noch nichts gelernt. Gott hätte sie nicht sollen zum Studiren bestimmen, sondern ein ehrliches Handwerk lernen lassen.

Die arme Berry! Ihr verzeihe ich Alles, denn sie ist Mutter und glaubt an ihrem Rechte. Das ist ihr von der frühesten Kindheit an gelehrt worden wie der Katechismus. Die heillosen Königs-Pfaffen aber, die Bürgerblut für Wasser ansehen, womit sie ihren verkümmerten Thron-Sprößling begießen — diese möchte ich Alle in dem Stübchen hinter dem Kamine einsperren, in welchem die Berry sich versteckt hatte, und dann wollte ich das Feuer recht schüren. Was aber die neue Geschichte schöne Romane schreibt! Wer es ihr nachthun könnte! Es that mir noch niemals so leid als jetzt, daß ich keine Geschicklichkeit zu so etwas habe. Das Ereigniß mit der Berry, welch ein herrlicher Stoff zu einem Romane! Ihr Verräther der getaufte Jude, welch ein schönes Nacht- und Rabenstück! Man begreift nicht, warum dieser Judas katholisch geworden ist. Als hätte er als Judas nicht auch ein Schurke werden können. Ich glaube es ist kein gewöhnlicher Bösewicht; sein Gewissen hat eine halbe Million gekostet, und er ist blaß geworden, als er den Verrath vollendete.

Ein Münchner Bierbrauer und der Dr. Lindner werden mit dem Könige Otto nach Griechenland ziehen, um dort baierisch Bier und russische Treue einzuführen. Griechenland soll ein Theil des deutschen Bundes werden, und die griechischen Zeitungen müssen alle in deutscher Sprache geschrieben werden, damit sie der Hofrath Rousseau verstehe, der zum Censor in Nauplia ernannt worden ist. Carove tritt zur griechischen Religion über und wird Consistorialrath in Athen. Der Professor Vömel wird Censor aller griechischen Classiker, die ohne Censur nicht neugedruckt werden dürfen. Diese Neuigkeiten standen gestern Abend im Messager.

Adieu für heute.

Zwei und achtzigster Brief.

Paris, Mittwoch, den 21. November 1832.

Schon gestern wollte ich zu schreiben anfangen; aber da lag mir der Schrecken von vorgestern zehn Pfund schwer in den Fingern, und ich konnte nicht. Sie wissen jetzt, daß man unsern guten

König hat umbringen wollen, und daß die beste aller Republiken in großer Gefahr war. Nie hat sich die Vorsehung so glänzend gezeigt als dieses Mal. Sie hat nicht allein verhindert, daß der König getroffen werde, welches ihr als Leibwache der Fürsten Pflicht war; sondern sie hat auch verhindert, daß Keiner von den Hunderten von Nicht-Königen, die den König eng umschlossen und um die sie sich nicht zu bekümmern hat, verletzt werde. Sie hat noch mehr gethan. Sie hat, was ihr ein Leichtes gewesen wäre, den Mörder (oder den Elenden, wie die Minister in allen Blättern sagen) nicht den Händen der Gerechtigkeit überliefert, sondern ihn entwischen lassen, damit er ohne Buße sterbe und jenseits in ewiger Verdammniß leide. Der Mörder gab sich alle mögliche Mühe entdeckt zu werden, aber es half ihm nichts. Statt einen andern Tag zu wählen, wo dem Könige, da er weniger bewacht ist, so leicht beizukommen wäre, wählte er gerade einen Tag, wo viele tausend Soldaten alle Straßen besetzt hielten, wo unzählige Polizei-Agenten unter dem Volke gemischt waren, und der König selbst von einem dichten undurchdringlichen Gefolge umpanzert war. Statt sich auf die freie Straße hinzustellen, wo nach der That Hoffnung zur Flucht blieb, stellte sich der Mörder auf die Brücke, wo auf zwei Seiten nicht auszuweichen war und die zwei engen Zugänge augenblicklich gesperrt werden konnten, wie es auch wirklich geschehen. Die Kugel war nirgends zu finden, und der König war naiv genug, Abends bei Hofe zu erklären, er habe die Kugel nicht zischen hören. Sehen Sie, das nennt man regieren, und wenn Sie das jetzt nicht begreifen, bleiben Sie dumm Ihr Leben lang. Bei dieser Gelegenheit aber konnte ich mich schämen, daß ich, ein Liberaler, erst mit anderthalb Jahren begreife, was die Absolutisten schon längst verstanden und erklärt haben: daß nämlich nichts lächerlicher sei als eine constitutionelle Monarchie. Wenn in Petersburg, Wien und Berlin solche Polizei-Komödien aufgeführt werden, dort, wo nur Kinder und unerfahrene Menschen auf der Gallerie sitzen, die Alles für Ernst nehmen und, gleich Kotzebue's Land-Edelmann in der Residenz, im Stande sind einen Schauspieler durchzuprügeln, der als Graf Leicester die schöne Maria Stuart verrathen — dort hat doch der Spaß einen Zweck,

und findet sich ja einmal ein naseweiser Theater-Kritiker, der das Spiel beurtheilt, dreht man ihm den Hals um. Hier aber, wo Oeffentlichkeit, wo Preßfreiheit herrscht, wo tausend Menschen es laut aussprechen, es sei ein Polizeischuß gewesen — wozu? Darum ist eine constitutionelle Monarchie ein lächerliches Ding, darum bin ich Republikaner geworden, und verzeihe es den Andern, wenn sie Absolutisten sind. Einer von uns wird den Sieg davon tragen; das Juste-Milieu aber, diese Mißgeburt mit zwei Rücken, bestimmt auf beiden Seiten Prügel zu bekommen — wird sie bekommen und wird, nachdem ihm aller Saft ausgedrückt worden, wie eine Citronenschale auf die Gasse geworfen werden.

Aber in diesem Augenblicke erhalte ich Ihren Brief und ich will mich eilen ihn zu beantworten, ehe das Gemetzel in Antwerpen angeht, das vielleicht die Sperrung des Postenlaufs nach Deutschland zur Folge haben kann. Die Holländer in der Citadelle haben zweihundert Mörser, die Franzosen in der Stadt vierhundert. Diese sechshundert Mörser können in Zeit von einer Stunde zwölftausend Menschen zerstoßen. Dann gäbe es zwar zwölftausend Narren weniger in der Stadt, aber sie dauern mich doch die armen zerquetschten Menschen! Es bleiben so viele Narren noch übrig, daß man den kleinen Abgang nicht spüren wird. Sich todt schießen zu lassen um einen Taufnamen, daß ein König Wilhelm oder Leopold heiße! Die Erde ist das Tollhaus der Welt und alle Narren des Firmaments sind da versammelt.

Es darf Sie nicht wundern, daß die vier Bände Tugend von Balzac mir keine Langeweile gemacht. Denn erstens ist es weibliche Tugend, die mich nicht hindert, ich meine n i c h t m e h r. Dann sind es gerade nicht immer tugendhafte Personen, die auftreten, sondern im Gegentheil. Nachdem man aber mit den Andern den Blumenweg der Untugend gewandert, stellt der Verfasser tugendhafte Betrachtungen an, die man sich gefallen läßt, weil sie nichts kosten, denn man hat den Profit voraus. Aber ich kann Ihnen den Balzac nicht genug loben. Noch ein anderes Werk liegt auf meinem Tische von dem nämlichen Schriftsteller; ich habe es aber noch nicht gelesen: Physiologie du mariage ou méditations de philosophie éclectique sur le bonheur et le malheur con-

jugal. Publiée par un jeune célibataire. Zwei Theile. Es wird aber noch lange dauern, bis ich mit Ihnen von dem Buche sprechen kann; denn ich will es nicht blos lesen, sondern studiren. Und warum studiren? Darüber hängt noch der Schleier des Geheimnisses; aber man wird erstaunen zur gehörigen Zeit. Wichtige Dinge sind im Werke.

Schicken Sie mir doch künftig zur Erleichterung des Briefporto ein Verzeichniß derjenigen Personen in Frankfurt, die noch nicht arretirt sind. Sie treiben es dort in's Große und es fehlt ihnen wenig mehr zu einer Macht des ersten Ranges. Wenn sie in Frankfurt einen Jarke gebrauchen, sollten sie sich an mich wenden; ich habe hier einen guten Freund, der gar zu gern ein Spitzbube werden möchte; er hat aber bis jetzt noch keine Gelegenheit dazu gefunden. Er besucht mich um keinen Preis und weicht mir aus soviel er kann, aus Furcht für einen ehrlichen Mann gehalten zu werden und dadurch seinem Fortkommen zu schaden. Nach dem Eschenheimer Thurm wässert mir der Mund, ich möchte gar zu gern darin sitzen. Welch' ein romantisches Gefängniß! Auf der einen Seite die Aussicht nach der Promenade, auf der andern in die Zimmer des Herrn von Nagler. Sein erster Legations-Secretär stünde den ganzen Tag am Fenster, meine Seufzer zu dechifriren. Welch' einen schönen Roman könnte unser Frankfurter Walter Scott daraus machen! Ist es wahr, daß der Senat den Mühlberg will befestigen lassen, angeblich gegen die Franzosen, eigentlich aber um die rebellischen Frankfurter im Zaume zu halten, und daß man alle Staatsverbrecher nach der Brückeninsel deportiren will? Gestern in der Kammer hat man davon gesprochen.

Hören Sie. Ein deutscher hier, der sich für die Auswanderung nach Amerika interessirt und dafür schreibt, forderte mich neulich auf, auch dahin zu ziehen. Ich antwortete ihm: das thäte ich wohl gern, wenn ich nicht fürchtete, daß, sobald unserer Vierzigtausend am Ohio wären, und nun der neue Staat organisirt werden sollte, von diesen vierzigtausend guten deutschen Seelen neun und dreißig tausend neun hundert neun und neunzig den Beschluß fassen möchten, sich aus Deutschland ein geliebtes Fürstenkind zum Oberhaupte kommen zu lassen. Es war ein Scherz

des Augenblicks, aber nachdem er verschallt, fiel mir bei, wie viel Ernst in der Sache sei. O! wäre ich nur sicher in meiner Vermuthung — auf der Stelle ging ich nach Amerika, blos um unsterblich zu werden; denn es wäre ein gewürzhafter Spaß, der mich einbalsamirte, meine Gebeine ein Jahrtausend gegen Verwesung schützte — es wäre ein unsterblicher Spaß.

Donnerstag, den 22. November.

Die Rede, mit welcher der König die Kammer eröffnet, ist wieder die alte Vorrede der Tyrannei. Die Regierung erklärt sich für schwach und verlangt Kraftbrühen. Man weiß, aus welchen Bestandtheilen diese zusammengesetzt werden: förmliches Recht zu jedem beliebigen Unrechte, Unterbrechung der Constitution und Belagerungszustand, so oft man Furcht hat, besonders Beschränkung der Preßfreiheit, um der heiligen Allianz eine Bürgschaft für Frankreichs Ohnmacht zu geben. Vielleicht fällt aber noch heute eine Bombe aus Antwerpen in den Topf. Die Kammer hat gestern ihre Majorität ausgesprochen. Sie hat sich nicht für die linke Seite erklärt, aber auch nicht für die Doctrinairs. Dupin ist zum Präsident ernannt worden, er wird also Minister werden. Sein Blatt ist der Constitutionnel, daraus können Sie also sein System kennen lernen. Es ist aber besser, Sie lesen den Balzac. Ich bin so kleinlaut und genügsam geworden, daß ich mit Dupin zufrieden genug bin. Da mir eigentlich nur an Deutschland liegt, so hoffe ich, daß Dupin Casimir Perrier's Krämer-Politik gegen das Ausland nicht fortsetzen wird.

Daß sich Dr. Bunsen steif gemacht, das hat mich sehr amusirt. Wenn sich Alle steiften, ginge Alles besser. Aber wenn man einen Deutschen ins Gefängniß führt, ist er im Stande und zieht Schuhe an, um recht flink zu gehorchen.

Adieu. Ich gehe auf die Börse um Neuigkeiten zu erfahren. Das thue ich jetzt oft. Man hat gestern einen jungen Mann arretirt, der den Schuß nach dem König gethan haben soll. Er hat dadurch sich verdächtig gemacht, daß er seine großen Backenbärte abschneiden ließ. Was man vorsichtig sein muß! Gerade heute wollte mir der Barbier auch meine Backenbärte stutzen; aber aus

Furcht, die Polizei könnte denken, ich wollte mich unkenntlich machen, ließ ich es nicht geschehen. Ich warte damit, bis der Mörder eingestanden, dann bin ich sicher.

— Ich danke es den unbekannten Freunden sehr, daß sie mir die Polizeihunde angeben, die nach Paris geschickt werden. Zwar bringt mir selbst die Warnung keinen Nutzen, da ich nichts zu vertrauen habe und auch Keinem trauen würde als dem Teufel selbst, der eigentlich ein ehrlicher Mann, weil er sich für nichts anders ausgibt als was er ist. Aber es gibt Andere hier, die etwas zu verschweigen haben und welche von der schwarzen Magie der heiligen Allianz nicht viel wissen. Diese werde ich warnen. Uebrigens so oft ein Liberaler als ein Judas ausgegeben wird, muß man das ohne Untersuchung nicht annehmen. Es ist eine von den Künsten der Polizei, um unter den Patrioten Mißtrauen zu erregen und Verbindungen zu verhindern. Ich werde sehen. Es ist etwas in den Augen eines Menschen, was der geübteste Schurke nicht in seiner Gewalt hat. Dieses Etwas verräth ihn. Adieu!

Drei und achtzigster Brief.

Paris, Samstag, den 24. November 1832.

Abends. Heute Mittag ging das Ungeheuer von Briefträger an meinem Hause vorbei und brachte mir nichts. Darüber war ich sehr verdrießlich, ging früher als gewöhnlich aus und besuchte die ****. Aber es gelang mir nicht, Sie dort zu vergessen. Auch war es thöricht, daß ich es versucht. Ist ein Frauenzimmer langweilig, kommen Sie mir zurück; ist sie liebenswürdig, noch mehr, es ist keine Rettung als ich bleibe bei Ihnen. Gegen sieben kam ich nach Hause. Da lag der Brief auf meinem Pulte ...

Den Gedanken des ****, statt einer förmlichen französischen Revolutionsgeschichte französische Revolutions-Charaktere zu beschreiben, habe ich früher selbst schon gehabt. Er hat aber auch darin Recht, daß dieses eben so viel Arbeit als eine vollkommene Geschichte nöthig machen würde. Robespierre war die höchste Spitze der Revolution, und da hinauf zu kommen, müßte ich auch den

ganzen Weg zurücklegen; nur brauchte ich freilich mich nirgends so lange aufzuhalten, als wenn ich die ganze Geschichte beschriebe. Aber **** hat Unrecht, wenn er meint, ich wäre zu viel Patriot, nicht unbefangen genug. Ich bin es nur zu sehr, zu sehr Fatalist. Ich würde den Adel entschuldigen, wie es noch Keiner gethan; aber freilich auch Robespierre. Ich übernähme es, Alle rein zu waschen von ihren Sünden, die Aristokraten von ihre Rostflecken, die Demokraten von ihren Blutflecken — nur nicht die, welche Geld genommen wie Mirabeau. Diesen Schmutz nimmt keine Liebe weg.

Also mit dem Brückenhahn war es gelogen? Da sehen Sie, da sehen Sie, so sind die Liberalen! Mit Feuer und Schwert sollte man das Gesindel ausrotten. Nichts als Lug und Trug und Brand und Mord und Plünderung! So ist es auch vielleicht nicht wahr, was in einigen französischen Zeitungen steht: daß die Sachsenhäuser die Staatsgefangenen zu befreien gesucht und daß darüber ein Aufruhr statt gefunden; warum schreiben Sie mir denn gar nichts davon? Sie glauben es nicht, welche lächerliche Lügen über Deutschland täglich in den hiesigen Blättern stehen. So las ich heute in der Tribune: der bekannte Vidocq sei als Professor der Spitzbüberei nach Heidelberg berufen worden, mit dreitausend Gulden Gehalt und dem Titel als geheimer Hofrath. So viel ist gewiß, daß Vidocq von der Pariser Polizei seinen ehrenvollen Abschied bekommen und daß er weggereist, man weiß nicht wohin? Nur geschwind von etwas Anderem, sonst komme ich in die Fronterie hinein — und in die Effronterie.

Von Diderots Briefen an seine Freundin (Mademoiselle Volland hieß sie) habe ich Ihnen im vorletzten Winter geschrieben. In diesen Tagen las ich die Fortsetzung. Da wir — Diderot und ich — seitdem zwei Jahre älter geworden, bewunderte ich noch mehr die Jugendlichkeit dieses Mannes. So viel Punkte, so viel Küsse sind in seinen Briefen. Und die unnachahmliche Kunst, daß man durch die zehn Jahre, die der Briefwechsel dauert, nie merkt, wie alt sie denn eigentlich ist. Anfänglich war ich ein dummer tugendhafter Deutscher und urtheilte: weil er mit ihr von gewissen Dingen auf eine gewisse Art spricht, muß sie wohl ihre Jugendzeit

hinter sich haben. Als ich aber den dritten Band las, sah ich ein, wie ich mich geirrt. Da spricht Diderot einmal von und mit seiner eignen Tochter, die sechzehn Jahre alt ist. Nein, das Blut kann Einem dabei gefrieren! Ueber Dinge, in welchen ein Frauenzimmer nicht eher Schülerin werden darf, als bis sie Meisterin geworden, und worin sie nur die Erfahrung belehren soll, wird Diderot's Tochter von ihrem Vater wissenschaftlich unterrichtet. Und er erzählt seiner Freundin umständlich und mit väterlichem Entzücken, wie verständig sich seine Tochter dabei benommen. Gut — sagt sie zuletzt — wir wollen keine Vorurtheile haben; aber der Anstand, die Uebereinkunft, der Schein ist zu achten. Dann spricht sie von Geist und Materie wie Holbach und die Andern. Der Satan von sechzehn Jahren erkennt keine Seele an. Sie trägt an dem Tage eine Art Haube, die man damals C a l e c h e nannte. Sie lächelt, sagt ihrem Vater, wie auf der Straße sie alle jungen Leute schön fänden, und wie ihr das Freude mache. „Ich will lieber „Vielen ein wenig gefallen, als Einem viel." Der Vater weint vor Freude. Gott! wenn ich eine solche Tochter hätte — es käme auf die Jahreszeit an — Sommers würde ich sie in das Wasser, Winters in den Kamin werfen. Doch genug moralisirt. „I c h b i n d e s t r o c k n e n T o n e s s a t t, m u ß w i e d e r e i n m a l d e n T e u f e l z e i g e n." Hören Sie. —

Damals kam ein König von Dänemark, blutjung, erst neunzehn Jahre alt, nach Paris. Les deux rois se sont vus. Ils se sont dit tout plein des choses douces: — vous êtes monté bien jeune sur le Trône! — Sire, vos sujets ont encore été plus heureux que les miens. — Je n'ai point encore eu l'honneur de voir votre famille. — Cela ne se peut pas: vous ne nous restez pas assez de temps, ma famille est si nombreuse; ce sont mes sujets. — Et puis tous les Crocodiles qui étaient là présent se sont mis à pleurer. — Ueber den Brutus! Der König von Dänemark besuchte Diderot in seiner Wohnung im vierten Stocke und blieb zwei Stunden bei ihm. An dem nämlichen Tage traf er ihn Abends bei Holbach. Dieser wußte nicht, daß Diderot den König schon gesehen, und hatte seine heimliche Freude daran, daß Diderot glaube, er spräche mit einem gewöhnlichen Menschen. Und Diderot

lachte heimlich über Holbachs Täuschung. Und wie liebenswürdig dieser König sei (er war den größten Theil seines Lebens und starb 1808 wahnsinnig), und was er Schönes während seines Aufenthalts in Paris gesprochen — über alle diese Erbärmlichkeiten zu sprechen wird der Philosoph Diderot nicht müde. So sind die Liberalen!

Etwas was ich nicht früher bemerkt, ist mir beim Lesen von Diderot's Briefen plötzlich klar geworden. Es ist zum Erstaunen! Voltaire starb elf Jahre, Diderot fünf vor dem Ausbruche der französischen Revolution. Andere berühmte Staatsphilosophen des achtzehnten Jahrhunderts haben noch länger herabgelebt. Und keiner dieser Schriftsteller (wenigstens so viel ich mich erinnere) hatte auch nur eine Ahnung von dem Herannahen einer socialen Umwälzung Frankreichs. Ja man kann nicht einmal sagen, daß sie einen deutlichen systematischen Wunsch darnach ausgesprochen. Sie tadelten zwar viel und stark die bestehende Ordnung der Dinge; aber ihr Eifer war doch mehr gegen die Staatsverwaltung als gegen die Verfassung gerichtet. Rousseau's System machte auf praktische Wirkung keinen Anspruch. Voltaire schrieb nie auch nur ein einziges Wort gegen den Adel. Nur von Chamfort ist mir bekannt, daß er aufrührerische Wünsche und Hoffnungen ausgesprochen; aber das geschah sehr spät, nur in vertrauter mündlicher Unterhaltung, und seine Gleichgesinnten selbst haben ihn wie einen tollen Menschen angehört. Der Haß und der Kampf aller jener revolutionären Schriftsteller waren nur gegen die Geistlichkeit gerichtet. Es scheint also, daß die geistliche Macht, wenn auch nicht die stärkste, doch die vorderste und höchste Mauer bildete, welche als Befestigung die Tyrannei umzog, und daß man erst, nachdem diese Mauer durchbrochen war, dahinter Adel und Fürstenthum als Graben und Wall gewahrte, ausfüllte und stürmte. Waren selbst damals die Philosophen so blind, darf man sich über die Verblendung des Adels und der Fürsten gewiß nicht wundern. Wie wurden die französischen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts von allen Großen geliebkost! Freilich stellten sie sie nicht höher als gute Schauspieler und schöne Operntänzerinnen; aber sie wären gewiß nicht so freundlich gegen sie gewesen, hätten sie deren Ge-

fährlichkeit eingesehen. Quand la raison vient aux hommes? — wollte Diderots Freundin wissen. Le lendemain des femmes, et ils attendent toujours ce lendemain — antwortete er.

Vier und achtzigster Brief.

Paris, Sonntag, den 25. November 1832.

Ist es wahr, was heute die hiesigen Blätter erzählen, daß die Polizei in Frankfurt so unverschämt gewesen, dort den Frauenverein vor ihr brutales Gericht zu laden, weil er für die vertriebenen und eingekerkerten Patrioten Geldbeiträge gesammelt, und daß der Frauenverein sich die große Freiheit genommen, die Polizei auszulachen und nicht zu erscheinen? Es wäre gar zu schön, und daß die Männer erst von ihren Frauen lernen müssen, wie man den Muth habe sich dem Uebermuthe entgegen zu setzen. Ich sage nicht, die Deutschen wären feige, denn ich bin ein warmer Anhänger von Lichtenbergs menschenfreundlicher Moral. Lichtenberg aber behauptet, es sei boshaft und lächerlich, eine Tugend, die irgend ein Mensch nur im kleinen Grade besitzt, Laster zu nennen. Statt zu sagen, ein Mensch habe einen kleinen Grad von Thätigkeit, einen kleinen Grad von Verstand, sage man, er sei faul, dumm. Ich thue das nicht. Ich lobe die Deutschen, daß sie einen kleinen Grad von Muth haben. Nur das tadle ich, daß sie nicht alle ihren Pfennigsmuth in eine gemeinschaftliche Casse werfen, wodurch sich die Nation zu ihrem eigenen Erstaunen eine Million von Heldenthum sammeln könnte. Es ist unglaublich, was man durch eine beharrliche und allgemeine Association selbst der kleinsten Kräfte für eine große Macht bilden kann. Kürzlich wurden den englischen Ministern, welche für die Reformbill gestimmt, von einem Theile der Stadt London große goldene Becher als Zeichen des Dankes überreicht. Jeder der Beitragenden hatte nur einen Pfennig gegeben. Aber es waren dreimalhundert tausend Pfennige. Wenn unter den dreißig Millionen Deutschen nur sechs Millionen, Jeder nur eine Minute lang Muth hätte — und so lange hat ihn selbst ein Hase, der von Hunden verfolgt sich zuweilen auf die Hinter=

füße setzt — so hätten die sechs Millionen Helden zusammengerechnet Muth auf zwölf Jahre, und reichte der auch nicht hin, den Senator Miltenberg und den Herrn von Guaita einzuschüchtern, so würde doch der Bundestag dieser imposanten Macht nicht widerstehen können. Association — das ist das ganze Geheimniß. Die tapfern würtemberger Liberalen haben Alle eine Minute Muth, sie verstehen aber nicht Stunden und Tage daraus zu machen, wodurch sie den falschen aber traurigen Schein gewinnen als wären sie feige. Neulich hat der König von Würtemberg einigen hochgeachteten Deputirten in Stuttgart auf ihr Allerunterthänigstes Ansuchen die Allergnädigste Erlaubniß ertheilt, sich jede Woche einmal, an einem bestimmten Tage, in einem Hause außerhalb der Stadt zu versammeln, um die Paragraphe der Verfassung juristisch zu erläutern — juristisch nur, bei Leibe nicht politisch, setzte das menschenfreundliche königliche Rescript, mit aufgehobenem Finger lächelnd drohend, hinzu. So verfährt eine gute Polizei auch mit dem Schießpulver und allen stinkenden Gewerben. Zur Stadt hinaus! Nun, ich nehme die Allergnädigste königliche Erlaubniß nicht übel, im Gegentheil, ich finde sie sehr erhaben. Aber, daß die Deputirten um solche Bewilligung allerunterthänigst nachgesucht, das empört mich. Ich mag mich gegen den guten Staberl, der mir so viele frohe Stunden gemacht, nicht undankbar bezeigen; sonst würde ich das deutsche Volk mit ihm vergleichen. Ich sah einmal Staberl als Ehemann. An einem rauhen Wintermorgen saß seine Frau vor dem Ofen und trank Chocolade. Da kam Staberl mit einem großen Korbe, der mit Gemüsen, Eiern, Hühnern angefüllt war, vom Markte zurück. Die Frau lobte oder schmähte den Gimpel, je nachdem sie mit seinen Einkäufen zufrieden oder unzufrieden war. „Wo sind denn die Krebse?" fragte die Frau. „Ach — erwi„derte Staberl — sie sind aus dem Korbe gesprungen, ich ihnen „nach; da sie aber rückwärts gingen, konnte ich sie nicht einholen." Darauf gibt ihm die Frau eine Ohrfeige. Aber Staberl ärgert sich nicht, sondern bittet seine Frau unterthänigst freundlich um einen Kreuzer, sich damit einen Bretzel zu kaufen .... Ist das deutsche Volk nicht ein ächter Staberl? Seine Regierung, wie jede, ist seine Frau, bestimmt seine Wirthschaft und Haushaltung zu führen.

Statt dessen aber geht das Volk, der Mann, auf den Markt, während die Frau Regierung sich gütlich thut, und das Gimpelvolk bettelt bei seiner Regierung um einen Kreuzer, und ist glücklich, wenn es ihn erhält! . . . Und die Krebse? Nun, das sind die constitutionellen Fürsten, und die Staberl von Liberalen entschuldigen sich, daß sie sie nicht hätten einholen können, weil sie rückwärts gelaufen. Ohrfeigen den Gimpeln!

— Victor Hugo hat vor einigen Tagen ein neues Drama: Le roi s'amuse auf das Theatre Français gebracht. Hinein zu kommen war mir nicht möglich an diesem Tage: denn alle brauchbare Plätze waren lange vorher bestellt. Das Stück wurde fast ausgepfiffen und nur mit der größten Anstrengung vermochten die Freunde des Dichters es von gänzlichem Sturze zu retten. Ich habe gestern einen flüchtigen Blick in die Zeitungskritiken geworfen. Alle Blätter und von den verschiedensten Farben verdammen das Drama. Doch ich traue nicht recht. Sie sagen, Hugo habe Scherz und Ernst, Possen und erhabene Reden unter einander gemischt. Nicht Aristoteles', nicht Racine's Lehren habe er gekränkt — über solche Pedanterie sei man längst hinaus. Nein, die Natur selbst habe er beleidigt. Es muß etwas Ungeheures sein, was Hugo begangen; er muß eine entsetzliche Schuld auf sich geladen haben — seit Müllner ist Hugo ein Name schlimmer Vorbedeutung. Wir werden sehen; in einigen Tagen wird das Stück gedruckt erscheinen. Dazu kommt noch, daß — auf allerhöchste Veranlassung, wie wir in Deutschland sagen würden, die fernere Aufführung des Dramas von dem Minister verboten worden ist. Um Aristoteles und die Natur bekümmert sich kein Minister, das Verbot muß also einen andern Grund haben. Adieu.

Fünf und achtzigster Brief.

Paris, Montag, den 26. November 1832.

. . . . Dabei fiel mir ein, wie nöthig und nützlich es wäre, einmal mit Ernst und Würde, doch in einer faßlichen, Kindern und Weibern und kindisch weibischen Männern verständlichen Sprache

die Gräuel und Verrücktheiten der monarchischen Regierungen zu besprechen. Es ist unglaublich, mit welcher Unverschämtheit die Fürsten und deren Götzendiener die Fieberphantasien und Krämpfe der französischen Revolution zu vorbedachten Verbrechen stempeln und diese Verbrechen als Nothwendigkeit, als angeborene Natur jeder Republik darstellen! Es ist unglaublich, mit welcher blöden Geistesträgheit so viele Menschen diese dummen Lügen annehmen; denn sie brauchten nur die Hand nach ihrem Bücherschranke auszustrecken, sie brauchten nur eine Stunde lang die Weltgeschichte zu durchblättern, um mit Schamröthe zu erfahren, wie grob man sie getäuscht. Drei Jahre haben die Gräuel der französischen Revolution gedauert, diese rechnet man; aber daß die schweizerische Republik jetzt schon fünfhundert Jahre schuldlos lebt, daß die amerikanische Republik keinen Tropfen Bürgerblut gekostet, daß Rom ein halbes Jahrtausend, daß Athen, Sparta, die italienischen Republiken des Mittelalters, die vielen freien Städte Deutschlands ein vielhundertjähriges Leben glücklich und ruhmvoll vollendet, das rechnet man nicht! Seitdem der letzte Römer fiel, von Augustus bis Don Miguel, durch neunzehn Jahrhunderte, haben tausend Königsgeschlechter die Welt gemartert, durchmordet, vergiftet — das rechnet man nicht! Und die Gewaltthätigkeiten der französischen Revolution haben nur das sinnliche Glück Derer zerstört, welche jene betroffen; aber die Gewaltthätigkeiten der Monarchien haben die Sittlichkeit der Bürger verdorben, haben Treue, Recht, Wahrheit, Glaube und Liebe rund umher ausgerottet und haben uns nicht blos unglücklich gemacht, sondern uns auch so umgeschaffen, daß wir unser Unglück verdienten. Am Grabe der Schlachtopfer der Revolution darf man doch weinen; die Schlachtopfer der Fürsten verdienen keine Thränen. Darum habe ich mir vorgenommen: es soll mein nächstes Werk sein, die Unschuld der Republiken zu vertheidigen und die Verbrechen der Monarchien anzuklagen. Zwanzig Jahrhunderte werde ich als Zeugen um mich herumstellen, vier Welttheile werde ich als Beweisstätte auf den Tisch legen, fünfzig Millionen Leichen, denke ich, werden den Thatbestand des Verbrechens hinlänglich feststellen, und dann wollen

wir doch sehen, was die Advokaten der Fürsten, die wortreichen Jarke's darauf zu antworten finden.

Dieser Jarke ist ein merkwürdiger Mensch. Man hat ihn von Berlin nach Wien berufen, wo er die halbe Besoldung von Genz bekommt. Aber er verdiente nicht deren hundertsten Theil, oder er verdiente eine hundertmal größere — es kommt nur darauf an, was man dem Genz bezahlen wollte, das Gute oder Schlechte an ihm. Diesen katholisch und toll gewordenen Jarke liebe ich ungemein, denn er dient mir, wie gewiß auch vielen Andern, zum nützlichen Spiele und zum angenehmen Zeitvertreibe. Er gibt seit einem Jahre ein politisches Wochenblatt heraus. Das ist eine unterhaltende Camera obscura; darin gehen alle Neigungen und Abneigungen, Wünsche und Verwünschungen, Hoffnungen und Befürchtungen, Freuden und Leiden, Aengste und Tollkühnheiten und alle Zwecke und Mittelchen der Monarchisten und Aristokraten mit ihren Schatten hinter einander vorüber. Der gefällige Jarke! Er verräth Alles, er warnt Alle. Die verborgensten Geheimnisse der großen Welt schreibt er auf die Wand meines kleinen Zimmers. Ich erfahre von ihm, und erzähle jetzt Ihnen, was sie mit uns vorhaben. Sie wollen nicht allein die Früchte und Blüthen und Blätter und Zweige und Stämme der Revolution zerstören, sondern auch ihre Wurzeln, ihre tiefsten, ausgebreitetsten, festesten Wurzeln, und bliebe die halbe Erde daran hängen. Der Hofgärtner Jarke geht mit Messer und Schaufel und Beil umher, von einem Felde, von einem Lande in das andere, von einem Volke zum andern. Nachdem er alle Revolutionswurzeln ausgerottet und verbrannt, nachdem er die Gegenwart zerstört hat, geht er zur Vergangenheit zurück. Nachdem er der Revolution den Kopf abgeschlagen und die unglückliche Delinquentin ausgelitten hat, verbietet er ihrer längst verstorbenen, längst verwesten Großmutter das Heiraten; er macht die Vergangenheit zur Tochter der Gegenwart. Ist das nicht toll? Diesen Sommer eiferte er gegen das Fest von Hambach. Das unschuldige Fest! Der gute Hammel! Der Wolf von Bundestag, der oben am Flusse soff, warf dem Schafe von deutschem Volke, das weiter unten trank, vor: es trübe ihm das Wasser, und er müsse es auffressen. Herr Jarke ist Zeuge des Wolfes. Dann rottet er

die Revolution in Baden, Rheinbaiern, Hessen, Sachsen aus; dann die englische Reformbill; dann die polnische, die belgische, die französische Juli-Revolution. Dann vertheidigt er die göttlichen Rechte des Don Miguel. So geht er immer weiter zurück. Vor vier Wochen zerstörte er Lafayette, nicht den Lafayette der Juli-Revolution, sondern den Lafayette vor fünfzig Jahren, der für die amerikanische und die erste französische Revolution gekämpft. Jarke auf den Stiefeln Lafayette's herumkriechen! Es war mir, als sähe ich einen Hund an dem Fuße der größten Pyramide scharren, mit dem Gedanken sie umzuwerfen! Immer zurück! Vor vierzehn Tagen setzte er seine Schaufel an die hundert und fünfzigjährige englische Revolution, die von 1688. Bald kommt die Reihe an den älteren Brutus, der die Tarquinier verjagt, und so wird Herr Jarke endlich zum lieben Gott selbst kommen, der die Unvorsichtigkeit begangen, Adam und Eva zu erschaffen, ehe er noch für einen König gesorgt hatte, wodurch sich die Menschheit in den Kopf gesetzt, sie könne auch ohne Fürsten bestehen. Herr Jarke solle aber nicht vergessen, daß sobald er mit Gott fertig geworden, man ihn in Wien nicht mehr braucht. Und dann Adieu Hofrath, Adieu Besoldung. Er wird wohl den Verstand haben, diese eine Wurzel des Hambacher Festes stehen zu lassen.

Das ist der nämliche Jarke, von dem ich in einem früheren Briefe Ihnen etwas mitzutheilen versprochen, was er über mich geäußert. Nicht über mich allein, es betraf auch wohl Andere; aber an mich gedachte er gewiß am meisten dabei. Im letzten Sommer schrieb er im politischen Wochenblatte einen Aufsatz: Deutschland und die Revolution. Darin kommt folgende Stelle vor. Ob die artige Bosheit oder die großartige Dummheit mehr zu bewundern sei, ist schwer zu entscheiden.

„Uebrigens ist es vollkommen richtig, daß jene Grundsätze, „wie wir sie oben geschildert, niemals schaffend in's wirkliche Leben „treten, daß Deutschland niemals in eine Republik nach dem Zu„schnitte der heutigen Volksverführer umgewandelt, daß jene Frei„heit und Gleichheit selbst durch die Gewalt des Schreckens nie„mals durchgesetzt werden könne; ja es ist zweifelhaft, ob die „frechsten Führer der schlechten Richtung nicht selbst

„blos ein grausenhaftes Spiel mit Deutschlands „höchsten Gütern spielen, ob sie nicht selbst am besten „wissen, daß dieser Weg ohne Rettung zum Verderben „führt und blos deshalb mit kluger Berechnung das „Werk der Verführung treiben, um in einem großen „welthistorischen Acte Rache zu nehmen für den Druck „und die Schmach, den das Volk, dem sie ihrem Ur„sprung nach angehören, Jahrhunderte lang von dem „unsrigen erduldet.“

O Herr Jarke, das ist zu arg! Und als Sie dieses schrieben, waren Sie noch nicht österreichischer Rath, sondern nichts weiter als das preußische Gegentheil — wie werden Sie nicht erst rasen, wenn Sie in der Wiener Staatskanzlei sitzen? Daß Sie uns die Ruchlosigkeit vorwerfen, wir wollen das deutsche Volk unglücklich machen, weil es uns selbst unglücklich gemacht — das verzeihen wir dem Criminalisten und seiner schönen Imputations-Theorie. Daß Sie uns die Klugheit zutrauen, unter dem Scheine der Liebe unsere Feinde zu verderben — dafür müssen wir uns bei dem Jesuiten bedanken, der uns dadurch zu loben glaubte. Aber daß Sie uns für so dumm halten, wir würden eine Taube in der Hand für eine Lerche auf dem Dache fliegen lassen — dafür müssen Sie uns Rede stehen, Herr Jarke. Wie! Wenn wir das deutsche Volk haßten, würden wir mit aller unserer Kraft dafür streiten, es von der schmachvollsten Erniedrigung, in der es versunken, es von der bleiernen Tyrannei, die auf ihm lastet, es von dem Uebermuthe seiner Aristokraten, dem Hochmuthe seiner Fürsten, von dem Spotte aller Hofnarren, den Verleumdungen aller gedungenen Schriftsteller befreien zu helfen, um es den kleinen, bald vorübergehenden und so ehrenvollen Gefahren der Freiheit Preis zu geben? Haßten wir die Deutschen, dann schrieben wir wie Sie, Herr Jarke. Aber bezahlen ließen wir uns nicht dafür; denn auch noch die sündevolle Rache hat etwas, das entheiligt werden kann.

Dienstag, den 27. November.

Meiner Wohnung gegenüber ist eine gute und große Leihbibliothek, und weil ich es so bequem habe, lese ich viel und ver-

schlinge Alles durcheinander wie ein heißhungriger Gymnasiast. Zu zwei Tassen Thee verzehrte ich gestern den ersten Band eines neuen Romans: Indiana, par G. Sand. Er ist aber nicht von dem dummen Sand, der nur den Kotzebue umgebracht; der Verfasser ist weder ein Deutscher noch ein Franzose, sondern eine Französin, die diesen Namen angenommen. Ich habe mich nach der Verfasserin erkundigt und erfuhr, sie sei eine junge, schöne, geistreiche und liebenswürdige verheiratete Dame, die aber von ihrem Manne sich getrennt habe, um ungestört mit ihrem Liebhaber Apollo zu leben. Nun äußerte ich irgendwo, ich möchte die Verfasserin des Romans kennen lernen. Darauf bemerkte mir eine Dame: das würde für mich schwer zu erreichen sein. Denn um von jenem Frauenzimmer empfangen zu werden, müsse man jung, schön und liebenswürdig sein. „Mais comme vous n'êtes qu'aimable“ . . . . . Es ist doch ein jämmerlicher Cours, mit dem Leben 66 Procent unter Pari zu stehen! Es wäre tausendmal klüger, gar Bankerott zu machen, und sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen.

Mittwoch, den 28. November.

In Frankfurt haben sie ja den Wilhelm Tell verboten! Sie verbieten auch noch die Baseler Lebkuchen wegen der Unruhen im Lande. Es ist merkwürdig, was die deutschen Regierungen für ein Talent besitzen, in die schrecklichsten Geschichten Lächerliches zu bringen. Wenn ich höre, was sie thun und sprechen, weine ich mit dem rechten Auge und lache mit dem linken. Der König von Baiern läßt sich von allen Städten, Dörfern und Flecken seines Reiches Deputationen schicken, die ihm, seinem Sohn, den Baiern, am meisten aber Griechenland selbst Glück wünschen, daß ein baierisches Kind den griechischen Thron besteigt. Was mich am meisten kränkt, ist, daß auch die Bürger von Feuchtwangen stolz auf Griechenland sind; daß ich aber als Kind eine Zeit lang unter ihnen gelebt — darauf sind sie nicht stolz, die dummen Philister. O welche Zeiten! Jetzt muß man die bürgerlichen Reden und die königlichen Antworten hören. Hellas, Dinkelsbühl und deutsche Gauen! Denn um keinen Preis der Welt würde König Otto Griechenland anders nennen als Hellas, und die deutschen Schmachfelder anders als

deutsche Gauen. Und wie König Otto dem Bürgermeister von Nürnberg sagte: er möge nicht daran vergessen, daß einst Nürnberg für die deutschen Gauen war, was Hellas für die Welt gewesen, und weil einst Hellas die Welt mit Künsten und Wissenschaften versorgt, müsse auch Nürnberg die deutschen Gauen mit Künsten und Wissenschaften versorgen, und Hellas und Nürnberg, die wären wie zwei Brüder!

— Mit den Briefen eines Narren haben Sie recht, was die Form betrifft. Sie ist affectirt und man merkt gleich, daß die Briefe nicht wirklich geschrieben sind. Uebrigens sind sie gut und schön und man muß solche Gesinnungen aufmuntern. Die Xenien und das Goethe-Büchlein und die Didaskalia schicken Sie mir doch, wenn sich eine Gelegenheit findet.

— Das neue Drama von Victor Hugo, dessen fernere Aufführung untersagt worden ist, wurde aus keinem politischen Grunde verboten, sondern wegen seiner Unmoralität. Alle Minister, welche die Cholera nicht gehabt haben, werden jetzt moralisch. Das ist eine merkwürdige Influenz! In einem der Zeitungsartikel, die aus dem Berliner Cabinete eingeschickt worden, beklagte man sich neulich über Talleyrand, daß er die Preußen bei der Londoner Conferenz betrogen habe und er wäre so zu sagen ein Spitzbube. Talleyrand ein Spitzbube! Was die Unschuld leiden muß! Und die ehrlichen Preußen jammern, daß sie der Spitzbube überlistet habe. Die verächtliche Schwäche der französischen Regierung hat es dahin kommen lassen, daß die noch verächtlichere preußische wieder eine Rolle spielt. Schon ist sie ganz von Sinnen aus Hochmuth, sie steht wieder im Mai 1806 und hat nur noch ein halbes Jahr bis zu October. Damals wurde an Preußen der Verrath Deutschlands, diesmal wird der Verrath Polens bestraft.

Sechs und achtzigster Brief.

Paris, Dienstag, den 4. December 1832.

O theure Freundin! was ist der Mensch? Ich weiß es nicht. Wenn Sie es wissen, sagen Sie es mir. Vielleicht ein Hund,

der seinen Herrn verloren. Das Leben ist ein A b c = Buch. Ein bischen Goldschaum auf dem Einbande ist all' unser Glück, unsere Weisheit nichts als ba, be, bi, und sobald wir buchstabiren gelernt, müssen wir sterben und die Unwissenheit fängt von Neuem an. Wer ahnet meinen Schmerz? Wer sieht den Wurm, der an meinem Herzen nagt? O! man kann essen und lachen und Zahnschmerzen haben und doch unglücklich sein! Wenn ich auf die Straße hinuntersehe, und sehe die Tausende von Menschen vorüber gehen, und Keiner weicht meinem Fenster aus, und Keiner fürchtet zerschmettert zu werden — — — sollte nicht jeder Mensch, wie ein Dachdecker, ein Warnungszeichen vor seine Wohnung hängen? Ist man denn nur eine einzige Stunde seines Glückes sicher? Ist Einer sicher, daß er sich nicht in der nächsten Stunde zum Fenster hinausstürzt, und dabei einen Vorübergehenden todt schlägt? Aber morgen, übermorgen entscheidet sich mein Schicksal und ich bin jetzt ruhiger. Hören Sie meine jammervolle Geschichte. — — — — —

— Ich habe Sonntag im Theater Français Hamlet gesehen — einen Hamlet. So etwas kann mich recht traurig machen. Was ist Schönheit, was Hohheit, ja was jede Tugend? Sie sind nicht mehr als was sie erscheinen, nichts Anderes als wofür sie Jeder hält. Wenn aber dieser Jeder ein Volk ist, ein ganzes Land, ein Jahrhundert? Dann ist der Schein Alles und die Wirklichkeit Nichts für Alle. Können nicht große Menschen, ja Völker und Jahrhunderte gelebt haben, die wir gar nicht erkannt, oder falsch, oder nicht genug? Vielleicht wird der wahre Christ erst einem kommenden Geschlechte geboren. Das ist die Traurigkeit. Was ist Shakespeare den Deutschen und was den Franzosen? Dücis hat diesen Hamlet vor siebzig Jahren zurecht gemacht. Aber Dücis ist kein einzelner Mensch, er ist ein Volk, er ist Frankreich und das Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts, wo die Philosophie der Kunst und jede Wissenschaft in der schönsten Blüthe stand. Es reicht nicht aus zu sagen, Dücis habe den Shakespeare französirt — nein. Er hat britische Formen, welche mit französischen Sitten im Widerspruche standen, geändert; sonst aber hat er den Shakespeare ganz wiedergegeben, wie er ihn gefunden. Aber seine Augen? Hat er denn nicht mehr gelesen? Nein, was sind Augen? die Diener des

Geistes; sie sehen nicht mehr und nicht anderes, als was ihnen ihr Herr zu sehen befiehlt.

Dücis' Hamlet sieht auch den Geist seines Vaters; aber nur er allein, der Zuschauer nicht. Daß man mit rothen Backen und einem guten Magen Geister sehen könne, davon hat ein Franzose keine Vorstellung. Also ist Hamlet verrückt und weil der Wahnsinn eine körperliche Krankheit immer zur Ursache oder Folge hat, ist Hamlet auch krank. Das ist nun schauderhaft zu sehen. Hamlet trägt einen schwarzen Ueberrock, ist leichenblaß, hat ein wahres Choleragesicht, schreit wie besessen und fällt alle fünf Minuten in Ohnmacht. Wie nur der Lehnstuhl nicht brach unter den vielen Ohnmachten, denn Hamlet fiel immer mit seinem ganzen Gewichte hinein? Sein Freund und Vertrauter sucht ihm seine Einbildung auszureden. Er erklärt ihm sehr vernünftig und psychologisch, woher es komme, daß er glaube den Geist seines Vaters zu sehen. Kürzlich wäre ein König von England gestorben, und, dem Gerüchte nach, am Gifte, das ihm seine Gemahlin gereicht. Ihn, Hamlet, habe diese Erzählung sehr erschüttert, er denke von Morgens bis Abends daran, und womit sich der Mensch bei Tage beschäftige, das komme ihm im Traume vor. Der Schauspieler Ligier, Talma's Nachfolger — im Amte, aber nicht im Gehalte — hat den Hamlet auf französische Art gut genug gespielt. Aber mir ward ganz übel dabei; es war eine Lazareth- und Tollhausscene, die zwei Stunden gedauert. Als ich nach dem Schauspiel im Foyer Voltaire's Büste betrachtete, da ward mir Dücis' Hamlet erst recht klar. Ein Gesicht wie Scheidewasser, der wahre Anti-Hamlet. Man sollte einen Tempel für unglücklich Liebende bauen und Voltaire's Bild als den Gott hineinstellen. Auch ein Werther käme geheilt heraus. Darum liebe ich ihn so sehr, weil ich ihn hassen müßte, wenn ich ihn nicht liebte, und er hat mir doch so wohl gethan. An einigen der wenigen unglücklichen Tage meines Lebens warf er einen Strahl seines Geistes in mein dunkles Herz, ich fand den Weg wieder und war gerettet. Unglück ist Dunkelheit; wem man die Gestalt seiner Schmerzen zeigt, dem zeigt man deren Grenzen. Daher begreife ich auch wie es so Viele gibt, die Voltaire tödtlich hassen. Wie

den Schmerz zerstört er auch die Freude; denn Glück ist auch Dunkelheit.

— Die Börse ist heute selig wie eine Braut. Die Renten sind um einen Franken gestiegen, weil der König der Deputation der Kammer gesagt hat, der Friede gedeihe herrlich und unsere Kinder würden bald von Antwerpen zurückkommen. Unsere Kinder! Wie man nur so etwas sagen und anhören kann ohne zu lachen, begreife ich nicht. Was die Regierung Furcht hat vor ihrem eigenen Muthe, was sie zittert, sie möchte Ruhm erwerben, das glaubt Keiner. Gott weiß, auf welche Juste milieu-Art sie Antwerpen belagern mögen! Wahrscheinlich sind die Bomben, mit welchen sie schießen, nur halb gefüllt. Aber wie undankbar zeigt sich die Regierung und die Börse gegen mich! sie denken gar nicht daran, daß wenn sie den Frieden behalten, sie es mir zu verdanken haben — ganz im Ernste, mir. Wir, wir Hambacher verhindern den Krieg. Die heilige Allianz fürchtet uns, sie zittert vor uns. Zwar sind viele Hambacher eingesteckt, aber viele sind noch frei. So lange ich frei umhergehe, wird es Preußen gewiß nicht wagen, Frankreich den Krieg zu erklären. Eigentlich sollten die Renten steigen, so oft ich auf der Börse erscheine. Aber die französische Regierung versteht nichts von der deutschen Politik, sie ist noch zu vernünftig dazu; es kann noch kommen. Nun gute Nacht. Victor Hugo's Drama le roi s'amuse habe ich heute bekommen. Vor dem Schlafengehen lese ich noch eine Stunde darin.

Mittwoch, den 5. December.

Was ich diese ganze Zeit über unter Freunden im Scherze vorher gesagt: die Polizei würde endlich für den fünften Act der Königsmord-Komödie Einen herbeischaffen, der freiwillig bekennt: er habe den Pistolenschuß gethan, das ist jetzt wirklich eingetroffen. Ein junger Mann aus Versailles ist gestern zum Polizei-Präfecten gekommen und hat erklärt, er sei der Mörder und alle die als verdächtig Eingekerkerten wären unschuldig. In einem zweiten Verhör nahm er sein Bekenntniß zurück und erklärte weinend, er sei unglücklich, des Lebens überdrüssig, und habe diese schöne Gelegenheit, guillotinirt zu werden, benutzen wollen. So wird die Ge-

schichte gestern Abend in den ministeriellen Blättern erzählt. Nun bin ich begierig, ob der König von Baiern, um eine Macht des ersten Ranges zu werden, nicht auch eine solche Mord-Komödie aufführen und bei irgend einer feierlichen Gelegenheit auf sich schießen lassen wird. Es geht fürchterlich in diesem Lande her! Dem Könige ist Hellas in den Kopf gestiegen und er sieht alle Liberalen für antike Statuen, und die Gefängnisse seines Landes für Museen an, in welchen er sie aufstellt. Ja es ist freilich wahr: diesem geist- und körperschwachen Könige ist Hellas in den Kopf gestiegen. Um den Preis dieser Krone hat er die Ehre, das Glück, die Freiheit seines Volkes und seine eigene Unabhängigkeit verkauft. Um diesen schnöden Tagelohn (denn nach Tagen, nicht nach Jahren wird man die Regierung Otto's zählen) ist er ein Helfershelfer der heiligen Allianz, ein Knutenmeister Rußlands, ein Polizei-Scherge Oesterreichs geworden.

Sieben und achtzigster Brief.

Paris, Samstag, den 8. December 1832.

In der heutigen Zeitung steht, in Heidelberg wäre ein Aufruhr gewesen mit Blut und Fensterscheiben; aber die deutschen Blätter dürften nicht davon sprechen. Was ist Wahres an der Sache?

Alle hiesigen Blätter sprechen von der Versteigerung der Frankfurter Mittwochsgesellschaft, von den fünfzehn Gulden, von den ledernen Hosen und dem Senate. Es ist Schade, daß die Zeitungen, wegen Antwerpen und den Kammersitzungen, so wenig Platz haben, sonst wären die Hosen länger geworden. Es ist ein herrlicher Spaß, aber der Ernst in der Sache ist noch schöner. Nur ist es betrübt, daß man über den Spaß den Ernst vergessen wird. Ich habe es immer gesagt: wenn zweihundert Bürger zusammenhalten in gerechten Dingen, sind sie unbesiegbar. Aber zusammenhalten auf die rechte Art. Nicht wie ein langer Faden — er sei noch so lang, das macht ihn nicht stärker, ein Kind zerreißt ihn — sondern wie ein Knäuel. Und nicht zusammengehalten in seltenen und großen Dingen

— zu seltenen und großen Dingen finden sich seltene und große Menschen, die das allein vollbringen — sondern in kleinen Dingen, die alltäglich wiederkehren. Um zu lernen wie man die Freiheit erwerbe und behaupte, beobachte man, wie die Tyrannei ihre Macht erlangt und erhält. Wodurch? Man glaubt gewöhnlich durch die bewaffnete Macht, durch physische Gewalt; es ist aber Täuschung. Wo noch so despotisch, wird durch eine sittliche Gewalt regiert. Wodurch wird eine bewaffnete Macht zusammengebracht, zusammengehalten? Durch moralische Einflüsse, Furcht, Eigennutz, Ehre, Gemeingeist. Alle diese Hülfsmittel der Tyrannei stehen der Freiheit auch zu Gebote. Und wie selten wird die bewaffnete Macht gebraucht, und wo es geschieht, da ist es schon ein Kampf auf Leben und Tod zwischen der Tyrannei und der Freiheit. Eine Patrouille, womit man eine große Versammlung Bürger auseinander treibt, ist keine physische, sondern eine moralische Gewalt, denn sie ist nur ein Symbol der Macht. Die Polizei, in ihr ist die Macht der Tyrannei. Sie ist die Krämerei des Despotismus, die ihn stündlich, aber den ganzen Tag und alle Tage lothweise ausgibt und die Freiheit pfennigweise einnimmt. Dieser Krämerei des Despotismus muß man eine Krämerei der Freiheit entgegen setzen. Man kann in Frankfurt alle Tage Hambacher Feste feiern, ohne daß es die Polizei verhindern oder bestrafen kann. Wie dort zwanzig Tausende auf einem Berge sich versammeln, mögen sich hier fünfhundert freisinnige Bürger täglich in den verschiedenen Gasthöfen zerstreuen. Statt wie dort lange Reden, mögen hier kurze Sätze für die Freiheit gesprochen werden. Sie sollen nur unbekümmert sein, das Wort im Schwanen findet sich mit dem Worte im englischen Hofe zusammen — es gibt einen Gott, der das redigirt. Man muß die Polizei müde machen, man muß blinde Kuh mit ihr spielen; es ist nichts leichteres als das. Besonders bei der Frankfurter; der fehlt zur blinden Kuh nichts als ein Schnupftuch. Freilich pflügt sie jetzt mit dem Kalbe des Herrn von Münch-Bellinghausen und kann manches Räthsel errathen, so verstockt sie sonst auch ist. Aber wenn auch!

Nicht zu vergessen Le roi s'amuse... Les rois s'amusent — aber Geduld! . . . Sehen Sie, es gibt Schriftsteller, die man

liebt, deren Werke nämlich; liebt mit freier Liebe, nicht blos, weil sie Achtung verdienen. Mir ist Victor Hugo ein solcher. Seine Vorzüge sehe ich mit großen Augen, seine Fehler wie zwischen Schlafen und Wachen an. Ich entschuldige sie und wenn ich das Buch zu Ende gelesen, habe ich sie vergessen. Aber dieses Mal kann ich nicht. Ich habe das vor fünfzehn Jahren kommen sehen, ich habe seitdem oft davon gesprochen. Es herrscht jetzt ein Terrorismus, ein Sansculotismus, ein Jacobinismus (drei Worte wie Kampher, die Censurmotten abzuhalten) in der französischen Literatur. Es ist der Uebergang vom Despotismus zur constitutionellen Freiheit. Sie haben noch nicht gelernt, Freiheit mit Ordnung paaren. Jede Regel ist ihnen Tyrannei, jeder Anstand Aristokratismus, Tugend, Schönheit und Würde — in der Kunst — sind ihnen Vorrechte. Sie nivelliren Alles, sie dutzen Alles. Sie sagen: Bürger Gott, Bürger Teufel, Bürger Pfarrer, Bürger Henker. Sie dulden keine Kleidung an Nichts, und hätte sie die Natur selbst angemessen. So führt Despotie auch in der Kunst zur Anarchie. Die alte französische Kunst ging im Reifrocke; das war lächerlich, abgeschmackt, ungesund, naturwidrig. Aber zwischen Reifrock und Haut liegt noch manches Kleidungsstück, man soll die Kunst nicht bis auf das Hemd ausziehen. Sie wollen es nackt — gut es sei; man kann sich daran gewöhnen. Aber geschunden! Die neuen französischen Dramatiker schinden Alles: die Liebe, den Haß, das Verbrechen, das Unglück, Schmerz und Lust. Das ist abscheulich! Die Natur selbst gibt jedem Dinge eine Haut, jedem Dinge wenigstens eine Farbe zur Hülle. Das farbenlose Licht, das ist der Tod, die Fäulniß, das ist gräßlich.

Sonntag, den 9. December.

Ich habe aufhören müssen. Seit einigen Tagen werde ich von grausamen Zahnschmerzen geplagt. Am Tage sind sie leidlicher; da bin ich aber müde von der schlaflosen Nacht. Es ist ein Fluß und ich werde sehen wie ich hinüber komme. Der unschuldige Hugo kann wohl darunter leiden; ein Recensent ist ein Wolf, einer der Zahnschmerzen hat, gar ein toller Wolf. Ich habe oben die äußerste Grenze des Verderbens bezeichnet, der man freilich noch viel näher kommen kann als Victor Hugo. Er hat eine Grazie, die ihn am Aermel zupft, so oft er es gar zu toll macht.

Die Handlung spielt in der Zeit und am Hofe Franz des Ersten. Das ist der französische König, der in seinem vier und fünfzigsten Jahre an einer unglücklichen Liebe starb. Damals war eine unglückliche Liebe noch nicht heilbar. König Franz liebt sein ganzes Leben und das ganze Drama durch. Das Kosen, das Küssen, das Umarmen nimmt kein Ende. Und alles in Gegenwart der Hofleute und der Tausende von Zusehern, unter welchen Leute sind wie ich. Es ist abscheulich. Racine's Fürsten und Helden schmachten und weinen wenn sie lieben; ihre Krone schmilzt ihnen auf dem Kopfe und tröpfelt in goldenen Thränen herab. Das ist Unnatur; denn ein König ist früher König als Mensch. Victor Hugo's Franz der Erste überläßt das Weinen seinen Geliebten, er schmachtet nicht, sondern er lacht, er liebt wie ein König — le roi s'amuse. Das ist Natur, aber es ist die häßliche Natur und was häßlich, ist unsittlich. Bis jetzt die komische Unmoralität; jetzt kommt die tragische, die tragische Häßlichkeit . . . . Jetzt kommt aber auch der Zahnarzt, nach dem ich geschickt habe. Fortsetzung im nächsten Briefe.

Acht und achtzigster Brief.

Paris, Montag, den 10. December 1832.

Le roi s'amuse; Fortsetzung. Vielleicht mache ich den Beschluß erst in einem dritten Briefe. Sie hätten es dann immer noch besser als die Leser des Abendblattes und Morgenblattes, die mit himmlisch deutscher Geduld vier Monate lang an einer Novelle buchstabiren und längere Zeit brauchen, die Geschichte zu lesen als die Geschichte selbst brauchte, um zu geschehen. Ich bin heute noch etwas satyrisch, ich habe noch Zahnschmerzen. Triboulet ist der Hofnarr des Königs. Er ist klug und boshaft, wie alle Hofnarren, und hat einen Buckel. Victor Hugo sagt (in der Vorrede), er sei auch kränklich; woher er das weiß, weiß ich nicht. Er sagt ferner: Triboulet hasse den König, weil er König sei; die Hofleute, weil sie Vornehme wären; alle Menschen, weil sie keine Buckel hätten. Ich habe aber von dem Allem nichts gemerkt und ich halte es für

Verleumdung. Es ist überhaupt merkwürdig, wie wenig der Dichter sein eigenes Werk verstand, oder vielmehr wie er es zu verkennen sich anstellt, um sich gegen die Beschuldigung der Unsittlichkeit zu vertheidigen. So oft Triboulet aufspürt, daß einer der Hofleute eine schöne Frau, Tochter oder Schwester hat, verräth er es dem Könige. Der Kuppelei bedurfte es übrigens nicht viel; den König Franz wie die Könige aller Zeiten und die Vornehmen der damaligen, machte wenig Umstände. Franz geht verkleidet auf nächtliche Abenteuer aus, besucht die Weinschenken und garstigen Häuser und taumelt singend und betrunken in sein Louvre zurück. Aber der Dichter ließ dem Könige von seiner ganzen fürstlichen Natur nichts als die Schonungslosigkeit, und man begreift nicht, warum er seinen liederlichen jungen Menschen gerade unter den Königen wählte. Wie ganz anders hat Shakespeare es verstanden, als er einen liebenswürdigen Kronprinzen den kurzen Carneval vor der langen und traurigen königlichen Fastenzeit lustig und toll durchleben ließ. Bei Heinrich ist die Gemeinheit eine Maske, bei Franz ist die Krone eine.

Die Hofleute hassen diesen Triboulet, weil er sie alle ungestraft necken und ihnen boshafte Streiche spielen darf. Da machen sie die Entdeckung, daß sich der Narr oft des Nachts verkleidet in ein abgelegenes Haus schleiche. Es kann nicht anders sein, meinen sie, Triboulet hat eine Geliebte, und sie nehmen sich vor das lustige Geheimniß aufzudecken. Beim Lever des Königs war von nichts Anderem die Rede: Triboulet hat ein Schätzchen. Der König und der ganze Hof wollen sich todt darüber lachen.

Eines Abends im Dunkeln macht Triboulet seinen gewohnten geheimnißvollen Gang und schleicht sich mit ängstlicher Vorsicht in ein Haus, zu dem er den Schlüssel hat. Wir wollen uns mit hineinschleichen; es muß schön sein zu sehen, wie der bucklichte und tückische alte Narr liebt. Schön war es auch, nur ganz anders als die schurkischen Hofleute es sich vorgestellt. (Die Erde liege schwer auf ihnen, weil sie meinen Triboulet, den ich liebe, so unglücklich gemacht!) Nachdem Triboulet die Thüre hinter sich verschlossen, setzt er sich im Hofe, der das Haus umgibt auf eine Bank nieder und weint. Doch weint er nicht vor Schmerz, er weint vor Lust;

das Weinen ist sein Feierabend und er weint alle Thränen, die er zurückhalten muß so lange die Sonne scheint. Er klagt im Selbstgespräche: jeder Mensch, der Soldat, der Bettler, der Galeerensclave, der Schuldige auf der Folter des Gewissens, der Verbrecher im Kerker, diese Unglücklichen Alle hätten das Recht, nicht zu lachen, wenn sie nicht wollten, das Recht zu weinen so oft sie wollten, nur er hätte diese Rechte nicht. Er tritt in das Haus; ein junges holdes Mädchen kommt ihm entgegen und wirft sich in seine Arme. Unter Weinen und Lachen drückt er sie an seine Brust. Es ist seine Tochter. Jeder weiß wie ein Vater sein Kind liebt; wenn es aber in der ganzen großen Welt das einzige Geschöpf ist, das ihn, das er liebt; wenn er sonst überall nur Haß, Spott und Verachtung findet und austheilt — wie dann ein Vater seine Tochter liebe, das kann nur ein Dichter errathen. Diese Scene, gleich noch einigen andern des Drama's, ist herrlich, und man muß sie vergessen, um den Muth zu behalten, das Ganze zu verdammen. Triboulet ließ seine Tochter in stiller Verborgenheit aufblühen, um sie vor der bösen Luft in Paris zu schützen. Sie kennt die Welt nicht, kennt die Stellung nicht, die ihr Vater darin hat, weiß nicht einmal seinen Namen. Sie ahnet nur, er müsse unglücklich sein. Sie spricht:

> Que vous devez souffrir! vous voir pleurer ainsi,
> Non, je ne le veux pas, non, cela me déchire.

worauf der Vater antwortet:

> Et que dirois-tu si tu me voyois rire?

Darauf verläßt er das Haus, nachdem er seine Tochter gewarnt, sich nie in das Freie zu wagen. Auf der Straße hört er Geflüster mehrerer Menschen, er horcht, er kennt die Stimmen bekannter Hofleute, erschrickt, tritt endlich zu einem von ihnen und fragt, was sie vorhätten? Dieser nimmt Triboulet bei Seite und vertraut ihm lachend an, sie wären gekommen, die Frau eines Hofmannes, die der König liebt und deren Haus auf dem Platze stand, zu entführen und in's Schloß zu bringen. Triboulet fällt gleich in seine alte Bosheit zurück und erbietet sich schadenfroh, bei der Entführung behilflich zu sein. Alle waren vermummt, man legt Triboulet auch eine Maske auf und ist dabei so geschickt, ihm zu-

gleich mit einem Tuche Augen und Ohren zu verbinden. Es ist dunkele Nacht und Triboulet merkt nicht, daß er nichts sieht. Man gibt ihm die Leiter zu halten, auf der man in das Haus steigen wollte. Die Leiter wird an die Mauer gelegt, hinter welcher Triboulets Tochter wohnt, und diese geraubt. Triboulet wird endlich ungeduldig, reißt sich Maske und Binde vom Gesicht weg, findet die Leiter an seinem eignen Hause gelehnt und zu seinen Füßen liegt der Schleier seiner Tochter. Die Räuber waren schon weg; sie brachten die arme Taube in ihres Königs Küche, aus der sie der unglückliche Vater gerupft wieder bekam. —

Triboulet ist seiner Sache noch nicht ganz gewiß, er vermuthet nur erst, wohin man seine Tochter geführt. Am andern Morgen erscheint er im Louvre, zeigt sich wie immer, aber er lauert. Das Flüstern und Lachen der Höflinge wird ihm immer deutlicher, und bald weiß er, daß seine Tochter beim Könige ist. Er weint und fleht und droht, man solle ihm sein Kind zurückgeben. Es muß in den Thränen, den Bitten und dem Zorne eines Vaters etwas sein, was selbst den Spott und Uebermuth der Höflinge entwaffnet. Alle schweigen und sind bestürzt. Triboulet's Muth steigt, und er kehrt mit seinen Blicken die ganze Rotte zum Saale hinaus. So drückt sich der Dichter aus. Bald stürzt Triboulet's Tochter aus des Königs Zimmer und sinkt, unter Todesbläſſe erröthend, in die Arme ihres Vaters. Sie will ihm Alles erzählen, er erläßt ihr den Schmerz, er weiß schon Alles. Er führt seine Tochter fort, kehrt zum Hofe zurück und macht den lustigen Rath wie vor. Er sinnt im Stillen auf Rache.

Triboulet hatte früher schon einen Banditen kennen gelernt, der um einen bestimmten Preis jeden Lusttragenden von seinen Feinden befreit. An diesen wendet er sich. Der Bandit hat zwei Manieren zu morden: entweder im Freien der Straße oder in seinem Hause, wie man es wünscht. Für das Haus hat er eine junge schöne Schwester, eine liebliche Zigeunerin, welche die Schlachtopfer anlockt und sie unter Lächeln und Kosen dem Messer ihres Bruders ausliefert. Triboulet erfährt, daß der König verkleidet und ungekannt die schöne Zigeunerin besuche. Er kauft seinen Tod, bezahlt die eine Hälfte des Preises voraus und wird um Mitter-

nacht bestellt, wo ihm die Leiche des Königs in einen Sack gesteckt ausgeliefert werden solle, daß er sie dann selbst in die nahe Seine werfe. Gegen Abend führt Triboulet seine Tochter (sie heißt Blanche) auf den Platz, wo das Haus des Banditen steht. Er sagt ihr, doch nicht ganz deutlich, die Stunde der Rache an ihrem Verführer nahe heran. Blanche liebt den König, der schon früher als unbekannter Jüngling in der Kirche ihr Herz gewonnen. Sie bittet ihren Vater um Schonung, schildert die Liebe des Königs zu ihr, wie heiß sie sei, und wie oft er das in schönen blühenden Worten zu erkennen gegeben. Triboulet, seine Tochter zu enttäuschen, führt sie an das Haus des Banditen, durch dessen zerrissene Mauern und unverwahrte Fenster man von außen Alles hören und sehen kann, was sich innen begibt. Da sieht die unglückliche Blanche den König Franz mit der leichtfertigen Zigeunerin kosen, hört, wie er dem Mädchen die nämlichen süßen und schönen Worte schenkt, die er ihr selbst gegeben. Das betrübt sie, sie jammert und willigt schweigend in die Rache ihres Vaters. Triboulet heißt sie nach Hause eilen, sich in Männerkleider werfen, sich zu Pferde setzen und in das Land flüchten, wo er sie an einem bestimmten Orte einholen wolle. Vater und Tochter gehen fort.

König Franz sitzt im Hause und scherzt und tändelt mit der Zigeunerin. Müde und trunken verlangt er ein Bett, sich auszuruhen. Man führt ihn in eine Dachkammer, wo er einschläft. Unten trifft der Bandit die Vorbereitungen zum Morde. Die Zigeunerin, gewöhnlich kalte Mitschuldige ihres Bruders, bittet diesmal um Schonung, denn der junge Officier von so seltenem edlem Anstande hatte Eindruck auf sie gemacht. Der Bandit weist sie kalt zurück, sagt, er sei ein ehrlicher Mann, habe seinen Lohn erhalten und müsse den versprochenen Dienst leisten. Doch ließ er sich so weit bewegen, daß er versprach, den Officier zu schonen, wenn unterdessen ein Anderer käme, den er statt Jenes ermorden und im Sacke gesteckt ausliefern könnte. Der Brodherr werde es ja nicht merken, da es Nacht sei und der Sack in den Fluß geworfen werde. Wo sei aber Hoffnung, daß noch um Mitternacht sich Jemand hierher verirre?

Unterdessen hatte Triboulet's Tochter über die dunklen drohenden Worte ihres Vaters nachgedacht. Da wird ihr erst klar, der

König solle in dieser Nacht ermordet werden. Schon zur Flucht gerüstet und als Officier gekleidet, jagt sie die Angst vor das Haus des Banditen zurück. Sie will beobachten, was sich da begebe. Sie horcht, vernimmt das Gespräch zwischen dem Banditen und der Zigeunerin, und entschließt sich, für den König zu sterben. Sie klopft an die Thüre, sie wird geöffnet, und sobald sie eintritt, fällt sie unter dem Messer des Banditen.

König Franz taumelt singend zu seinem Louvre hin. —

Unterdessen kommt Triboulet, zahlt dem Banditen die andere Hälfte des bedungenen Lohnes aus und empfängt den Sack mit der Leiche. Der Monolog, der jetzt folgt, ist herrlich. Es ist grause, dunkle Nacht, ein Gewitter tobt am Himmel. Der Sturm heult durch die Luft. Der Sack liegt auf der Erde, Triboulet, Racheglut und Freude im Herzen, setzt seinen Fuß auf den Sack, verschränkt stolz die Arme und triumphirt in die Nacht hinaus: wie er endlich, er, der schwache, verachtete, verspottete Triboulet seinen Feind unter sich gebracht. Und welch' einen Feind! einen König. Und welch' einen König! einen König der Könige, den Herrlichsten unter Allen. Und wie jetzt die Welt aus allen ihren Fugen gerissen werde, und morgen werde die zitternde Erde fragen: wer denn das gethan? und da werde er rufen, das habe Triboulet gethan; ein kleiner schlechter Zapfen im Gebäude der Welt habe sich losgemacht von der Harmonie, und der Bau stürze krachend zusammen.

So zecht Triboulet fort, und immer trunkener durch seinen Sieg, will er noch das Gesicht seines verhaßten Feindes sehen, ehe er ihn in den Wellen begräbt. Aber es ist finstere Nacht; er wartet auf einen Blitz, der ihm leuchten soll. Er öffnet den Sack, der Blitz kommt, der ihn zerschmettern soll, er erkennt seine Tochter. Im Anfange hofft er, es sei ein Gaukelspiel der Hölle, aber ein zweiter Blitz raubt ihm diese Hoffnung. Er zieht seine Tochter zur Hälfte aus dem Sacke, mit den Füßen bleibt sie darin. Sie ist entkleidet, nur ein blutiges Hemd bedeckt sie. Sie röchelt noch, spricht noch einige Worte und verscheidet. Der Vater sinkt zu Boden, der Vorhang fällt. Beschluß morgen.

Neun und achtzigster Brief.

Paris, Donnerstag, den 13. December 1832.

Le roi s'amuse; Beschluß. Dieses Schicksal im Sacke; diese schauderhaften Fußtritte des Vaters auf das Herz seiner geliebten Tochter; diese Tochter im blutigen Hemde todt, nein schlimmer als todt, im Röcheln des Todes; und dieses Alles, bald vom falben Scheine der Blitze beleuchtet, bald von finsterer Nacht umhüllt, daß sich zum Schrecken der Wirklichkeit auch noch die Angst des Traumes geselle — hat das nicht in seiner gräßlichen Verzerrung auch einen Zug von Lächerlichkeit? Wenigstens als ich diese Scene las, so sehr sie mich auch erschütterte, fiel mir ein: der Narr Triboulet, wie hat er sich prellen lassen; man soll doch nie eine Katze im Sacke kaufen! Ich weiß nicht, woran es liegt. Shakespeare hat ähnliche, er hat noch viel schrecklichere Schrecken; aber bei ihm ist der Schmerz gesund, das Ungeheuere hat seine Art Wohlgestalt; denn selbst die Krankheit hat eine Gesundheit, die ihr eigen ist, selbst das Verbrechen hat seine moralische Regel. Bei Victor Hugo aber ist das Mißgestaltete mißgestaltet. Ich weiß nicht; es ist darüber nachzudenken. Das ist die tragische Häßlichkeit, von der ich sprach, die tragische Unsittlichkeit. Die komische war in den Liebeleien des Königs, die im Sonnenlichte und beim noch helleren Scheine der Kerzen auf das Unverschämteste dargestellt werden. Victor Hugo hätte aus dem Allem einen Roman machen sollen. Erzählen kann man Alles, auch das Häßlichste; die Vergangenheit, die Entfernung mildert das Mißfällige, und ein Buch kann man ja zu jeder Zeit wegwerfen. Erzählen kann man das Unglaublichste; wer es nicht glauben will, braucht es ja nicht zu glauben, er denkt: es ist ein Dichter und er hat gelogen. Aber dieses in ein Drama bringen, dieses Alles unter unsern Augen geschehen lassen, daß wir Ohr und Blick davon abwenden, daß wir nicht daran zweifeln können — nein, das dürfen wir nicht dulden.

Aber die Minister! Was geht die Minister Louis Philipps die Aesthetik, die Dramaturgie, die Moral an? Warum haben sie die Ausführung des Stückes verboten? Bin ich nicht da? Hören wir jetzt, was Victor Hugo darüber sagt. Am Morgen nach der

ersten Aufführung erhielt der Dichter ein Billet vom Theater-Director; er habe so eben vom Minister den Befehl erhalten, das Stück nicht ferner geben zu lassen. „L'auteur, ne pouvant croire à „tant d'insolence et de folie, courrût au théâtre" . . . Insolence — folie — von einem Minister! das wäre nach dem baierischen Strafrechte ein Verbrechen, das von einem Majestätsverbrechen nur durch eine Brandmauer geschieden ist, der Hausnachbar eines Königsmordes. Victor Hugo eilt in das Theater; es ist wirklich so; er liest den Befehl des Ministers. Das Drama wäre unmoralisch befunden worden. „Cette pièce a revolté la pudeur des gensd'armes, „la brigade Leotaut y était et l'a trouvé obscène; le bureau des „moeurs s'est voilé la face; monsieur Vidocq a rougi." Aber war es von Seiten des Ministers mit der Einwendung der Unmoralität ernst gemeint? Hugo sagt: das sei nur ein Vorwand gewesen, der eigentliche Grund aber des Verbotes sei ein Vers im dritten Acte: „où la sagacité maladroite de quelques familiers du palais a découvert „une allusion à laquelle ni le public ni l'auteur n'avait songé jus- „que là, mais qui une fois denoncée de cette façon, devient la „plus cruelle et la plus sanglante des injures." Er wolle für jetzt den Vers nicht bezeichnen, treibe ihn aber die Noth der Vertheidigung dazu, werde er sich deutlicher erklären.

Ich suchte mit dem größten Eifer den im dritten Acte enthaltenen für den König beleidigenden Vers auf und glaubte ihn im folgenden gefunden zu haben.

Un roi qui fait pleurer une femme! O mon dieu,
Lâcheté!

Ich dachte, das könnte auf die Gefangenschaft der Herzogin von Berry bezogen werden, und das denkend, kam mir die Aengstlichkeit der Minister um so toller vor. Wer bekümmert sich um die Berry? Wer denkt an sie? Und die wenigen Legitimisten, die im Theatre français sitzen, würden in Gegenwart des demokratischen Parterres und der Philippisten-Logen nie wagen, eine solche Anspielung laut werden zu lassen. Aber ich bin fehl gegangen. Ich hörte später erzählen, es sei eine andere Stelle im dritten Acte, die den Minister stutzig gemacht. In der Scene nämlich, wo Tri-

boulet im Vorzimmer des Königs um seine geraubte Tochter jammert, und die Hofleute ihn verlachen, wendet er sich an diese der Reihe nach und sagt ihnen mit Grimm und Hohn: was wollt Ihr? Du da hast eine Frau, du eine Tochter, du eine Schwester, du Page dort eine Mutter — Frau, Tochter, Schwester, Mutter, der König hat sie Alle. Und die Großen, welchen er das vorwirft, sind die vornehmsten historischen Familien des Landes, Triboulet nennt sie alle bei Namen, und unter diesen Bastard-Ahnen wird auch die Familie genannt, von welcher die Bourbons herstammen. Ich habe das Buch schon weggegeben und ich kann die betreffende Stelle nicht selbst beurtheilen.

Der Dichter in seinem Zorne gegen die Minister triumphirt, daß, so viele Kunstfeinde er auch habe, diese doch, nachdem er eine so schnöde Behandlung erfahren, Alle gleich auf seine Seite getreten wären. „En France, quiconque est persécuté n'a plus d'ennemis que „le persécuteur.“ Alles wie bei uns! Victor Hugo hat das Theatre français beim Handels-Gerichte verklagt, es zur ferneren Aufführung des Dramas zu zwingen, oder zu einer Entschädigung von vierhundert Franken für jeden Theater-Abend zu verurtheilen. Odillon Barrot wird für den Kläger das Wort führen. Was wird er gewinnen? Nichts; auch weiß er das und es ist ihm nur um den Scandal zu thun; aber was gewinnen die Minister dabei? Der Dichter sagt es offen heraus: er habe sich bis jetzt nur mit den stillen friedlichen Musen beschäftigt; er habe sich von der Politik immer entfernt gehalten; von nun aber, weil gereizt, werde er gegen die Regierung feindlich auftreten. Ist nun Victor Hugo ein ehrlicher Mann, wie er wirklich einer ist, werden durch ihn die Feinde der Regierung um einen der gefährlichsten, der talentvollsten vermehrt. Wäre er kein ehrlicher Mann, dann würde seine Feindschaft der Nation hundert tausend Franken kosten, welche die Minister aus ihrem Beutel zögen, einen neuen Feind auf die alte Art zu versöhnen. Was gewinnen also die Minister? Ich glaube aber, sie sind nicht so dumm, wie sie aussehen. Sie gewinnen, was der Dichter auch gewinnt: den Scandal des Processes. Das beschäftigt Paris drei Tage, und für die folgenden Tage wird der liebe Gott auch sorgen. Sie sind immer noch klüger als unsere

deutschen Minister; sie lassen zuweilen Rauch aus dem Schornsteine, daß der Kessel nicht platze.

Sehen Sie aber, was ein deutscher Gelehrter ist. Vorgestern Morgen beim Frühstück hatte ich den Kopf dicht voll, von Politik und Zahnschmerzen, von den aristotelischen Einheiten, der Abwesenheit der Madame Malibran und der Anwesenheit der ****, von dem König Otto, von baierischer Treue, Antwerpen, dem alten Thurme am Metzgerthore und der Unmoralität des Herrn d'Argout. Da kam ich in der Vorrede Victor Hugo's an die Stelle: „Il fut „même enjoint au théâtre de rayer de son affiche les quatre mots „rédoutables: le roi s'amuse.“ Gleich alle Gedanken hinaus, den Kopf auf beide Arme gestützt, und eine halbe Stunde darüber nachgedacht. Ces quatre mots le roi s'amuse. Wie? le roi s'amuse, sind das vier Worte, sind es nicht blos drei? Kann man s mit einem Apostroph ein Wort nennen? Ist s'a... ein Wort? Freilich kann man auch nicht behaupten, le roi s'amuse wären nur drei Worte. Aber wo ist die Wahrheit? wo ist das Recht? ... Darüber ward mir mein Thee kalt und Conrad nahm mir unbemerkt die Zeitung von dem Tische, ehe ich sie ausgelesen. So ist der deutsche Gelehrte; dem Victor Hugo auf das Wort zu glauben, der die Sache mit den vier Worten doch besser verstehen muß als ich, das kam mir nicht in den Sinn; auch hätte mein protestantisch deutsches Gewissen dieses nie zugegeben.

Aber zum Schlusse: der Handelsminister hatte Recht, das Stück ist unmoralisch. Wie kam es mit Victor Hugo dahin? Ich habe es schon gesagt; es ist der Jacobinismus der romantischen Literatur. Victor Hugo ist einer der Edelsten unter den Sclaven, die ihrem Herrn Boileau entlaufen; aber er ist doch ein Sclave. Im Uebermuthe seiner jungen Freiheit weiß er diese nicht weise und männlich zu gebrauchen, und sündigt links, weil sein alter Tyrann rechts gesündigt hat.

Das Gericht ist aus, ich habe Recht gesprochen; jetzt Perrücke herunter. Ich habe das Drama vom Anfange bis zum Ende mit dem größten Vergnügen gelesen, und Alles hat mir gefallen.

Freitag, den 14. December.

Heute gehe ich zum ersten Male wieder aus, nachdem ich, wegen meiner Zahnschmerzen, drei Tage das Zimmer nicht verlassen. Ich habe dabei gewonnen, daß ich drei Tage lang den stinkenden Nebel auf der Straße nicht zu trinken, und so lange die stinkenden deutschen Zeitungen nicht zu lesen brauchte. Der Geschmack der letzten, die ich vor einigen Tagen las, liegt mir heute noch auf der Zunge. Nein, es ist nicht zu ertragen. Die Deutschen müssen Nerven haben wie von Eisendraht, eine Haut von Sohlleder und ein gepöckeltes Herz. Diese Unverschämtheit der Fürstenknechte, dieses freche Ausstreichen eines ganzen Jahrhunderts, dieser weintolle Uebermuth, dieses Einwerfen aller Fensterscheiben, weil das Licht dadurch fällt, als wenn sie mit dem Glase auch die Sonne zerstörten — es übersteigt meine Erwartung. Aber das steigert auch meine Hoffnung. Man muß mit den dummen Aristokraten Mitleid haben, man muß ihnen nicht eher sagen, daß das Cassations-Gericht dort oben ihre Appellation verworfen hat, bis an dem Tage, wo sie hingerichtet werden. Das deutsche Volk wird einst gerächt werden, seine Freiheit wird genommen werden, aber seine Ehre nie. Denn nicht von ihnen selbst, von andern Völkern wird die Hilfe kommen. Ich sehe es schon im Geiste: wenn einst die finstern Gewitterwolken sich werden über den deutschen Palästen zusammenziehen, wenn der Donner zu grollen anfängt, wird das geschmeidige deutsche Volk wie ein Eisendraht hinaufkriechen zu allen Dächern seiner Tyrannen, um die geliebten Herrscher vor dem Blitze zu bewahren, und ihn auf sich selbst herabzuziehen. Wem daran gelegen ist, verhöhnt und betrogen zu werden, der braucht nur großmüthig gegen seine Feinde zu sein, zumal gegen die Fürsten, welche die Feinde aller Menschen sind. Wenn in Frankreich ein Don Miguel und ein Robespierre zugleich regierten, wenn an jeder Straßenecke rechts ein Galgen, links eine Guillotine stünde — die Franzosen ertrügen vielleicht lange das Morden von ihren Tyrannen geduldig; aber ihren Spott, ihre Verachtung, ihr unverschämtes Hofmeistern, ihre Ohrfeigen und ihre Ruthe, das, was der Deutsche das ganze Jahr erduldet —

sie ertrügen es keine Stunde lang. Die Franzosen waren Jahrhunderte lang Sclaven unter ihren Königen; aber sie durften doch singen in ihren Ketten, sie durften ihre Kerkermeister verspotten. Zur Schreckenszeit wurden edle und schuldlose Menschen auf das Blutgerüst gebracht, aber nie fand Robespierre ein Gericht, das so feige und unmenschlich gewesen, einen Aristokraten zu verurtheilen, daß er vor dem Oelbilde der Freiheit kniend Abbitte thue. Unter der Despotie der Könige wie unter der der Republikaner erkannte man etwas im Menschen an, das, weil von Gott gesandt, heilig und unverletzlich ist und nie zur Verantwortung gezogen werden darf. Aber dieses Göttliche, Heilige und Unverletzliche im Menschen: seine Ehre, seinen Glauben, seine Tugend, das wird in Deutschland am meist, zuerst bestraft, am boshaftesten gezüchtigt. Ein Dr. Schulz in München wurde wegen seines politischen Glaubens auf unbestimmte Zeit zum Zuchthause verurtheilt, und zu der schlimmern Züchtigung, vor dem Bilde des Königs kniend Abbitte zu thun. Sie werfen die Freiheit in den Koth, daß sie aussehe wie die Knechtschaft, damit man keinen Mann von Ehre ferner von einem Hofmanne unterscheiden könne und gemeinschaftlicher Schmutz Volk und Land und Regierung bedecke.

Würde in Paris die Todesstrafe darauf gesetzt, wenn Einer es wagte, im Theater einen Laut des Mißfallens zu äußern, und es versuchte einmal ein schamlos schmeichelnder und bettelnder Hofdichter, die Leidenschaften, Thorheiten und Verbrechen seiner Fürsten durch Poesie, Musik, Tanz und Malerei auf der Bühne zu verherrlichen und so ein ganzes Volk zu Mitschuldigen seiner niederträchtigen Gesinnungen zu machen — und stünde die Todesstrafe auf ein Lächeln — es fänden sich hier Hunderte von Zuschauern, die lachen, zischen und pfeifen, und ihr Leben an ihre Ehre setzen würden. Man jauchzte keinem schamlosen, tollen Schauspiele zu, wie das, was neulich ein Herr von Poißl in München zur Feier der Thronbesteigung des Königs Otto dichtete und auf der Bühne vorstellen ließ. Vergangenheit und Zukunft hieß das Schauspiel, welches alle das dicke Bocksbier, das seit dem vorigen Sommer in den baierischen Adern stockte, in die freudigste Wallung brachte. Hellas, Bavaria, Glaube, Liebe und

Hoffnung treten auf. So oft ein deutscher Hofdichter etwas Politisches singt, umgibt er sich mit Glaube, Liebe und Hoffnung. Es sind seine Grazien und seine Parzen zugleich. Mit ihnen versüßt er die Tyrannei, mit ihnen spinnt er die Freiheit zu Tode. Uebrigens ist es eine nützliche Bedeckung; denn ohne Glaube, Liebe und Hoffnung ertrüge man keinen Tag ein deutscher Unterthan zu sein. Jetzt werden die alten olympischen Spiele dargestellt, in dem Augenblicke, wo die Vertheilung der Preise stattfindet. Hundert Dichter athmen schwer, die, welche den Gott in sich fühlen, jauchzen dem Siegeskranze entgegen. Mich dauern die armen Teufel! Bavaria kommt und declamirt Gedichte des Königs von Baiern, und Sappho-Bavaria erhielt den Kranz.

Das zweite Bild stellt die Gegend von Athen vor. „Mit erst „düsterem Himmel, verbrannten Olivenwäldern und verdorrten „Fluren. Nach und nach kleidete sich der Himmel in Baierns „Nationalfarbe. Die Olivenwälder begannen zu grünen. Die „Fluren bedeckten sich mit Blumen und Blüthen, aus Ruinen ent„standen Paläste. Und in diesem Augenblicke erschien, von der „Liebe getragen und den Glauben und die Hoffnung zur Seite, „das als Segensgestirn über Hellas aufgehende Bildniß des „Königs Otto, vor dem sich Griechenlands Volk in freudiger Hul„digung neigte." Bavaria-Sappho ist verrückt, sie ist verliebt, weiß nicht mehr, was sie spricht und ich sehe sie schon vom Leucadischen Felsen hinab in die Isar springen. Aber Herr von Poißl hat nicht die geringste Lebensart, daß er den König Otto, der ein Mann ist, von der Liebe, die ein Frauenzimmer ist, tragen ließ. Ich begreife nicht, wie das zarte Wesen diese Last von München bis zum Himmel, einen so weiten Weg, hat aushalten können; König Otto muß sehr leicht sein! Warum hat er den König nicht dem Glauben auf die breiten Schultern gesetzt? Der hat schon in seiner Dummheit viel schwerere Lasten getragen. Dann wäre die Liebe an der Seite der Hoffnung, hinter dem Glauben und dem König Otto leicht hergeflogen, und dann wäre doch Symmetrie dabei gewesen und das Ganze wäre ein Meisterstück geworden. O, Herr von Poißl! ich weiß nicht, ob Sie Verstand haben, aber Geschmack haben Sie nicht den geringsten. Wie freue ich mich,

daß die verbrannten Olivenfelder wieder grün werden; jetzt können doch die armen Griechen wieder Salat essen. Aber die baierische Nationalfarbe, in welche sich der Himmel kleidete, als er Audienz beim König Otto hatte — ist das nicht himmlisch? ja, ja, so ist es. Den Himmel selbst möchten sie gern zum Lakaien machen, und sein heiliges Blau soll die Livrée-Farbe eines deutschen Fürsten sein! Verdammniß! es kommt mir manchmal vor, als wäre die Erde ein großer Pfeifenkopf, aus dem Gott raucht, und Deutschland wäre der Wassersack der Pfeife, bestimmt um diese rein zu erhalten, allen Schmutz, alle stinkenden Säfte aufzunehmen. Die Zeit wird kommen, daß jeder europäische Fürst mit einem Stücke seines Landes in den deutschen Bund treten wird, um sich mit einem solchen heilsamen Wassersacke zu versehen. Hannover ist der Wassersack Englands, Luxemburg der Wassersack der Niederlande, Holstein der Wassersack Dänemarks, Neufchatel der Wassersack der Schweiz. Wie heute die englischen Blätter erzählen, soll ein anderer Sohn des Königs von Baiern Donna Maria heiraten. So verspricht Portugal der Wassersack der spanischen Halbinsel zu werden, und Griechenland ist voraus zum Wassersack des Orients bestimmt, wenn dieser, wie sie fürchten, der Civilisation und Freiheit entgegen reift.

Der schönste Spaß in dieser baierisch-griechischen Komödie ist: daß König Otto, oder vielmehr sein Vater in dessen Namen, die griechische Constitution nicht hat beschwören wollen; daß Miaulis, der Chef der griechischen Deputation, erklärt hat, nur unter der Bedingung eines solchen Eides sei er beauftragt, dem Prinzen die Krone anzubieten, daß er also, da man sich weigere ihn zu leisten, den Otto nicht als König anerkennen dürfe. Die Deputation kehrt allein nach Griechenland zurück, und König Otto zieht an der Spitze seiner Baiern hin und nimmt von seinem Lande mit Gewalt Besitz. Ich fürchte sehr, daß wenn der griechische Himmel das wahre Verhältniß der Sache erfährt, er sein Baierisch-blau wieder ausziehen und seinen grauen Schlafrock anziehen wird.

Ich sage Ihnen, ich sage Ihnen, es ist mit dem lieben Gott nichts mehr anzufangen. Da sitzt der alte Herr den ganzen Tag auf seinem Lehnstuhle, liest die Erdzeitungen und brummt über

seine entarteten Kinder. Es ist ihm kein Lächeln abzugewinnen. Da er noch ein Jüngling war, da er als Jupiter, noch mit dem Honige seiner Kindheit auf den Lippen, durch alle Welten schwärmte, welche himmlische Pagenstreiche machte er, wie liebenswürdig war er damals! Wie er seinem Vater, dem Fresser Kronos, ein Brechmittel eingab; wie er sich als Gans, als Ochs, als Mensch, als Regen verkleidet, zu den Schönen schlich, wie er neun ganze halbe Tage sich mit der gelehrten Mnemosyne einschloß, und mit ihr alle die Millionen Bücher schrieb, die seitdem in die verschiedenen Sprachen der Menschen übersetzt erschienen sind — es ist Alles vorbei, es ist nichts mehr mit ihm anzufangen! Ach! wenn ich Gott wäre, welche Späße wollte ich mir machen mit Bavaria-Hellas! Ich ließ in einer Nacht alle die herrlichen Griechen aller Zeiten und aller Städte aus dem Grabe hervorsteigen, und alle Tempel auch, und die alten Götter rief ich herbei. Und an einem schönen Frühlingstage, da der Spaziergang am Ilyssus gedrängt von Menschen war, kommt ein Sclave athemlos herbeigestürzt und schreit: König Otto ist angekommen! Alles geräth in Bewegung. Die Kinder springen von der Erde auf und vergessen ihre Knöchel mitzunehmen. Die schöne Lais macht die Rosen in ihren Haaren zurecht, Diogenes putzt das Licht in seiner Laterne, Epaminondas ballt die Faust, Plato bekommt Angst und versteckt seine Republik, Perikles reicht seiner Freundin Aspasia den Arm, Aristoteles zieht seine Schreibtafel heraus, Alles zu notiren, die Blumenmädchen suchen Eine der Anderen vorzukommen, und jetzt Alle eilig zum pyräeischen Thor hinaus. Nur Sophokles geht seinen ernst langsamen Schritt; er dichtet seine Antigone. Als die Athenienser am Hafen ankamen, war König Otto mit seinen blauen Baiern schon gelandet. Das Erste, was er that, war, daß er dem Perikles den großen Hubertus-Orden umhing. Aristoteles erhielt das Diplom als geheimer Hofrath und die Berufung als Professor der Naturgeschichte nach München an Okens Stelle. Phidias bekam den ehrenvollen Auftrag, die Büste des Herrn Jarke für die Regensburger Walhalla zu verfertigen. Herr Ober-Baurath von Klenze zeigte dem Kalikrates die Risse seiner schönsten Gebäude in München und dieser fragte: hat Euer Basileus so viele Pferde? Alcibiades bekam den Kammer-

herrn=Schlüssel und ein baierscher Obrist fragte Epaminondas, wie viel Fouragegelder ein hellenischer Obrist bekäme? Professor Thiersch unterhielt sich mit Plato und wurde von den Blumen=mädchen wegen seiner schlechten Aussprache verspottet. Herr von Poißl wollte Sophokles gerade sein Festspiel Vergangenheit und Zukunft überreichen, als Trommelwirbel Stille gebot. König Otto tritt majestätisch hervor und hält folgende Rede:

„Hellenen! Schaut über euch. Der Himmel trägt die baie=„rische Nationalfarbe, denn Griechenland gehörte in den ältesten „Zeiten zu Baiern. Die Pelasger wohnten im Odenwalde und „Inachus war aus Landshut gebürtig. Ich bin gekommen, euch „glücklich zu machen. Eure Demagogen, Unruhestifter und Zeitungs=„schreiber haben euer schönes Land in's Verderben gestürzt. Die „heillose Preßfrechheit hat Alles in Verwirrung gebracht. Seht „wie die Oelbäume aussehen. Ich wäre schon längst zu euch her=„über gekommen, ich konnte aber nicht viel früher, denn ich bin „noch nicht lange auf der Welt. Jetzt seid ihr ein Glied des deut=„schen Bundes. Meine Minister werden euch die neuesten Bundes=„beschlüsse mittheilen. Ich werde die Rechte meiner Krone zu wah=„ren wissen, und euch nach und nach glücklich machen. Für meine „Civilliste gebt ihr mir jährlich sechs Millionen Piaster, und ich „erlaube euch, meine Schulden zu bezahlen." Die Griechen, als sie diese Rede hörten, erstarrten alle zu Bildsäulen. Diogenes hielt dem König Otto seine Laterne in's Gesicht, die schöne Lais kicherte, und Aristoteles war in Verzweiflung, daß sein Griffel brach und er die merkwürdigen Naturbeobachtungen, die er machte, nicht mehr notiren konnte. Hippokrates sah die Sache gleich vom rechten Standpunkte an, schickte eilig einen Diener in die Stadt zurück und ließ sechs Karren voll Nieswurz holen. Die Baiern setzten sich in Marsch. Vor dem Thore wurden sie von hundert Apothekern aufgehalten, die jedem Baiern ein Pulver überreichten. Ein Major schrie: Verrätherei! Gift! und ließ unter das griechische Gesindel schießen. Dann zog König Otto über Leichen in die Stadt. Gleich den andern Tag wurde eine Central=Untersuchungs=Commission gebildet, Hippokrates wurde wegen seines dummen Spaßes als Medicinalrath nach Augsburg versetzt; die

geistreiche Aspasia, die griechische Frau von Stael, nach Aegypten verbannt, und Diogenes wurde auf unbestimmte Zeit zum Zuchthause verurtheilt und mußte vor dem Bilde des Königs Otto kniend Abbitte thun. Die Schuldigsten waren schon vor der Untersuchung erschossen worden.

Jetzt ging das Regieren an. Eine Zeit lang ertrugen es die Griechen. Aber eines Morgens brauste das Volk wie ein wogendes Gewässer durch die Stadt. Herr Oberbaurath von Klenze hatte in der Nacht anfangen lassen, durch mehrere hundert baierische Maurer den Tempel der Minerva abtragen zu lassen. Das Bild der Göttin von Phidias und andere Kunstwerke, die der Tempel enthielt, lagen schon auf der Straße, von Stroh umwickelt, um eingepackt zu werden. Man fragte Herrn von Klenze, was diese Tollheit bedeuten solle? Er erwiederte: Seine Majestät der König haben zu beschließen geruht, den Tempel der Minerva, das Parthenon, das Pompejon, die Pöcile, noch zwanzig andere Tempel und mehrere hundert Statuen, Allerhöchst Ihrem königlichen Vater nach Baiern zu schicken, zufolge eines mit Allerhöchst Demselben abgeschlossenen geheimen Vertrags, und Hellas, übervölkert mit Tempeln, Statuen und Gemälden, solle nach Baiern Kunstkolonien schicken, und dafür von dort Naturkolonien erhalten unter Anführung des Herrn von Halberg, des baierischen Cecrops, und das Alles gereiche zur Wohlfart beider Länder, und sei überhaupt sehr charmant. Aber die Athenienser fanden dieses gar nicht charmant, sondern ergriffen einige der schönsten antiken Steine mit Bas-Relief verziert und warfen sie dem armen Herrn von Klenze an den Kopf, bis er todt blieb. Dann stürzten sie die Akropolis hinauf, ergriffen den König Otto, der gerade mit seinem Frühstücke beschäftigt war und dabei Saphir's deutschen Horizont las, bei dem Arme, setzten ihn in eine Sänfte und ließen ihn an den Hafen tragen, und übergaben ihn dort dem Admiral Nicias, daß er ihn zu Schiffe nach Corcira bringe. Die baierischen Soldaten blieben zurück und nahmen Dienste im scythischen Corps. Ihr baierisch Bier braute ihnen ein von München gekommener Bierbrauer, und ihre baierische Treue hatten sie vergessen. So endigte das baierisch-russisch-englisch-französisch-hellenische Reich.

Neunzigster Brief.

Paris, Sonntag, den 16. December 1832.

Die Berry ist krank; aber wie man sagt, wäre es nicht ihr hoffnungsloser Zustand, der sie niedergeworfen, sondern gerade das Gegentheil. Wahrscheinlich ist das Verleumdung. Wenn man in Frankfurt etwas davon weiß, warum die Herzogin gefangen sitzt und warum Carl X. nicht mehr in Paris lebt, schreiben Sie mir es doch, ich will es in die Zeitung setzen lassen. Hier kann man sich die Sache gar nicht erklären. Diese Abneigung der Völker gegen gewisse Namen und diese Vorliebe für andere ist ganz unbegreiflich. Wenn nicht die Cholera daran Schuld ist, muß die Welt schwanger sein; sie hat wunderbare Gelüste. Sehen Sie, man hat es mir zum Vorwurfe gemacht, daß ich gesagt: ein Volk dürfe seinen Fürsten verjagen, wenn ihm seine Nase nicht gefiele. Nun, vielleicht war das zuviel behauptet. Aber man muß mir doch zugeben, daß eine Nase eine sehr wichtige Sache ist. Eine Nase ist ein bedeutender Theil des menschlichen Körpers; eine Nase kann einen Menschen entstellen und zieren; man kann seiner Nase willen einen Menschen lieben oder hassen; kurz eine Nase ist eine Nase; aber ein Name? Guter Gott! Was liegt an einem Namen? Die Braunschweiger wollten keinen Carl und gaben sich einen Wilhelm; die Belgier wollten keinen Wilhelm und gaben sich einen Leopold; die Franzosen wollten auch keinen Carl und gaben sich einen Philipp. Der Name Carl scheint besonders unbeliebt zu sein. In Spanien handelt sich's auch um Carl oder nicht Carl; in Portugal ist der Streit zwischen Peter und Michel. Meine Nase ist mir tausendmal lieber. Nun haben sie zwar vor zwei Jahren behauptet, man habe den König Carl vom Throne gestürzt, weil er die Charte verletzt habe. Hat das der jetzige König nicht auch gethan? Also weil er Philipp heißt und nicht Carl, wäre ihm Alles erlaubt? Ja, er hat tausendmal schlimmer gehandelt als Carl X. Dieser that es in der Leidenschaft, er konnte sich wenigstens damit entschuldigen, er konnte Alles auf seine Minister wälzen, die Kränkung wieder gut machen, er wollte das wirklich thun. Aber Louis Philipp begnügt sich nicht blos mit dem Rechte der Leidenschaft, er will auch die Leidenschaft

zu einem Rechte erheben, er verlangt das Recht, zu jeder Zeit, so oft es ihm beliebt, ungerecht sein zu dürfen. Und er begnügt sich nicht, das Verbrechen allein zu begehen, er sucht auch die ganze Nation in deren Stellvertretern zu seinen Mitschuldigern zu machen. Nun gibt es zwar hier Leute genug, die nicht schlecht sind, sondern nur dumm, welche behaupten, der jetzige Fall wäre doch ganz ein anderer. Carl X. habe die Constitution aus eigner Machtvollkommenheit verletzt; Louis Philipp thue es in Gemeinschaft mit den Kammern. Bei Jenem sei die Aufhebung der Charte Willkür gewesen, Dieser wolle sie gesetzlich machen. Aber was ändert das die Sache? O ja, es ändert die Sache, es macht sie weit, weit schlimmer. Ist ein Verbrechen weniger ein Verbrechen, weil es zweihundert Menschen theilen? Ist die Tyrannei der Gesetze weniger Tyrannei als die der Willkür? Und wenn alle die dreißig Millionen Franzosen in der Kammer säßen, und sie Alle stimmten Mann für Mann für ein Gesetz, das der Regierung verstatte die persönliche Freiheit, die Freiheit der Presse aufzuheben, das heilige Asyl des Hauses zu verletzen — sie hätten das Recht nicht dazu. Keine Nation hat das Recht, der Täuschung, der Furcht, dem Schrecken, der Selbstsucht, der Ermüdung des Tages die bessere Einsicht, die Wahrheit, die Besonnenheit, die Liebe und Kraft der folgenden Tage, die unveräußerlichen Rechte eines kommenden Geschlechts aufzuopfern. Hier ist der Jammer, hier ist die Treulosigkeit, das ist's, was die wahre Freiheit Europa's noch um ein Jahrhundert hinausschickt. Erst fehlt die Kraft, dann fehlt der Muth, dann fehlt die Einsicht. Wenn einmal die Völker Europa's sich der Tyrannei ihrer Fürsten werden entledigt haben, werden sie in die Tyrannei ihrer Gesetzgeber fallen, und sind sie diese los geworden, gerathen sie in die Tyrannei der Gesetze. — Diese Tyrannei der Gesetze ist aber gerade die feste Burg, welche von der Freiheit seit fünfzig Jahren belagert wird. Was sie seitdem erobert, das sind blos einige Außenwerke, wobei noch nichts weiter gewonnen, als daß die Hoffnung der Einnahme der Festung etwas näher gerückt ist. Es muß Menschenrechte geben, die von keiner Staatsgewalt, und hätte jedes Bettlerkind im Lande Theil an deren Ausübung, zu keiner Zeit, in keinem Verhältnisse, um keines Vortheils, um keiner

Beseitigung einer Gefahr willen vernichtet, geschmälert oder eingestellt werden dürfen. Auf der See, wenn Gefahr des Schiffbruchs eintritt, wirft man die Waaren über Bord, die Menschen zu retten; man wirft aber nie die Menschen über Bord, die Waaren zu retten. In politischen Stürmen aber opfert man das, was der Mensch ist, dem auf, was er **hat**, man wirft den Menschen über Bord, den Bürger zu erhalten — das ist Wahnsinn. Und wenn es auch alle Staatsbürger zufrieden wären, wenn sie alle so verdorben wären, das, was sie haben, dem vorzuziehen, was sie sind — es bliebe doch Wahnsinn.

Mit besserer Einsicht als Europa ließen die Amerikaner, als sie ihre Freiheit gründeten, der Verfassungsurkunde eine Erklärung der Menschenrechte, nämlich derjenigen Rechte vorangehen, die weder der Heiligung der Gesetze bedürfen, um Giltigkeit zu haben, noch je durch ein Gesetz eingeschränkt oder aufgehoben werden dürfen. Die französische Nationalversammlung hat es auch damit versucht. Aber jetzt denkt Keiner mehr daran, und wenn man mit einem Staatsgelehrten von Menschenrechten spricht, lacht er Einen aus, und wenn man in Paris zwischen zwei und vier Uhr Nachmittags das Wort Menschenrechte ausspricht, werden vor Schrecken alle Wangen bleich und die Renten fallen. Menschenrechte — das ist die Guillotine!

— Gestern Abend sah ich zum erstenmale Demoiselle **Georges** spielen; nicht zum erstenmale diesen Winter, sondern zum erstenmale im neunzehnten Jahrhunderte. Dieses Schicksal habe ich schon oft in meinem Leben gehabt: daß ich den Sonnenaufgang und den Mittag verschlafen, und erst beim Sonnenuntergange munter geworden bin. Demoiselle Mars habe ich voriges Jahr zum ersten Male gesehen, Talma kurz vor seinem Tode, mich selbst lernte ich erst nach dem dreißigsten Jahre kennen und ohne Sie hätte ich wahrscheinlich erst zehn Jahre später meine angenehme Bekanntschaft gemacht. Als ich vor zwei Jahren nach Paris kam, war die Freiheit schon im Untergehen, und ich mußte sogar auf einen hohen Berg der Begeisterung steigen, um noch ihre letzten Strahlen zu erwischen; denn im Thale war es schon dunkel. So immer zu spät. Ein politischer Ketzer bin ich geworden, seitdem man nicht mehr

verbrennt und viertheilt, sondern blos mit dem Zuchthause auf unbestimmte Zeit und mit einer Abbitte vor dem Conterfei eines Königs bestraft. Dieses Abbitten vor dem Bilde des Königs von Baiern will mir gar nicht aus dem Kopf. Es ist zu fürchterlich, es ist zu lächerlich! Das ist ja ein christlich-türkischer Despotismus, ein Despotismus in seidenen Strümpfen und den Turban auf dem Kopfe. Nun möchte ich doch wissen, wie sie Einen, den sie zum Zuchthause verurtheilt, zwingen können, Abbitte vor dem Bilde des Königs von Baiern zu thun, wenn dieser nicht will. Ich thäte es nicht; ich spräche wie der Geiger Miller in Cabale und Liebe: da ich doch in's Zuchthaus muß, will ich Euch sagen, daß Ihr Schurken seid. Der Präsident antwortet, glaube ich, darauf: Vergeß Er nicht, daß es auch Staupbesen und Pranger gibt! O! es kommt auch noch zu Staupbesen und Pranger; es kommt auch noch dazu, daß Einer barfuß und eine brennende Kerze in der Hand es vor der Kirchthüre büßen muß, wenn er gesagt, der Leib und das Blut des Herrn sei nicht in dem Fürsten. Die wahnsinnige Tyrannei hat keine Grenzen, es kommt nur darauf an, welche Grenze die wahnsinnige Geduld des deutschen Volkes hat ... Aber wo bin ich? Ich bin weit von Demoiselle Georges abgekommen. Zurück.

Sie sieht bei ihren Jahren noch gut genug aus, oder mein Glas müßte trübe gewesen sein. Auch ist in den Rollen, die ihr anzugehören scheinen, ein Alter, das an Ehrwürdigkeit grenzt, gar nicht störend. Sie hat eine schöne, volltönende Stimme, ihre Geberden sind anständig und ihr Mienenspiel ist sehr reich; freilich glaubte ich bemerkt zu haben, daß sie beim Mischen ihrer Züge die Volte schlägt, und jede Farbe der Leidenschaft, die sie will, oben auf bringt. Das ist nun nicht die rechte Art. — Die Leidenschaft auch in ihrer entschiedensten Richtung hat keine bestimmte Farbenleiter und sie ist sehr zufällig gemischt. Ich kann aber die Georges durchaus noch nicht beurtheilen, ich muß sie öfter sehen. Auch ist das Stück, in welchem sie auftrat, halb unbedeutend, halb dumm, das heißt: seit einigen Wochen, daß es gegeben wird, ist das Haus gedrückt voll, Jeder will es sehen. Perin et Leclerc, ou Paris en 1443, drame historique. Was die Leute Schönes daran finden, begreife ich nicht. Außer den Decorationen

und den weiblichen Kleidungen der damaligen Zeit gefiel mir doch gar nichts. Diesen Winter ist das Mittelalter Mode, oder vielmehr das dramatische Vieh wurde durch Noth die Alpe hinaufgetrieben, dort zu weiden, weil sie in den letzten zwei Jahren die untere Region, das Kaiserreich, die Republik und das Zeitalter Ludwigs XV. ganz abgegraft haben. Jedes Theater bringt der Reihe nach ein Pariser Mittelalter zur Vorstellung. Gestern kam die komische Oper — auch ein solches Mittelalterstück, zum erstenmal: Le Pré aux clercs, Musik von Herold. Die heutigen Zeitungen rühmen diese neue Oper sehr. Ich lasse mir das alles sehr gern gefallen, denn ich profitire davon. Seit zwei Jahren leiten die Boulevards-Theater meine historischen Studien. So oft ich ein historisches Schauspiel gesehen, ließ ich mir den folgenden Tag alle die Geschichtsbücher, Momoiren und Chroniken holen, die von der Zeit und der Geschichte handeln, die auf der Bühne vorgestellt werden, und ich las sie. Jungen Leuten möchte ich diese Art Geschichte zu studiren freilich nicht empfehlen; aber für Kinder und bequeme Leute ist das die rechte Art und ob ich zwar schlecht bestehen würde, wenn mich Schlosser examinirte, so bin ich doch im Ambigu Comique der gründlichste Historiker.

Das Stück, von welchem die Rede ist, spielt zur Zeit Carls VI. und die Georges spielte die Isabeau von Baiern. Darüber brauchte ich aber nichts nachzulesen, denn die Geschichte war mir aus Schiller's Jungfrau von Orleans schon längst bekannt. Leider! Der Mensch weiß immer zu viel; denn daher kam es, daß mir das Drama lächerlich vorkam. Diese Isabeau ist verliebt, aber nicht wie ein weiblicher Satan, nicht wie eine alte Frau, nicht wie eine Ehrgeizige, nicht wie eine Königin, nicht wie eine Rabenmutter, nicht wie eine ausschweifende Frau; sondern wie ein junges unschuldiges Bürgermädchen. Und als ihr politischer Feind, der Connetable von Armagnac, ihren jungen Geliebten foltern und dann in einen Sack stecken und Nachts in die Seine werfen ließ, weinte sie als ginge sie das was an und als gäbe es keine Männer mehr in der Welt. Aber die Georges wußte sich mit guter Manier aus der Dummheit des Dichters herauszuziehen. Also der Sack mit dem Schatze wird in's Wasser geworfen, aber wieder herausgefischt.

6*

Der Sack wird geöffnet und der sterbende junge Mensch im Hemde halb herausgezogen. Das ist seit einigen Tagen das zweitemal, daß ich einen sterbenden Menschen im Hemde aus einem Sacke habe kommen sehen. Das ist die historische Treue! Aber die Henkersknechte kehren zurück, werfen den Sack mit Inhalt zum zweitenmale in's Wasser und drohen mit einer Geisterstimme in die Nacht hinaus: laissez passer la justice du Roi! Das war die damalige Formel. Es ist recht schauerlich.

Um das Alter der Georges genau zu erfahren, ließ ich mir den Band der Biographie des contemporains holen, worin ihr Artikel steht. Da las ich etwas, was mich stutzig machte. Sie wird dort nicht allein getadelt, sondern auch mit einer gewissen Bitterkeit getadelt, die ich mir nicht erklären konnte. Darauf las ich den Artikel im Conversations-Lexikon, der sie betrifft und der mich etwas auf die Spur brachte. Der deutsche Berichterstatter bemerkt, die Georges habe sich eine romantische Darstellungsart angeeignet. Das mag sein. Die Verfasser der Biographie des contemporains waren Arnault, Jouy, Jay und andere solche gedörrte Classiker, welche der Georges ihr frisches romantisches Wesen nicht verzeihen konnten. Daß ihr dieses eigen sei, nehme ich übrigens bis jetzt nur auf Glauben an. Nicht so ihr Alter. Sie war gestern Abend 47 Jahre, 7 Monate und 13 Tage alt. Wie viel Stunden weiß ich nicht, da die Stunde nicht angegeben, in der sie auf die Welt gekommen.

Aber mein Gott, was ist die Georges hinabgerückt. Früher im Theatre Français, bis voriges Jahr im Odeon, spielt sie jetzt im Porte-St.-Martin, in einem Boulevardtheater. O hätte ich sie in meiner Kammer! Ich würde mit ihr verfahren wie einst ein Buchhändler mit Rousseau und Voltaire zu verfahren wünschte. Ich gäbe ihr gut zu essen und zu trinken, aber sie müßte mir arbeiten. Sie müßte mir dictiren, von Paris, von Erfurt, von Wien, von Petersburg, vom Kaiser Napoleon, vom Kaiser Alexander und von hundert andern Dingen und Menschen. Doch es ist merkwürdig! Wenigstens nach mehreren Erfahrungen, die ich gemacht, haben die schönen Schauspielerinnen gar keine Beobachtungsgabe und Menschenkenntniß, und sie verstehen gewöhnlich ihr eignes, oft

o interessantes Leben nicht kunstreich aufzufassen. Haben Sie, als Sie in Paris waren, die Georges nicht spielen sehen?

Außer dem erwähnten Drama gab man den Abend noch ein Melodroma: l'Auberge des Adrets; eine ganz gemeine sentimentale Mörder- und Räubergeschichte. Aber ein Schauspieler Namens Frederic führte eine komische Rolle vortrefflich durch. Ich habe lange nicht so sehr gelacht. Das Merkwürdige bei der Sache ist, daß das Komische gar nicht in der Rolle liegt, sondern in dem selbsterfundenen Spiele des Schauspielers und das zu seinem Charakter und den Reden, die er führt, gar nicht paßt. Es ist ein verlumpter, niederträchtiger, boshafter ganz gemeiner Dieb, Räuber und Mörder. Er bringt einen Mann im Stücke selbst um, ihm sein Geld zu nehmen. Und Frederic machte einen gutmüthigen Schelm daraus, der höchst ergötzlich ist. Zuletzt freilich werden die Possen, doch wahrscheinlich dem Pöbel und der Kasse zu gefallen, etwas gar zu weit getrieben. Stellen Sie sich vor: am Ende werden beide Räuber von Gensd'armen gepackt, sie entspringen aus dem Zimmer, die Gensd'armen ihnen nach. Der Vorhang fällt. Das Stück ist aus. Auf einmal gewahre ich, daß die Leute nach der Gallerie hinaufsehen und lachen. Ich hebe den Kopf in die Höhe und sehe in einer Loge des zweiten Ranges die beiden Räuber mit den sie verfolgenden Gensd'armen sich herumbalgen. Endlich wird ein Gensd'arme (ein ausgestopfter) von einem der Räuber hinab in's Orchester gestürzt. Und auf diesem Theater spielt die Georges, einst die Königin so vieler Königinnen!

Dienstag, den 18. December.

Als ich gestern Abend nach Hause kam, fand ich eine schwarze Visitenkarte vor, mit dem Namen weiß darauf. Es war ein Schauer wie sie da lag auf dem schwarzen Marmortische im röthlichen Scheine der Lampe; es war wie der Besuch eines Geistes. Es war der Name eines Polen. Ich habe solche schwarze Karte hier nie gesehen. Sollten sie vielleicht die Polen als ein Zeichen der Trauer angenommen haben? Ich werde es erfahren. Da haben Sie sie, ich schicke sie Ihnen, bewahren Sie sie gut. Und haben Sie je eine Thräne für einen König vergossen, und sollte das Glück es wollen,

daß Sie noch ferner eine weinen; dann sehen Sie diese Karte an, daß Ihr Herz zur Wüste werde und der Sand alle Brunnen der Empfindung verschütte. Denn wahrlich es ist edler die ganze Menschheit hassen, als nur eine einzige Thräne für einen König weinen.

Ein sterbendes Volk zu sehen, das ist zu schrecklich; Gott hat dem Menschen keine Nerven gegeben, solches Mitleid zu ertragen. Jahre, ein Jahrhundert lang in den Zuckungen des Todes liegen und doch nicht sterben! Glied nach Glied unter dem Beile des Henkers verlieren und all' das Blut, alle die Nerven der verstorbenen Glieder erben, und dem armen und elenden Rumpfe den Schmerz des Ganzen aufbürden — o Gott! das ist zu viel! Denn einem Volke, wenn es leidet, werden nicht wie einem kranken Menschen Geist und Sinne geschwächt, es verliert das Gedächtniß nicht; sei es noch so bejahrt, wird es im Unglücke wieder zum Jüngling, zum Kinde, und die Jugend mit all' ihrer Kraft und Hoffnung, die Kindheit mit ihrer Lust und allen ihren Spielen kehren ihm zurück. Als Gott die Tyrannen erschuf, diese Folterknechte der Welt, hätte er wenigstens die Völker sollen sterblich machen.

Man hat jetzt den Deutschen eiserne Reife um die Brust geschmiedet, sie dürfen nicht mehr seufzen um die Polen; aber die Franzosen brauchen noch nicht zu schweigen. Es kommt dahin auch noch, aber bis dahin kommt auch die Hülfe. Haben Sie in den französischen Blättern von dem neuen Jammer gelesen, den man auf die Polen gehäuft? Aus jeder polnischen Provinz werden fünftausend Edelleute eingefangen und nach dem Kaukasus getrieben, um dort unter die Kosaken eingesteckt zu werden. Sie dürfen auf ihre Verbannung nicht vorbereitet werden, sie müssen unvermuthet Nachts aus ihrem Bette geschleppt werden. So befiehlt es ausdrücklich der kaiserliche Befehl. Und dem Belieben des Gouverneurs bleibt es frei gestellt, welche sie zur Verbannung wählen wollen; nur ist ihnen auf das strengste untersagt, die Begnadigung mit dem Kaukasus auf die Schuldigsten der Polen fallen zu lassen; diese kommen nach Sibirien oder werden hingerichtet oder werden im Gefängnisse erdrosselt und vergiftet. Was ich gestern gelesen,

das ist noch ungeheurer. Fünfzig Polen wurden in Kronstadt, im Hafen, wie im Angesichte ganz Europa's, auf Tod und Leben gegeißelt, weil sie ihr Vaterland nicht abschwören, weil sie dem Nicolaus nicht Treue schwören wollten. Und während sie die Reihen der Soldaten durchschlichen, durch Bajonette auf der Brust am schnellen Gehen gehindert, ging ein Geistlicher zusprechend neben den Verurtheilten, und ermahnte sie zu schwören. Ein Geistlicher, das Cruzifix in der Hand, ermahnte im Namen des Erlösers zum Meineide! Aber wo gab es je einen Kaiser oder König, der nicht einen Pfaffen gefunden hätte, der noch schlechter war als er? Dreitausend andere Polen standen in einen Haufen zusammengetrieben auf dem Richtplatze, den Jammer ihrer Brüder mit anzusehen, und hinter ihnen sechstausend Russen, Kanonen vor sich, den Haufen Polen niederzuschmettern, wenn Einer von ihnen murren sollte. Die anwesenden russischen Offiziere lachten — o nein, ich erzähle das nicht ihnen zum Vorwurfe, sondern daß man diese Schlachtopfer der Tyrannei auch beweine. Sie mußten lachen; nicht zu lachen wäre ihnen als Kaisermord angerechnet worden. Und das duldet der Himmel? Das heißt nicht die Menschheit, das heißt Gott selbst in den Koth treten. Aber nicht an Nicolaus allein denke ich; so schuldig er ist, er hat es nicht verdient, unsern ganzen Fluch zu tragen. Er ist nur der gefällige Wirth, er gab seinen königlichen Brüdern ein königliches Schauspiel. Denn es ist kein Fürst in Europa, der nicht aus seiner Lage dieses blutige Schauspiel mit Wollust ansähe und nicht dabei auf sein eignes Volk hinabschielte und ihm den stummen Wunsch zugrinste: nun wohl bekomme euch diese Lehre!

Der Haß und der Ekel steigen mir manchmal bis an den Hals hinauf und da werde ich meiner Wünsche und selbst meiner Verwünschungen überdrüssig. Es sind jetzt fünfzig Jahre, daß die europäische Menschheit aus ihrem Fieberschlummer erwachte, und als sie aufstehen wollte, sich an Händen und Füßen gekettet fand. Fesseln trug sie immer, aber sie hatte es nicht gefühlt in ihrer Krankheit. Seitdem kämpften die Völker mit ihren Unterdrückern. Und rechnet man jetzt zusammen all' das edle Blut, das vergossen worden, all' den schönen Heldenmuth, all' den Geist, alle die

Menschenkraft, die verbraucht worden, alle die Schätze, die Reichthümer, drei kommenden Geschlechtern abgeborgt, die verschlungen worden — und wofür? für das Recht frei zu sein, für das Glück, auf den Punkt zu kommen, wo man aufhört Schulden zu haben und wo erst die Armuth beginnt. Und bedenkt man, wie dieses Blut, dieser Heldenmuth, dieser Geist, diese Kraft, diese Reichthümer, wären sie nicht verbraucht worden zur Vertheidigung des Daseins, zur Veredlung, zur Verschönerung, auf die Freuden des Daseins hätten verwendet werden können — möchte man da nicht verzweifeln? Alles hinzugeben für die Freiheit, Alles aufzuopfern — nicht für das Glück, sondern für das Recht glücklich sein zu dürfen, für die Möglichkeit glücklich sein zu können! Denn mit der Freiheit ist nichts gewonnen als das nackte Leben, dem Schiffbruche abgekämpft. Und gewönnen nur die Feinde der Menschlichkeit etwas durch ihren Sieg, ja theilten sie nur selbst die Hoffnung des Sieges, es wäre noch ein Trost dabei. Aber nein, der Sieg ist unmöglich. Eine neue Macht, die Widerstand findet, kann im Kampfe den Sieg finden, und im Siege ihre Befestigung; aber eine alte befestigte Macht war schon besiegt an dem Tage, wo der Kampf gegen sie begann. Wäre es nicht toll, wenn Männer, die Zahnschmerzen haben, sich einredeten, sie zahnten? Aber so toll sind unsere Tyrannen nicht. Dort die Pfaffen — sie wissen recht gut, daß der Zauber ihrer Gaukelkünste nicht mehr wirkt. Dort die Edelleute — sie wissen recht gut, daß die Zeit ihrer Anmaßung vorüber ist. Dort die Fürsten — sie wissen recht gut, daß ihre Herrschaft zu Ende geht. Ja alle diese unsere Feinde wissen das besser als wir selbst; denn ihren Untergang sehen sie durch das Glas ihrer Furcht weit näher, als wir es sehen durch das Glas unserer Hoffnung. Aber weil sie es wissen, darum wüthen sie; sie wollen sich nicht retten, sie wollen sich rächen. Es gibt in Europa keinen Fürsten mehr, der so verblendet wäre, daß er noch hoffte, es werde einer seiner Enkel den Thron besteigen. Aber weil ohne Hoffnung, ist er auch ohne Erbarmen und nimmt sich die Tyrannei seines Enkels voraus, sie zu der seinigen gesellend.

— Heute kaufte ich einen schönen Geldbeutel für Sie, von der Farbe des griechischen Himmels und der Königlich baierischen

Nation: nämlich hellblau, mit einem goldenen Saume und mit weißer Seide gefüttert. So wonniglich weich anzufühlen, daß es einer zarten Seele schwer fiele, hartes unerbittliches Geld hineinzulegen. Aber Sie werden ihn zu Almosen bestimmen. Hören Sie, wie Sie dazu gekommen. Noch fünf Minuten vorher dachte ich nicht daran ihn zu kaufen, ob ich zwar an Sie dachte, denn ich schrieb Ihnen gerade. Ich las die Allgemeine Zeitung und darin von den hannöverischen Ständen und von der Oeffentlichkeit, die man ihnen bewilligt von der Größe eines Nadelstichs; und wie man doch noch Angst gehabt, es möchten Spitzbuben von außen durch diesen Nadelstich in die Kammer steigen, und wie man darum den Nadelstich mit einem eisernen Gitter verwahrte und von außen Läden anbrachte, und innen eine Gardine davor hing. Darüber mußte ich so lachen, daß ich das Pult erschütterte; von der Erschütterung floß mein Stacheldintenfaß über, das eben gefüllt worden war und zu hoch. Jetzt kam ein Dintenbach von der Höhe herab und strömte über die Allgemeine Zeitung gerade durch das Hannöverische. Schnell rettete ich meinen Brief, faßte die Allgemeine Zeitung am trockenen Zipfel und warf sie ins Feuer. Dann holte ich Wasser und wusch das Pult ab. Während dem Trocknen machte ich einige Gänge durch das Zimmer und kam bei dieser Gelegenheit an das Fenster und sah die Straße hinab. Da gewahrte ich, daß in das große Haus mir gegenüber viele Menschen gingen und daß viele glänzende Equipagen davor standen. Dann sah ich wieder viele Menschen und Wagen herauskommen, und so ging das abwechselnd immer fort. Ich ward neugierig, schickte hinunter und ließ Erkundigungen einziehen; erhielt aber keine Aufklärung. Da zog ich mich schnell an und ging selbst hinüber. Ich fragte den Portier des Hotels: où est . . . . . weiter wußte ich nicht was ich fragen sollte. Er antwortete mir: im Hofe, links, im zweiten Stock über dem Entresol. Da stieg ich hinauf und kam durch eine Reihe Zimmer, voll der schönsten Frauen und Waaren; es war ein Bazar und Serail zugleich. Man sah alle möglichen Handarbeiten in Nähereien, Strickereien, Stickereien, Malereien und wie sie sonst heißen. Auch männliche Handarbeiten, Bücher waren zum Verkaufe ausgestellt. An jedem Tische oder Laden stand eine Dame, die verkaufte; an

jedem Artikel war der Preis geschrieben. Eine Bekannte, die ich dort fand, erklärte mir: das wäre der Bazar eines Frauenvereins, der jeden Winter zum Besten der Armen diese Waare verfertigte und verkaufte. Stifterin dieses Vereins ist eine Madame Lutteroth, Schwiegertochter des reichen Kaufmannes, der früher in Frankfurt wohnte. Die wohlthätige Neigung dieser Dame wurde durch die Religionssecte, zu welcher sich ihr Mann bekennt (ich glaube zu den Mennoniten) noch verstärkt und angetrieben. Auch ist es ihre Wohnung, in welcher die Waaren ausgestellt sind. Es war recht artig zu sehen wie die Damen alle ihre Sachen priesen und anboten, mit einem Eifer, einer Zuthulichkeit, als verkauften sie zu ihrem eigenen Gewinnste. Auf diese Art sind Sie zu dem blauen Geldbeutel gekommen. Jetzt aber bleiben Sie nicht länger eine verstockte Aristokratin und lernen Sie endlich begreifen, wozu die Oeffentlichkeit gut ist. Ich bringe ihn mit, wenn die Lerchen und die Veilchen kommen und unter Otto's Strahlen die verdorrten Oelbäume wieder blühen.

Mittwoch, den 19. December.

Bei den hiesigen Civilgerichten kam neulich ein Proceß zwischen dem Kaiser Don Pedro und einem Pariser Bürger vor. Als der Huissier die Tagesordnung ausrief: Dumoulin contre Don Pedro! schrie einer der Zuhörer: à Oporto, und Gelächter im ganzen Saale. Nämlich dieser Dumoulin verlangt von dem Kaiser einige und dreißigtausend Franken für die Mühen, Reisen und Kosten, die es ihm verursacht, als er ihm seine jetzige Frau, die Beauharnois, verschaffen half. Don Pedro will nicht bezahlen. Den Kuppel-Pelz nach den Flitterwochen einfordern — eine solche Dummheit hätte ich keinem Pariser zugetraut; die eigentlichen Proceßverhandlungen haben noch nicht angefangen; die Sache muß hübsch werden. Dem guten Don Pedro geht es sehr schlecht in Oporto, er rückt nicht vor und ist wie fest genagelt. Das ist der böse Zauber des Juste-Milieu, den sein Freund und Beschützer Louis Philipp über ihn ausgesprochen. Dieser hat ihm gesagt: lassen Sie sich mich zur Warnung dienen; besser keine Krone als eine aus den Händen des Volkes; lieber gar nicht regieren als mit einer Constitution; bleiben

Sie nur ruhig stehen, gehen Sie weder rechts noch links, halten Sie sich gerade und die Krone wird Ihnen schon einmal auf den Kopf fallen. Das hat sich Don Pedro gemerkt und er war so ehrlich, den constitutionellen Portugiesen nicht einmal etwas zu versprechen, außer, daß er sie wahrscheinlich nicht werde hängen lassen, wenn er wieder zur Regierung käme. Diesen aber genügt die Galgenfreiheit nicht und sie leisten ihm darum in seinem Kampfe keinen Beistand. Louis Philipp wird ihm auch gesagt haben, er solle die heilige Allianz nicht ärgern und sich darum nicht anstellen, als wäre ihm an dem Glücke seines Volkes gelegen, sondern aufrichtig gestehen, es liege ihm blos an seiner Herrschaft, und dann würde sie nichts gegen ihn haben. So ist er auf seine Lohnsoldaten beschränkt, und wie will er mit diesen gegen ein von Glaubenswuth fanatisirtes Volk, gegen seinen von den mächtigsten Fürsten der Welt gut berathenen, gut unterstützten Nebenbuhler kämpfen?

Die Komödie, die jetzt in Spanien gespielt wird, ist auch merkwürdig. Ich nenne es Komödie, weil ich mich heute nicht ärgern will, denn es ist Mittwoch, ich erwarte Ihren Brief, und nichts soll meine Freude stören. Aber an jedem der fünf andern Tage der Woche hätte ich der Sache einen andern Namen gegeben. Es empört mich viel stärker, wenn Fürsten ihre Unterthanen wie Kinder behandeln, und sie mit Mährchen amüsiren und sie mit groben Lügen täuschen, als wenn sie sie wie Männer und Sklaven züchtigen. Die spanische Königin hat ein Töchterchen, dem sie eine Krone verschaffen möchte. Aber ihrem Wunsche steht eine mächtige Partei entgegen, und um diese Partei zu bekämpfen, wirft sie sich in die Arme der Liberalen und verspricht ihnen Freiheit, daß es eine Lust ist. Hat sie einmal ihren Zweck erreicht, oder ein anderes Mittel gefunden, ihren Zweck zu erreichen, wird sie die constitutionellen Spanier, die so thöricht waren ihr zu trauen und in ihre Falle zu gehen, eben so behandeln wie es Ferdinand gethan. Aber trotz der Maske, trotz der feinen List, in welcher alle Fürsten so geübt sind, bricht in den Reden und Handlungen der Königin Christine die angeborne Natur oft komisch genug vor. Ein Fürst, der von Freiheit spricht, macht dann ein Gesicht wie Robespierre — von dem einst Mirabeau sagte: er sieht aus wie eine Katze, die

Essig getrunken hat. Neulich machte die Königin eine Proclamation an die Spanier bekannt, voll Honigworte, voll Freiheit, voll Glück, voll Ruhm, voll Versöhnlichkeit, kurz, voll Glaube, Liebe und Hoffnung — wie der Hofrath Rousseau in der Postzeitung am ersten Januar wahrscheinlich singen wird. Plötzlich wendete sie sich an die verstockten Gegner ihrer himmlischen Absichten, kratzt sie und spricht wie folgt: „Wer meinen mütterlichen Ermahnungen nicht Gehör gibt, auf den wird das Beil niederfallen, das „schon über seinem Kopfe hängt." Schöne, gute, liebe Mama! Die in Frankreich sich aufhaltenden Spanier, die nach erhaltener Bewilligung jetzt zurückkehren, müssen an der Grenze, angeblich wegen der Cholera, dreißig Tage Quarantaine halten. Nun kann das Lazareth nur sechzig Personen fassen, und man hat berechnet, daß es drei Jahre dauern werde, bis alle Spanier in ihr Vaterland kommen. Drei Jahre! Das ist ein Glück für wenigstens zwei Drittheile dieser Unglücklichen, die noch nach zwei Jahren Zeit haben umzukehren und sich so vom Henkertode zu retten. Euer Journal de Francfort neulich eiferte mit edlem Unmuthe gegen die Reformen, welche die Königin von Spanien und der türkische Kaiser in ihren Staaten vornehmen wollten, obzwar ihre Völker solchen Reformen entgegen sind. Welche schöne Theilnahme, welche Zärtlichkeit für das Glück und die Wünsche der Völker! Was hat denn die hohe Bundesversammlung auf einmal so weich gemacht? Ist etwa Rothschilds Koch krank geworden? Wie konnte aber ..... daß ich ein Narr wäre — da ist Ihr Brief.

— Fragen Sie mich doch einmal, was die Doctrinairs eigentlich bedeuten. Ich weiß es selbst nicht recht, möchte mich darnach erkundigen und Ihnen davon schreiben.

— Der **** ist nicht ohne Geist und Witz, aber er schreibt etwas rauh. Er ist ein arger Hypochondrist und seine Satyre hat etwas Menschenfeindliches, das sie sauer macht.

— Ja wohl, ich habe es damals schon von mehreren Vornehmen gehört, daß ihnen meine Postschnecke sehr gefallen. Die erschien ihnen als eine Oase in meinen wüsten Schriften. Es war, weil ich mich darin über einen Demagogen und seinen langen Bart und über die Turnkunst lustig gemacht. Welche Menschen!

Ein und neunzigster Brief.

Paris, Donnerstag, den 20. December 1832.

Gestern kam Victor Hugo's Klage gegen den Minister bei dem Gerichte vor. Das Handelsgericht, dem die Sache zufiel, hat im Börsengebäude seinen Sitz, und da es gerade die Stunde war, in der ich dort täglich vorbeigehe, bekam ich Lust die Verhandlungen mit anzuhören. Als ich die Treppe hinaufging — mir pochte, wie immer, das Herz vor Zorn und Scham. Es ist eines der herrlichsten Gebäude der Welt; das Alterthum kannte kaum ein schöneres; unter diesem Säulendache sollte Phidias Jupiter thronen und strahlen und seine Menschenkinder mit hohem Stolz erfüllen auf solch einen Vater! Aber drinnen sitzt Merkur in einem gepolsterten Lehnstuhle, mit gekrümmtem Rücken, den Geldbeutel in der Hand und klingelt; Merkur, der alte Wucherer, der Phönizier, der Jude, der Mäkler, der Betrüger, der mit falschen Renten würfelt; Merkur, der Schelm, der Meineidige, der Gott der Kaufleute und der Diebe, der am Tage seiner Geburt sich aus der Wiege schlich, hinauskroch auf das Landgut seines Stiefbruders Apollo, ihm die schönsten Ochsen stahl und dann, entdeckt, bei dem Haupte seines Vaters schwur, er wisse von gar nichts; Merkur, Feind des Schönen, der Liebesläugner, der schon als Kind den holden Amor durchgeprügelt und seiner Mutter, die ihn auf den Schooß genommen, ihren Gürtel stahl .... Also da ich die Treppe hinaufging kam eine junge, schöne, blasse Frau, an dem Arme eines Herrn, die Treppe herunter, und ich hörte, wie sie einem ihr begegnenden Bekannten sagte: on étouffe! Ich kehrte wieder um. Mein Leben daran zu setzen, um einen halben Tag früher zu erfahren, ob Victor Hugo's König sich ferner amüsiren werde oder nicht, schien mir Verschwendung. Abends bei Tische sprach ich Einen, der dabei war und es ausgehalten. Es war ein junger Mensch von achtzehn Jahren mit überflüssigem rothem Blute, dem etwas zu ersticken eher gesund als schädlich war. Es soll fürchterlich gewesen sein. Ueber dem Lärm, dem Gedränge, dem Angstgeschrei: hinaus, Fenster auf, wir ersticken! konnte man kein Wort von den Verhandlungen hören. Einer hat seine Hand verloren, die ihm zwischen Thüre und Angel

zerquetscht wurde. Der Angstruf: Fenster auf, wir ersticken! wurde immer stärker und allgemeiner. Der Präsident erklärte, er könne die Fenster nicht öffnen lassen; man höre schon jetzt wenig, bei offenen Fenstern würde man gar nichts hören. Da rief Einer: Herr Präsident, ich rufe Sie zum Zeugen auf, daß ich ersticke! Endlich wurden die Fenster geöffnet, man trieb den überflüssigen Theil des Publikums zum Saale hinaus, und die Verhandlungen wurden ruhiger fortgesetzt. Aus dem, was ich davon in der Gazette des Tribunaux gelesen, will ich Ihnen Einiges mittheilen. Dieses Blatt wird von Advokaten des Juste-Milieu redigirt. Nun kann man ihnen zwar nicht vorwerfen, daß sie die gerichtlichen Verhandlungen mit Parteilichkeit darstellen; keineswegs. Ihre Nemesis legt in beide Wagschalen gleiches Gewicht. Sie hält aber die Wage nicht mit der Hand, sondern sie hängt ihr von der Nasenspitze herab, als der rechten Mitte zwischen rechter und linker Hand, welches zur Folge hat, daß, so oft Nemesis die Nase rümpft, die Wage etwas schwankt. Doch werde ich das schon in Abzug bringen.

Es war ein Rechtsstreit zwischen der romantischen und der classischen Schule, es war wörtlich nichts anderes als das, wie wir später aus Victor Hugo's Rede sehen werden — und diesen Streit sollte ein Handelsgericht entscheiden! Ist das nicht merkwürdig? Die Anhänger der romantischen Schule hatten sich in großer Menge frühzeitig im Saale eingefunden und sollen sich sehr unanständig und ungebührlich betragen haben. Als ihr König und Feldherr Victor Hugo eintrat, wurde er von seinem treuen Heere mit rauschendem Beifallklatschen empfangen; aber es schien, daß ihn diese kleine Huldigung mehr in Verlegenheit gesetzt als geschmeichelt habe. Odillon-Barrot, der Advokat des Klägers, nahm das Wort. „Die Berühmtheit meines Clienten überhebt mich der Pflicht, Sie „mit ihm bekannt zu machen. Seine Sendung, die ihm von seinem „Talente, seinem Genie angewiesen, war, unsere Literatur zur „Wahrheit zurückzuführen; nicht zu jener Wahrheit, die nur ein „Werk zur Uebereinkunft ist, zu einer gemachten Wahrheit, sondern „zu der Wahrheit, die aus der Tiefe unserer Natur, unserer Sitten und Gewohnheiten geschöpft wird. Diese Sendung, er hat

„sie mit Muth übernommen, mit Ausdauer und Talent durchgeführt." Nun bitte ich Sie, was das für Menschen sind! Da ist Victor Hugo, der Fürst der Romantiker, der sein Land und Volk vertheidigt; da ist Odillon-Barrot, der erste Advokat Frankreichs, der ihm beisteht, und Beide wissen nicht einmal, worin das Wesen der Romantik, worin ihr gutes Recht besteht. Es besteht nicht in der Wahrheit, wie sie sagen, sondern in der Freiheit. Freiheit und Wahrheit sind aber zwei ganz verschiedene Dinge . . . Diese goldenen Worte, die ich da aussprach, werden dem Herrn v. * * * sehr gut gefallen, und er wird sie rühmen wie meine Postschnecke und meinen Freunden sagen, da hätte ich wieder einmal sehr schön geschrieben und sie sollten mich aufmuntern, auf diesem guten Wege zu bleiben. —

Odillon-Barrot forderte für seinen Clienten, daß die Komödie Française entweder Le roi s'amuse aufführe, oder dem Dichter eine Entschädigung von 25,000 Franken zahle. Dann geht er zur Rechtsfrage über. Wir wollen uns aber damit nicht aufhalten, uns kümmert blos der kleine, liebe, gute Skandal. Nachdem er gezeigt, daß kein Gesetz vorhanden wäre, das einem Minister das Recht gäbe, die Aufführung eines Stückes zu verhindern, setzt er hinzu: und gäbe es auch ein solches Recht, so gehört es nicht zu den Amtsbefugnissen des Ministers der öffentlichen Arbeiten, und Herr von Argout, indem er es in Anwendung brachte, hat sich also eine Gewalt angemaßt, die ihm nicht gebührt. — „Aber in der That, der „Herr Minister des Handels greift sehr um sich; er hat sich die „Verwaltung der Nationalgarde genommen; die Präfecturen sind „ihm untergeordnet, und jetzt maßt er sich noch die Direction der „Theater an, die durch ein Gesetz der hohen Staatspolizei vorbehalten wurde. Wenn das so ist, was wird denn dem armen Minister des Innern noch übrig bleiben?" Großer Beifall und allgemeines Gelächter. Es ist nämlich zu wissen, daß unser guter Monarch Louis Philipp von den republikanischen Institutionen, die ihn umgaben, sich so geängstigt fühlte, daß er beschloß, sich gleich Napoleon einen Polizei-Minister zu geben, der auf diese republikanischen Institutionen Acht haben sollte. Aber es war noch um einige Monate zu frühe. Die Berry war noch nicht gefangen, Antwerpen

noch nicht eingenommen und die Adresse der Kammer noch nicht erlangt. Darum begnügte er sich einstweilen, Thiers insgeheim zum Polizei-Minister zu ernennen und ihm öffentlich den Titel eines Ministers des Innern beizulegen. Alle Geschäfte aber, die sonst dem Minister des Innern oblagen, wurden ihm entzogen und dem Minister des Handels zuertheilt, und Thiers behielt nur die Polizei und einige Aemter, die mit ihr verwandt sind.

Jetzt nahm Victor Hugo das Wort und sprach wie ein Poet und zwar wie ein romantischer Poet. Ein Dutzend solcher Reden vor einem deutschen Handelsgerichte gehalten, würden es verlernen machen, welch' ein Unterschied zwischen einer Schuldverschreibung und einem Wechsel sei. Es war ein Corpus Juris oder eine Frankfurter Stadtreformation in Almanachsformat gedruckt und in Seide eingebunden. Er sagte, er hielte es für seine Pflicht, die kecke und strafbare Handlung, welche in seiner Person die Rechte Aller gekränkt, ohne streng und feierlichen Widerspruch nicht vorübergehen zu lassen. Diese Sache sei keine gewöhnliche, nicht eine bloße Handelsangelegenheit, eine persönliche. „Nein, meine Herren, es ist mehr „als das, es ist der Proceß eines Bürgers gegen die Regierung." . . . . „Ich hoffe, Sie werden, was ich Ihnen zu sagen habe, mit „Theilnahme anhören, Sie werden durch Ihren Richterspruch die „Regierung belehren, daß sie auf bösem Wege ist und daß sie Un„recht hat, die Kunst und die Wissenschaft mit solcher Ungeschliffen„heit zu behandeln; Sie werden mir mein Recht und mein Eigen„thum wieder geben: Sie werden die Polizei und die Censur, die „nächtlicher Weise zu mir gekommen sind und, nach Erbrechung der „Charte, mir meine Freiheit und mein Geld gestohlen, auf der „Stirne brandmarken." Eine Polizei und eine Censur brandmarken — es ist doch gar zu schauderhaft! — „Die Bewegungsgründe, „welche die Gesellen der Polizei einige Tage lang gemurmelt haben, „um das Verbot dieses Stückes zu erklären, sind dreierlei Art: es „ist der moralische Grund, der politische Grund und, es muß ge„sagt werden, so lächerlich es auch ist, der literarische Grund. „Virgil erzählt, daß zu den Blitzen, welche Vulkan für Jupiter ver„fertigt, drei verschiedene Stoffe genommen wurden. Der kleine „ministerielle Blitz, welcher mein Drama getroffen, und den die

„Censur für die Polizei geschmiedet hatte, ist aus drei schlechten „Gründen zusammengedreht, gemengt und gemischt.“ Der Dichter untersucht nun diese drei Gründe. Ueber den Vorwurf der Unmoralität bemerkt er: „Alle vorgefaßten Meinungen, welche gegen „die Moralität meines Werkes zu verbreiten der Polizei auf einen „Augenblick gelungen war, sind in dieser Stunde, wo ich da spreche, „verschwunden. Drei tausend Exemplare des Buches in der Stadt „verbreitet, als so viele Advokaten, haben meinen Proceß geführt „und gewonnen.“ Betreffend den politischen Grund des Verbots beruft sich Victor Hugo auf die Vorrede seines Drama's, und führt die dort befindliche Stelle an, die ich Ihnen früher mitgetheilt. Nach dieser Anführung bemerkt er: „Diese Schonung, zu welcher „ich mich verbindlich gemacht, ich werde sie halten. Die hohen Personen, welchen daran liegt, daß dieser Streit würdig und anständig bleibe, haben nichts von mir zu fürchten; ich bin ohne „Groll und ohne Haß. Nur daß die Polizei einem meiner Verse „einen Sinn gegeben, denn er nicht hatte, das erkläre ich, ist unverschämt und gleich unverschämt gegen den König wie gegen den „Dichter. Die Polizei wisse es ein für alle Male, daß ich keine „Stücke mit Anspielungen mache. Sie lasse sich das gesagt sein.“

„Nach dem moralischen und dem politischen Grunde kommt der „literarische. Daß eine Regierung aus literarischen Bewegungsgründen ein Stück verbietet, das ist seltsam, aber es ist wirklich „so. Erinnern Sie sich, wenn es sich ja der Mühe lohnte, sich einer „solchen Sache zu erinnern, daß im Jahr 1829, als die ersten sogenannten romantischen Werke auf dem Theater erschienen, zur Zeit wo die französische Komödie Marion de Lorme annahm, eine von sieben Personen unterzeichnete Bittschrift dem Könige Carl X. überreicht wurde, worin man verlangte, daß das Theatre Français ohne Weiteres, und von wegen des Königs, allen Werken, die man die neue Schule nannte, verschlossen werden möge. Carl X. lachte und antwortete mit Geist, daß in literarischen Angelegenheiten er, wie wir alle, nur seinen Platz im Parterre habe. Die Bittschrift starb an ihrer Lächerlichkeit. Nun wohl, meine Herren, heute sind mehrere von den Unterzeichnern jener Bittschrift Deputirte, einflußreiche Deputirte der Majorität, die

„Theil an der Macht haben und über das Budget stimmen. Um was „sie 1829 ängstlich baten, das haben sie, mächtig wie sie sind, 1832 „thun können. Das öffentliche Gerücht erzählt wirklich, daß sie es „waren, die den Tag nach der ersten Aufführung in der Deputirtenkammer den Minister angegangen und von ihm erlangt „haben, daß unter allen möglichen und moralischen und politischen „Vorwänden Le roi s'amuse unterdrückt werden solle. Der Minister, „ein schlichter, unschuldiger, gutmüthiger Mensch, ging in die Falle. „Es ist merkwürdig! Die Regierung leihet 1832 der Akademie ihre „bewaffnete Macht! Aristoteles ein Staats-Grundgesetz geworden! „Deputirte, welche Carl X. abgesetzt haben, arbeiten in einem „Winkel an der Restauration Boileau's! Wie armselig!"

Jetzt erinnert sich Victor Hugo, daß er der Regierung gedroht ihr Feind zu werden, und fängt gleich an zu zeigen, daß es ihm mit der Drohung Ernst gewesen. „Doch verhehle ich mir es „nicht, daß die Zeit, in der wir sind, nicht mehr jenen letzten Jahren „der Restauration gleicht, wo der Widerstand gegen die Anmaßungen „der Regierung so gepriesen, so aufgemuntert, so volksthümlich „war. Die Ideen von Ruhe und Macht genießen in diesem Augenblick größere Gunst, als die von Fortschreiten und Freiheit. Es „ist das eine natürliche Rückwirkung der Revolution von 1830, wo „wir alle unsere Freiheiten im Sturmschritte zum zweitenmal genommen haben. Aber diese Rückwirkung wird nicht lange dauern. „Unsere Minister werden sich eines Tags über das unversöhnliche „Gedächtniß erstaunen, mit welchem selbst diejenigen Menschen, „die jetzt ihre Majorität bilden, ihnen alle die Ungerechtigkeiten zurückrufen werden, die man heute so schnell zu vergessen sich den „Anschein gibt . . . Ich muß es hier sagen, ich habe starke Gründe „zu glauben, daß die Regierung diesen Schlaf des öffentlichen „Geistes benutzen wird, um die Censur in aller Form einzuführen, „und daß meine Sache nur ein Vorspiel, eine Vorbereitung, eine „Bahn zur allgemeinen Achtserklärung aller Theater-Freiheiten ist. „Indem sie kein Repressiv-Gesetz gab, indem sie geflissentlich seit „zwei Jahren die Ausschweifungen der Bühne alle Dämme überschreiten ließ, glaubte die Regierung in der Meinung aller gesitteten Menschen, welche jene Ausschweifungen empören mußten,

„ein günstiges Vorurtheil für die dramatische Censur geschaffen zu „haben. Meine Meinung ist, daß sie sich betrügt, und daß in Frankreich die Censur nur eine verhaßte Gesetzwidrigkeit bleiben wird."

„Und bemerken Sie, daß in dieser Reihe willkürlicher Handlungen, die seit einiger Zeit auf einander folgen, die Regierung „aller Größe, aller Offenheit, alles Muthes ermangelt. Dieses „schöne, obzwar noch unvollendete Gebäude, welches die Juli-„Revolution entworfen hat, die Regierung untergräbt es langsam, „unter der Erde leise, auf krummen Schleichwegen. Sie faßt uns „verrätherisch von hinten, in einem Augenblicke, wo wir uns dessen „nicht versehen. Sie wagt mein Stück vor der Aufführung nicht „zu censiren, sie legt den andern Tag die Hand darauf. Sie macht „uns unsere wesentlichen Freiheiten streitig; sie chikanirt uns in „unsern besterworbenen Gerechtsamen; sie setzt das Gerüste ihrer „Willkür auf einen Haufen alter, wurmstichiger, abgekommener Gesetze; sie stellt sich, uns unsere Freiheiten zu rauben, in einem „Hinterhalte, in den Spessart kaiserlicher Decrete, durch welchen „die Freiheit nie kommt, ohne ausgeplündert zu werden." (Victor Hugo sagte: Forêt de Bondi; aber ich habe Spessart daraus gemacht, denn ich bin ein guter Patriot. Ich schreibe vaterländische Briefe wie Herr von Gagern in der Allgemeinen Zeitung, und bei mir hat Alles eine deutsche Tendenz.)

„Ich sage, unsere Regierung nimmt uns stückweise alle die „Rechte und Freiheiten, die wir in den vierzig Jahren unserer Revolution erworben haben. Ich sage, es kommt der Rechtlichkeit der „Gerichtshöfe zu, sie auf diesem Wege, der so verderblich für sie „selbst als für uns ist, einzuhalten .... Bonaparte, als er Consul „und Kaiser wurde, wollte auch den Despotismus; aber er machte „es anders. Geradezu und mit einem Schritte trat er hinein. Er „gebrauchte keine jener erbärmlichen, kleinlichen Pfiffe, mit welchen „man uns heute, eine nach der andern, alle unsere Freiheiten aus „der Tasche spielt, die alten wie die neuen, die von 1830 wie die „von 1789. Napoleon war kein Duckmäuser und kein Heuchler. Napoleon stahl uns nicht im Schlafe unsere Rechte eines nach dem „andern, wie man es jetzt thut. Napoleon nahm Alles auf einmal,

„mit einem einzigen Griffe, und mit einer einzigen Hand. Der „Löwe hat nicht die Art des Fuchses.“

„Damals, meine Herren, war es groß! Reich, Regierung, „Verwaltung. — Ganz gewiß war es eine Zeit unerträglicher „Tyrannei; aber erinnern wir uns, daß wir unsere Freiheit in „Ruhm reichlich bezahlt erhielten. Das Frankreich von damals hatte, „wie Rom unter Cäsar, eine zugleich unterwürfige und stolze „Stellung. Es war nicht das Frankreich, wie wir es wollen, das „freie sich selbst beherrschende Frankreich; es war Frankreich, Sclave „eines Mannes und Gebieter der Welt.“

„Damals, das ist wahr, nahm man uns die Freiheit; aber „man gab uns ein erhabenes Schauspiel dafür. Man sagte: an „diesem Tage, zu dieser Stunde werden wir in diese Hauptstadt „hineingehen; und am bestimmten Tage, zur bestimmten Stunde „zog man dort ein. Man entthronte eine Königsfamilie mit einem „Decrete des Moniteurs. Man ließ sich alle Arten Könige in seinem „Vorzimmer herumtreiben. Hatte man den Einfall, eine Säule auf„zurichten, ließ man vom Kaiser von Oesterreich das Metall dazu „liefern. Man regelte, ich gestehe es, etwas eigenmächtig die Ver„hältnisse der französischen Schauspieler; aber die Verordnung war „von Moskow datirt. Man nahm uns alle unsere Freiheiten, sage „ich; man hatte ein Censur-Büreau, man zerstampfte unsere Bücher, „man strich unsere Stücke von dem Anschlagezettel! aber auf alle „unsere Klagen konnte man uns mit einem einzigen Worte prächtige „Antworten geben, man konnte uns antworten: Marengo! Jena! Austerlitz!“

„Damals, ich wiederhole es, war es groß; heute ist es klein. „Wie damals gehen wir der Willkür entgegen, aber wir sind keine „Kolossen mehr. Unsere Regierung ist keine solche, die uns über den „Verlust unserer Freiheit zu trösten versteht. Betrifft es die Kunst „— wir entstellen die Tuilerien; betrifft es den Ruhm — wir lassen „Polen untergehen. Doch hindert das unsere kleinen Staatsmänner „nicht, die Freiheit zu behandeln, als wenn sie wie Despoten gewach„sen wären; Frankreich unter ihre Füße zu stellen, als hätten sie „Schultern die Welt zu tragen. Wenn das noch wenige Zeit so „fortgeht, wenn die vorgeschlagenen Gesetze angenommen werden,

„wird der Raub aller unserer Freiheiten vollendet werden. Heute „läßt man mir von einem Censor die Freiheit des Dichters nehmen, „morgen wird man mir durch Gensdarmen die Freiheit des Bür= „gers nehmen lassen. Heute verbannt man mich vom Theater, mor= „gen wird man mich aus dem Lande verbannen. Heute knebelt „man mich, morgen wird man mich deportiren; heute der Bela= „gerungs=Zustand in der Literatur, morgen in der Stadt. Von „Freiheit, Garantien, Charte, öffentlichem Rechte kein Wort mehr; „nichts da. Wenn nicht die Regierung, von ihrem eigenen Interesse „besser berathen, auf diesem Abhange einhält, während es noch „Zeit ist, werden wir sehr bald allen Despotismus von 1807 haben, „und ohne den Ruhm. Wir werden das Kaiserreich haben ohne „Kaiser."

„Noch zwei Worte, meine Herren, und möchten sie Ihnen, „wenn Sie berathschlagen, gegenwärtig sein. In diesem Jahrhun= „derte gab es nur einen großen Menschen, Napoleon, und eine „große Sache, die Freiheit. Wir haben den großen Menschen nicht „mehr, suchen wir wenigstens die große Sache zu behalten!"

Sprach's! wie Voß im Homer zu sagen pflegt. Das Urtheil wird erst in vierzehn Tagen gesprochen ... Da fällt mir ein, daß ich Etwas vergessen, das schön ist. Das Gesetz, aus welchem der Minister sein Recht, ein Stück zu verbieten, herleitet, stammt aus der Schreckenszeit der Republik und wurde im Jahre 1793 gegeben. Darin heißt es wörtlich: Die Theater sollten wöchentlich dreimal Brutus, Wilhelm Tell, Timoleon und überhaupt nur republikanische Stücke aufführen, aber jedes Drama von der Bühne entfernt halten, das geeignet ist, den öffentlichen Geist zu verderben und den schmählichen Aberglauben des Königthums wieder aufzuwecken. Wozu sich doch der Teufel nicht alle brauchen läßt — sogar zum Engel! Merkwürdig!

Zwei und neunzigster Brief.

Paris, Montag, den 24. December 1832.

— — — Heute Nachmittag verkündete der Donner der Kanonen die Uebergabe von Antwerpen. Ich sage: der Donner, weil

das so üblich ist; gehört habe ich nichts davon. Auf der Straße wurde der Sieg für zwei Sous ausgerufen; aber ich kaufte ihn nicht, sondern ging nach Hause, um mit Ihnen zu überlegen, ob die Einnahme von Antwerpen zwei Sous werth sei. Wer weiß! Was mag der König Philipp froh sein, daß der Theater-Vorhang endlich gefallen ist, was mag er Furcht vor seinem eigenen Muthe gehabt haben! Welche artigen, höflichen Briefe mag er heute an alle Tyrannen Europa's geschrieben und sie um Verzeihung gebeten haben für die sehr große Freiheit, die er sich genommen, eine Citadelle zu erobern! Das war wieder ein ächt monarchischer Krieg, eine Schachpartie, wo sich Bauern für den König schlugen. Zu vertheidigen war Antwerpen gar nicht, nicht mit aller Tapferkeit; der König von Holland wollte seine Ehre retten. Die Ehre eines Königs erhält sich nur im Blute — das ist bekannt. Es ist mir, als wenn ich dabei wäre: der Marschall Gerard wird den General Chassé zu Tische bitten und da werden sie sich wechselseitig die artigsten, schönsten Dinge von der Welt sagen; dem Einen für seine heldenmüthige Vertheidigung, dem Andern für seinen heldenmüthigen Angriff. Es wird viel gelacht und Champagner getrunken, und vor der Thüre spielt die Regimentsmusik. Unterdessen jammern die holländischen und französischen Verwundeten in den Spitälern, unterdessen jammern ihre Mütter, Weiber und Bräute. Der Herzog von Orleans zieht triumphirend in Paris ein, Marschall Gerard wird belohnt, und die Gebliebenen bekommen den Orden des heiligen Grabes. Warum? Lesen Sie in den Spaziergängen eines Wiener Poeten das herrliche Gedicht: Warum? „Von dem possirlich kleinen Männlein, das sich auf „der Sprache garbenreichem, unermessenem Ernte-„feld ein einziges goldnes Körnlein liebend auser-„wählt, das Männerwort: Warum?“ Ich bin selbst solch' ein possirlich kleines Männlein: wenn man mir den Kopf herunterschlüge, er murmelte immer fort: warum? — Doch wer weiß! die heilige Allianz hat den französischen Löwen wieder einmal brüllen hören, und ist er auch noch in ihrem Käfig, so erinnert sie das doch, daß es ein Löwe sei und keine Katze. Vielleicht erschrickt sie darüber, vielleicht bekommt sie größere Furcht vor Frankreich als vor Ham-

bach und fängt Krieg an, und dann ist uns geholfen. Ich bin so hoffnungslos, daß alles mir Hoffnung gibt. Ich habe manchmal Mitleid mit mir selber und komme mir vor wie jener schwedische Soldat, der das Rauchen so leidenschaftlich liebte, daß, als ihm einst im Kriege der Tabak mangelte, er an einem angezündeten Strohhalm dampfte. Ein bischen Strohrauch wird mir zur Wolke, jede Wolke zum Himmel, und von jedem Himmel hole ich die Freiheit herab. Und welche Freiheit! Es ist so wenig, was ich fordere. Ich verlange nichts als Hosen, für mich und meine deutschen Kameraden, und daß uns nicht jedes alte Weib von Regierung soll immerfort dutzen dürfen. Mein einziger Ehrgeiz ist, Deutschlands Oedip zu werden, der es von der Augsburger Sphinx befreit, die mich noch zu Tode ärgert. Sie ist schuld an meinen Zahnschmerzen. Täglich bringt der Berliner Correspondent eine diplomatische Nuß zum Aufknacken; ich nehme sie in den Mund, beiße zu mit allen Kräften der Zähne — und die Nuß ist hohl, zerbricht wie Eierschalen, meine Zähne knirschen unvermuthet aufeinander und meine erschrockenen Nerven zittern von den Zehen bis zu den Haaren. Und das muß man sich gefallen lassen, muß schweigend zusehen, wie dieser Berliner Affe die Zunge gegen die französische Regierung und das deutsche Volk herausstreckt, und darf ihm nicht auf das Maul schlagen!

Drei und neunzigster Brief.

Paris, Sonntag, den 30. December 1832.

Louis Philipp, der gute Friedensrichter, hat seine Gerichtsdiener, nachdem sie jetzt den König von Holland ausgepfändet, gleich wieder aus Belgien zurückgerufen. Ich fange an zu glauben, der Mann ist ein Philister. Es wäre merkwürdig! Ist er kein Bösewicht, oder ist er nicht wahnsinnig, ist er ein Philister. Seine königlichen Vorfahren, durch viele Jahrhunderte, waren der Reihe nach einige groß, die meisten klein; manchmal gut, öfter schlecht; viele leer, die meisten unmäßig. Aber so glatt gestrichen, wie ein Scheffel Hafer, gleich diesem Louis Philipp, war noch kein französischer

König. Die Andern hatten ihre Leidenschaften, sie hatten ihre Krankheiten; aber diese Leidenschaft der Ruhe, dieses Ordnungsfieber hatte keiner von ihnen. O Gott! mußte ich das noch erleben, daß die Könige Hofräthe werden! Und seine Tintenlecker, seine besoldeten Redner und Zeitungsschreiber, was sie ihm Hymnen singen! So wurde nicht Achilles und Hektor, nicht Alexander, nicht Cäsar, nicht Napoleon besungen. Sie sagen: vor Antwerpen sei ein Krieg geführt worden, wie noch keiner. Die Franzosen hätten nicht für die Freiheit gekämpft, wie unter der Republik, nicht für den Ruhm, wie unter Napoleon, sondern für die Gesetze hätten sie gekämpft, es sei ein legaler Heroismus gewesen. Für die Gesetze wären Frankreichs Heldensöhne drei Wochen lang zwei Fuß tief im Wasser gestanden und hätten sich beregnen und niederschmettern lassen, und hätten dabei ihren fröhlichen Muth behalten; nicht aber die Marseillaise gesungen, wie die revolutionären Blätter gelogen, sondern die guten Kinder hätten gerufen: vive le roi, vive la loi! . . . Und darum jene drei heißen Julitage, und darum kam uns die Sonne um drei Erdfernen näher, um zwei armselige Könige, einen Regenten und einen Herzog auszubrüten! Einen Braunschweiger Herzog, der kürzlich auf jeden falschen Zahn seiner Unterthanen eine Abgabe von zwei Thaler gelegt hat, vierundsechzig Thaler für einen ganz falschen Mund! (Wenn dieser gute Herzog viele Beamten und Höflinge hat, muß er ein reicher Fürst werden.) Und darum dieses dreitägige Fest, welches die Götter selbst mit ihrer Gegenwart beehrten, um den Namenswechsel einiger Tyrannen zu feiern! Und darum verschleuderte Jupiter in drei Tagen alle seine Blitze, um ein frommer Jurist zu werden und Götter und Menschen ferner durch Conferenzen und Protokolle zu beherrschen! Was ist da zu machen? Ich will mir einen Haarbeutel anhängen und mich von dem Fürsten von Sigmaringen zum Legationsrath ernennen lassen.

Ein deutscher Esel in London hat in einem englischen Journale von meinen Briefen gesprochen; ein deutscher Esel in Leipzig hat das im literarischen Conversationsblatt übersetzt und ein deutscher Esel in Paris hat mir den Artikel zu lesen gegeben und darauf geschworen, ein Engländer habe das gemacht. Ein Engländer soll

gesagt haben: „Wir lieben eine vernünftige Preßfreiheit!“ Ein Engländer soll durch vier Seiten von Jude gesprochen und gesagt haben: ich sei „eingestandenermaßen“ ein Jude! *Eingestandenermaßen* — wie gefällt Ihnen das? Ein Engländer habe gesagt: das Ganze habe eine Satyre sein sollen auf das Reden und Treiben der Liberalen! Ein Engländer: ich sei ein kalter Mensch, ohne allen Enthusiasmus, und man höre es mir an, daß mir Alles gleich wäre, so oder so! Dieses Lumpengesindel ist nur zu Löschpapier zu gebrauchen; aber sie drucken ihr Bestes darauf und nennen es *gutes weißes Druckpapier*. Sie verstehen das nicht, Sie haben nicht den Witz davon; aber wüßten Sie, was das heißt: *gutes weißes Druckpapier*, das gäbe Ihnen ein lebhafteres Bild von unserm öffentlichen Leben. O das Vieh — *eingestandenermaßen!*

Vorigen Sommer unternahmen einige Deutsche in London ein freisinniges Blatt in deutscher Sprache. Als dort der österreichische und der preußische Gesandte das erfuhren, ließen sie von einem ihrer vertrauten Gesellen ein ähnliches Blatt ankündigen, das sie verschenkten oder wohlfeil weggaben, um das andere zu unterdrücken. Ihre Absicht gelang ihnen auch. Wenn man Patriotismus, Muth und Beharrlichkeit genug hätte, mich hier in Paris bei solch' einem wohlthätigen Unternehmen zu unterstützen, nicht dem ganzen diplomatischen Corps, den Nunzius an der Spitze, sollte es gelingen, mich niederzudrücken, zu schrecken oder zu bestechen. Aber . . . aber . . . . *gutes weißes Druckpapier!*

Montag, den 31. December.

Ein neues Journal auf das kommende Jahr, das heißt auf Morgen angekündigt. *L'Europe littéraire, Journal de la Littérature nationale et étrangère.* Das einzige Interessante bei der Sache ist, daß Heine die Redaction der deutschen Literatur übernommen, alles Uebrige, fürchte ich, ist Wind und wird zu Wasser werden wie jeder Wind. Die Natur mag es mir verzeihen, wenn ich ihr Unrecht thue, ich weiß wahrhaftig nicht gewiß, ob jeder Wind zu Wasser wird; aber es steht einmal da. Die Ankündigung des Journals liegt vor mir: Prospectus confi-

dentiel imprimé pour MM. les fondateurs et les redacteurs de l'Europe littéraire. Ich habe keine Geheimnisse vor Ihnen, und Sie sollen Alles erfahren.

„Pour nous faire l'écho fidèle des littératures et des arts de tous les peuples, et arriver ainsi à cette universalité qui sera le but constant de nos efforts, nous avons dû nouer d'immenses relations, non seulement avec les académies et les corps savants de nos provinces et des diverses capitales de l'Europe, qui représentent les centres d'autant de cercles partiels, mais encore nous mettre en rapport direct avec tous les comités littéraires et artistes du monde civilisé. Nous devons dire qu'en France, comme à l'étranger, tous les noms célèbres dans la littérature, la philosophie et les diverses branches de l'art, ont accueilli notre projet avec le même enthousiasme, et qu'ils ont promis de contribuer de leurs travaux et de leurs noms au succès de cette grande et utile entreprise.“ Das ist alles Wind! Was wenigstens die berühmten deutschen Literatoren betrifft, so ist nicht möglich, daß sie versprochen haben, an dem neuen Journale mitzuarbeiten, oder der Hofrath Rousseau in Frankfurt müßte ein Lügner sein, was auch nicht möglich ist. Dieser hat ja kürzlich erst bekannt gemacht, „daß die vorzüglichsten Schriftsteller Deutschlands“ sich verpflichtet hätten, in sein Frankfurter Conversations-Blatt zu schreiben; und um ein Journal, das der Hofrath Rousseau redigirt, interessant zu machen, das allein könnte schon alle Kraft und Zeit einiger Dutzend Voltaires beschäftigen. Was bliebe ihnen für Paris übrig? Also gelogen. Weil ich gerade von ihm spreche — neulich erzählte mir Jemand: in einem neuen Bande liri-liri-lirili-lyrischer Gedichte von Rousseau stehe auch eine Ode an den berühmten Pfeilschifter, worin diesem gesungen wird, er habe wie ein mächtiger Sturmwind alle Demagogen, gleich welken Blättern, vor sich hergetrieben. Wenn Sie mich lieb haben, wenn Sie mich erquicken wollen, schicken Sie mir das Gedicht.

Jetzt das Wasser. „La politique sera complètement exclue de l'Europe littéraire. Notre feuille, ainsi concentrée dans le domaine de l'art, restera toujours placée en dehors des passions du moment: elle formera, pour ainsi dire, un territoire

eutre, où pourroient demeurer et vivre en paix tous les partis et ›utes les opinions. Le premier avantage, qui résultera pour notre ›cueil de cette exclusion totale de la politique, c'est qu'il pourra ·anchir toutes les frontières, et trouver auprès de tous les gouver- emens la protection et l'appui nécessaires au succès universel u'il a l'ambition d'obtenir. Déjà des hauts patronages sont assurés l'Europe littéraire. Nous avons l'espoir de rencontrer partout ette même bienveillance qui ne manqua jamais aux publications ont l'art et le progrès furent le but unique et special". . . . Ich ıuß in der Mitte aufhören, um zu horchen; es ist zehn Minuten or Mitternacht.

Hoch! Hoch! Hoch!

Dienstag, den 1. Januar 1833.

Ich kehre zum französisch=europäisch=literarischen Winde zurück.)er Herausgeber des neuen Journals schrieb früher den Figaro mit iel Geist und Witz. Unter der Regierung Casimir Perriers zog er ch mit seinem Witze, seinem Gelde und seiner Tugend zurück und ing, wie man zu sagen pflegt, die Politik an den Nagel; das aben schon Viele gethan; es ist eine gefahrlose Inoculation des Galgens. Seitdem lebt er von seinen Renten. Die Moral eines Schriftstellers hat in Frankreich große Fortschritte gemacht. Der rgste Schelm, wenn er sein Gewerbe versteht, kann mit dem Code ıoral in der Hand sich vor die himmlischen Assisen stellen und Gott und seine Engel keck herausfordern, ihm den Paragraphen u nennen, den er übertreten. Ein deutscher Journalist verkauft ein Gewissen, ein französischer verkauft seine Actien. So kommt as Journal in andere Hände, und man braucht die eignen nicht u beschmutzen. Ein deutscher Journalist stellt sich an den Pranger, in französischer begnügt sich, ihn zu verdienen. Der Unternehmer er Europe littéraire, der die Gefahren der Tugend einmal ennen gelernt, meidet sie ängstlich und, um nicht zum zweitenmale n Versuchung zu kommen, seine Actien zu verkaufen, nahm er sich ieber vor, das neue Journal von aller Politik rein zu halten. Daher hat er auch hauts patronages gefunden, nämlich eine große Menge Aristokraten und Juste=Milianer, die das Unternehmen mit Geld unterstützen. Sie sind hier wie bei uns, es ist gar kein Un=

terschied. Sie glauben auch, es sei möglich, dem Geiste der Zei eine andere Richtung zu geben, und wenn man die Aesthetik gu bezahlt, werde die ungereimte Politik zu Grunde gehen. Sie sehen nicht ein, daß es ihnen an Verstand mangelt, sie glauben nur, es mangle ihnen an Geld. Sie begreifen nicht, daß es ihnen an Kop fehlt, sie meinen, es fehlen ihnen nur die Köpfe Anderer — zum Abschlagen. Käme ich morgen zu dem ersten Minister jedes Staates auf dem europäischen Festlande und brächte ihm tausend Millior Dukaten und einen ausführbaren Plan, hunderttausend unruhige Köpfe nach beliebiger Auswahl herunter zu schlagen — er bestellte mich auf übermorgen wieder und verspräche mir bis dahin die gute alte Zeit wieder herzustellen. Ich glaube, ihr Irren kommt daher, daß sie die Geschichte nicht kennen oder nicht verstanden haben; die Welt wurde immer von einer Idee beherrscht, und Völker wie ihre Regierungen mußten sich ihr unterwerfen. Zwischen einer und der andern Idee kam aber immer ein Jahrhundert des Stillstandes; da schlief die Menschheit. Diese Zeit des Schlafes benutzten die Machthaber, um die Völker zu unterjochen. Diese erwachten und da gab es Revolutionen — da war erst das Christenthum, dann die Völkerwanderung, dann kamen die Kreuzzüge, darauf die Rückkehr der Künste und Wissenschaften nach Europa, dann folgte die Reformation, endlich die Idee der Freiheit. Zwischen dem Frieden, der die Religionsstreitigkeiten endigte, und der französischen Revolution war ein Jahrhundert des Schlafes, und während dieser Zeit bildete sich das ministerielle Regieren aus, das früher gar nicht Statt fand. Die Menschheit erwachte endlich und ihr neues Tagewerk war die Idee der Freiheit, für die Machthaber die gefährlichste unter allen; denn die Freiheit ist eigentlich keine Idee, sondern nur die Möglichkeit, jede beliebige Idee zu fassen, zu verfolgen und festzuhalten. Man kann eine Idee durch eine andere verdrängen, nur die der Freiheit nicht. Wenn die Fürsten ihren Völkern sagen: Wir geben euch Friede, Ordnung, Religion, Kunst, Wissenschaft, Handel, Gewerbe, Reichthum für die Freiheit — antworteten die Völker: Freiheit ist das alle zugleich; wozu sie wechseln lassen, wozu uns mit der Scheidemünze unseres Glücks beschleppen? Es ist also da gar nichts zu machen und die Europe

ttéraire wird die Welt nicht ändern. Uebrigens erscheint sie ermal wöchentlich in groß Folio „sur papier grand-raisin vélin, tiné." Das würde man bei uns ein Prachtwerk nennen, ein utsches Nationalwerk. Davon würden nur 36 Exemplare abge- gen für unsere 36 Fürsten, die andern aber bekämen das Journal uf gutem weißem Druckpapier.

Heute Vormittag habe ich im magnetischen Schlafe die Post- itung von diesem Morgen gelesen. Auf der ersten Seite steht ein eujahrsgedicht, von Glaube, Liebe und Hoffnung. Glaube t Friedrich Wilhelm, Liebe ist Franz, und Hoffnung ist icolas. Habe ich recht gelesen? Später ward es mir etwas unkel und ich konnte nicht unterscheiden, ob „Jakob hatte sieben öhne" darin steht.

Mittwoch, den 2. Januar.

Sie sind klug. Sie geben mir auf Neujahr ein Trinkgeld nd ziehen mir es dann an meinem Lohne wieder ab. Warum abe ich heute keinen Brief von Ihnen? Ist das recht? Ist as schön?

Vier und neunzigster Brief.

Paris, Mittwoch, den 2. Januar 1833.

Ihr Päckchen wurde mir gestern gebracht: die Didaskalia, ie Xenien, der Tabak, das Büchlein von Goethe und der falsche iberalismus. Den letzteren habe ich jetzt zweimal. Es entgeht einer seinem Schicksale: ich und der Krug, wir waren bestimmt: r, von mir gelesen zu werden, ich, ihn zu lesen. Erst vor wenig Tagen kaufte ich ihn für dreißig Sous, weil man mir gesagt, daß ch darin stände. Ich las die Stelle, die mich betrifft, welche mich eine Neugierde leicht finden ließ, und dann wollte ich die Schrift on vorn lesen. Aber beim Aufschneiden der Blätter fand ich: Die Servilen wollen sehr viel, aber die Liberalen wollen lie- er Alles" — und das sei das Witzigste, was je aus einem eutschen Munde gekommen und könne sich mit dem besten fran-

zösischen Calembourg messen. Dann kam unter meinem Messer hervor: „Ebendeshalb.“ Da verlor ich die Geduld. Was soll ich mit so einer alten Köchin machen? Was kann ich mit einem Hofrathe anfangen, der „Ebendeshalb“ schreibt? Ebendeshalb warf ich das Buch in meinen Papierkorb. Da Sie mir es aber auch geschickt, erkenne ich darin den Finger Gottes. Ich werde es lesen und Ihnen dann meine Meinung darüber sagen. Dieser Krug ist Professor in Leipzig und hat nach der polnischen Revolution, weil er gegen die Polen geschrieben — ich weiß nicht, ob Prügel bekommen, oder Prügel verdient, oder Prügel gefürchtet. Aber eins von diesen drei Dingen hat sich ereignet. Er ist einer der breitesten Köpfe Deutschlands. Die schöne Welt hält ihn für einen großen Philosophen, weil er so langweilig ist, und die Philosophen halten ihn für einen schönen Geist, weil er so seicht ist. Ich aber halte ihn weder für das eine, noch für das andere, sondern für einen Lump. Er schreibt über Alles, was geschieht, ganz jämmerlich, und wenn ich die Geschichte wäre, wollte ich lieber gar keine Geschäfte machen, als solch einen Buchhalter haben. Er ist ein literarischer armer Teufel, der sich jeden Tag vor der Thüre des Welttheaters hinstellt und so oft ein Stück aus ist, die Hand aufhält und bettelt. Kurz, er ist ein Ebendeshalb und ein Hofrath.

Wozu Sie mir die fünf Blätter Didaskalia geschickt, begreife ich auch nicht recht. Ich glaube, Sie wollen mich ärgern. Da ist zuerst: Lionell und Arabella (Fortsetzung). „Arabella „schauderte bei diesen Worten in sich zusammen und drängte sich „näher an den Mann ihrer Liebe, als suche sie Schutz bei ihm vor „unsichtbarer Gefahr. Er schloß sie fest an sich, legte ihr nieder„gesunkenes Haupt an seine Brust und sprach feierlich: „Weib „meines Herzens!“ Weib meines Herzens! — um auch feierlich zu sprechen — was kommen Sie mir mit solchen Sachen? . . . Ferner: Predigt über einen Rosenstock (Schluß). „Wie viele „Küsse würde man z. B. um so manche meiner schönen Zuhörerin„nen finden?“ Davon verstehe ich nicht einmal die Grammatik . . . Weiter: Sitzung des Assisenhofs in Mainz (Schluß). „Am 29. März steckt er ein Messer in seine Hosentasche“ . . . Unterhaltungen auf dem Marktschiffe zwischen Frank-

urt und Mainz (Fortsetzung). „Hinter mir saß ein Mägdlein" ... Dresden, den 25. November. „Die erfreuliche Nachricht von der Vermälung unseres Mitregenten mit einer Prinzessin aus dem Hause Wittelsbach ist nun hier für Niemanden ein Geheimniß mehr. Es ist zu hoffen, daß diese neue Verbindung zwischen zwei bereits verschwägerten Familien auch segensreich für die beiden Länder wirken werde." Ich gratulire und hoffe auch. —

Bitte sehr um Verzeihung. Da finde ich endlich den Artikel, den Sie mit einem Kreuzchen bezeichnet, den „Aufruf an die Germanier" des Herrn von Hallberg. Sie hätten aber ein großes Kreuz davor setzen sollen. Danke für den guten Willen; doch ich habe den Artikel schon vor drei Wochen gelesen, ihn gerupft und gebraten wie eine Gans und ihn ganz allein verzehrt, ohne Sie zu Gaste zu bitten. Es thut mir leid, aber es ist nichts mehr davon übrig als ein Stückchen Erinnerung. Dieser Freiherr von Hallberg auf der Birkeneck bei Freising, auch unter dem Namen „Eremit von Gauding" bekannt, mag ein ehrlicher Mann sein, der es gut meint; aber irgend ein Hof-Federfuchser, der vielleicht an dem Tage gerade bei ihm schmarotzt, hat ihm wohl den Aufruf in die Feder dictirt. Griechenland solle das baierische Algier werden! Dahin kann es freilich noch kommen. Die Geschichte der Deutschen „blieb leer seit siebzehn Jahren, bis „ein großer, hochherziger König das alte unterdrückte Volk „der Griechen in Schutz nahm, und ihm seinen Sohn als König „gab." Schön gesagt! (Ich bin schläfrig, 11 Uhr.) Die Deutschen sollen nicht nach Amerika gehen, dort Knechte zu werden; sondern nach Griechenland, um dort unter baierisch russischer Regentschaft freie Männer zu sein. Da wären die besten Früchte, Wein, schöne Mädchen, „da könnt Ihr Euren Muth zeigen." Gute Nacht.

Freitag, den 4. Januar.

Ich habe die Xenien gelesen und habe mich sehr daran ergötzt. Die Hauptsache ist jetzt, die schläfrigen Deutschen wach zu erhalten, sei es durch Kaffee oder Schnupftabak, sei es durch Singen oder Schreien — gleichviel; nur daß sie nicht einschlafen. Schlafend durch die pontinischen Sümpfe zu reisen, soll lebensgefährlich

sein. Viele Xenien haben mir ungemein gut gefallen, besonders die über mich — versteht sich. Grob sind sie freilich alle, grobianissimo Aber was liegt daran, wie eine Katze die Mäuse abthut, wenn wir sie dadurch los werden? Auch hat ja der Dichter sehr gut erklärt, warum die Grazien ausgeblieben. Aber seine hebräischen Späße sind entsetzlich einfältig. Das war wohl die Vermögenssteuer des Frankfurter Bürgers, und der Mann hat sich aus Eitelkeit für dümmer angegeben als er ist. Er mag sich hüten, daß Heine nicht über ihn kommt, er mag seine Nachtmütze nur recht tief über die Augen herunterziehen. Erinnern Sie sich:

Gefährlicher Bund?

Schmul und Heyum, sie schreiben als deutsche Männer für Freiheit,
Kommt noch der Itzig dazu, stürzen die Fürsten vom Thron.

Nun, warum nicht? Wenn ein Jude stark genug ist, die wankenden Fürsten auf ihren wankenden Thronen zu halten, warum sollten drei Juden nicht Macht genug haben, sie herunter zu stürzen? Auch Christus war ein Jude, und er hat die Götter aus dem Olymp gestürzt, und das war doch eine ganz andere Fürstenschaft als die der heiligen Allianz und des hohen deutschen Bundes! Wo ist jetzt Jupiter mit seinen Blitzen? Vor unserm Spotte schützt ihn nur unser Vergessen — und das hat ein Jude gethan! — Ich glaube, der Schmul bin ich, und der Heyum wird wohl Heine sein, aber wo bleibt der Itzig? Itzig! Itzig! Itzig! Itzig! . . . . Es gibt aber doch nichts Dümmeres als so ein deutscher Philister, besonders wenn er ein Gelehrter ist. Sie kennen mich, ich kenne die Andern — nicht Einer unter uns dachte je an den Juden; nie, so oft wir die Dummköpfe und Philister züchtigten, kam es uns in den Sinn, daß es die nämliche Peitsche sei, mit der sie selbst uns einst geschlagen! Und jetzt kommen sie und erinnern daran, und bringen uns täglich die schönsten Schadenfreuden in das Haus! So dumm zu sein — ich verliere mich darin.

Samstag, den 5. Januar.

Am Neujahrstage — o! Man könnte den Verstand darüber verlieren. Die Juli-Revolution, ein Zorn-Vulkan, von dem Him-

nel selbst geladen, damit die Könige zu schrecken und zu strafen, ist ein wasserspeiender Berg geworden, den Völkern zum Verdrusse und den Fürsten zum Gespötte! Ich fürchte, daß ich aus Verzweiflung noch ein Dichter werde und mich blamire. Am Neujahrstage, diesem monarchischen Erntefeste überall, wo Land und Gut des Volks das Landgut des Fürsten bilden, haben Philipps Knechte die schweren Garben Frankreichs, sein Glück und seinen Ruhm, seine Tugend und seine Ehre, seine Rosen und seine Lorbeeren — haben das duftende Heu der dürren Rednerblumen ihm auf Wagen jauchzend in den Hof gefahren. Feld und Wiese, alles dem König; wer nicht sein Kind ist, ist sein Knecht. Man schämt sich, ein Mensch zu sein. Wer weiß, ob nicht das Pferd in edlem Zorne seinem Reiter flucht; nur verstehen wir sein Wiehern nicht. Aber das gezäumte Menschenvolk küßt die Sporen seines Reiters. Sie haben den König *Vater des Vaterlandes* genannt: diesen Findelkönig vom Greve-Platze! Das französische Heer in Belgien wurde glücklich gepriesen, von zwei königlichen Prinzen Beispiele der Tapferkeit zur Nachahmung zu erhalten. Die grauen Helden von Marengo wurden in die Kriegsschule zweier Milchsuppen-Gesichter gegeben! Sie haben dem König gesagt: er hätte die Cholera besiegt, vor seiner Barmherzigkeit hätte sich die unbarmherzige Vorsehung geflüchtet. — Sie haben ihn vergöttert, daß er im Juni seine Feinde niedergeschlagen, und mehr als jede andere Schmeichelei hat König Louis Philipp diese mit Wollust eingeschlürft. Er hat geprahlt und gespottet: *Die Republik wäre erbleicht vor seinem Sterne.* Es war ein Bürgerkrieg, Bürgerblut war geflossen; ein König sollte das vergessen, oder kann er es nicht vor Schmerz, einen Trauerflor über seine Erinnerung hängen. Aber dieser König rühmt sich seines Sieges und jubelt darüber wie ein Schneider, der einmal Muth gehabt aus Furcht. Der Schmerz und die Verachtung der edelsten Franzosen kümmert ihn nicht, ihm lächelt der Beifall seiner Brüder in Wien, Berlin und Petersburg. Und *in der Mitte*, nicht, wie seine Schmeichler sagten, *an der Spitze* von vierzigtausend Soldaten ist er gegen dreihundert Republikaner gezogen, die sich wie Helden vertheidigt.

Frankreich hat das Scharlachfieber; Blutegel rund am Halse Purpur über den ganzen Leib und zum Königsmantel muß es sich die Haut abziehen. Der alte Riese mit einer Kinderkrankheit Schamrother Purpur! Herr Hofrath Frankreich! Herr, deine Hand liegt schwer auf deinem Knechte; aber ich will es für meine Sünden in Demuth tragen.

Fünf und neunzigster Brief.

Paris, Sonntag, den 6. Januar 1833.

Ueber Frankfurt habe ich merkwürdige Dinge erfahren, theils aus guten gedruckten Quellen, theils aus den mündlichen Berichten eines sehr glaubwürdigen Reisenden. Von meiner theuren Gesandtschaft dort erfahre ich nie das Geringste; wenn diese dinirt hat, denkt sie, sie habe auch genug repräsentirt und eine geheime Schublade ist ihr heilig. Das soll aber anders werden. Erstens habe ich aus dem Theater-Repertoire für den Monat December, das in der Didaskalia steht, ersehen, wie in Zeit von wenigen Tagen vier verschiedene Stücke von Shakespeare aufgeführt worden sind; und nicht etwa der alte Hamlet mit seinem ewigen Sein oder Nichtsein, sondern die zwei Heinriche, Richard, Lear. Das ist ja zum Erstaunen, das hat sich ja sehr zum Guten geändert! Waren Sie denn nie bei einer solchen Aufführung? Wie wird gespielt? Wie der junge Heinrich, wie Fallstaff? In der That, ich freue mich darüber um Frankfurts willen. Ich bin der Meinung, daß man durch das Schauspiel auf den öffentlichen Geist einwirken könne, so abgestumpft man auch gegen solche Reizmittel sein mag. Ein guter Bürger, der aus einem Stücke von Shakespeare kommt, kann noch den nämlichen Abend seinen besten Freund todtstechen, aber ihn todt langweilen, das kann er nicht.

Ferner wurde mir erzählt, man habe mehrere ausgezeichnete Juden zu Mitgliedern des Museums aufgenommen und allen ohne Unterschied erlaubt, Aecker zu kaufen und Landwirthschaft zu treiben. Sehen Sie, mein eignes Feld, das ich seit fünfzehn Jahren im Schweiße meines Angesichts bebaue, fängt an grün zu werden.

Man muß nur die Geduld nicht verlieren; die geistige Erdkugel dreht sich alle Jahrhundert nur einmal um die Sonne. Aber Geduld! Ich habe schon oft daran gedacht, ob nicht möglich wäre, die Geldanleihen, Geduldanleihen zu machen, und so wie die Fürsten durch Rothschild sich die Abgaben der Urenkel ihrer Unterthanen ein Jahrhundert voraus bezahlen lassen, uns auch die Geduld, die unsern Enkeln zufallen wird, voraus zu nehmen. Das letztere wäre unschädlicher als das erstere ist; denn unsere Urenkel werden keine Geduld brauchen. Im Gegentheile, alsdann werden die sie brauchen, gegen die wir sie jetzt brauchen. Uebrigens bleibt es immer schön, was die Directoren des Museums und der gesetzgebende Körper gethan haben. Zugleich hoffe ich aber, daß sie bei ihren Reformen mit weiser Vorsicht zu Werke gehen werden. Sie haben wegen der Juden schöne Beschlüsse gefaßt; das möge aber hinreichen für gegenwärtiges Jahrhundert, die Ausführung bleibe dem kommenden vorbehalten. Sie mögen beherzigen, was der Kaiser von Oesterreich kürzlich in der Rede gesagt, mit welcher er den ungarischen Landtag eröffnete. Er sagte nämlich: „Schwierig sind die Geschäfte, zu deren Verhandlungen wir Euch diesmal berufen haben; sie übertreffen weit alle die Gegenstände, worüber während der vierzigjährigen Dauer meiner Regierung auf Reichstagen zu berathen war . . . Unsere Väter haben durch das, was sie im 91. Jahre des vorigen Jahrhunderts beschlossen, ihre Sorgfalt bereits auf diesen Gegenstand gewendet, die Art und Weise der Ausführung aber, welche reichlichen Stoff, sich um das Vaterland verdient zu machen darbietet, uns ganz überlassen.“ Und jetzt fordert der Kaiser seine getreuen Stände auf, bei diesen Verhandlungen langsam und vorsichtig zu Werke zu gehen, und den gefährlichen Reizen der Neuerungen zu widerstehen. Wenn nun der Kaiser von Oesterreich sogar einen reichlichen Stoff, sich um das Vaterland verdient zu machen, vierzig Jahre geschont hat, wie viel nöthiger ist es, daß die Regierung des kleinen Frankfurts einen so ärmlichen Stoff als die Verbesserung des Zustandes der Juden ist, nicht zu früh angreife, sondern durch Aufhäufung der Zinsen das Capital wachsen lasse, damit der Stoff, sich um das

Vaterland verdient zu machen, nach vierzig Jahren auch reid werde.

Ihnen aber gebe ich jetzt drei Aufträge und einen zwar freund schaftlichen aber ernst gemeinten Rath. Erstens, gehen Sie in das Theater und sehen Sie wie Richard hinkt. Zweitens, gehen Sie ii das Museum und geben Acht, ob nicht die G-moll-Symphonie voi Mozart, aus Verdruß, daß sie Juden mit anhören, in das Du überspringt. Drittens, lassen Sie auf dem Römer Erkundigungei einziehen, ob man die Aecker der Juden in dem Grund-Lagerbuch unter der Rubrik Aecker jüdischer Nation einschreibe. Mein Rath ist: berichten Sie mir künftig besser, sonst werden Sie zurück berufen; dann gibt es Kriegsfurcht, die Papiere fallen und di Handels-Kammerdiener erheben ein Jammergeschrei, daß alle Milch davon gerinnt.

Haben Sie „die Thronrede" des Großherzogs von Darm stadt gelesen? Schlafen Sie recht wohl.

Montag, den 7. Januar.

Von Chateaubriand ist eine neue Schrift erschienen: Mé moire sur la captivité de Madame la Duchesse de Berry. Sie sollen sich aus Freundschaft für mich etwas darübe freuen; denn dieser gute Mann nimmt mir jeden Winter die Hälft meines Zornes ab. So oft er erscheint, gehe ich in mein Zelt und lasse ihn kämpfen. Freilich muß ich diese Hülfe mit melancholische Gedanken bezahlen. Wenn ich sehe, wie ein so geistreicher und edler Mensch von der Legitimität faselt, greife ich nach meinem Kopfe und rufe betrübt aus: auch Chateaubriand hat den Verstand verloren und war doch mehr als du! Die Legitimität, diese Hoffnungslosigkeit des Unglücks, diese Erblichkeit der tiefsten mensch lichen Erniedrigung — das vertheidigen, das preisen! O Wahnsinn

Als Chateaubriand von der Gefangenschaft der Herzogin erfuhr, eilte er aus der Schweiz nach Paris, und bot sich ihr in einem Schreiben zu ihrem Sachwalter an. Aber die Ministe erlaubten weder ihm noch seinen Briefen den Einlaß in Blaye. Schon dreimal seit der Revolution hat Chateaubriand von der Welt Abschied genommen und sich in die Einsamkeit begeben, und

reimal schon kehrte er zurück. Er sagt: „Ich habe Hunger und Durst nach Ruhe; es kann mir Keiner lästiger sein als ich es mir selbst bin; aber ich suche mich mit meiner eignen Achtung von der Welt zurückzuziehen: man sehe sich vor, welche Gesellschaft man in der Einsamkeit wähle.“ Nun, warum hat er nicht gleich as erstemal, als er Paris verließ, seine Selbstachtung mitgekommen? Wie vergißt man dreimal sein Packet zu machen? Ja, die Berry ist unterdessen gefangen worden! Nun, was geht ihn die Herzogin an? Man höre: „meine Denkschrift über das Leben und den Tod des Herzogs von Berry, in die Haare der Witwe gewickelt, die jetzt im Kerker schmachtet, liegt bei dem Herzen, das Louvel dem Herzen Heinrichs IV. noch ähnlicher machte. Ich habe diese ausgezeichnete Ehre (insigne honneur) nicht vergessen, die im gegenwärtigen Augenblicke die Bezahlung fordert; ich fühle lebhaft meine Schuld.“ Das ist artig. Ich ließe es mir selbst gut efallen, wenn eine schöne Witwe ihr langes seidnes Haar um reine Schriften flechtete; aber sie hineinlegen in die Todesurne, u dem Herzen ihres Mannes — nichts da! Man kann nicht vissen, ob sie nicht eine Witwe von Ephesus ist, die nach vier Bochen die Haare wieder herausnimmt, sie ihrem neuen Liebhaber u schenken, und dann meine Schriften allein verfaulen läßt bei em Herzen des geliebten Todten. Nichts da, und habe ich nicht Recht, daß ich nach meinem Kopfe fühle? Notre-Dame de Blaye, ennt Chateaubriand die Herzogin und erzählt von den Wallahrten, die fromme Gläubige in großen Schaaren dahin machten. Er sagt: „Man wirft mir vor, daß ich eine Familie dem Vaterlande vorziehe. Nein; ich ziehe die Treue des Eides dem Meineide, die moralische Welt der materiellen Gesellschaft vor. Das ist's.“ Freilich ist es das, nach der Lehre des Monarchisten. Der Räuber, achdem er sein Handgeld empfangen und dem Hauptmanne Treue eschworen, darf plündern und morden; denn Treue ist heiliger enn das körperliche Wohlbehagen der Wanderer!

Chateaubriand meint: nur die Legitimität gäbe einer Regierung und der bürgerlichen Ordnung Dauerhaftigkeit. Aber wäre ies auch, wie es nicht ist, was würde das beweisen? Nicht die Dauerhaftigkeit, der Vollgenuß ist die Bestimmung jedes Daseins.

Es kommt nicht darauf an lange, sondern viel zu leben. Nichts ist dauerhafter als ein Stein, aber die Pflanze, das Thier vergehen schnell. Wenn die Oesterreichische Monarchie noch zehntausend Jahre lebte und der Nordamerikanische Freistaat endigte morgen, in seinem fünfzigsten Jahre, wäre darum Oesterreich ein besserer, ein glücklicherer Staat als Nordamerika gewesen? Napoleon sagte auf St. Helena: „Daß meine Dynastie nicht älter war, das hat mich „zu Grunde gerichtet. Noch vom Fuße der Pyrenäen hätte ich mich „wieder emporgehoben, wäre ich mein Enkel gewesen." Und daraus will Chateaubriand die Herrlichkeit der Legitimität beweisen! Guter Gott! Das beweist ja eben ihr Fluchwürdiges, ihre Verderblichkeit. Das große Glück, wenn Napoleon noch zwanzig Jahre länger die Völker Europa's auf dem Altare seines Ehrgeizes hätte schlachten dürfen! Das schöne Loos der Franzosen, wenn Napoleon, als legitimer Fürst mit seinen gekrönten Vettern befreundet, der Freiheit und Gleichheit, die er im Kriege als Waffen gegen sie gebrauchte, dann gar nicht mehr bedürftig, Frankreich völlig zur Galeere hätte machen können!

Was ist es aber, was einer legitimen Monarchie größere Dauerhaftigkeit gewährt, als einer usurpirten oder einer Republik? Etwa weil erstere in den Herzen der Völker Wurzeln schlägt? O nein. Es ist nichts, als daß alle Fürsten die Sache eines legitimen Monarchen als eine Familienangelegenheit, als ihre eigene betrachten und ihm darum in Gefahren Beistand leisten. Es ist nichts, als weil die legitimen Fürsten alle Usurpatoren und Republiken als Broddiebe hassen und sie offen oder heimlich, mit Gewalt oder mit List zu Grunde zu richten suchen. Redet von der Macht der legitimen Fürsten, redet aber nicht von ihrem Rechte. Sagt, daß die Völker einen legitimen Fürsten fürchten, sagt aber nicht, daß sie ihn lieben. Die Franzosen haben dreimal die Bourbons verjagt, so legitim sie waren, und haben für den Usurpator Napoleon mehr gethan als je für einen ihrer Könige; denn sie liebten ihn. Die Schweizerische Republik lebt schon ein halbes Jahrtausend im Glücke und Frieden, weil sie ihre Berge gegen die Fürsten schützte oder diese über die Theilung des Raubes nicht einig werden konnten. Nordamerika genießt seit sechzig Jahren Freiheit und Ord-

ung, weil es die Könige nicht erreichen können. Don Pedro ist n legitimer Fürst, warum gelingt es ihm nicht? Weil er seinem Volke die Freiheit zu geben gedenkt und ihn darum seine gekrönten Brüder als ein unwürdiges Glied aus der Familie gestoßen, und hm schaden, soviel sie können. Don Miguel ist ein Usurpator, darum erhält er sich? Weil er die Tyrannei meisterhaft handhabt, nd die entzückten Fürsten ihm darum heimlich Beistand leisten. Das ist der Segen der Legitimität, das ist die Ruhe und Ordnung n Monarchien: man findet sich mit den Räubern ab, und gegen en Beutel lassen sie uns das Leben. Und will Einer sein Leben nd seinen Beutel behalten, schlägt man ihn todt und dann heißt s: Seht! das sind die blutigen Folgen der Revolutionen. Vor nigen Jahren machte Vidocq der Regierung den Vorschlag: er wolle jede gestohlene Sache gegen dreißig Procent ihres Werthes urückschaffen. Nun, wer sich mit zwei Drittheilen seines Glückes egnügen will, wer nicht den Verstand und den Muth hat, Diebe nd Räuber von seinem Eigenthume abzuhalten, der hat Recht die Monarchien zu lieben.

Chateaubriand, als Sachwalter der Berry, spricht von ihrem Rechte nach Frankreich zu kommen, um die Krone ihres Sohnes zu rdern. Sie ist Mutter; er berufe sich auf das Herz jeder Mutter. Das ist stark! Ich sehe ganz deutlich, was alles in einem mütterlichen Herzen liegt, aber eine Krone sehe ich nicht darin. Eine Mutter mag für ihr Kind ein Schaukelpferd, eine Puppe aufen; aber dreißig Millionen Franzosen zum Spielwaaren-Lager! ber ein Land wie Frankreich zur Schachtel! O Herr Vicomte! s ist Ihr Ernst nicht. Nein, was wir armen Menschen jetzt geplagt sind, die Steine könnten sich darüber erbarmen! Früher hatte an es doch nur mit erwachsenen, mit regierenden Fürsten zu hun, jetzt quälen uns die fürstlichen Kinder schon während dem eben ihrer Eltern! Da ist der Herzog von Bordeaux, da ist die Donna Maria, da ist die Tochter der Königin von Spanien, die rst einige Monate alt ist. Als gebe es kein anderes Mittel, die Schmerzen eines zahnenden Kindes zu stillen, als ihm einen Scepter n den Mund zu stecken!

Was Chateaubriand noch ferner von den Rechten der Berry sagt, das kümmert mich nicht; nicht darum habe ich seine Schrift gelesen, nicht darum schreibe ich Ihnen davon. Ich will mich nur an das halten, was er gegen unsern gemeinschaftlichen Feind hervorgebracht, daran will ich mich erquicken. Sie erkennen an Chateaubriand und mir, daß wirklich ein Bündniß zwischen den Carlisten und Republikanern besteht. Es ist die Sympathie des Hasses gegen die bestehende Ordnung der Dinge. Ob aber die Republikaner und die Carlisten sich auf der Gasse und in geheimen Clubbs zu Thaten vereinigt, bezweifle ich. Es wäre dumm von den Republikanern und toll von den Carlisten. Erstere könnten leicht überlistet werden, denn die Carlisten haben das Geld, also auch den Verstand; diese aber würden, sobald die jetzige Regierung gestürzt wäre, ehe ihnen Hilfe von außen käme, und würden ihnen die Armeen auf Dampfwagen zugeführt, alle todtgeschlagen werden, so daß Keiner von ihnen übrig bliebe, sich des Sieges der Legitimität zu erfreuen.

Sehen wir jetzt, wie der neue Jeremias siedendes Oel auf die Köpfe der Sünder herabgießt. „Wenn in dieser Wüste ohne „Spur von Geist und Herz sich am Horizont ein großes einsames „Denkmal zeigt, wenden sich plötzlich alle Blicke dahin. Die Frau „Herzogin von Berry erscheint um so erhabener, als Alles rund „um sie her flach ist. Ja, sie hätte zu fürchten, verkannt zu werden, „denn sie ist diesseits oder jenseits eines Jahrhunderts, das ihres „Gleichen hervorzubringen vermochte. Um zu bewundern muß man „fassen; der Muth bleibt der Furcht stets ein Geheimniß; die „Mittelmäßigkeit knurrt den Genius an. Die Gefangene von Blaye „ist nicht von ihrer Zeit, ihr Ruhm ist ein Anachronismus." Larifari! Doch sind es respectable goldene Lügen und ich ziehe meinen Hut vor ihnen ab. Es sind noch keine vierzehn Tage, daß Chateaubriands Schrift erschienen und schon sind dreißigtausend Exemplare davon gekauft, die dem edlen Verfasser fünfzigtausend Franken eingebracht haben. Die Legitimisten nämlich haben auf diese delicate Weise seine Treue belohnen wollen. Jetzt kann doch Chateaubriand mit seiner eigenen Achtung nach Genf zurückkehren und in seiner Einsamkeit die sehr angenehme Gesellschaft von hundert Bankzetteln genießen. Fünfzigtausend Franken für sieben Bogen, die

:beit einiger Tage! So viel hat mir mein dicker Liberalismus in
:inem ganzen Leben nicht eingebracht. Der Mund wässert Einem
rnach, ein Royalist zu werden. Zum Glücke bezahlen sie Einem
Deutschland schlecht. Um fünfzigtausend Franken zu verdienen,
üßte ich die Schweiz, ganz Nordamerika, Columbien, Buenos-
yres, Mexiko todtschlagen und fünf oder sechs Preßfreiheiten,
en so viele Constitutionen, die Reformbill, den Dr. Wirth, den
nzen Hambacher Berg, Rotteck, Welcker und zum Dessert mich
bst verschlingen. Das wäre ein saurer Verdienst.

Dienstag, den 8. Januar.

Ich will Ihnen wieder einen Beweis geben, daß die Tugend
lohnt wird, was Sie mir so oft nicht glauben wollten. Verflos-
nen Samstag wollte ich auf den Opernball gehen. Einige Tage
rher hörte ich, daß auf dem Theater (im le mari et l'amant)
ne Cousine in der Provinz ihrem Vetter, der zum ersten Male
ch Paris reiste, die Lehre gab: surtout Charles, n'allez pas au
l de l'opéra; on s'y perd. Trotz dieser Warnung aber gedachte
doch hinzugehen, so mächtig wirkt das Laster auf junges Blut.
uf dem Wege aber fing mir an das Gewissen zu zittern, oder
as es sonst war; es war sehr kalt. An der Ecke des Boulevard
and ich am Scheidewege des Herkules. Da ging ich nach Hause
rück und schlief, wie man nach einer edlen Handlung zu schlafen
legt. Am andern Morgen erfuhr ich, daß auf dem Balle ein
äulicher Lärm gewesen. Die neue moralische Polizei des Juste-
Milieu wollte, ich weiß nicht welchen bacchantischen Tanz verbieten.
arüber gab es Streit, die Gensdarmerie drang ein, mißhandelte
iele und nahm Mehrere gefangen. Das Lustigste bei der Sache
ber war, daß die Polizei diesmal die Witterung verloren, und
rade die edelste Jugend des Juste-Milieu, königliche Beamte,
anquiersöhne und andere solche Heilige angetastet hatte. Sie
ußte den andern Tag sehr um Verzeihung bitten. Wäre ich nun
abei gewesen, ich hätte sehr leicht in die Bacchanalien, die Schläge
nd das Gefängniß mit hineingezogen werden können. Meine Tu-
end bewahrte mich davor.

Ich kehre zu Chateaubriand zurück. Ich gestehe es Ihnen aufrichtig, die fünfzigtausend Franken wollen mir gar nicht aus dem Kopfe. Was meinen Sie, würde es wohl meiner Seligkeit viel schaden, wenn ich einmal sieben Bogen gegen meine Gesinnung schriebe? Ach! wär' ich doch ein Katholik und könnte an die Wirksamkeit der Absolution glauben! Chateaubriand fährt fort: „Man „entgegnet mir: die Herzogin von Berry sei in keiner so großen „Gefahr, man werde sie zur gelegenen Zeit wieder frei geben. „Aber die Minister des Königs sind nicht unabsetzbar. Ihr seid „gutmüthige Seelen, ich will es glauben; allein kennt Ihr Eure „Nachfolger? Fand nicht Elisabeth, daß Maria Stuart, nach neunzehn Jahren Gefangenschaft, in der Verborgenheit ihres Kerkers, „nach außen Unruhen erregt und Einverständnisse mit dem Auslande und den Feinden des Staates hatte? Dann hat man bei „Volksunruhen nie in den Gefängnissen gemordet? Endlich, wenn „ich Kerkermeister wäre, würde ein Gedanken mich schaudern machen. „Ich würde bei mir sagen: es wäre möglich, daß Gott in seiner „Barmherzigkeit die, welche auf Erden nur Trübsale gefunden, zu „den Freuden des Himmels abriefe; ich würde mir sagen: man „hat das Loos der Waise im Tempel noch nicht vergessen. Wenn „ein so großes persönliches Interesse an dem Leben einer Fürstin „hängt (!), wenn aus einer Gefangenschaft, die einen undankbaren „Ehrgeiz (!!) laut anklagt, eine Scham und ein tiefer Groll so „natürlich fließen müssen: da kann aus dem Zusammenfluß von „Umständen die Verleumdung schrecklich hervorgehen. Die Verleumdung aber kann in der Geschichte den Charakter der Wahrheit (!!!) annehmen. Seht euch vor .... Die Wohlthaten der „Willkür, die man der Herzogin angedeihen läßt, rühren mich „wenig; ich könnte fürchten, daß diese Wohlthaten zu einer Quelle „neuen Jammers würden. Schwer würde mir fallen, in Erinnerung zu bringen, was ich neulich von gewissen Gespenstern (!!!!) „sagte, die in einem gewissen Schlosse (!!!!!) hausen. Ich hoffe, „um der Ruhe der Nächte der Macht selbst willen, die ich bekämpfe (!!!!!!) — ich hoffe nie gezwungen zu sein, jenen nächtlichen Erscheinungen, die einer halbverbrannten Frau, ihr nacktes „Kind in den Armen und Ketten nach sich schleppend (!!!!!!!) zu-

zugesellen; eine Deputation von Schatten, die käme einem Schatten-Könige (!!!!!!!!) ihr Compliment zu machen." — —

† † † Gelobt sei Gott und seine guten Geister; ich bin glücklich durch den Hexen-Wald. Ich habe, gleich einem guten Zeitungsschreiber fromme Ausrufungszeichen geschlagen und, wie Sie bemerkt haben werden, in steigender Angst und arithmetischer Progression. Früher habe ich mich oft über solche abergläubische Furcht lustig gemacht; aber Noth kennt kein Gebot, ich konnte mir nicht anders helfen. Ich bin ein Patriot; ich zitterte in deutscher Sprache zu denken, was Chateaubriand wagte in französischer drucken zu lassen. Mündlich das Weitere. Verbrennen Sie diesen Brief oder noch sicherer: legen Sie ihn in einen Band von Carove's Werken.

„Pas mal pour un Allemand." Wie gefällt Ihnen das? Wüthend war ich darüber. Wartet nur! Wenn wir einmal das Elsaß wieder haben, Lothringen, Burgund, und Euren König zum Grafen von Paris gemacht — da werden wir Euch zeigen, daß wir witziger sind als Ihr. Da hatte einmal ein Deutscher in Paris bei Tische etwas gesagt, was seiner Meinung nach sicher nicht witzig sein sollte, und da rief ein Franzose, der dabei gewesen und dieses erzählt, gnädigst aus: Pas mal pour un Allemand! Brazier heißt die Canaille. Ich las so eben im livre des cent-et-un, im Artikel: La chanson et les sociétés chantantes. Da ist von den Vaudevillediners die Rede, welche man in Deutschland frömmer und romantischer Liedertafeln nennt. Zu einem solchen Sing-Essen war einmal „le fameux Docteur Gall" eingeladen. „Le „jour où nous reçumes la visite de ce dernier, on lui servit un „plat de friture composé seulement de têtes de gibiers, de „poissons et de volailles. On lui demanda s'il voulait tâter „les crânes de ces messieurs ou de ces dames? Le savant se „dérida, et répondit en riant: qu'il fallait qu'il tâtât les corps „auparavant, vu qu'à table son système ne s'isolait point. Pas „mal pour un Allemand." Aber nur Geduld bis zum Frühling!

Mittwoch, den 9. Januar.

...... Es ist recht unartig von Ihnen, daß Sie mir so lange nicht geschrieben. Ich habe Ihnen schon oft gesagt, daß Sie

mir außerordentlich schreiben mögen, so oft Sie wollen; aber d gewöhnlichen Brieftage müssen Sie darum nicht versäumen. I bin gewohnt daran, und wenn ich an solchen Tagen nichts erhal verdaue ich schlecht. Seit vorigen Freitag habe ich keinen Bri bekommen, und es scheint mir ein Jahr zu sein. Sie hätten sich do vorstellen können, daß ich vor Begierde brenne, etwas Näheres v meinem Buche zu erfahren. Die Eigenliebe hat ewige Flitterwoche und ich liebe meine verblühten Schriften wie in den Tagen ihr Jugend. Ich gehe voller Angst umher, gleich einem Ehemann dessen Frau zum erstenmale in Kindesnöthen liegt. Wird es e Sohn? Wird es eine Tochter? „Es ist weder ein Sohn, noch ei Tochter geworden, sondern eine Mißgeburt.“ Diese kleine schö Satyre schenke ich dem ersten Recensenten meine Briefe aus Freun schaft und Hochachtung. Er kann damit machen was er will. D Leithammel meiner Recensenten hat sich auch schon hören lasse In der Leipziger Zeitung ist in einem Berichte aus Wien von de Pariser Briefen die Rede, „deren dritten Band Börne eben jet druckt.“ Zum Unglücke kann man sich gar nicht auf den Styl dies guten Leute verlassen. Was heißt das: eben jetzt druckt? A jeden Fall soll das bedeuten: drucken läßt; aber sind sie schon g druckt? oder werden sie erst gedruckt? Und wenn das letztere — woh will denn ein Wiener wissen, was darin steht? Werden die Briefe etw in Wien gedruckt? Das wäre ein Meisterstreich von dem Verleger. A der schlaue Casanova aus dem Gefängnisse der Staats-Inquisiti von Venedig entsprang, flüchtete er sich in das Haus des Sbirre hauptmanns; dort hielt er sich am sichersten. In dem Berich heißt es: ich hätte mich gerühmt, daß meine Schreibereien a meisten von den Wienern gelesen würden; das möchte aber wol eine Aufschneiderei sein. Der Himmel wolle meine Demut vor größeren Gefahren bewahren!

Jetzt bitte ich Sie aber auch, fleißiger als es vorigen Wint geschehen, auf die erscheinenden Recensionen Acht zu haben, sie fü mich zu sammeln und mir mit Gelegenheit zu schicken. Nicht d Hälfte von dem, was über mich geschrieben worden, habe ich da mals zu lesen bekommen. Einige der interessantesten Recensione kamen mir erst nach meiner Rückkehr in Deutschland unter d

ugen: wie die von Görres und Carové und eine in der Abend=itung, worin es heißt: „Börne steht jetzt auf dem Punkte, wo er Mensch in den Tiger übergeht." Es wäre zwar damals och Zeit gewesen, darüber zu schreiben und es in meine Briefe nzuschieben; aber es wäre ein Anachronismus meiner Gefühle eworden, und ich lüge nicht gern. Also thun Sie, was ich ver=inge und vergessen Sie nicht, daß ich auf dem Punkte stehe, wo er Mensch in den Tiger übergeht, und daß es gefährlich ist, mich reizen.

Sechs und neunzigster Brief.

Paris, Donnerstag, den 10. Januar 1833.

. . . . . Ich wollte, ich wäre bei Ihnen, ich habe etwas Wich=iges mit Ihnen zu überlegen, etwas Gelehrtes, einen Punkt aus em Staats= und Hausrechte. Ich kann aber ohne Sie nicht fertig verden. Hören Sie, was es betrifft. Im Jahre 1817 machte die ranzösische Regierung den Entwurf zu einem Wahlgesetze für die Deputirtenkammer. Solche Wahlordnungen wurden natürlich im Interesse der Macht eingerichtet. Da nun die Freiheit, statt, der Gesundheit gleich, etwas Angebornes, Unbemerktes, Ungefühltes u sein, stets etwas Erworbenes, Bestrittenes, kurz, ein ewiger Kampf ist, und man dieses wie jedes Kampfes in den reifern Jahren theils müder, theils unkräftiger wird — sieht die Regierung überall darauf, daß die Bürger erst im höheren Alter zu Volksvertretern gewählt werden können. In jenem französischen Wahlgesetze war also bestimmt, daß ein unverheirateter Mensch erst mit dem vier=zigsten Jahre, ein verheirateter mit dem fünf und dreißigsten, und ein Witwer schon mit dem dreißigsten wählbar sei. Daß ein Ehe=mann früher erschöpft wird als ein lediger Mensch, begreift sich leicht: der Kampf für seine persönliche Freiheit läßt ihm wenige Tapferkeit zum Kriege für die öffentliche übrig. Warum aber ein Witwer schon im dreißigsten Jahre matt ist, und fünf Jahre früher als ein Verheirateter, verstehe ich nicht, und darüber möchte ich Ihre Weisheit vernehmen. Wenn ich ein Wahlgesetz zu machen

hätte — ich verfaßte es im Interesse der Freiheit — würde ich fest setzen: daß ein lediger Mensch nicht mehr nach dem dreißigsten und ein Verheirateter nicht mehr nach dem fünf und zwanzigsten Jahre Deputirter werden könnte. Doch was die Witwer beträfe, ließe ich sie lebenslänglich wählbar sein; denn ich würde annehmen: ein Witwer müsse das Herrliche und Köstliche der Freiheit so lebhaft fühlen, daß er noch im siebzigsten Jahre ein Spartakus werden könnte. Was denken Sie davon?

Samstag, den 12. Januar.

. . . . Spricht man denn in Frankfurt auch von einem Congresse, der nächsten Frühling dort gehalten werden soll, und wozu beide Kaiser kommen? Es wäre schön. Das würde ja der deutschen Revolution eine Eisenbahn eröffnen.

Sieben und neunzigster Brief.

Paris, Samstag, den 12. Januar 1833.

Ich komme auf Chateaubriand zurück, den edlen Narren, der mir aber lieber als die sieben Weisen jeder Schule, auch der Liberalen, das dürfen Sie mir glauben. Die Treue ist seine geliebte und verehrte Dulcinea. Nicht den Bourbons, nicht der Legitimität, sich ist er treu. Wäre das nur Jeder in seinem Glauben, in seiner Gesinnung, wie weit besser wäre dann Alles! Wollte nur Jeder, was er will, ganz und immer, wie viel milder wäre der Widerspruch, wie viel menschlicher der Streit! Denn wahrlich, nicht das eigensinnige Festhalten auf jeder Meinung, wie die guten Leute glauben, sondern das furchtsame oder heuchlerische Nachgeben macht die Parteien so unversöhnlich. Gäbe es keine Royalisten, die Liebe zur Freiheit heuchelten, freilich, zur wahren, wie sie sagen — gäbe es keine Freisinnigen, die Anhänglichkeit für den Fürsten heuchelten — beide aus List, Trug oder Schwäche — man könnte sich besser verständigen, denn man verstünde sich besser.

Es ist gut, daß Sie wissen, was Chateaubriand von der gegenwärtigen Lage Frankreichs, von seinen äußern Verhältnissen, was

von der Erbärmlichkeit der Regierung, und der Ermüdung der ation spricht, auf welche die Tyrannei die Hoffnung ihres Gelin- ns gründet. Chateaubriand ist kein Zimmerspeculant, wie ich, r die Welt durch das Fenster ansieht, er hat nichts zu errathen d zu vermuthen, er braucht keinen Argwohn und keine Hoffnung; ist ein vornehmer Mann, steht an der Spitze einer reichen und ichtigen Partei, die Alles weiß, Alles erfährt und Vieles selbst ut oder stört. Er ist selbst ein Staatsmann, der die Mittel und ege, die Stärke und Schwäche aller Regierungen kennt. Ihn nnte nicht, wie mich, die Liebe zur Freiheit verblenden; denn er ein guter Royalist der reinsten Art, ein Legitimist. Es könnte h freilich finden, daß das, was er Louis Philipp vorwirft, nur s Verderbniß jedes Fürsten sei; aber dann, desto schlimmer für hateaubriand und desto besser für uns. Darum noch einiges aus ner Schrift.

„Die Revolution der Juli-Tage, aus dem Volke hervorge- angen, hat, abtrünnig von ihrem Ursprunge, sich von dem Ruhme eschieden und um die Schande gebuhlt, als gäbe der eine ihr den od, als wäre die andere ihre Lebensquelle. Das Juste-Milieu at sich einer ausschweifenden Macht ergeben, an welche die Re- ierung Carls X. nie gedacht und die man nie von ihr geduldet ätte. Verächter der Gesetze, zum Spotte der Charte vor 1830, at er den Belagerungs-Zustand eingeführt; zehn wichtige Artikel es neuen Vertrags sind von ihm gebrochen worden. Er trieb einen Spott mit der persönlichen Freiheit; er hat die Gefäng- isse angefüllt, die Haussuchungen, die Militär-Commissionen, die Preßprocesse vermehrt und einen Schriftsteller wegen eines Wort- piels zum Tode verurtheilt ... Der Fetfa, welchen die Minister er Pairskammer vorgelegt haben, verwandelt dem Geiste nach ie constitutionelle Monarchie in einen orientalischen Despotismus. Es ist Constantinopel mit den Enuchen der Doctrine als Jani- scharen; nur tragen sie, wie Mahmud, Chalwaris auf englische Art, als Zeichen der Fortschritte der Civilisation. Aber wenn die Franzosen nicht bis zur letzten Staffel der Völkerleiter herabge- kommen sind, wenn man noch ohne zu erröthen oder zu lachen

„von Freiheit reden darf, werde ich mit meinen Betrachtungen „fortfahren.“

„Es ist augenscheinlich, daß das Princip der Juli-Revolution „und das Princip der Continental-Monarchien sich feindlich ent„gegen stehen, daß diese beiden unvereinbaren Principien nicht „lange neben einander fort dauern können; daß das eine noth„wendig das andere zerstören muß. Wenn die überraschten Fürsten „im ersten Augenblick das Königthum der Barricaden anerkannt „haben, werden sie früher oder später ohnfehlbar davon zurück„kommen; denn keinem von ihnen wird sonderlich viel daran liegen „von einem Pflastersteine umgeworfen oder von einem Vetter ver„drängt zu werden. Ja, jemehr sich in Frankreich ein Anschein von „Ordnung und Wohlstand zeigte, jemehr würden sich die absoluten „Regierungen entsetzen, denn die Versuchung für ihre Völker wäre „dann um so größer. Wie wäre auch möglich eine freie Tribune „freie Journale, die Gleichheit der Stände, die Theilung aller „Aemter und jedes Glückes zu haben, ohne daß die Revolution „minder bedächtig als ihre schwachen Führer, über den Rhein „ginge? . . Daß Souveraine, von einem dreißigjährigen Kriege „ermüdet, schlafen wollen; daß Gesandte lieber in Paris bedeu„tende Personagen sind, als bei sich zu Hause hintenan gesetzt und „vergessen; daß sie darum in Angelegenheiten, von welchen sie sich „selbst Rechenschaft geben oder nicht, sie ihrem Hofe die Wahrheit „verbergen — das begreift sich. Lasset aber einen gewissen Tag „kommen und einen gewissen Menschen gehen, und ihr werdet es „erfahren.“ Die letzte Aeußerung bezieht sich auf den russischen Gesandten, den Grafen Pozzo di Borgo, von welchem gesagt wird er liebe so sehr den Aufenthalt in Paris, daß er darum seit der Revolution sich die größte Mühe gäbe, seinen Kaiser in friedlicher Stimmung gegen Frankreich zu erhalten. Dieses erregte in der letzten Zeit endlich den Argwohn des russischen Hofes, und Pozzo di Borgo wurde nach Petersburg berufen, um Rechenschaft abzu legen. Aber durch Aufopferung einer bedeutenden Geldsumme an eine einflußreiche Person soll ihm gelungen sein, seine Unschuld darzuthun, und er durfte nach Paris zurückkehren.

„Die gesellige Ordnung löst sich auf; die Anarchie, die in die Köpfe eingedrungen, bedroht die materielle Gesellschaft. Man versteht sich über nichts mehr, die Verwirrung der Ideen ist unglaublich. Wenn der Nachbar nicht seinen Nachbar erwürgt, so unterbleibt es, nicht weil ihn die Staatsgewalt hindert, sondern weil die Fortschritte der sittlichen Bildung ihm den Gedanken der Gewaltthätigkeit genommen haben. Keine Partei, kein Mensch glaubt innerlich an den Bestand der gegenwärtigen Ordnung der Dinge — für eine Regierung die allergefährlichste Stimmung. Die Quasi-Legitimität, sich für stark, entschlossen, unerschrocken ausgebend, Willkür für Kraft, den unverschämtesten Gesetzesbruch für Gesetzlichkeit haltend, gibt über die Principien nach und verträgt sich mit Allem, was ihr Furcht macht. Sie erhält sich nur durch das vorgehaltene Schreckbild einer noch schlimmern Zukunft als sie selbst ist; sie stellt sich als eine traurige Nothwendigkeit dar und sagt (sonderbarer Anspruch auf das öffentliche Vertrauen!): ich bin immer noch besser, als das, was kommen wird. Das ist so ausgemacht nicht."

„Vierzigjährige Stürme haben die stärksten Seelen niedergeworfen; die Gefühllosigkeit ist groß, der Egoismus fast allgemein; man duckt sich, um unbemerkt zu bleiben und sich in Frieden durchzubringen. Wie nach einer Schlacht die Leichen die Luft verderben, so bleiben nach jeder Revolution angefressene Menschen übrig, die Alles mit ihrem Eiter beschmutzen."

„Die Freiheit ist nirgends mehr als in den Herzen einiger Wenigen, die würdig sind ihr eine Zuflucht zu eröffnen. Ein Gegenstand der Spötter aller jener Elenden, die einst ihr Feldgeschrei daraus gemacht, wird diese verkaufte, geschändete, an allen Straßenecken ausgebotene und verschacherte Freiheit; diese Freiheit, welche die Possenreißer des Juste-Milieu sich mit Fußstößen einander zuwerfen: diese gebrandmarkte und mit der Haspel der Ausnahmsgesetze erwürgte Freiheit, wieder durch ihre Vernichtung die Revolution von 1830, in eine große Schmach und eine hündische Schurkerei verwandelt."

„Die Gleichheit, diese Leidenschaft der Franzosen, scheint allen Bedürfnissen genug zu thun. Der Bürger, der glaubt einen König

„gewählt zu haben, der an dem Tische dieses Königs zu Mitta
„ißt, und mit seinen Töchtern tanzt, weiß sich in seiner Pfauen
„Eitelkeit mit Freiheit und Ruhm wohlfeil abzufinden. Wenn ma
„ihn festhält und ihm Handschellen anlegt, denkt er, er habe sie sic
„selbst angeschnallt; denn er ist die Quelle der Macht, er klirrt au
„Prahlerei mit seinen eigenen Ketten, als Zeichen seiner starke
„Unabhängigkeit. In seinen Augen ist die Monarchie eine Haus
„haltung und das Diadem das Band einer Nachtmütze."

„Die Frau Herzogin von Berry sah einen Theil dieser Dinc
„vom fremden Strande aus ... Man sagte der edlen Tochte
„Heinrichs IV., daß es in Frankreich eine Partei gäbe, die m
„Hunde-Geduld Alles ertrage (!); Freiheit heuchelnd, schamlo
„ihre Reden durch ihre Handlungen Lügen strafend (!!); die Ve
„achtung der Nation und die Fußtritte des Auslandes (!!!) unte
„würfig hinnähme; sich gegen künftige Mißfälle in ihrer Filzigke
„(!!!!) Rettung sichere und in der Hoffnung zu leben krieche, kriech
„krieche, weil es schwer ist, zu zertreten, was sich so platt mac
„unter den Füßen (!!!!!). Die wohlwollende Prinzessin ..." -
Doch genug von der Prinzessin; gute Nacht Prinzessin!

Montag, den 14. Januar.

Jetzt nur noch was Chateaubriand über den belgischen Kri
gesagt. Mir, seinem Sancho Pansa, ziemt es, wie jedem treu
Diener, die edlen Reden seines Herrn zu verkündigen. „Aus de
„was heute unsere mit der Klugheit der Quasi-Legitimität umwi
„delten Soldaten gethan, kann man sich überzeugen, was die ächt
„Juli-Männer hätten thun können. Man hat vor Antwerpen d
„Heldengeschlecht von Marengo, Friedland, Navarin und Algi
„erkannt; nur sah man mit Schmerz, daß das Juste-Milieu so vi
„Tapferkeit verschwendete, so viele Menschen aufopferte, um d
„Feuer der Linken zum Schweigen zu bringen, um sich eine Ka
„mermajorität zu schaffen und mit einer dummen Naivität ei
„Festung zum Vortheil unserer Nachbarn zu erobern. Wir, u
„eilend über die Grenzen zurück zu gehen, und nachdem jeder unse
„Soldaten auf den Appell des englischen Controleurs geantwor
„haben wird, wir werden die Kosten eines glänzenden Kriegszu

übernehmen, der aber nichts endet, weder für Frankreich, noch für Holland, noch für Belgien — ein mörderisches Tournier, dessen mittelbare Folge früher oder später ein Krieg, dessen unmittelbare Folge sein wird, die Schelde dem Handel Großbritanniens zu eröffnen. Dieses, das in dem blutigem Spiele keinen Schiffsjungen gewagt, hat nur einige Guineen auf hohe Zinsen angelegt. Fünf bis sechs tausend von dem Geschütze oder der Krankheit hingeraffte Soldaten, mehrere tapfere und geschickte Officiere getödtet oder verwundet, einige und vierzig Millionen aus der Tasche der Steuerpflichtigen genommen, bilden die Mitgift, welche wir das Glück und die Ehre haben werden, der Eheliebsten des englischen Präfekten von Belgien anzubieten."

Dienstag, den 15. Januar.

Ein preußischer Naturforscher wollte eine wissenschaftliche Reise nach Nordamerika machen und bat seinen König um Unterstützung. Dieser antwortete: Amerika sei schon genug ausgeforscht, aber in Sibirien wären noch die schönsten Entdeckungen zu machen. Als sich nun ein anderer Naturforscher fand, der sich bereitwillig zu Sibirien erklärte, bekam er achthundert Thaler Reisegeld. Ist das nicht artig? Ja, dieses Amerika thut ihnen wehe wie ein hohler Zahn und stört sie im Schlafe. Wenn es nur zu plombiren wäre! Eine Republik ohne Guillotine — und sie sagen uns doch seit vierzig Jahren: Republik und Guillotine, das wäre Alle eins! Freiheit ohne Blut — und sie lehren doch der Hofraths-Jugend in allen Schulen: die Freiheit sei eine Art Fisch, der nur im rothen Meere lebe! Aber sie hoffen sehr auf eine bessere Zukunft, auf Blut und Königthum auch in der neuen Welt. Sie haben es längst vorher gesagt, das Band, welches die verschiedenen Länder Amerika's aneinander knüpfe, würde bald zerrissen und dann würden die vereinigten Staaten aus der gottlosen Liste der Republiken gestrichen und in die heilige Civilliste gesetzt werden. Und in diesen Tagen hat sich wirklich ereignet, daß eine Provinz der vereinigten Staaten, aus Unzufriedenheit mit einem Douanengesetze, das ihrem Handel schadet, sich von der Union gewaltsam loszutrennen droht. Schon fangen die Aristokraten zu jubeln an: „das Werk Wa-

shingtons und Frankreichs stürzt zusammen!" scho halten die Europäischen Fürsten im Stillen eine Familien-Muste rung und vertheilen Amerika zwischen ihre Ottos, Carls, Wilhelm und Friedrichs; schon erkundigt sich Herr von Gagern bei Herr Rothschild, welcher Fürst am meisten Kredit habe, und arbeitet a einer schönen Rede für die hessendarmstädtische Kammer, worin e von der Brüderschaft des Missisippi und des Rheins spricht. Un vergleichlich ist die dumme Naivität, mit welcher die Royaliste die Naturnothwendigkeit der monarchischen Regierungen darthu und ihre feste Hoffnung ausdrücken, daß Gott in seiner Barmher zigkeit auch bald den amerikanischen Völkern Könige verleihe werde. Sie sagen: ein Staat in seiner Kindheit und in seinen Greisenalter könne der Monarchie nicht entbehren. O! zugegebe mit tausend Freuden. Aber was folgt daraus? daß eine Monarchi nichts als eine Laufbank oder eine Krücke ist, und daß, wenn ma der Laufbank nicht mehr und der Krücke noch nicht bedarf, ma keine Könige braucht. Ich gebe ihnen mehr zu, als sie ver langen, und bekenne, daß die Staaten nicht blos in ihren Kinder jahren und im hohen Alter, sondern auch zu jeder Zeit ihres Leben einer fürstlichen Regierung bedürfen — sobald sie krank werden Dann ist die Monarchie das Heilmittel und der Fürst der Arzt Aber sobald die Gesundheit zurückkehrt, wirft man das Arznei Glas zum Fenster hinaus und verabschiedet die Aerzte. In diesen Zustande der Wiedergenesung ist jetzt der größte Theil der euro päischen Welt. Wozu also noch länger Doctor und Apotheker? wo zu so vieles Geld für Arznei-Mittel ausgeben, das wir für unser Nahrung nützlicher und angenehmer verwenden könnten? Aber d gibt es Völker, die von Gesundheit strotzen und in der Einbildun krank sind, und da sehen wir die ganze lächerliche und traurig Geschichte von Molieres malade imaginaire. Lesen Sie gleich vor die Apotheker-Rechnungen: es ist eine Satyre auf die monarchische Budgets. Da sind die Volks-Doctoren Diafoirus Vater und Sohn da ist der Volks-Apotheker Purgon, die den unglücklichen Arga anführen und abführen, daß es ein Erbarmen ist. Wohlmeinend Freunde belehren ihn, daß er gesund sei, und er möge doch Doc tor und Apotheker zur Thüre hinaus werfen; aber da tritt jede

Mal madame Beline, der nach dem Gelde des armen Tropfes gelüstet, zur rechten Zeit hinzu und spricht zärtlich: mon petit fils, mon ami, mon pauvre mouton! und erstickt ihn unter Federbetten. Endlich aber, ich hoffe es, wird wie Argan auch das Volk klug werden, sich selbst zum Doctor creiren und das erhabene und geheimnißvolle Mysterium donare, postea segnare, ensuita purgare — was man regieren nennt — selbst lernen und ausüben.

Haben Sie aber, wenn Sie Thee getrunken, je daran gedacht, daß es der Thee ist, dem wir die amerikanische Freiheit zu verdanken und alle die herrlichen Folgen, die sie für Europa gehabt? Ein Zoll, den das englische Parlament auf den Thee gelegt, veranlaßte den Abfall der amerikanischen Colonien. Ich rede da freilich im Geiste der Monarchisten, die jede Revolution einem unglücklichen Zufalle zuschreiben; wäre es nicht der Thee gewesen, wäre eine andere Veranlassung dazu gekommen; nicht die Freiheit, die Tyrannei bedarf einer Erklärung. Doch ist es immer schön, daß es der Thee war, und daß er so wieder gut machte, was er verdarb. Nämlich der Thee, der Kaffee und andere indischen Gewürze haben erstaunlich viel dazu beigetragen, die Despotie in Europa zu begründen — einerseits, indem sie die Völker durch den Genuß körperlich, durch Gewöhnung an Ueppigkeit geistig entnervt haben, und andererseits, indem das Emporblühen des Handels die Fürsten bereichert hat, so daß sie sich stehende Heere bilden konnten, mit welchen sie die Freiheit niederschlugen. Trinken Sie die nächste Tasse Thee auf die Gesundheit Carolina's, nämlich jener amerikanischen Provinz, die durch ihren Widerspruch das Land zu entzweien droht; trinken Sie auf das Wohl der Freiheit überhaupt; es geht dem armen Mädchen gar zu schlecht.

Weil wir gerade vom Thee sprechen, muß ich Sie doch über etwas fragen, das mich seit einigen Tagen sehr beunruhigt. Ich kaufte mir Thee, grünen und schwarzen, von beiden gleich viel an Gewicht. Ich habe für jede Sorte eine besondere Büchse. Als ich nun zu Hause die Büchse füllte, machte der schwarze Thee die Büchse ganz voll, der grüne aber nur zur Hälfte. Es ist nun die Frage: bin ich betrogen oder nimmt der grüne Thee weniger Raum ein, als der schwarze? Es wäre merkwürdig, wenn ein Betrug

stattgefunden, es war doch eine maison de confiance, in der ich den Thee kaufte. Eine maison de confiance nennt man hie einen Kaufladen, worin man geprellt wird wie in jedem; abe man darf kein Wort dagegen sagen; beklagt man sich im minde sten, antworten sie stolz: c'est une maison de confiance

Mittwoch, den 15. Januar.

Da ist Ihr Brief, ich kann aber heute nicht mehr auf Alle antworten, ich bin gestört worden, es ist zu spät. Ein Spanier ha mich besucht, einst beim Corps des Marquis Romana. Ich erzähl Ihnen noch von ihm.

— Eine gemischte Schulcommission, heißt eine Schu commission, die aus Dummheit und Pedanterie gemischt ist. Adieu

---

Acht und neunzigster Brief.

Paris, Freitag, den 18. Januar 1833.

Ich glaube es war mein vorletzter Brief, dessen Kürze i durch störende Besuche erklärte. Kein wahres Wort daran. Es wa wieder ein schönes Buch, in dem ich herumkroch wie eine Fliege i der Zuckerdose, und ich konnte nicht heraus. Wenn Sie mir a das heiligste versprechen wollen, es gar nicht in die Hand nehmen an den Tagen, an welchen Sie mir zu schreiben habe will ich es Ihnen verrathen. Es heißt: Mémoires d'un cade de famille, aus dem Englischen übersetzt, bis jetzt zwei Bänd Der Name des Verfassers steht auf dem Titel, aber ich habe il vergessen und das Buch schon weggegeben. Er nennt sich Freun des Lord Byron. Der Held dieser Denkwürdigkeiten war e Seeräuber und hat dem Lord Byron den Stoff zu seinem Corsa und den Giaour gegeben. Freilich können diese Denkwürdigkeit für eine Frau nicht so anziehend sein als für einen Mann ... Für einen Mann? O! Es ist mein Spott. Ich meine: für Männ wie wir sind; ich meine: für einen Mann wie ich bin, der glau etwas zu sein, weil er sich schämt, nichts zu sein. Ich schwöre Ihnen, als ich in dem Buche las, hob ich meinen Arm hoch emp

und redete ihn an: Schlingel, alter Schlingel! sage mir doch, was hast du denn gethan in deinem halben Jahrhunderte? Ich saß am Kamine und starrte in die lodernde Gluth. Brennen — leben! Von diesem Holze bleibt ein wenig Asche übrig, das Andere alles geht als Rauch in die Luft. Aber dieser Rauch sammelt sich zu Wolken, diese Wolken stürzen als Regen herab, der die Erde befruchtet und so ernährt der Tod das Leben. Auch von den Menschen bleibt nur ein wenig Asche übrig, auch sein ganzes Dasein geht in Rauch auf; aber dieser Rauch wird nicht zur Wolke, er kehrt nicht zurück, er befruchtet nichts. Wo kommen nun die zahllosen, unbenutzten, ungenossenen Kräfte aller der Millionen Menschen hin, die nichts waren, die nichts werden durften? Die Erziehung schlägt sie todt. Gut, ich weiß das; aber was wird aus ihnen nach dem Tode? Wehe, die Erziehung! Sobald ein Mensch geboren wird — gleich umstellen und umlauern ihn die Mutter, die Amme, der Vater, die Wärterin; später kommt der Lehrer, später der Polizeimann dazu. Die Mutter bringt ein Stückchen Zucker, die Amme ein Märchen, die Wärterin eine Ruthe, der Vater den Vorwurf, der Lehrer den Stock, der Staat seine Ketten, sein Henkerbeil. Und zeigt sich eine Kraft, rührt sich, stammelt nur eine Kraft — gleich wird sie fortgeschmeichelt, fortgepredigt oder fortgezüchtigt. So werden wir wohlerzogene Menschen, so bekommen wir schöne Talente. Wissen Sie was ein großes Talent heißt? Ein Talent ist eine große fette Gansleber. Es ist eine Krankheit; der Leber wird das ganze arme Thier aufgeopfert. Wir werden in einen engen Stall gesperrt, dürfen uns nicht bewegen, daß wir fett werden; werden gestopft mit moralischem Welschkorn und gelehrten Nudeln, und dann schnaufen wir und ersticken fast vor Moral, Gelehrsamkeit und Polizeifurcht, und dann kommt eine alte Köchin von Regierung, betastet uns, lobt uns, schlachtet uns, rupft uns, und benutzt unsere schönen Talente. Was nur an uns stirbt möchte ich wissen; ich möchte wissen, was nur der Tod an uns zu holen findet! Aber der Tod ist ein armer Hund; nichts als Knochen sein ganzes Leben lang, selten daß ihm ein voller Mensch herabfällt.

Dieser Corsar — man kann es aus den Epochen seines Lebens berechnen, er war ein Knabe, als die Seeschlacht von Trafalgar vorfiel — ist jetzt erst vierzig Jahre alt und lebt wahrscheinlich schon längst wieder in seinem Vaterlande und baut sein Feld. Ein Jahrtausend am Leben hat er schon zurückgelegt und die dreißig Jahre, die er noch leben mag, sind ihm ein Dessert, eine Siefte. Thaten, von welchen eine einzige nur das ganze arme Leben eines Menschen bereichern könnte, hat er vergessen, und jetzt in seiner Einsamkeit, da er seine Denkwürdigkeiten schrieb, war es oft eine seltene Waffe, die er erbeutet und noch besitzt, oder ein anderes Zeichen, was ihn an eine blutige Schlacht, an eine furchtbare Gefahr erinnert. Der indische Ocean, mit seinen liebeswarmen, seligen Inseln, war sein Spielplatz. Dort ist die kriegerische Sonne, deren Pfeile Niobes Töchter getödtet; dort ist das echte Urbild der Sonne, die wir nur aus Kupferstichen kennen. Da wachsen Ananas wie bei uns die Rüben. Der Tiger beheult die Nacht, wie bei uns die Nachtigall sie besingt. Der Pfeil eines Wilden ist Morgengruß, der vergiftete Dolch eines Malaien ist Abendgruß.

Er hatte eine Liebe, ein arabisches Mädchen, Zela, die Tochter eines Scheiks. Einmal in der Nacht überfiel er einen malaiischen Ort und metzelte die Einwohner nieder, sie für verübte Gewaltthätigkeiten zu züchtigen. Die Gefangenen der Malaien befreite er. Unter diesen war ein Araber, zum Tode verwundet, der, ehe er verschied, die Hand seiner vierzehnjährigen Tochter in die ihres Erretters legte. Der Corsar trug sie auf seinen Schultern in sein Schiff. Sie ward sein Weib, die Mutter seiner Kinder, sie begleitete ihn auf allen seinen Seezügen, theilte alle seine Gefahren, ward sein Schutzgeist. Könnte ich Ihnen die arabische Zela schildern! Sie ist der holde Genius des Kaffees, der heiße dunkle Blick des Morgenlandes, ein Brennspiegel der Seligkeit. Zela ist für den Geist des Corsaren, was der Kaffee für sein Fleisch. Denn ich muß Ihnen sagen, er trinkt Kaffee, wie ich auch, nur unter andern Umständen, und das hat mich am meisten geärgert und darüber bin ich roth geworden. Ich trinke Kaffee — nicht einmal des Morgens, da kann ich ihn nicht vertragen; sondern Mittags nach dem Essen, nachdem ich etwas geschlummert, um neue Kraft

‚u neuer Schwäche zu sammeln, ehe ich mich wieder an den Schreib=isch setze und federfuchse und schimpfe wie ein altes Weib gegen Buben, die mit Steinen nach mir werfen. Er — wenn ihn eine olle Meereswoge in die See schleudert und die Wellen mit ihm pielen und ihn sich einander zurollen; sein Muth und seine Stärke helfen ihm wieder empor, er wird halbtodt an Bord ge=racht — er trinkt Kaffee und alles ist wieder gut. Wenn er aus echs Wunden blutend ohnmächtig niedersinkt; der dumme Schiffs=hirurg kömmt mit Kübeln von Arzneitränken, mit seinen Messern hm Arme und Beine abzuschneiden — der Held schlägt die Augen uf, fordert eine Tasse Kaffee, trinkt sie und ist geheilt. Wenn — och genug. O Schlingel! — ich. O Schlingels! — Ihr.

Samstag, den 19. Januar.

. . . . . Auf das, was **** sagt, lassen Sie Acht geben. Er eht zwar ganz unten in der vornehmen Welt; aber unter der ristokratischen Sippschaft herrscht eine merkwürdige Sympathie, nd wenn man aufmerksam ist, kann man oft unten hören, was ben gesprochen wird und so erfahren, was sie vorhaben. Es kann cht leicht sein, daß sie diesmal meine Briefe nicht verbieten, plan=äßig nicht; denn aus der Polizeilumperei kommen sie nie heraus. ie halten immer für leicht und möglich die öffentliche Meinung ı unterdrücken oder zu beherrschen, und wenn es ihnen mißlingt, nken sie, sie hätten nur das rechte Mittel nicht gewählt. Das erbot der Briefe hat nichts geholfen, jetzt denken sie, die Duldung erde wirksamer sein; aber ihre Verachtung wird mir so wenig haden, als ihr Haß.

Ich habe den Artikel in der Nürnberger Zeitung gelesen. Er gut gemeint; aber ich finde mich noch schwerer in diese Menschen, s sie sich in mich finden. Da heißt es wieder: es sei doch jammer=hade, daß ein so geistreicher Mann, wie ich sei, und der so unend=h viel Gutes wirken könnte, so unmäßig wäre! Guter Gott! uf wen soll ich denn wirken? Auf die Regierungen etwa? Auf n Fürsten von Wallerstein, den Herrn von Blittersdorf, den errn von Nagler? Oder wohl gar auf die regierenden Fürsten, f den Großherzog von Baden etwa, den ein Fluß, über welchen

eine bequeme Brücke führt, von der Weltschule trennt und d nichts gelernt. Auf einen Fürsten, der sein Wort gebrochen, un für die Klagen und Schmähungen seines Volkes reichlichen E satz in einem preußischen Generals-Titel findet und in einem artige Briefe, den ihm sein König geschrieben? Ich soll Gehör bei Me schen suchen, die vierzig Jahre lang den Donner des Himmel überhört? Und das noch mit freundlichen Worten, mit Höflichke und Bescheidenheit! Meine Hofmeister sehen eine deutsche Regierur für eine alte gute Großmutter an. Sie meinen: die Großmutt hat ihre Launen, denn sie ist alt und kränklich; aber sie ist do unsere Großmutter, wir müssen Nachsicht mit ihr haben. Nei nein, nein, zum Teufel! nein. Nicht Großmütter, Furien si unsere Regierungen. Ist es großmütterlich was Baiern thut, d jeden Mann von Gefühl auf die Folter einer peinlichen Untersuchu spannt, bis er bekenne, wer seine Mitfühlenden gewesen? Ist großmütterlich, wenn die Nassauer Regierung einen Greis v siebzig Jahren in einer Winternacht aus seiner einsamen Lan wohnung reißt und ihn auf drei Jahre zu Dieben und Räube ins Zuchthaus sperrt, weil er in einer ausländischen Zeitung fr müthig über die Finanzen des Landes gesprochen? Ist es gro mütterlich, wenn die preußische Regierung, wie sie selbst bekan macht, Spione in Paris hält, die ihr jedes Wort der Klagen ein ihrer Unterthanen berichten? Mit des Teufels Großmutter will i höflich sein, aber mit keiner Rabenmutter von deutscher Regierun

Ich habe mir das oben besprochene Buch aus der Leihbibliot noch einmal holen lassen. Der Verfasser heißt Trelawney und nen sich „Compagnon et ami de Lord Byron."

Ich habe nicht Zeit mehr, das Blatt herunterzuschreiben; bin wieder durch Besuche gestört worden. Adieu.

Neun und neunzigster Brief.

Paris, Sonntag, den 20. Januar 1833.

Meine deutsche Eselshaut ist schon wieder voll und ich muß aufräumen, um für die neue Woche Platz zu bekommen. Deutsc

Eselshaut nenne ich die Pergamentblätter in meiner Schreibtafel, die dazu bestimmt sind, beim Zeitungslesen die deutschen Angelegenheiten zu merken. Wollte ich sie, wie ich es mit dem übrigen Europa mache, auf Papier zeichnen, müßte ich mir jeden Monat ein neues Taschenbuch kaufen. Sie sollten nur einmal das kleine gelbe Ding sehen, man glaubt es nicht, wie viel Aerger hineingeht. Wenn ich das nachher in Briefen ausbreitete, ist es nichts mehr; es ist dann Scham, Zorn, Wuth, Schrecken in vieler Dinte aufgelöst. Aber auf dem Pergamente ist es die reine natürliche Leidenschaft, wie sie aus dem Herzen kommt. Oft nur ein Wort, ein Zeichen, ein Schrei; aber beredtsamer als die schönste lange Rede. Wenn Worte, wenn ein Ach, ein O, ein Weh zünden könnten, schleuderte ich einmal mein Taschenbuch in das verfluchte taxische Haus, daß das ganze Sünden-Register mit allen Sünden-Registratoren in Rauch und Feuer aufginge. Dort ist die Büchse der Pandora, nur ohne die Hoffnung. Doch nein, nicht ohne Hoffnung; die Hoffnung ist da, aber nicht in der Büchse; ich hoffe mehr als je. Es kann nicht lange mehr so bleiben, sie machen es zu arg. Ein Volk erträgt lange den Haß, den Zorn, den Druck, wohl auch den Spott seiner Tyrannen; aber die Verachtung — nein. Was! die Milch, das sanfte, harmlose Ding, wird sauer und gerinnt, steift sich und widersteht, wenn man sie etwas tückisch anhaucht, wenn sie Einer schlägt — und das stolze Blut, der edle Sohn des Körpers und der Seele, sollte sich nicht rühren, wenn freche Edelbuben in ihm herum plätschern? Es kann nicht sein, das ist nicht möglich, das ertragen sie nicht lange mehr — es ist Eisen im Blute.

Die Volkskammer in Weimar hatte die Oeffentlichkeit ihrer Sitzungen beschlossen; denn was wäre selbst die Wahrheit im Verborgenen? Nur eine gefährliche Waffe mehr in den Händen der Lüge. Aber die Edelleute in der andern Kammer haben die Oeffentlichkeit verworfen, denn sie meinten in ihrer Weisheit, damit hätten noch alle Revolutionen und Republiken angefangen und alle Monarchien geendet — worin sie auch ganz recht haben. Der Hauptmann der Edelleute, der Landesfürst, hat den Antrag der Kammer auch verworfen, mit all dem lächerlichen Hochmuthe, dessen ein kleiner deutscher Fürst nur fähig ist, mit dem ganzen Trotze, den

der Schwager eines Kosaken-Kaisers sich glaubt erlauben zu dürfen Man muß die Epistel lesen, die der Großherzog seinen getreuen Ständen vor die Füße geworfen hat! Er sagt ihnen: sie möchten ihm ja mit solchem Zeuge nicht mehr kommen, und das Volk soll ja nie in Menge etwas fordern, mit zahlreichen Bittschriften nahen denn wenn er noch so geneigt wäre etwas zu bewilligen und wenn es das Billigste wäre — nie würde er thun was viele, was Alle von ihm verlangten! Die Epistel schließt mit den Worten: „Wir bestätigen übrigens sämmtlichen „Abgeordneten und durch solche sämmtlichen geliebten Unterthanen „noch wörtlich die Fortdauer unserer festbegründeten Huld und „Gnade.“ Bedenke dich, glückliches Volk! Sehen Sie, so spricht Göthe's würdiger Zögling. Aber ich hoffe, die Zeit wird bald kommen, daß wir diesen deutschen Fürstchen unsere Huld und Gnade bezeigen und bei Gott! ich hoffe, das nicht blos wörtlich

In Hannover ist ganz das Nämliche geschehen; auch dort hat die Adelskammer den Antrag der Volks-Deputirten auf Oeffentlichkeit verworfen. Die armen Hannoveraner sind am schlimmsten daran, unter allen deutschen Völkerschaften. Sie müssen ihrem Könige vergüten, was er an zwölf Millionen freier britischer Bürger verliert; auf jeden Hannoveraner kommt die Tyrannei von dreizehn Seelen. So ist der deutsche Adel! Nach der Juli-Revolution mußte er gezwungen ein ganzes Jahr fasten, und jetzt holt er heißhungrig die 365 versäumten Mahlzeiten nach. Wohl bekomme es ihnen! Nur daß sie sich hüten, sich nicht den Magen zu verderben, daß sie sich wohl hüten: denn wahrlich, lassen sie es zum Brechen kommen, möchte es ihnen schlimm ergehen. So ist der Adel aller Länder und Zeiten, so wird er bleiben, so lange man ihn duldet. Er ist immer so gewesen, er ist im Livius was in der Mannheimer Zeitung. Sie erkennen keinen Gott der Menschen, sie erkennen nur einen Gott der Edelleute; sie erkennen keinen Volksfürsten, sie erkennen im Fürsten nur ihren Hauptmann; sie erkennen kein Vaterland, der Hof ist ihr Wald, das Land eine Stätte ihrer Räuberei, das Volk ihre Leute. Im Jahr 1816 hielt der Vicomte von Castelbajac, ein restaurirter Emigrant, in der französischen Deputirtenkammer eine feurige Rede über die Wiederherstellung der Religion,

urch Vermehrung der Macht und des Reichthumes der Geistlichkeit. Da, im heiligen Eifer, entwischte ihm der Ausdruck: „das Wohl des Vaterlandes“ ... Vaterland! Er erschrak ob seines unwillkürlichen Verbrechens und sich entschuldigend sagte er der Kammer: „Du reste, en employant le mot patrie, je n'entends point le mot dont on a tant abusé, qui a servi de prétexte à tous les intérêts, à toutes les passions, et d'excuse à tous les crimes; j'entends par patrie, non le sol où je suis attaché sous les honteuses lois de l'usurpation, mais le pays de mes pères avec le gouvernement légitime.“ — Die Freiburger Bürger hatten den Herrn von Rotteck zu ihrem Bürgermeister gewählt, aber die badische Regierung hat diese Wahl verworfen. Nun darüber läßt sich nichts sagen, das ist etwas Bundestägliches. Die Minister hatten ihre ganze Macht gebraucht, all ihren Einfluß geübt, alle ihre Ränke spielen lassen, diese Wahl zu verhindern; sie hatten dem Herrn von Rotteck ihren eigenen Kandidaten entgegengesetzt, und er bekam achthundert Stimmen, und der Regierungs-Candidat nur zweihundert. Sehen Sie, was die höchst- und allerhöchstweisen Bundestagsbeschlüsse für ganz unterthänigste Folgen haben. Freiburg, in dem größten Theile seiner Bevölkerung waren gar nicht liberal. Viele waren aus alten Zeiten noch österreichisch gestimmt, die meisten waren Gegner von Rotteck und Welcker, denn die guten Bürger hatten sich von ihren Regierungs-Pfaffen weiß machen lassen, Welcker und Rotteck wären Schuld an der Sündfluth. Als ich verflossenen Sommer dort war, wohnte ich einem Abendessen von dreißig bis vierzig Personen bei. Darunter waren etwa zehn Bürger, alle Uebrigen waren aus dem gelehrten Stande. Man versicherte mich, ich sähe da Alles beisammen was in Freiburg an Liberalismus aufzutreiben gewesen. Und wie hat sich das jetzt geändert! Das haben die Bundestags-Gesandten bewirkt, das sind die wahren Revolutionärs, die guten echten Hambacher. Der Großherzog von Baden hätte tausendmal eher den Herrn von Blittersdorf pensioniren sollen als Rotteck und Welcker. Aber sie sind mit Blindheit geschlagen, mit einer Blindheit, gegen welche die ägyptische Finsterniß blendendes Tageslicht ist. Ich bitte Sie, thun Sie mir doch den Gefallen und fragen Sie mich in

Ihrem nächsten Briefe: ob ich denn gar nichts über die Bundes tagsbeschlüsse schreiben werde? Ich möchte Sie gern auslachen, da wird mich erheitern. Den vielen Narren, die seit vorigem Somme diese Frage an mich gethan, wollte ich aus Höflichkeit nicht in da Gesicht lachen; aber mit Ihnen als meiner lieben Freundin brauch ich keine Umstände zu machen. Ich soll von den Bundestags=Be schlüssen sprechen! Als hätte ich mich darüber gewundert, als wär ich einer jener Thoren, die das überrascht. Ich hatte die Bundes tags=Beschlüsse schon ein Jahr früher gelesen, ehe sie gedruckt, j ehe sie geschrieben waren. Habe ich denn in den Pariser Briefen vo vorigem Winter nicht davon gesprochen? Doch vielleicht das nic einmal; es schien mir so etwas Natürliches, so etwas zu sein, wa sich ganz von selbst versteht.

Hundertster Brief.

Paris, Montag, den 21. Januar 1833.

Heute ist der Jahrestag der Hinrichtung Ludwig XVI. Es sin gerade vierzig Jahre. Um diesen jour funeste et à jamais dé plorable, wie vorgestern die Pairskammer beschlossen, religiö würdig zu feiern, mit Gebet, Reue, Buße und Thränen, um z zeigen, wie jede Republik eine Tiger=Essenz ist und jede Monarch eine See von Mandelmilch und Rosenwasser — will ich Ihnen fo gende lustige und herzbrechende Geschichte mittheilen. Ich habe aus einer französischen Schweizer Zeitung übersetzt. Vorher ab will ich Sie daran erinnern, was ich Ihnen kürzlich einmal vo den Wassersäcken der Welt geschrieben, und wie das Fürstenthu Neufchatel, von dem Könige von Preußen beherrscht, der Wasse sack der Schweiz sei. Jetzt lesen Sie.

Die Patrioten in den Gefängnissen von Neufchate

„Am 8. December des vorigen Jahres begab sich Herr vo „Perrot, Maire von Neufchatel und Präsident des Criminalg „richts, in die Gefängnisse, um den wegen politischer Vergeh „Eingekerkerten die sogenannte Amnestie zu verkündigen, mit we

her der König von Preußen, in seiner unerschöpflichen Güte, sie zu begnadigen geruhte. Diese Magistratsperson legte den Unglücklichen einen Eid auf, nach welchem sie auf den königlichen Scepter zu schwören hatten, „daß sie an der Person ihrer Richter sich nicht zu rächen suchen; daß sie keinen Groll, gegen wen es auch sei, bewahren; daß sie ihrem Gefängnisse Treue hüten, und während der ganzen Zeit ihrer Gefangenschaft kein Mittel zur Flucht versuchen wollen." Alle Gefangenen sprachen die Eidesformel aus: nur Dubois, der zum Tode verurtheilt, dessen Strafe aber in lebenslängliche Gefangenschaft mit beständiger Zwangsarbeit verwandelt worden war, weigerte sich zu schwören; dieser unglückliche Patriot, als man ihm den Scepter vorhielt, erklärte, daß er sich ein solches Gelöbniß nicht auflegen könnte. Auf eine zweite Aufforderung wiederholte Weigerung, worauf der Maire befahl, Dubois in das Gefängniß zurückzuführen."

„Fünf Minuten später fielen auf einen Befehl des Maires zwei Gensdarmen über Dubois her, knebelten ihn, legten ihm Handschellen an, schleppten ihn die Treppe herunter, zerrten ihn über den Gefängnißhof, und warfen ihn in ein Loch, das man den Käfig nennt, um vierzehn Tage bei Wasser und Brod darin zu schmachten. Dieses Folter-Instrument, ganz genau nach dem Modelle desjenigen verfertigt, das der Cardinal de la Belue auf Befehl Ludwig XI. ersonnen, ist ein Käfig von ohngefähr fünf und einem halben Fuß ins Gevierte, in dem man weder sitzen noch stehen kann, und in einem alten Thurme des Gefängnisses angebracht. Der Unglückliche, den man hineinsperrt, muß sich auf dem Stroh, das man ihm unterlegt, niederkrümmen. Der Käfig ist aus starken Eichenbohlen gezimmert, empfängt nur ein wenig Licht durch die Fensteröffnung einer innern Thüre, und das blos, wenn eine äußere Thüre von Eisen, die den Eingang des Thurms schließet, geöffnet wird. Im Sommer kann der Unglückliche, den man in dieses Loch sperrt, es noch aushalten; aber im strengen Winter wird es unerträglich, da die Luft von allen Seiten eindringt. Auch wurde der unglückliche Dubois, nachdem er die Folter des Winterfrostes acht und vierzig Stunden ausgehalten, von dem Gefängniß-Wärter in dem erschrecklichen Zustande eines er-

„frornen Menschen gefunden. Er hatte keinen Puls mehr und wa „steif wie eine Leiche. Der Kerkermeister entsetzte sich über die Fol „gen dieser kannibalischen Grausamkeit, eilte fort, Decken und warm „Speisen zu holen, und bemühte sich, mit Hülfe seines Sohnes „das unglückliche Schlachtopfer in das Leben zurückzurufen. Gleid „darauf setzte er den Maire von den Folgen seines barbarische „Befehls in Kenntniß. Dieser ließ Dubois in sein altes Gefängni „zurückbringen und forderte ihn von neuem auf, den verlangte „Eid zu leisten. Der Gefangene mußte sich in sein schmachvolle „Schicksal finden, doch bei sich wohl begreifend, daß ein solcher ab „gefolterter Eid nur Wort und Wind sei."

„Dieses ist die genaue Darstellung von der Lage des unglück „lichen Dubois, die uns einer seiner Leidensgenossen, der, glück „licher als er, nach Verlauf seiner Strafzeit, das Gefängniß ver „lassen durfte, mitgetheilt hat. Eidgenossen! Nach solchen Schand „thaten dürfen wir nicht mehr allein die Henker von Modena und „Lissabon verwünschen. Die preußisch-neufchateller Zwerg-Tyranner „haben sich zur Höhe Jener zu erheben gewußt. Das sind di „Qualen, welche unsere Brüder in den Gefängnissen von Neuf „chatel, und alle die, welche die würdige Regierung dort noch hin „einführen kann, täglich zu erdulden haben! Berner! das ist das „Schicksal, welches jeden Augenblick Meuren bedroht. Und im Her „zen der Schweiz, mit seinen milden und patriarchialischen Sitten, „und im Herzen der republikanischen Schweiz werden solche mo „narchisch-aristokratische Schandthaten geduldet!"

Und warum sie nicht dulden, wenn sie aus so guten lieben Händen kommen? Der preußische Staat ist der glücklichste der Welt, er hat die allerbesten Schulen. Dort wird das Volk gründlich zum constitutionellen Leben erzogen; in den Schulen muß die Freiheit von der Pike auf, vom a b c an dienen. Sie halten jetzt schon am a, b, ab; im zwanzigsten Jahrhunderte kommen sie an das b, a, ba und nach eben so viel Jahrhunderten als das Alphabet Buchstaben hat, werden die Reichsstände zusammengerufen. Was mich aber an dieser schönen Geschichte von dem Menschenkäfig am meisten ergötzte, war der Scepter, dieses heilige Kreuz, worauf man schwören ließ. Das ist ein Seitenstück zur Buße von

dem Bilde des Königs von Baiern. Die Despotie in Deutschland wird täglich orientalischer, romantischer, sie funkelt wie Smaragden und Rubinen. Man glaubt den Calderon oder ein Märchen aus tausend und einer Nacht zu lesen. Es kömmt noch dahin, daß man die Angeschuldigten kleiner Ketzereien in ein Krystall-Gefängniß sperren wird, oder sie zur Buße mit nackten Füßen auf Perlen wird gehen lassen — und daß man die Angeschuldigten großer Ketzereien an einen Galgen von Sandelholz hängen wird.

Schwamm herbei! Die erste Seite der deutschen Eselshaut ist sauber; jetzt zur zweiten. Ein Eßwaarenhändler in München „a l'honneur de prévenir la haute noblesse et le respectable public," daß er frische Trüffeln bekomme. Es ist das erstemal, daß ich so etwas in französischer Sprache lese und es nimmt sich ganz gut aus. Aber nicht gut nimmt es sich aus, daß das verehrungswürdige Publikum so entsetzlich einfältig ist, so etwas zu dulden. Das verehrungswürdige Publikum sollte sich vereinigen, bei keinem Handelsmanne etwas zu kaufen, der die Frechheit hat in seinen Ankündigungen besonders von dem hohen Adel zu sprechen. Möchten sie doch endlich einmal zur Besinnung, endlich einmal zum Bewußtsein ihrer Macht kommen! Möchten sie doch endlich begreifen lernen, daß die Sitten mächtiger sind als die Gesetze, und daß nur die Gesetze in den Ständen des Adels sind, die Sitten aber in den Ständen des Volks! Wären die Sitten nicht mächtiger als die Gesetze, es stünde heute schlimm in Frankreich mit Freiheit und Gleichheit. Es gibt keinen entscheidenden Tag, es gibt kein Schlachtfeld, keinen großen Sieg der Freiheit. Ist eine Seite der Geschichte herabgeschrieben, werden die Zahlen addirt, und diese Summe nennt man eine Revolution. Fällt das Buch wieder in die Hand des Feindes, glaubt er die Revolution vernichtet zu haben, wenn er jene Summe nicht als Transport auf die neue Seite setzt. Er meint die Rechnung von vorn anzufangen, ihr merkt nicht, daß die alte Rechnung fortgeht — er ist ein Esel. Aber seid ihr keine Esel! Ihr werdet nie etwas zu addiren bekommen, wenn ihr nicht täglich aufschreibt, Brüche zu Brüchen, Zahlen zu Zahlen gestellt. Es gibt nur Minuten, nur kleine Händel, kleine Zänkereien der Freiheit, Spottreden, Epigramme, Prügel, Ohrfeigen, Thüre hin-

aus, Treppe hinunter werfen. Aber jeder Tag hat vier und zwanzig Stunden, jede Familie hat fünf Seelen, und ihr glaubt es nicht, was fünf Seelen in vier und zwanzig Stunden verrichten können, wenn sie ernstlich und immer wollen . . . . . Du verehrungswürdiges Frankfurter Publikum — warum bist du denn so gar einfältig, dich in deinem Concertsaale auf die Hinterstühle zu setzen, und dem hohen Adel die vorderen zu überlassen? Thut das nicht, setzt euch selbst mit euren Weibern und Töchtern vorn hin. Zwar weiß ich, wie viel es einem bescheidenen Manne kostet, sich in einen öffentlichen Kampf mit der Eitelkeit einzulassen; aber es soll auch nicht Einer allein, alle Bürger sollen sich zugleich hervorstellen. Und werdet ihr auch verbannt, bringt der guten Sache das Opfer. Seid nicht demüthig, seid nicht blöde, seid nicht schwach. Eure Demuth ist ihr Hochmuth, eure Blödigkeit ist ihre Frechheit, eure Schwäche ist ihre Stärke. Geht jede Stunde einen Schritt, aber geht diesen Schritt jede Stunde und ihr werdet bald an das Ziel gelangen.

— „Göttliche Gerechtigkeit, wie lange noch wirst du deine Blitze schlafen lassen?" Sie glauben vielleicht, ich hätte das gesagt? O nein, es steht im Frankfurter französischen Journale und wird bei einer, ich weiß nicht mehr welcher Gelegenheit ausgerufen, wo die Fürstenschaft oder der Adel irgend eine Schlappe bekommen. Das Wort ist schön, aber die ganze hohe deutsche Bundesversammlung, mit allen ihren Excellenzen, Grafen und Baronen, mit allen ihren Legationsräthen und Gesandtschafts-Secretairen, mit dem großen Heere ihrer besoldeten Zeitungsschreiber, hatte so etwas Schönes nicht sagen können, sie mußte sich erst einen Franzosen dazu kommen lassen. Der versteht's! Er spricht wie wir, er macht unsere Stimme nach, er meint Gott wäre blind und harthörig wie der Patriarch Isaak, werde seinen spitzbübischen Sohn Jakob für seinen Erstgebornen halten und ihm seinen Segen geben. Wahrhaftig, es gefällt mir, daß sie selbst die schlafenden Blitze der Gerechtigkeit aufwecken!

Dritte Seite. Noch einmal Preußen. Prussia for ever. Die preußische Regierung, wie jede germanischen Ursprungs — es ist des Tacitus wegen — besoldet Spione in Paris, um dort auf ihre

liebten treuen Unterthanen etwas Acht zu geben. Dagegen läßt
h nichts sagen, keine Monarchie kann der Spione entbehren, man
bt so lange man kann. Warum haben Republiken, warum haben
ordamerika, die Schweiz, die freien deutschen Städte keine Spione?
eil dort die Regierungen nicht zu befürchten brauchen, daß ihre
ürger einmal den Verstand verlieren und ihre freie Verfassung
gen einen Fürsten vertauschen möchten. Die Bewohner einer
lonarchie aber wünschen sich einen Freistaat, sobald sie zu Ver-
ande kommen; je vernünftiger sie also werden je mehr Spione
raucht ein Fürst. Das ist also ganz in der Ordnung. Außer-
rdentlich ist es aber, eine sehr außerordentliche Naivität, daß eine
tegierung es eingesteht und drucken läßt, sie treibe Spionerie, wie
s die preußische gethan.

Da ist ein gewisser Traxler in Cöln, ein königlich preußischer
Paradiesvogel, ich meine: einer der Seligen im preußischen Para-
iese, das so herrliche Rüben und Schulen hat, — der ließ etwas
n einem Pariser Blatte von der Seligkeit aller Rheinpreußen
rucken und von ihrer Anbetung gegen die Mark Brandenburg.
Die preußischen Behörden entdecken den Namen des Spaßvogels
nd sperrten den Traxler in einen Käfig. Ein Gefängniß ist die
este Widerlegung aller Sophismen, es ist die wahre Schule der
Logik. Der Temps (darin standen die Artikel) fragte: wie denn
ie preußische Regierung ohne Verletzung des Briefgeheimnisses
hren Correspondenten habe entdecken können? Der preußische Advo-
at antwortete: Briefe öffnen! Pfui! so etwas erlaubt sich seine
Herrschaft nicht; aber „den klugen Maßregeln unseres Gouver-
„nements ist es zuzuschreiben, daß man endlich durch Vermitt-
„lung eines Agenten der Pariser Polizei, die Original-
„briefe des Traxler und mehrere von andern ähnlichen unnützen
„Gesellen, für Pariser ultraliberale Blätter bestimmt, erhielt....
„Der deutlichste Beweis, mit welchem Vertrauen diese
„Radicalreformer und Lügenverbreiter unsere Regierung
„verehren, daß sie nicht Scheu trugen, ihre Correspondenzen
„frank und frei durch die Post an die vollständigen Adressen
„der Zeitungs-Büreaus abgehen zu lassen..... Nur von Traxlers
„Briefen wurde bis jetzt erst Gebrauch gemacht, die andern sind

„wohl noch aufgespart zur gelegenen Zeit ..... Die Landes„gesetze dürften dies wahrhaft verbrecherische Treiben leicht al„landesverrätherisch betrachten und eine Strafe bestimmen„welche als Warnung für ähnliche Briefsteller, der Strenge und „des Ernstes nicht entbehren wird."

Unnütze Gesellen, Lügenverbreiter — das ist der Oden-Sty monarchischer Begeisterung; mit dem wollen wir nicht rechten; der preußische Correspondent, als er so schrieb, kam vielleicht eben von Tische. Wir wollen uns an die Prosa halten. Die klugen Maßregeln der preußischen Regierung sind bewunderungswürdig! Der große Friedrich mit seinen herrlich blauen Augen stand vor mir aber ob er lachte oder weinte, konnte ich nicht unterscheiden; denn schnell verhüllte er sich das Gesicht, als ich von seinen Enkeln erzählte ... Als einen Beweis der Verehrung, als ein Zeichen des Vertrauens sieht es die preußische Regierung an, wenn ihre Unterthanen sie nicht für so niederträchtig halten, daß sie die Briefe öffne! So sind alle Monarchien. Jede monarchische Regierung will für jedes Unrecht, mit welchem sie ihre Unterthanen verschont, gelobt sein; dann soll man ihre Gerechtigkeit preisen. Jedes Gut, das sie ihren Unterthanen nicht raubt, will sie als Geschenk betrachtet wissen, wofür man Dank schuldig sei. Wenn sie dem Bürger erlaubt, Jedem, so gut er es versteht, den Weg seines Glückes zu verfolgen, seinem Wohlstande nachzugehen, wenn sie ja einmal nicht hindert, rühmt sie sich, Wohlstand über das Land zu verbreiten und die Selbsthuldigung nimmt kein Ende. Das ist wörtlich wahr. War doch neulich in einem russischen Zeitungsartikel zu lesen: „Die „Polen hatten alle ihre moralischen und physischen Kräfte „der Regierung zu verdanken, die sie schmählich verriethen, ob sie „ihnen gleich die Mittel verschafft hat, mit denen ein „achtmonatlicher blutiger Krieg geführt ward." Wenn ein unglückliches Volk, nachdem es die Tyrannei ausgesogen, noch so viel Kraft behielt, sich der Tyrannei zu widersetzen, wird ihm das als Verbrechen, als Undank angerechnet! Nichts haben sie den Polen übrig gelassen; aber um für die Freiheit zu kämpfen, braucht es keiner andern Waffe, als der Liebe zu ihr.

Ist das nicht artig, wenn der preußische Advokat sagt: nur den raxler habe man einstweilen vorgenommen, die andern gleich= chuldigen Pariser Correspondenten werden zur gelegenen eit aufgespart? Das ist Gerechtigkeit! Sie sind wohl noch icht fett genug, die Andern? Ihr verwahrt sie wohl für euren ächsten Freiheits=Schmaus? Und: die Gesetze — dürften — eicht — eine Strafe bestimmen — die des Ernstes nicht ent= ehren wird! Also das Gesetz ist Richter, das Gesetz wird be= immen! O mein Friedrich!

Mittwoch, den 23. Januar.

..... Schicken Sie mir Ihre Sachen, ich werde nicht grob ein, wenigstens diese Woche nicht mehr, ich bin ganz erschöpft.

Ich freue mich, daß dem *** meine Briefe so gut gefallen. ch will auch auf die Jugend wirken; wir Alten sind keines unktes auf dem i der Freiheit würdig. Grüßen Sie ihn herzlich on mir und seine Frau, und sie sollen der *** mehr Zucker in en Thee werfen, damit sie nicht so sauer spreche. — Glauben Sie a keinem, der sagt, ich wäre kein Gelehrter; das ist boshafte erleumdung.

Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts=Buchdruckerei.

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Vollständige Ausgabe.

Zwölfter Band.

Wien.
Tendler & Comp.
(Julius Grosser.)
1868.

Inhalt.

Briefe aus Paris.

1830 — 1833.

(Schluß.)

Briefe aus Paris.

1830 — 1833.

(Schluß.)

Hundert und erster Brief.

Paris, Freitag, den 25. Januar 1833.

Wenn ich nur den bösen Zauber begreifen könnte, der die Italiener hier verhindert, den Don Juan gehörig zu Stande zu bringen. Man spielte ihn vor einigen Tagen wieder und ich habe mich gelangweilt wie immer. Es ist Mozarts Musik; aber ohne ihren Geist. Es ist die nämliche Gestalt, Haltung, Farbe; aber ohne Leben. Es ist eine Wachsfigur, es ist gemaltes Feuer. Ich wollte, unser Guhr käme einmal hierher und suchte dem ungläubigen Orchester etwas Religion beizubringen.

Als ich gestern über den Boulevard St. Antoine, der jetzt Boulevard Beaumarchais heißt, spazieren ging, sah ich mir genau drei Häuser an, die nicht weit von einander liegen. Ich sah hinein, hinauf, und da es alle drei Eckhäuser sind, machte ich die Runde um sie, ganz wie ein Dieb, der kundschaften will, auf welche beste Art er in der Nacht einsteigen könnte. In diesen Häusern wohnten einst berühmte Menschen. Solche verödete Wohnstätten rühren mich mehr als die Gräber auf dem Kirchhofe. Dort war früher nichts und jetzt lebt da der Tod, es ist eine Art Geburt. Hier aber war früher Alles, und jetzt ist das Leben todt, da ist die wahre Vernichtung. Und welches Leben war in diesen Häusern! Alle Lust und aller Schmerz des Daseins; alle Weisheit und alle Thorheit des Lebens; Reichthum, Armuth, die Freuden der Jugend, die Leiden des Alters, Witz, Geist, Aberglaube, Philosophie, Edelmuth, Gaunerei, Freundschaft, Treue und Verrath, aristokratische Verderbniß und demokratische Wuth, zwei Jahrhunderte und beide verraucht, und das ganze Paradies und die ganze

Hölle, die zwischen der glücklichen und unglücklichen Liebe liegen. Jetzt wird in allen drei gemeine Krämerei getrieben!

In dem ersten Hause hat Cagliostro gewohnt. Es sieht etwas labyrinthisch und theatralisch aus und ist ganz geeignet, zu einem Schauplatze für Geisterbeschwörungen, Goldmacherei, somnambulistischen Spuk und andere Täuschungen. Goethes aristokratische Verstocktheit und beispiellos enge Hofbeschränkung wurden mir durch nichts klarer als durch die falsche Ansicht, unter welcher er das Leben des Cagliostro und die Halsbandgeschichte betrachtete. Er sah sie als revolutionäre Erscheinungen, als die ersten Blitze an, mit welchen das Weltgewitter begann. Und sie waren gerade das Gegentheil: das helle Aufflackern einer verlöschenden Zeit. Cagliostro's Treiben war eine Parodie der monarchischen Taschenschauspielerkunst. Ganz wie er, zu gleichen Zwecken und mit gleichen Mitteln, haben die Fürsten aller Zeiten die Völker aller Länder betrogen, so oft wegen unzureichender Macht die List nöthig geworden. Die Halsbandgeschichte war die Sittenverderbniß aller Höfe, nur daß sie hier zum ersten Male öffentlich geworden. Freilich, wenn wahr ist, was neulich die Monteskikelchen an der Ilm und der Saale, die edlen Ritter des Thüringer Waldes, die Großherzoglich-Sachsen-Weimar-Eisnach-Moskowitische Adelskammer behauptete: daß Offentlichkeit der Anfang aller Revolutionen gewesen — dann war die Halsbandgeschichte wohl eine revolutionäre Erscheinung. Aber an wem die Schuld, wenn keine Monarchie die Oeffentlichkeit ertragen kann?

Das andere Haus gehörte einst der Ninon de l'Enclos, der schönen Magdalene — ohne Reue — die alle die unendliche Barmherzigkeit Gottes erschöpfen muß, wenn er ihr so viel vergeben will, als sie geliebt hat. Ihre Zeitgenossen wunderten sich, daß sie noch im höchsten Alter Bewunderer gefunden. Wie würden diese erst erstaunen, wenn sie heute lebten, und sähen, daß noch jetzt, nachdem Ninon länger als hundert Jahre todt ist, noch jeder Mann von Gefühl sie liebt? Es ist ein großer Streit unter den Gelehrten, in welchem Alter Ninon zum letzten Male glücklich gewesen, ob in ihrem siebenzigsten oder achtzigsten Jahre. Ich

glaube aber weder das eine noch das andere; denn sie war neunzig Jahre alt, als sie starb. Chesterfield fragte einmal eine Dame von vierundsiebenzig Jahren, in welchem Alter die Frauen zu lieben aufhörten? diese erwiederte: Mylord, das weiß ich nicht, Sie müssen eine ältere fragen. Ninon's Haus hat drei Seiten, die nach drei verschiedenen Straßen gehen. Vorn nach dem Boulevard ist eine Hofmauer, vielleicht früher eine Gartenmauer, die zwei Pavillons verbindet. Den einen garstig roth angestrichen, verunziert eine Weinschenke der gemeinsten Art. Zu dem andern höher auf einer Terrasse gelegen, der einen Balkon hat, davon herunter zu springen, führt von der Straße aus eine kleine, holde anliebelnde Treppe, so eng, daß in dunkler Nacht ein gehender und ein kommender Liebhaber sich unmöglich hätten ausweichen können. Doch für solche Fälle war gesorgt. Auf der entgegengesetzten Seite, nach einer andern Straße, hat das Haus noch eine Thüre. Da ist der Haupt-Eingang, das Thor. Jetzt hängt eine Tafel davor: Apartement à louer. Wie würde Ninon darüber lachen, wenn sie das läse. Ein nicht-möblirtes Apartement, also nur jahrweise zu vermiethen. Sie hat ihr Haus oft genug vermiethet; aber die längste Miethzeit war nicht länger als ein Tag unserer Antipoden. Das Haus hat ungewöhnlich viele Fenster, welche die ganze Höhe der Zimmer einnehmen, und von denen jetzt mehr als die Hälfte vermauert sind. Diese vielen Fenster gehören zu dem Nachruhme der Ninon. Sie heuchelte nicht; in welchem Zimmer, in welchem Winkel sie auch war, es konnte ihr jeder Nachbar in das Herz sehen. Sie war so edel, daß, sobald ein Mann ihre Gunst erhielt, er das Recht, ihr ein Geschenk zu machen, auf immer verlor. Edel und doch gestorben — wie traurig! Aber es sterben auch gewöhnliche Menschen, die nichts haben als das Leben, und das ist noch trauriger.

Das dritte Haus war das von Beaumarchais. Dieses suchte ich eigentlich auf, die andern sah ich nur im Vorübergehen. Ich hatte eine Wallfahrt dahin gelobt, als ich einige Tage vorher im Theatre Français Figaro's Hochzeit aufführen gesehen. Das Haus liegt oder lag vielmehr am Ende des Boulevards und am Eingang der Vorstadt St. Antoine, sehr bezeichnend als

Grenze zwischen Monarchie und Republik, wie Beaumarchais selbst eine war. Das Haus, der Garten, einst zu den Merkwürdigkeiten von Paris gehörend, die jeder Fremde zu sehen eilte, sind verschwunden. Nur die Gartenmauern stehen noch, hoch, mit Fratzenmäulern zum Abflusse des Wassers versehen; es scheint, der Garten lag auf einer Terrasse. Auch noch ein Lusthäuschen hat sich erhalten, von launischer Bauart, einen reichen Besitzer verrathend. Ich trat in den geräumigen Hof. Dieser umschließt jetzt ein neues Gebäude, zur Salzniederlage bestimmt. Salz — Beaumarchais — es ist ein Erbe, der seiner nicht ganz unwürdig ist. Beaumarchais gehörte zum Salze seiner Zeit. Unser heutiges Leben hat kein Gewürz mehr, es ist wie ein Kinderbrei. Auch ist jetzt die Menschheit ein Kind, das in die Schule geht. Nichts trauriger, als eine solche Zeit der Entwickelung und der Lehre, wie die unsere und die schon ein halbes Jahrhundert dauert. Man ist da immer entweder zu jung oder zu alt. Ist man zu jung, ist man gedankenlos und die Zeit geht Einem verloren; ist man zu alt, ist man sorgenvoll und man geht selbst verloren. In der ganzen französischen Geschichte war das achtzehnte Jahrhundert gewiß das glücklichste für alle genußliebenden Menschen, Philosophen und Müssiggänger. Wer aber von jenen Menschen, beim Ausbruche der Revolution, sich und die Freiheit verstanden, hätte sich unter den Trümmern der Bastille müssen begraben lassen. Auch unter den Ehen, welche die Liebe geschlossen, gibt es glückliche, wenn auch selten; aber wer die Freiheit geheiratet, nachdem er sie als Jungfrau geliebt, ist immer unglücklich. Natürlich. Die Wehen der Zeit kommen nach den Geburten und man erkauft die Vater- und Mutterfreuden nicht mit Angst und Schmerzen, sondern man bezahlt sie damit, nachdem man sie schon genossen. Beaumarchais war nicht so glücklich, einen Tag nach der Monarchie zu sterben. Er lebte lange in die Revolution hinein, hörte ihre Versprechungen, erfuhr ihre Täuschungen, dann starb er und sah ihre Erfüllungen nicht mehr.

Es ist merkwürdig, wie aller Geist der Menschen nichts hilft, wenn der Geist der Zeiten sich ändert. In einer Nacht war Beaumarchais ein Dummkopf geworden; in einer Nacht hatte er allen

inen schönen Muth, seine Klugheit, seine Gewandtheit, seine sonst unerschütterliche Festigkeit verloren.

Mit dem Kriege des Lebens hatten sich die Rüstungen des ebens geändert, und die Revolution fand Beaumarchais wie im Schlafrocke. Wie wäre es erst Voltaire ergangen, der so viel waffenreicher als Beaumarchais, sich so viel wehrloser gefühlt hätte! Sie ennen Beaumarchais als Schriftsteller, aber wissen vielleicht nicht, aß er einer der größten und thätigsten Geschäftsmänner, einer der unternehmendsten Köpfe, einer der feinsten Hofleute und gewandten Weltleute gewesen, und daß er in allen Verlegenheiten, in allen Gefahren des geselligen und bürgerlichen Lebens, immer den größten Muth und eine bewunderungswürdige Geistesgegenwart gezeigt. Sein Abenteuer mit Clavigo in Spanien ist durch Goethe bekannt geworden; aber erst gestern habe ich aus seinen hinterlassenen Briefen erfahren, wie er einst ganz allein in einem Walde bei Nürnberg von Räubern angefallen worden, und, ob zwar schwer verwundet, sich durch seine Unerschrockenheit und Tapferkeit gerettet hatte, nachdem er einen der Räuber niedergestoßen, die andern verjagt. Er war zugleich ein Ouvrard und ein Voltaire. Durch seine kühnen und glücklichen Handelsunternehmungen ward er einer der reichsten Männer von Frankreich. Im amerikanischen Freiheitskriege machte er den Insurgenten, im Einverständnisse mit der französischen Regierung, große Waffenlieferungen. Da gab es nun, wie immer bei solchen Unternehmungen, Kapereien, Schiffbrüche, verzögerte oder verweigerte Bezahlungen. Beaumarchais, durch seine Gewandtheit, wußte aus allen diesen Verwicklungen sich zu seinem Vortheile zu ziehen. Nun, dieser nämliche Beaumarchais zeigte sich in der Revolution unerfahren wie ein Kind, feige wie ein deutscher Stubengelehrter. Er unternahm auch für die revolutionäre Regierung Gewehrlieferungen; verlor aber nicht allein sein Geld, sondern fast auch seinen Kopf darüber. Früher hatte er es mit Ministern einer absoluten Monarchie zu thun. Die Cabinetsthüren solcher Großen schließen und öffnen sich Jedem leicht und sanft, der Schlösser und Angeln zu ölen versteht. Später hatte es Beaumarchais mit ehrlichen, das heißt mit gefährlichen Leuten

zu thun; das wußte er nicht zu unterscheiden und ging zu Grun darüber.

Man hörte, daß er im Auslande Waffen aufkaufte, und er ka in Verdacht, dieses für Rechnung der Feinde zu thun; das Gerüc verbreitete sich im Volke. In einer Nacht stürmten die Vorstädt racheglühend sein Haus. Sie schrien, es wären Waffen darin ve steckt. Beaumarchais flüchtete sich in Todesfurcht. Das ganze Ha wurde umgekehrt, die Erde des Gartens wurde tief aufgewühl man fand nichts. Besonders die Weiber des heiligen Antonius w ren wie rasend. Man hat sie oft die Furien der Revolutio genannt; aber nein, sie waren die Rachefurien der Monarchi sie kamen hinter der Sünde. Die Feinde der Freiheit möchten ger die Strafe für das Verbrechen erscheinen lassen. Die angstzitternde Diener Beaumarchais waren im Hause zurückgeblieben und konnte später ihrem Herrn von dem Hergange erzählen. In dem reiche und vollen Hause wurde nichts entwendet, auch nicht von de Werthe eines Pfennigs. Kein Glas Wein wurde angenommen, d Wuthentbrannten löschten ihren Durst mit Wasser. Der zerlump Kerl, der die Rotte anführte, erklärte, es würde Jeder niederge stochen, der nur Etwas anrühre.

Eine Frau hatte im Garten eine Nelke abgebrochen: sie beka dreißig Ohrfeigen und wäre beinahe im Springbrunnen ersäu worden. Als Beaumarchais den andern Morgen in sein Hau zurückkehrte, war er erstaunt, alle seine Schätze wiederzufinden. E war erstaunt — so wenig verstand er die Revolution, er, der doc selbst dreißig Jahre daran gearbeitet! Er starb 1799 in seinen siebzigsten Jahre, bei ungeschwächter Kraft des Körpers und de Geistes; nur seine Heiterkeit hatte er verloren. Ein Freund, de ihn noch wenige Stunden vor seinem Tode, ohne das geringst Zeichen von Uebelbefinden gesehen, äußerte die Vermuthung, e möchte sich freiwillig das Leben geraubt haben. Beaumarchais sagt ihm beim Scheiden: „Ich bin nicht neugierig mehr“ ... Un wo sich dieses Alles begab, wo solch' eine Welt von Leben lebte wird jetzt Kochsalz verkauft! Ich bin gestört worden, sonst hätte ic Ihnen noch von der Aufführung des Figaro gesprochen. Aber ic thue es in meinem Nächsten.

Samstag, den 26. Januar.

. . . . . Nun, das ist schön, daß Sie mir nachkommen und n meiner Weisheit zu erfahren wünschen, was von den türkischen ngelegenheiten zu halten sei. Seit acht Tagen suche ich das mit ler Macht zurückzustoßen. Ich habe schon an Europa schwer zu agen und jetzt soll ich gar noch den Orient auf mich laden! Das ılte ich nicht aus. Und daß Sie es nur wissen: mir hat der Zorn r Götter, das böse Geschick, oder wie man es nennen will, jetzt ne Herkules=Arbeit zugeworfen, die alle meine Kraft verzehrt. ch schreibe Ihnen ein andermal davon; die Geschichte ist merk= ürdig, aber weitläufig. Nur so viel in der Kürze: Die eilfte lage Aegyptens ist über mich gekommen; ich habe seit einiger eit die Pflicht, eine junge schöne Frau, fast noch ein Kind, die vor nigen Monaten geheiratet hat, in ihrer schrecklichen Eifersucht ber eine erträumte Geliebte ihres Mannes zu beruhigen, und sie ennt mich alle fünf Minuten ihren respectable ami. Augen, oth und naß vor Liebe, und ich bin ihr ein respectable ami, in Schneemann, an dem sie ihren heißen Schmerz abkühlen will! raucht es da noch des halben Mondes, um mich rasend zu machen? ch verwünsche Sonne, Mond und Sterne und die ganze dumme stronomie, die mich zum respectable ami gemacht. Doch genug ür heute.

Hundert und zweiter Brief.

Paris, Samstag, den 26. Januar 1833.

In der Hochzeit des Figaro spielte die alte Mars die Susanna. So etwas kann mich zugleich betrübt und zornig machen. Wenn ausgezeichnete Menschen, von echten und anerkannten Ver= diensten, sich solche kleine Eitelkeiten erlauben, was bleibt dann der Gemeinheit übrig? Sechzig Jahre ist sie alt und übernimmt eine Rolle, für die man schon im dreißigsten nicht jung genug mehr ist. Eine Frau, welche die seltene glückliche Natur einer Ninon hätte, könnte vielleicht in ihrem sechzigsten Jahre noch eine Susanne sein; aber eine spielen — niemals. Und was mir

am schlimmsten schien, war: daß die Mars besonnen genug blie ihr Vermögen zu berechnen, und, aus Furcht es zu übersteigen, nicht einmal zu erreichen wagte. Sie stand nun da in ihrer edl Art, wie eine betagte Königin und wagte, besorgt die Majest ihrer Würde oder ihres Alters zu verletzen, nicht die klein jugendlich heitere Bewegung, die sich doch selbst eine betag Königin zuweilen erlauben dürfte. Sie hatte so eine vornehr Haltung, daß die Gräfin als Kammermädchen neben ihr erschie und es war ganz wunderlich zu sehen, wenn die Dienerin saß u die Gebieterin neben ihr stand. Wenn Figaro oder der Page i einen Kuß raubte, ließ sie es geschehen, wie ein Spalier, von de Knaben eine Birn abreißen. Diese Nachsicht, die freilich ein gebi detes Publikum überall mit einer beliebten Schauspielerin ha finde ich kaum löblich. Gewiß ist es für Menschen von Gefühl ei rührende Vorstellung, sich zu ihrem Vergnügen eine Künstlerin b mühen zu sehen, die einst ihre Väter entzückt hat. Aber wir müss auch an unsere Kinder denken und aus Dankbarkeit für den Genu den unsere Eltern gehabt, nicht den Enkeln den Genuß entziehe Wenn, wie es an vielen Orten geschieht, eine Schauspielerin ei jugendliche Rolle zwanzig Jahre zu lange behauptet, so werd dadurch die jungen Künstlerinnen in ihrer Ausbildung zurückg halten, und oft stirbt darüber ein ganzes Theatergeschlecht a das die bedeutendsten Rollen nie auf eine würdige Art darstellen sa

Aber wie viel strenger noch, als es geschehen, hätte ich d Mars beurtheilt, hätte nicht eine gewisse Ehrfurcht meinen Tad bescheidener gemacht. An dem nämlichen Tage, da man Figa aufführte, war es aus den Zeitungen bekannt geworden, daß d Mars von einem ihrer ehemaligen Liebhaber unvermuthet ei Erbschaft von vierzigtausend Franken Renten gemacht habe. Di Geld ist der wahre Kothurn, die Mars kam mir zuweilen erhab vor. Diese Erbschaftsgeschichte ist sehr merkwürdig und voll Moral und Philosophie; sogar etwas Religion kommt darin vo Sollten Sie vielleicht in der Zeitung diese Geschichte nicht geles haben, schreiben Sie mir es, ich erzähle sie Ihnen dann. Dam Sie aber während der vierzehn Tage, die darüber hingehen werde keine üble Meinung von der Mars hegen, will ich Ihnen glei

en, was hier unter Liebhaber zu verstehen sei. Der alte Herr, nsere Susanna zur Erbin eingesetzt, war ihr Liebhaber, wie einem Bettler wehren kann, der Liebhaber jeder Königin zu Er hatte sie, aber sie hatte ihn nicht lieb. Sie gab ihm kein r und nie Zutritt in ihr Haus. Aber ein edler Mann rächt ir weibliche Grausamkeit nie anders, als durch ein Geschenk vierzigtausend Franken Renten.

Die Rolle des Figaro wurde von Monrose ganz unleidlich stellt. Dieser Monrose ist sonst einer der besten Schauspieler heatre Français, besonders ausgezeichnet in den spitzbübischen nten der Stücke Moliere's. Aber eben die metallene Gefühl- eit und Unverschämtheit jener spitzbübischen Bedienten wußte cht los zu werden, und Figaro's Geist, Grazie und Sentimen- it verstand er nicht aufzufassen, oder verstand sie nicht darzu- n. Die Melodie seines Spiels und Beaumarchais' Worte en gar nicht zusammen. So war diese Aufführung eine der weiligsten, die man sich denken kann, und was die Unlust noch ehrte, war die Schläfrigkeit des Publikums, dessen rege Theil- ne durch Lob und Tadel eigentlich die Pariser Komödie so ehend macht. Doch eben diese Apathie der Zuschauer interessirte auf eine andere Art und beschäftigte mich den ganzen Abend. i besuche einen Freund in seiner Krankheit oder in den Tagen er Wiedergenesung, da hört er nicht auf von seinen Schmerzen von seiner Erleichterung zu sprechen, zu jammern oder zu eln; man besuche ihn vier Wochen später und frage ihn wie ch befindet — er versteht die Frage nicht mehr. Ganz so er- n mir das heutige Frankreich, wenn ich es mit dem des acht- nten Jahrhunderts, mit dem Frankreich Beaumarchais' verglich. hat seine Schmerzen, seine Genesung, seinen Arzt und seine undheit vergessen. Jener Figaro, jenes große Zeughaus voll ott, Tadel, Witz, Humor und Satyre, das einst eine Welt en eine Welt bewaffnete, was ist aus ihm geworden? Ver- nähtes Kinderspielwerk; das erwachsene Volk hat keine Freude hr daran. Wo sonst der Sturm des Beifalls tobte, da war es l; man klatschte nicht, man lächelte kaum. 1785 kam das Stück f die Bühne, 1789 wurde es unter freiem Himmel aufgeführt.

Beaumarchais hatte die Möbels der Monarchie mit zarter Pfau
feder leicht abgestäubt; fünf Jahre später zerschlug die Nation
versammlung die Möbels, und bald stürzte das leere Haus
sammen. Staub ist die Schminke jeder alten Monarchie; den f
und man sieht ihre Runzeln, ihr garstiges Pergament, und
wird ein Spott der Jugend.

Figaro's Hochzeit war eine Welt-Komödie, bildete Epoch
der großen und majestätischen Geschichte Frankreichs. Und kom
mir Einer und kauderwelscht von Demagogen, von Volksverführ
von Zeitungsschreibern, von Lügenverbreitern, von Revolutio
Fabrikanten: so will ich ihm beweisen, bis er roth wird,
Ludwig XIV., indem er die Aufführung des Tartüffe, und L
wig XVI., indem er die Aufführung des Figaro gestattete — J
der Geistlichkeit. Dieser dem Adel die erste Wunde beigebracht,
daß es also zwei französische Könige gewesen, welche die französ
Revolution herbeigeführt. Denn Adel und Geistlichkeit sind
beiden Enden des Balancier-Baumes der Fürsten, da jede
gierung, die nicht auf dem Boden des Volkes ruht, jede monarchi
Regierung nur Seiltänzerei ist; fort die Stange, plautz der Kö

Und hierin ist wieder etwas, das meine deutsche Hoffn
bis zur Unsichtbarkeit entfernt und meine Ungeduld und Verzw
lung vermehrt. Wir haben keinen Figaro auf der deutschen Bü
wir werden nie einen bekommen, denn man wird nie seine A
führung erlauben. Und kommt einmal die Zeit, daß man zu ei
solchen Stücke keine Erlaubniß mehr gebraucht, braucht man (
das Stück nicht mehr. Um gerecht zu sein, muß man sagen:
Könige aus dem Hause Bourbon hatten alle etwas Königlich
in einer verdorbenen Zeit gingen ihnen Gerechtigkeit und Men
lichkeit nie ganz verloren; der Hof hatte sie, sie hatten nicht
Hof verdorben, und sie blieben immer die besten unter den H
leuten. Um gerechter zu sein, muß man sagen: der französische A
des achtzehnten Jahrhunderts war gebildet, geistreich, von mil
Sitten und weit entfernt von dem düsteren Hochmuthe des deuts
Adels. Darum aber weil sie so gewesen, sahen sie die Revolu
nicht kommen und gingen ihrem Verderben entgegen. Unsere Für
und unsere Edelleute spotten jetzt über solche Verblendung

:heben sich ihrer eigenen Weisheit. Sie mögen spotten. Wenn ein Erdbeben naht, das wittert der tiefsinnigste Naturforscher t; aber die Hunde werden gleich unruhig und heulen.

Es ist noch etwas Anderes, was die deutschen Verhältnisse so lich macht, weil es der Freiheit ihre besten Waffen raubt: die ıst und die Wissenschaft. Unsere Gelehrten, Schriftsteller und)ter haben keinen Zutritt in die höhern Stände; weil unser ımüthiger und geistloser Adel sie zugleich verachtet und fürchtet. ı geschieht es selten einmal, daß man sie nicht zurückstößt, sind blöde und unbeholfen, weil sie arm sind und sie den Muth und Stolz nicht gewinnen können, den nur die Unabhängigkeit gibt. ıumarchais, der Sohn eines bürgerlichen Uhrmachers, seinen ıst zum Passe, dem damals kein Minister, keine Excellenz, kein :lmann das Visa zu verweigern die Unverschämtheit hatte, drang :ch seine Gewandtheit bis zu den Stufen des Thrones vor und ob sich zu einem der reichsten Männer Frankreichs. Als Figaro chien, sagte man: es habe dem Dichter weniger Geist gekostet. ; Stück zu schreiben, als es auf die Bühne zu bringen. Was : Beaumarchais nicht Alles gethan und geduldet, um seinen ›eck zu erreichen! Unser Raupach hielte solch ein schleichend Ner-ıfieber keine vier Wochen aus. Zuerst las Beaumarchais seine mödie in allen Salons, Boudoirs und Cabinetten vor und bet-te sich einen Reichthum von den schönsten, mächtigsten und galan-ten Stimmen zusammen. Die Kabale war umgarnt, ehe sie sich ısen versah. Dann legte er das Stück der Prüfung von neun rschiedenen Censoren vor, die es alle einer nach dem andern üften und nach den vollzogenen Aenderungen, die sie zur Bedin-ng machten, genehmigten. Aber noch standen hohe Berge von inderniſſen im Wege. Beaumarchais wandte sich an die Minister ıd bat, sie möchten ein Tribunal von Akademikern, Censoren, chriftstellern, Welt- und Hofleuten errichten, die das Lustspiel sen und prüfen möchten. Das geschah. Es wurde gelesen, geprüft, :rathschlagt, wieder verbessert und endlich genehmigt. Er war och weit vom Ziel. Da wandte er sich an den König. Dieser be-schloß, zu besserer Prüfung das Stück auf einem Hoftheater vor nem Ausschusse von Zuschauern, an welchem nichts mehr zu ver-

derben ist, spielen zu lassen. Der Tag der Aufführung war sch bestimmt, die Zuschauer waren eingeladen, die Schauspieler an kleidet, die Lichter brannten, die Straßen waren mit Equipag bedeckt — da kommen neue königliche Skrupel, und es wurde Al wieder abbestellt. Endlich kam der Krönungstag seiner Beharrli keit und Figaro betrat die Bühne.

Der Grund ihrer Widersetzlichkeit, den damals die Geg: Beaumarchais' anführten, oder der Vorwand, den sie gebraucht war weniger die politische Bedeutung der Komödie, als ihre f liche Ausgelassenheit. So urtheilten leichtsinnige Franzosen. A ein nordischer Fürst, der damals in Paris war, eine deutsch-soli edelmännische Natur, die zu abgehärtet in jeder Tugend ist, das verbuhlte Lüftchen eines unsittlichen Wortes nur zu fühl fand gleich den wahren gefährlichen Punkt auf. Der König t Schweden, der damals in Paris war, sagte zu Maria Antoinet „cette comédie n'est pas indécente, mais insolente." Er mei die Keckheit, mit welcher darin die Schwächen der Regierun und des Adels verspottet wurden. Der weise Fürst hatte es ge errathen. Sechs Jahre später lernte er in seinem eigenen La die Bescheidenheit des Adels, der Unverschämtheit des Bürgerst des gegenüber, kennen und schätzen. Auf einem Hof-Maskenba unter fröhlich rauschender Musik, unter Tanz, Scherz und Lach umwölkt von dem Dampfe des Punschnapfs, fiel Gustav III. meuch mörderisch von den Händen seines treuen und insolenzwidri Adels. Gift, Dolch, Kugel und Schnur sind freilich bescheider Wege als Figaro's Monologen, eine Regierung zurecht zu wei Heinrich IV., Gustav III., Paul I. fielen von edlen Mörderhänd kaum ein Land, das nicht einen Fürsten gehabt, der das Na opfer des Adels oder der Geistlichkeit geworden. Aber solche T sind keine jours funestes et à jamais déplorables, man bei jedem Wiederkehr mit Trauer und Buße begeht. W Adel und Pfaffheit einen König meuchelmorden, so ist das würdiger Richterspruch; wenn aber, wie es nur zweimal geschel nach tausendjähriger Geduld, ein Volk seinen König richtet, das schnöder Meuchelmord, ein jour funeste et à

ais déplorable! Das sagen Adel und Geistlichkeit, die ihre Privilegien klug zu wahren wissen.

Dienstag, den 29. Januar 1833.

Ein Abbe Chatel in Paris hat seit der letzten Revolution ine neue Kirche unter dem Namen Eglise catholique fran- aise primaticale gegründet. Sie erklärt sich unabhängig von em Papste und führt nach und nach wichtige Verbesserungen in ie Glaubenslehre und den Gottesdienst ein. Die Anhänger dieser Kirche vermehren sich täglich. Kürzlich wurde darin eine musika- ische Messe zum Andenken Moliere's, Talma's, Philipps de Raucourt und aller andern Schauspieler und Schauspielerinnen gefeiert, velchen zur Zeit ihres Todes die katholische Kirche ein christliches Begräbniß verweigert hatte. Der Teufel mag sich freuen über eine olche späte Genugthuung, mich macht das immer toll. Die Freunde and Anverwandte Moliere's und der Andern, jetzt selbst todt — erfahren sie denn von der heutigen Wiederherstellung, gibt sie ihnen Trost, lindert sie den alten Schmerz, den sie gefühlt, als die ewig tückische und Liebe heuchelnde katholische Kirche die Leiche eines guten Menschen beschimpfte und hinaus in den Koth der Gasse warf? Jetzt kommen sie und das ist mein ewiger Jammer! Seit drei Jahrhunderten peinigen sich die Völker ab, ihre unwissenden und entarteten Fürsten und Regierungen zur Weisheit, Menschlichkeit und Gerechtigkeit zu erziehen, und jetzt sitzen wir schon da Jahrhunderte lang in Schmerzen und Ungeduld, sehen den Schneckengang der Ausbildung mit an und schmachten und dulden, bis es der lieben Jugend, die uns beherrscht, endlich einmal gefallen wird, lesen zu lernen im Buche der Weisheit und Gerechtigkeit und sich die ersten Grundsätze der Sittenlehre einzuprägen. Man sage nicht, das Volk wäre einverstanden gewesen mit der Excommunication der Schauspieler; das war es nicht, wenigstens nicht im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert. Ob es zu Molieres Zeit noch so tief stand, weiß ich nicht, doch ich zweifle; doch wäre es auch gewesen — wann hat sich denn je Ludwig XIV. um die Stimme und Meinung des Volks bekümmert? Es hätte ihm nur ein Wort gekostet und Keiner hätte zu murren gewagt, wenn Moliere auch

mit dem Gepränge eines Papstes wäre beerdigt worden. Jede Thorheit, jeder Aberglaube des Volkes, wenn sie dazu dienen, die Tyrannei der Fürsten und die Macht der Regierungen zu verstärken, wird geachtet und geliebkoset; da ist des Volkes Stimme Gottes Stimme. Wenn aber die öffentliche Meinung das Gute, das Gerechte will, verspottet man sie, und verlangt sie mit Beharrlichkeit, antwortet man ihr mit Flintenschüssen. Die Unverschämten! Man höre doch wie sie jetzt über neue Ereignisse; wo dumme verführte Völker Tyrannei begehren, sprechen, wie sie ihrem Bruder Sultan Mahmud und ihrer Schwester, der Königin von Spanien, den Text lesen. Was! Ihr trotzt dem Volke? Ihr wollt ihm liberale Institutionen aufdringen, die es verabscheut? Ist das menschlich, ist das gerecht, ist das königlich? Könnt ihr das vor Gott und seinen Propheten verantworten? Das Volk ist gut, das Volk ist weise, das Volk ist gerecht, das liebe Volk weiß immer was es will, was ihm gut ist; das Volk ist das Land; das Volk ist Alles. Wer es mit dem Volke verdirbt, geht zu Grunde. . . .

So reden sie. Hat doch neulich euer Monsieur Durand in Frankfurt, der französische Advocat des deutschen Bundes, als er von der mißlichen Lage des Sultans sprach, ausgerufen: „ces réformes répugnaient à son peuple, et c'est de son peuple qu'il aurait besoin aujourd'hui." O mein sehr weiser, mein sehr bundestäglicher Herr Durand — wenn Sie wieder einmal den Berg Sinai hinaufsteigen, wenn Sie wieder eine Zusammenkunft mit Egeria haben, wenn Ihnen Mahomeds Taube wieder einmal in das Ohr flüstert, dann fragen Sie doch Ihr Orakel: wie es denn mit den Reformen wäre, welche die Bundestagbeschlüsse dem Widerwillen des deutschen Volkes aufgedrungen, und ob nicht eine Zeit kommen könnte, wo dieses üble Folgen hätte? Lassen Sie an dem Thore des taxischen Hauses, an den Palästen des Königs von Baiern, des Großherzogs von Baden, des Großherzogs von Darmstadt, des Curfürsten von Hessen, und aller übrigen weintrinkenden Sultane Ihre goldenen Worte mit goldenen Buchstaben in Marmor graben: „ces réformes répugnaient à son peuple, et c'est de son peuple qu'il aurait besoin aujourd'hui." Unten drunter lassen Sie einstweilen

183 . . . setzen; die vierte Jahreszahl und der Monatstag sind dann schnell hinzugethan.

Mittwoch, den 30. Januar.

Ein Professor Wolf in Jena sagt in seinem Buche über die schöne Literatur: „Börne hat es in seiner letzten Zeit mit dem „Publikum verdorben durch seine Briefe aus Paris, weil er den „Spaß zuweit trieb und die Menge zu beschränkt war, um einzu„sehen, daß jene Uebertreibungen wirklich nichts sind, als etwas „grober und zu Zeiten unziemlicher Spaß." Dieser unbeschränkte Wolf ist auch einer von unsern Leuten, die es in der christlich deutschen Bildung bis zur blonden Philisterei gebracht. Einer der einmal eine Ohrfeige bekam, fragte: mein Herr, ist das Spaß oder Ernst? — Völliger Ernst. — Nun das ist Ihr Glück, denn solchen dummen Spaß kann ich nicht ertragen. — Der schrankenlose Professor, wenn er jetzt meine neuen Briefe liest, wird auch sagen: Nun das ist sein Glück, daß er Alles für Ernst erklärt, denn solchen dummen Spaß können wir nicht vertragen. Adieu!

Hundert und dritter Brief.

Paris, Donnerstag, den 31. Januar 1833.

Béranger, die Nachtigall mit der Adlerklaue, hat wieder gesungen. Gestern wurde ein neuer Band Lieder von ihm ausgegeben. Ich hatte noch nicht Zeit sie zu lesen; aber in meinem nächsten Briefe schreibe ich Ihnen darüber und dann schicke ich Ihnen das Buch durch die erste Gelegenheit.

Ein Reisender, der aus Deutschland kam, hat mir meine Briefe geliehen, die hier immer noch nicht angekommen sind. Der erste Band kam mir unbedeutend vor, im zweiten habe ich einige gute Sachen gefunden. Es scheint, daß ich im Januar und Februar am meisten Verstand habe. Das kann aber nicht immer so gewesen sein; denn in einem dieser Monate habe ich Sie einst kennen gelernt. Als Conrad das Buch liegen sah, rief er aus: „Sind das Ihre neuen Briefe! Das wird wieder große Freude im Lande „sein." Schöne Freude! In der Münchner Hofzeitung soll stehen:

wenn Deutschland noch einen Galgen übrig hat, verdiente ic wegen meiner radicalen Niederträchtigkeit daran gehangen zu wer den. Ich werde mich aber um das Hofpöbel=Geschwätz und um da ganze monarchische Gesindel nicht mehr bekümmern. Nicht die ge ringste Lust habe ich, ein Wunder zu wiederholen und meine Recen senten zum zweitenmal aus dem Tode zu erwecken. Friede sei mi ihren Gebeinen. Einmal war nöthig, aber einmal ist auch genug

Uebermorgen wird im Theater der Porte=St.=Martin ei neues Drama von Victor Hugo aufgeführt. Ich war eben dort mir einen Platz zu nehmen; es war aber keiner mehr zu haben Schon auf acht Tage hinaus sind alle Plätze bestellt. So unge schickt bin ich immer, ich komme jedesmal zu spät, und seit ic Paris besuche, ist es mir noch niemals gelungen einer ersten Vor stellung beizuwohnen, welche immer die interessanteste ist. Das wir besonders diesmal der Fall sein; denn wegen der Verfolgung, di Victor Hugo neulich von den Ministern zu erdulden hatte, werde seine Freunde und die Feinde der Regierung gewiß Rache zu neh men suchen. Ohne dies spielt das neue Drama in dem Haus Borgia, diesem bekannten italienischen Fürstengeschlechte, desse Blut von der Sünde schwarz geworden war. Da werden Dichte und Zuhörer dem monarchischen Princip wohl wieder etwas au den Fuß treten. Das unglückliche monarchische Princip! Aus Angs und Verzweiflung, daß man ihm einen Theil seiner Schätze geraub hat, packt es sich, gleich Molieres Geizigen, an der eignen Bru und schreit: halt den Spitzbuben! Mein Geld heraus! So we thut ihm keiner seiner Feinde, als es sich selbst thut. Sie werde aus den Pariser Zeitungen halb errathen haben, welche neue Thor heiten und Schändlichkeiten die Regierung wegen der Herzogi von Berry begangen hat. Sie schickte zwei hiesige Aerzte nac Blaye. Daran wäre nun weiter nichts Auffallendes gewesen da die Legitimisten selbst laut gejammert hatten, die Berr sei krank und würde dem dortigen Klima unterliegen, abe die Minister des Königs — es kam darauf an, die Geburt de Herzogs von Bordeaux verdächtig zu machen — ließen drucken die Aerzte hätten eine ganz besondere wichtige Sendung, sie hätte den Auftrag, einen Punkt der gerichtlichen Medicin in da

Reine zu bringen. Darauf schreiben die legitimistischen Blätter von Gift, sprachen von Vergiftung. Natürlich war das Verleumdung. Die Aerzte kamen von Blaye zurück, und die Legitimisten, diese dummen Pfaffen des monarchischen Princips, erzählten den wahren Hergang der Sache, wie sie ihn zu wissen glaubten. Die Aerzte wären verlegen, schamroth, stotternd vor der Herzogin erschienen und hätten kein Wort hervorzubringen gewußt. Sie aber, wie es der Witwe eines Märtyrers, der Mutter des Wunderkindes gezieme, wäre stolz vor die armen Doctoren hingetreten und hätte erhaben, erhaben, sehr erhaben über alle weiblichen Schwächen, ihnen selbst den Mund geöffnet und gesagt: „Ich weiß, warum „Ihr gekommen; jetzt seid Ihr hier, jetzt untersucht Ihr alles gehörig, und nicht eher sollt Ihr das Zimmer verlassen, bis Ihr „alles gehörig untersucht habt. Man soll wissen, woran man ist." Die medicinischen Richter untersuchten alles gehörig und fanden alles gehörig, und gingen darauf mit rother Stirne fort. Mich ärgert die Geschichte. Jetzt wird nun Jarke mit dem ganzen monarchischen Trosse frohlockend ausrufen: „Seht ihr, seht ihr, was von einer repräsentativen Verfassung herauskommt, welche schöne Folgen Oeffentlichkeit und Preßfreiheit haben? Hat man in einem Lande, das nicht mit der Preßfreiheit verflucht ist, je von der Mütterlichkeit einer Prinzessin Witwe reden gehört?" Ganz Recht hat Herr Jarke. In solch einem glücklichen Lande erfährt man dergleichen nie. Nichts ist abscheulicher und furchtbarer als die Preßfreiheit; sogar einer fürstlichen verwittweten Unschuld kann sie einen bösen Leumund machen.

Was das elend kranke monarchische Princip immerfort an sich curirt! wahrhaftig man muß Mitleid mit ihm haben. Da es sieht, daß ihm Aerzte und Apotheker nicht helfen können, nimmt es zu alten Weibern seine Zuflucht und gebraucht sympathetische Mittel. Vorgestern war ein Ball bei Hofe und da erschienen mehrere Damen, „die presque jolies et à peu près jeunes" waren, zum allgemeinen Erstaunen mit Puder in den Haaren und gekleidet nach der Mode aus der tugendhaften Zeit der Regentschaft. Die königliche Familie überhäufte diese tugendhaften gepuderten, loyalen, monarchischen, fast schönen und ungefähr jungen weiblichen

Köpfe mit Gunstbezeugungen aller Art. Der Herzog Decazes macht ihnen den Hof im Namen der Camarilla. Thiers sagte ihnen im Namen der Doctrinairs die schönsten Schmeicheleien. Im Namen des diplomatischen Corps überreichte ihnen der päpstliche Nuntius Confect und Eis. Herr Pasquiers, im Namen der Pairs, erklärt diesen Tag für einen jour heureux et à jamais mémorable. Aber im Namen des Volks wurden sie von allen Uebrigen ausgelacht. Von Thiers wundert es mich, da er doch eine Geschichte der französischen Revolution geschrieben und wissen mußte, daß Mirabeau und Robespierre sehr gepudert waren und daß Madame Roland eine steife Schnürbrust getragen. Den andern Tag schickten drei Gesandte Couriere an ihre Höfe und man glaubt, dieser Puder werde sehr viel zur Schlichtung der belgischen Angelegenheit beitragen, weil die heilige Allianz an dem ernsten Willen Louis Philipps, das reine monarchische Princip herzustellen und die ungepuderte und ungeschminkte Preßfreiheit zu vertilgen, nun nicht länger mehr zweifeln könne.

Aus Spanien blüht uns wieder eine neue Hoffnung entgegen. Es ist dort in mehreren Provinzen eine bedeutende Revolution ausgebrochen; zwar eine carlistische, aber die hilft auch. Sie unterscheidet sich von einer liberalen nicht mehr als Kreuz=Aß von Herz=Aß; der Werth ist der nämliche und die Farbe des Trumpfes kann allstündlich ändern. Auf keine Weise ist zu fürchten, daß sich die Spanier in den Schlaf protokolliren lassen. Eine diplomatische Conferenz verdaut nimmermehr solch ein hartes Volk. Wenn das dort Verstand hat, werden wir es in Deutschland bald an den frischen Ohrfeigen spüren, die man uns geben wird, wir sind die Menins aller ungezogenen Völker — sie die Unarten, wir die Schläge.

Samstag, den 2. Februar.

Die Hefte von Rießer mögen Sie mir schicken. Was ich früher von ihm gelesen, deutet auf ein vorzügliches Talent; aber mit seinem Journale ist es ein großer Mißverstand. Wer für die Juden wirken will, der darf sie nicht isoliren; das thun ja eben deren Feinde, zu ihrem Verderben. Was nützt ein eignes Journal für die Juden? Ihre Freunde brauchen es nicht, denn sie bedürfen keiner

Zusprache; ihre Gegner nehmen es gar nicht in die Hand. Um ihnen zu helfen, muß man ihre Sache mit dem Rechte und den Ansprüchen der allgemeinen Freiheit in Verbindung bringen. Man muß nur immer gelegentlich, unerwartet von ihnen sprechen, damit der ungeneigte Leser gezwungen werde, sich damit zu beschäftigen, weil es auf seinem Wege liegt. Ich meine auch, es wäre auf diese Weise leichter, die Juden zu vertheidigen, Jedem der keine blinde Liebe für sie hat. Ich habe oft und warm für sie gesprochen; hätte ich sie aber isolirt, wäre mir die Gerechtigkeit gar zu sauer geworden. Es scheint, Rießer möchte die Nationalität der Juden gewahrt sehen. Aber die Nationalität der Juden ist auf eine schöne und beneidenswerthe Art zu Grunde gegangen; sie ist zur Universalität geworden. Die Juden beherrschen die Welt, wie es ihnen Gott verheißen; denn das Christenthum beherrscht die Welt, dieser schöne Schmetterling, der aus der garstigen Raupe des Judenthums hervorgegangen. Die scheinbeherrschte Menge, hier und dort, mag das verkennen, aber der denkende Mann begreift es. Die Juden sind die Lehrer des Kosmopolitismus, und die ganze Welt ist ihre Schule. Und weil sie die Lehrer des Kosmopolitismus sind, sind sie auch die Apostel der Freiheit. Keine Freiheit ist möglich, so lang es Nationen gibt. Was die Völker trennt, vereinigt die Fürsten; der wechselseitige Haß, der die Einen trennt und schwach läßt, verbindet die Andern zu wechselseitiger Liebe und macht sie stark. Die Könige werden Brüder bleiben und verbündet gegen die Völker, so lange ein thörichter Haß diese auseinander hält. Auch die Edelleute sind stark, weil sie kein Vaterland kennen. Deutsche! Franzosen! Ihr zumal, Schiedsrichter der Welt, laßt euch nicht länger thöricht von euren Herrschern zum wahnsinnigen Patriotismus entflammen. Weil man euere Vereinigung fürchtet, soll wechselseitiges Mißtrauen euch ewig getrennt halten. Was sie als Vaterlandsliebe preisen, ist die Quelle eures Verderbens. Verstopft sie, werfet Kronen und Scepter und zerschlagene Throne hinein, und ebnet den Boden mit dem Pergament-Schutte eures Adels. Dann bringt die Freiheit, ihr Deutsche dem Norden, ihr Franzosen dem Süden, und dann ist überall wo ein Mensch athmet euer Vaterland, und Liebe eure Religion.

Sie sind neugierig? Das ist merkwürdig. So etwas habe ich von einem Frauenzimmer nie gehört. In Diderots Encyclopädie, in der von Krünitz, im Conversationslexicon, in der Biographie universelle, im Bayle, in der großen englischen Weltgeschichte, im Büffon, in der Bibel, im Koran, in meinen gesammelten Schriften, in keinem dieser Werke ist auch nur ein Wort zu finden, das auf die Existenz weiblicher Neugierde hindeutet. Es ist die merkwürdigste Entdeckung seit der Sündfluth. Aber es thut mir leid, ich muß Sie schmachten lassen. Aufrichtig zu sprechen, es ist etwas in dieser Geschichte, das ich nicht mittheilen darf. So habe ich reiflich zu überlegen, wie ich sie Ihnen erzählen soll, ohne etwas hinzuzulügen, und doch zugleich zu verschweigen, was geheim bleiben muß. Die halbe Wahrheit zu sagen, das ist eine künstliche Drechslerarbeit; ganz zu lügen, ist viel leichter. Uebrigens kann ich Sie versichern, daß die Geschichte gar nicht so romantisch ist, als Sie sich vielleicht vorstellen. Ich habe mehr wissenschaftliches als Kunstinteresse daran, und wäre ich nicht so wißbegierig, hätte ich mich schon längst dabei gelangweilt; doch das kann ich Ihnen mittheilen, daß jetzt die Tochter nicht mehr allein eifersüchtig ist, sondern auch die Mutter, und daß erstere mich seit vierzehn Tagen nicht mehr respectable nennt, sondern aimable; einmal sagte sie sogar adorable. Ich weiß nicht, was sie mit mir vor hat, aber sie adelt mich in einem fort. Bald wird ihr nichts mehr übrig bleiben, als mich exécrable zu nennen. Jetzt schmachten Sie ruhig fort und lassen Sie sich durch nichts stören. Es wird nicht lange dauern — vier Wochen, sechs Wochen, vielleicht zehn, höchstens ein Jahr oder anderthalb.

Hundert und vierter Brief.

Paris, Montag, den 4. Februar 1833.

Bérangers neue Lieder haben nicht das jugendliche Herz der frühern, in welchem reines Quellblut sprudelte. Wir aber, die den Dichter lieben, lesen sie wieder frisch. So blühen verwelkte Blumen neu auf, wenn man sie in warmes Wasser stellt. Béranger

ühlt es selbst, daß er schwächer geworden; aber er sagt: nicht ein Alter allein, sondern auch der Ernst der Zeit hätte seine Sangesweise schwer und nachdenklich gemacht. Mir aber scheint, daß eine Verachtung nicht mehr ausgereicht für die Verächtlichkeit, sein Spott nicht mehr für die Lächerlichkeit der jetzigen Machthaber und hres Treibens, und daß darum sein sonst so siegesfroher Kampf alle Freudigkeit verloren. Er hat die Gedichte Lucian Bonaparten zugeeignet, der ihn einst in seiner Jugend von der Armuth rettete und ihm wieder forthalf. Die Worte der Zuneigung sind würdig und rührend. Da sagt er unter andern: „J'ai toujours penché à croire qu'à certaines époques les lettres et les arts ne doivent pas être des simples objets de luxe.“ Das mögen sich unsere deutschen gelehrten Zeug-Fabrikanten und unsere poetischen Goldarbeiter merken, die, in der Schule Goethes gebildet, ihre Wissenschaft und Kunst und ihr edles Gewerbe herabzuwürdigen glauben, wenn sie je auf etwas anders als auf neue Erfindungen für die Lust der Reichen und Vornehmen sinnen, wenn sie je an etwas anderm, als an Kronen und Ordenssternen arbeiten. In der Vorrede sagt Béranger: das wären seine letzten Lieder, und er wolle den Rest seines Lebens verwenden, die Denkwürdigkeiten seiner Zeit aufzuschreiben. Diese Drohung braucht uns keine Sorge zu machen; Dichter und Liebende schwören oft falsch.

„Das Glück der Menschheit war der Traum meines Lebens.“ Hätte Béranger nur das nicht gesagt! Das sagen ja eben die Andern auch, die das Glück der Menschheit nicht wollen. Sie spotten: Ihr träumt, Ihr schwärmt! Nein, es ist kein Traum; aber freilich, wenn man schläft, ist alles Traum. Schlummert nicht, wachet auf! Es gibt jetzt zehntausendmal mehr glückliche Menschen, als es vor vierhundert Jahren gab. Aber gewiß lebten damals auch Dichter und Philosophen, welche von dem Glücke der Menschheit träumten, und gewiß wurden sie von den Weltleuten auch verhöhnt wegen ihrer Schwärmereien. Und doch ist alles besser geworden, und ohne Zweifel übersteigt die Wohlfahrt der heutigen Welt weit die Hoffnung jener Gutgesinnten, weit die Furcht jener Schlechtgesinnten. Was hat sich geändert? Hat das Glück der Menschheit sich vermehrt? Nein. Die Summe des Glücks ist immer

die nämliche, nur kommt es darauf an, wie sie vertheilt ist. In jenen frühen Jahrhunderten war alles Land und Gut, aller Reichthum und alle Lust des Lebens, waren alle Waffen zur Vertheidigung der Güter des Lebens in alleinigem Besitze der Edelleute und alle Kunst und Wissenschaft und göttliche Erkenntniß waren Eigenthum der Geistlichkeit. Sie hatten alles, wußten alles, konnten alles; das Volk war arm, dumm und wehrlos. Der Frühling kam, der Adel und Geistlichkeit aufgelöst, und da flossen Reichthum und Wissen von selbst auf das Land herab. Vollendet jetzt das Werk mit eures Geistes, mit eurer Hände Kraft und wartet nicht auf die Zeit, die langsam zerstört und noch langsamer bildet. Die Zeit ist eine Seidenraupe; wollt ihr Seide spinnen, dürft ihr nicht warten, bis sich der Schmetterling entfaltet. Gott gab dem Menschen die Zukunft, daß er sie zur Gegenwart mache; aber wir sind zu faul und niederträchtig feige, daß wir die Gegenwart zur Zukunft werden lassen. Die Vergangenheit ist unsere Gegenwart und wir Narren sind zufrieden, wenn wir altbacken Brod essen. Jeder Fürst eines großen Landes verzehrt das Glück von hunderttausend seiner Unterthanen, jeder kleine Fürst nach Verhältniß noch mehr. Jede Universität macht das Land zehn Meilen in der Runde dumm. Wenige sollen Alles wissen, damit Alle nichts wissen. Unsere Gelehrten sind die Schatzmeister der Aufklärung. Diese Narren bilden sich ein, sie würden von den Regierungen gut bezahlt, damit sie den Schatz in Ruhe und Frieden genießen. O nein; man stellt sie an, daß sie den Schatz wohl verschlossen halten, damit nichts davon unter das Volk komme. Mit dem allein, was die Göttinger Bibliothek gekostet, könnte man in ganz Deutschland Dorfbibliotheken errichten. Wenn man dreißig Fürsten in zwanzig Millionen Bürger und Bauern, wenn man dreißig Professoren in dreißigtausend Schulmeister zerschlüge — in jedem geheimen Hofrath stecken ihrer tausend, — wäre ein ganzes Volk wohlhabend, gebildet, sittlich und glücklich. Dann würde das Unglück der Menschheit der Traum der Schlechten sein.

Wonach ich in diesen Liedern am begierigsten sah, können Sie sich leicht denken; nach den Gesinnungen und Aeußerungen Bérangers über den Zustand Frankreichs. Mit wahrer Angst suchte ich

as auf; denn ich habe seit zwei Jahren oft flüstern hören: nicht aus Mangel an Stoff ließ Béranger seinen Zorn schweigen, sondern aus einem andern Mangel. Ich glaubte das halb und es machte mir Kummer. Ich glaubte es — denn die schöne Zeit ist nicht mehr, wo nur die Verleumdung edle Menschen beschädigen konnte; das thut auch jetzt der Argwohn der Guten, der wie ein Rost das reinste Gold der Tugend verzehrt. Der Wein, welchen die Macht in großen Strömen fließen läßt, die Vernunft und das Herz der Welt zu überschwemmen, daß sie ihre Mitschuldige werde, hat auch viele der Edelsten berauscht und die Regierungen haben es in ihrer geheimen Scheidekunst so weit gebracht, daß sie selbst aus Rosenwasser das stärkste Gift destilliren können. Dank dem Himmel, das fand ich nicht in den Liedern; ich fand aber auch nicht Alles, was ich suchte. Den Stoff, den ihm die Regierung Louis Philipp's angeboten, der viel schöner und reicher ist, als der der frühern Zeit, hat Béranger träge bearbeitet. Aber es gibt außer der Bestechung durch Geld, noch eine andere, die durch Worte und Schmeicheleien. Viele von den alten Freunden Bérangers theilen jetzt den Gewinnst und die Sünden der Macht. Es kann ihm wohl einer derselben vorgestellt haben: er möge bedenken, welchen großen Einfluß seine Lieder auf das Volk hätten und daß sie am meisten die Revolution vorbereitet. Er möge bedenken, in welcher gefährlichen Lage der König den Parteien und dem Lande gegenüber stehe — das bedenken und darum schonen. Vielleicht zeigte man ihm auch in einiger Entfernung ein Endchen von irgend einem Geheimnisse der heiligen Allianz. Da ließ sich der gute Béranger überlisten und versprach zu schweigen. Später sah er wohl ein, daß er getäuscht worden, aber er hatte einmal sein Wort gegeben.

So zielen Bérangers politische Lieder zwar auf die Scheibe, aber nicht mehr wie früher auf das Schwarze. Das, was ich in meinen vorjährigen Briefen mittheilte, la Paix, und das deutlich den Stempel des Dichters trägt, ist nicht gedruckt worden. Die Minister und die Kammer und die unhandgreifliche Regierung bespöttelt er etwas in dem Liede la Restauration de la chanson. In den ersten Tagen nach der Revolution hatte

Béranger gesagt: „on vient de détrôner Charles X et la chanson. Darauf bezieht sich das Lied, von welchem hier die zwei erste Strophen folgen.

Oui, chanson, Muse ma fille,
J'ai déclaré net
Qu'avec Charles et sa famille
On te détrônait.
Mais chaque loi qu'on nous donne
Te rappelle ici.
Chanson, reprends ta Couronne
— Messieurs, grand merci!

Je croyais qu'on allait faire
Du grand et du neuf;
Même étendre un peu la sphère
De quatre — vingt — neuf.
Mais point! On rébadigeonne
Un trône noirci.
Chanson, reprends ta Couronne
— Messieurs, grand merci!

Diesem Liede unmittelbar vorher geht ein anderes, dem es gleichsam als Beweis folgt. Der Minister Sebastiani wollte, so zart wie möglich, den Dichter reich machen. Er antwortete ihm in dem schönen Liede: le Refus; darin sagt er:

Qu'un peu argent pleuve en mon trou,
Vite il s'en va, Dieu sait par où!
D'en conserver je désespère.
Pour recoudre à fond mes goussets,
J'aurais dû prendre, à son décès,
Les aiguilles de mon grand-père.

Ami, pourtant gardez votre or.
Las! j'épousai, bien jeune encore,
La Liberté, dame un peu rude.
Moi, qui dans mes vers ai chanté
Plus d'une facile beauté,
Je meurs l'esclave d'une prude.

La Liberté! c'est, Monseigneur,
Une femme folle d'honneur;
C'est une bégueule enivrée
Qui, dans la rue ou le salon,
Pour le moindre bout de galon,
Va criant: A bas la livrée!

Aus einem philosophischen Gedichte: les Fous sind folgende schöne Verse:

Combien de temps une pensée,
Vierge obscure, attend son epoux!
Les sots la traitent d'insensée;
Le sage lui dit: cachez-vous.
Mais la rencontrant loin du monde,
Un fou qui croit au lendemain,
L'épouse; elle devient féconde
Pour le bonheur du genre humain.

Qui découvrit un nouveau monde?
Un fou qu'on raillait en tout lieu.
Sur la croix que son sang inonde,
Un fou qui meurt nous lègue un Dieu.
Si demain, oubliant d'éclore,
Le jour manquait, eh bien! demain
Quelque fou trouverait encore
Un flambeau pour le genre humain.

Ob Sie zwar die Gedichte bald erhalten werden, habe ich mir doch die große Mühe gegeben, zwei derselben, worin Béranger seine Liebe zu den Königen herrlich tönen ließ, ganz für Sie abzuschreiben. Ich weiß, welche Freude es Ihnen macht, in meinem armen ausgetrockneten Mühlbache wieder etwas Wasser zu sehen.

Conseil aux Belges.

Finissez-en, nos frères en Belgique,
Faites un roi, morbleu, finissez-en.
Depuis huit mois, vos airs de république
Donnent la fièvre à tout bon courtisan.

D'un roi toujours la matière se trouve :
C'est Jean, c'est Paul, c'est mon voisin, c'est moi.
Tout oeuf royal éclôt sans qu'on le couve.
Faites un roi, morbleu, faites un roi,
Faites un roi, faites un roi.

Quels biens sur vous un prince va répandre!
D'abord viendra l'étiquette aux grands airs;
Puis des cordons et de croix à revendre;
Puis ducs, marquis, comtes, barons et pairs,
Puis un beau trône, en or, en soie, en nacre,
Dont le cousin prête à plus d'un émoi.
S'il plait au ciel, vous aurez même un sacre.
Faites un roi, morbleu, faites un roi.
Faites un roi, faites un roi.

Puis vous aurez baisemains et parades,
Discours et vers, feux d'artifice et fleurs:
Puis force gens qui se disent malades
Dès qu'un bobo cause au roi des douleurs.
Bonnet de pauvre et royal diadème
Ont leur vermine : un dieu fit cette loi.
Les courtisans rougent l'orgueil suprême.
Faites un roi, morbleu, faites un roi.
Faites un roi, faites un roi.

Chez vous pleuvront laquais de toute sorte;
Juges, préfets, gensdarmes, espions;
Nombreux soldats pour leur prêter main-forte;
Joie à brûler un cent de lampions.
Vient le budget! nourrir Athène et Sparte
Eut, en vingt ans, moins coûté, sur ma foi.
L'ogre a dîné; peuples, payez la carte.
Faites un roi, morbleu, faites un roi.
Faites un roi, faites un roi.

Mais, quoi! je raille; on le sait bien en France;
J'y suis du trône un des chauds partisans.

D'ailleurs l'histoire a répondu d'avance:
Nous n'y voyons que princes bienfaisans.
Pères du peuple ils le font pâmer d'aise;
Plus ils s'instruit moins ils en ont d'effroi;
Au bon Henri succède Louis treize.
Faites un roi, morbleu, faites un roi.
Faites un roi, faites un roi.

Prédiction de Nostradamus pour l'an deux mil.

Nostradamus, qui vit naître Henri quatre,
Grand astrologue, a prédit dans ses vers,
Qu'en l'an deux mil, date qu'on peut débattre,
De la médaille on verrait le revers.
Alors, dit-il, Paris dans l'allégresse,
Au pied du Louvre ouïra cette voix:
„Heureux Français, soulagez ma détresse;
„Faites l'aumône au dernier de vos rois!“

Or, cette voix sera celle d'un homme
Pauvre, à scrofule, en haillons, sans souliers,
Qui, né proscrit, vieux, arrivant de Rome,
Fera spectacle aux petits écoliers,
Un senateur criera: „L'homme à besace!
„Les mendians sont bannis par nos lois.“
„— Hélas! monsieur, je suis seul de ma race.
„Faites l'aumône au dernier de vos rois.“

„Es-tu vraiment de la race royale?“
„— Oui, repondra cet homme, fier encor.
„J'ai vu dans Rome, alors ville papale,
„A mon aïeul, couronne et sceptre d'or.
„Il les vendit pour nourrir le courage
„De faux agens, d'écrivains maladroits.
„Moi, j'ai pour sceptre un bâton de voyage.
„Faites l'aumône au dernier de vos rois!

„Mon père âgé, mort en prison pour dettes,
„D'un bon métier n'osa point me pourvoir.
„Je tends la main; riches, partout vous êtes
„Bien durs au pauvre, et Dieu me l'a fait voir.
„Je foule enfin cette plage féconde
„Qui repoussa mes aïeux tant de fois.
„Ah! par pitié pour les grandeurs du monde,
„Faites l'aumône au dernier de vos rois!

„Le senateur dira: „Viens, t'emmène
„Dans mon palais; vis heureux parmi nous.
„Contre les rois nous n'avons plus de haine:
„Ce qu'il en reste embrasse nos genoux.
„En attendant que le sénat décide,
„A ses bienfaits si ton sort a des droits,
„Moi, qui suis né d'un vieux sang régicide,
„Je fais l'aumône au dernier de nos rois."

Nostradamus ajoute en son vieux style:
La république au prince accordera
Cent louis de rente, et, citoyen utile,
Pour maire, un jour, Saint-Cloud le choisira.
Sur l'an deux mil on dira dans l'histoire
Qu'assise au trône et des arts et des lois,
La France en paix reposant sous sa gloire,
A fait l'aumône au dernier de ses rois.

Dienstag, den 5. Februar.

Weiber heraus! Herbei mit Stecknadeln, mit Nähnadeln, mi Haarnadeln, mit Stricknadeln, mit scharfen Zungen, mit Fisch beinen, mit Zwirnknäueln, mit Haarflechten! Es gilt eure Ehre; ich führe euch an. Die Darmstädter wollen euch den Zutritt in ihr Kammer verweigern. Sie haben euch gelästert deutsch und fran zösisch. Sie haben gesprochen von Ariovist, von Cäsar, von de Römern, von den Germanen, von Montesquieu, vom Orient, vom Occident, von den spartanischen Frauen, von Goethe, Schiller, vo den schätzbaren Winken, welche die philosophischen Schriften de

öniglich-Preußischen Staatsministers Ancillon über diesen Punkt
nthalten; von Himmel und Erde, von Gott und Teufel. Sie
aben gesprochen von dem dröhnenden Geheule der ger-
ıanischen Weiber und wie Cäsar vier Wochen gebraucht, seine
Soldaten an den Graus zu gewöhnen, und wie er früher die
Schlacht nicht gewagt. Zwar hat eure Sache durch eine kleine
Stimmenmehrheit gesiegt; aber das hilft euch nichts. Die Regierung
ort wird euch nie in die Kammer lassen, denn sie zittert vor euch.
Sie fürchtet, Manchem würde euer Lächeln mehr sein als das gnä-
ige Lächeln des Fürsten, euer Händedruck schmeichelnder als das
lchselzucken eines Ministers und euer Spott gefährlicher als die
lnzufriedenheit des preußischen Gesandten. Darum sammelt euch!
In Ordnung! Die Häßlichsten im ersten Gliede! Vorwärts!....
Was ist? Ihr zaudert? Habt ihr Furcht?.. Ja so! Die Schönsten
voraus! Marsch!... Halt! Kehrt wieder um und gehet nach
Hause. Es fällt mir eben ein, daß sie Recht haben; es sind schon
Weiber genug in allen deutschen Kammern.

Von den Duellen, welche in diesen Tagen zwischen carlistischen
ınd liberalen Journalisten Statt gefunden, werden Sie in den
Zeitungen gelesen haben. Aber bei euch mag man wohl die Bedeu-
ung dieses Ereignisses nicht ganz fühlen. Es war sehr wichtig,
es hat die Regierung aus ihrem süßen Traum geweckt. Man dachte,
das Volk wäre todt, weil es nicht mehr brüllte, und da kam
mancher Esel, wenn auch zitternd, herangestolpert, um durch einen
Fußtritt seine Tapferkeit und seine treue Anhänglichkeit für die
doctrinäre Eselei zu beweisen. Da brüllte der Löwe wieder einmal
und sie bekamen Angst. Die unverschämte Herausforderung der
Legitimisten, die doch so schwach sind wegen ihrer geringen Zahl,
wurde so gedeutet: daß diese Partei durch den geheimen Schutz
der Regierung sich stark fühle. Hat doch der Minister Broglie in
der Kammer erklärt, die Vertreibung Carls X., die ganze Revo-
lution, sei keine Handlung des Rechts gewesen, sondern nichts, als
eine That der Gewalt, die man achten müsse, weil man müsse.
So erkannte die öffentliche Meinung in dem Trotze der Carlisten
nichts, als die Arglist der Regierung, und sie sprach sich so stark
aus, daß die Doctrine ihre Fühlhörner erschrocken in ihr Schnecken-

haus zurückzog. Carrel, der Redacteur der National, der si für die liberale Partei hervorgestellt, ist lebensgefährlich verwund worden. Jetzt ist er außer Gefahr. Wäre er geblieben, hätte e vielleicht ein riesengroßes Grab bekommen. Auch haben der Ho das Ministerium und die Gesandtschaften sich öffentlich oder i Stillen so ängstlich um das Befinden dieses Republikaners erkun digen lassen, als wäre es ein legitimer Prinz. Von den ami des droits de l'homme allein haben sich achttausend gemelde um, je zwanzig, es mit den Carlisten auszufechten. Ein Freun der gestern auf dem Bureau der Tribune war, erzählte mir, di Zimmer wären alle von gemeinen Arbeitsleuten voll gewesen, di gekommen waren, sich unter die Duellanten einschreiben zu lasse Ich billige sonst Duelle bei gewöhnlichen Beleidigungen nicht. Di sogenannte Ehre ist nichts als die falsche Münze der Tugend, ei kindisches und nichtswürdiges Ordensbändchen, das sich der Hoch muth der Aristokratie erfunden, damit ihre Verdienstlosigkeit z schmücken. Aber Duelle aus politischen Gründen preise ich. Ma stirbt für die Freiheit so ehrenvoll in einem Zweikampfe und au dem Schaffotte, als auf dem Schlachtfelde.

— So will ich ihnen denn die Erbschaftsgeschichte der Mar erzählen. Bei dieser Gelegenheit aber muß ich die Künstlerin u Verzeihung bitten; ich habe ihr großes Unrecht gethan. Wie ic gestern in einer Biographie gelesen, ist sie 1778 geboren, also ge genwärtig erst 55 Jahre alt und nicht 60, wie ich neulich gewi nicht aus Bosheit, aber aus jugendlichem Leichtsinne behaupte hatte. Es geschah vor vielen Jahren, daß ein alter reicher Mar quis sich in die Mars verliebte. Aber sie erbarmte sich seiner nich Er schrieb ihr seidene Liebesbriefe, hoch und weich ausgepolster mit Bankzetteln; die Edle schickte ihm den Flaum sammt der Ueberzuge zurück. Kürzlich befreite der Tod den armen Marqui von seinen Liebesleiden. Einmal fuhr er über den Platz Vendom der Wagen wurde umgeworfen, und der Marquis brach ein Bei Man eilte herbei ihm zu helfen und ihn nach Hause zu trage Aber er erklärte mit fester Stimme den Umstehenden: hier liege ic und hier bleibe ich liegen und lasse mich nicht anrühren, bis de Wundarzt der Demoiselle Mars kommt und mich in seine Behand

ng nimmt. Man schickte zur Mars. Diese, zwar aufgebracht aber doch trübt über den alten Narren, fuhr gleich zu ihrem Freunde und Arzt upuytrin und bat ihn, die Heilung des Marquis zu übernehmen. ahe Verwandte hinterließ er nicht. Als seine vermuthlichen Erben as Inventarium machen ließen und über die vielen schönen Sachen ch freueten, fanden sie unter der reichen Verlassenschaft ein Bild er Mars von Gerard gemalt. Die Erben dachten, die Mars erde dieses Bild wohl gern an sich bringen, und ließen sie das issen. Sie eilte auch gleich in das Sterbehaus, ihr Bild in Augenschein zu nehmen. Während sie mit den Erben um den Preis des ildnisses unterhandelte, kamen aus dem Nebenzimmer die Nore mit einem Testamente heraus, daß sie eben erst unvermuthet efunden und gleich geöffnet hatten, und sagten der Mars: sie löge nur das Bild und alles behalten, es gehöre alles ihr, sie äre Universal-Legatarin. Die Mars stand mit einem Susannaächeln, die Erben standen mit Bazile-Mäulern da. So belohnt er Himmel weibliche Tugenden.

Noch eine andere Denkwürdigkeit ereignete sich bei diesem nlasse. Als die Bücher des Marquis versteigert wurden, kam ine alte Bibel an die Reihe, vielleicht dreißig Sous im Kaufwerthe. Der Auctionator durchblätterte das Buch, ehe er es losschlug, um zu sehen, ob es nicht defect sei und der Käufer damit etrogen werde. Da fielen Bankzettel, nach und nach fünfzig Stück, eraus, die als Papierstreifen zur Bezeichnung kräftiger und erbauicher Stellen in der Bibel lagen. Denken Sie nur, wäre diese eilige Schrift nicht zufällig untersucht worden und ein armer rommer Teufel hätte sie gekauft für dreißig Sous, und zu Hause ünf und zwanzig, vielleicht fünfzig Tausend Franken darin gefunden — das hätte vielleicht das Christenthum über ganz Paris verbreiten können! Nutzanwendung: 1) Man weise alte Marquis zurück; ihr Tod ist einträglicher als ihr Leben. 2) Man kaufe alte Bibeln.

— Es schrieb mir heute Einer aus Stuttgart: der König habe darum die Kammer nicht selbst eröffnet, weil Pfitzer (Verfasser der Briefe zweier Deutschen) unter den Abgeordneten wäre, und den Schwur eines solchen Mannes könne er nicht annehmen.

Ach! was habe ich wieder eine volle und schmutzige Eselshaut Das ist meine wahre Peau de chagrin; aber eine ganz ander als Balzac's seine. Diese wurde kleiner nach jeder Thorheit un Sünde: meine wächst nach jeder. Doch heute still davon. Ludwi XIV. schrieb ein staatsrechtliches Buch zur Belehrung seines Nach folgers. Darin ist der Grundsatz aufgestellt: „Die Nation i nichts für sich, sie ist ganz in der Person des König aufgelöst." (La nation ne fait pas corps, elle réside tout entière dans la personne du roi.) Ludwig der letzte wird ein sprechen wie Ludwig XIV. gesprochen. Der letzte Wilhelm, de letzte Friedrich, der letzte Franz, der letzte Carl werden gesinr sein, wie der erste Wilhelm, der erste Friedrich, der erste Fran der erste Carl gesinnt waren. Es gibt keine andere Hülfe, als da uns der letzte von allen befreie.

Hundert und fünfter Brief.

Paris, Donnerstag, den 7. Februar 1833.

Der Journalist Traxler aus Cöln, von dem ich Ihne neulich geschrieben, hat sich gerettet und ist glücklich in Paris ar gekommen. Gestern besuchte er mich. Als er Abends, da es scho dunkel war, von dem Gerichte zurückkam, wo er sein Urtheil en pfangen, bat er den Gerichtsdiener, der ihn in das Gefängn führen sollte, ihn vorher in seine Wohnung zu begleiten, wo eiriges Nöthige zu bestellen habe. Dem Verlangen wurde nachg geben. Als der Huissier in das Zimmer eingetreten war, sprar Traxler hinaus, verschloß die Thür hinter sich, stürzte auf d Straße hinunter, lief ohne Hut und Mantel zum Thore hinau und kam so glücklich über die Grenze. Auch ist in diesen Tage ein Bierbrauer aus Leipzig hier angekommen, der zu fünfzeh jähriger Zuchthausstrafe verurtheilt war. Er saß schon lange i Pirna fest, als es ihm gelang, seinen Kerker zu durchbrechen, u den weiten Weg durch Deutschland nicht unerkannt, aber unver rathen zurückzulegen. So haben sich schon sehr viele Patrioten g rettet, von welchen ich sechs in Frankreich begegnet und gesproche

be. Wenn man die Erzählung von ihrer oft wunderbaren Retng anhört, gewahrt man leicht und mit großer Freude, daß dieiigen, welche sie zu bewachen hatten, mit ihrer Flucht einverinden waren, so, daß wenn sie auch nicht behülflich dabei gewen, sie doch die Augen zugedrückt. Die Flüchtlinge dürfen zwar is Klugheit und Dankbarkeit von einem solchen Einverständnisse cht sprechen, doch aus den angegebenen Umständen erräth man bald. Einer dieser Patrioten aber, der das Vertrauen zu mir ibedenklich fand, gestand es, daß ein Polizeibeamter, und zwar n solcher, der sich seit mehreren Jahren durch seine blinde Folgmkeit gegen die Tyrannei ausgezeichnet hat und darum in der inzen Stadt verhaßt ist, ihm, ob er ihn früher zwar gar nicht kannt, zu seiner Flucht behülflich gewesen. Wie erfreulich ist es cht, wahrzunehmen, daß die Karyatiden der Throne mit Menschensichtern und steinener Brust endlich auch warm werden und sich klagen.

Der gute Geist in Deutschland breitet sich immer mehr aus, ich unter den Officieren und Unter-Officieren. Und was dann? ie deutschen Fürsten werden bald keine andere Macht haben, als er Gerechtigkeit nachzugeben oder unterzugehen, und selbst diese Zahl bleibt ihnen nicht lange mehr.

Sie brüten jetzt über die Wiederherstellung der alten deutschen teichsgerichte, aber in den alten Kessel soll neues Gebräu kommen. Man spricht von deutschen National-Gefängnissen, von hohen deutchen Bundesthürmen, die gebaut werden sollen. Ich weiß das Nähere noch nicht, werde es aber bald erfahren.

In den Blättern, die Sie mir geschickt, habe ich von Weitzels Politische Ansichten der Gegenwart" nur noch einige Bruchstücke gefunden; ich hätte aber wahrscheinlich aus dem Ganen nicht klug werden können. Wer hieß aber auch den Mann chreiben in dieser Zeit und in seinen Verhältnissen? Wenn er sagt: Der Gedanke aber, jetzt in Europa der Monarchie, die sich mit der Aristokratie verbunden, ein Gegengewicht zu geben, kommt um manche Jahrzehnte zu früh" — so will ich mich aufknüpfen assen, wenn das sein Ernst war. Weitzel ist einer der besten und larsten politischen Köpfe Deutschlands und sein Rath, mit der

Ausbesserung des Hauses zu warten, weil es noch manche Jah-
zehnte dauern könnte, bis uns das Dach über den Kopf zusamme
stürzt, war gewiß nicht aufrichtig. Wenn einmal Aristokratie u
Monarchie zusammenfallen, dann bleibt uns nichts mehr zu th
übrig. Man verliert alle Geduld. Da bitten sie uns täglich, w
möchten doch so gut sein, die Wirkung der Zeit abzuwarten. A
wenn Zeit und Natur je Etwas aus Nichts schaffen! Als we
sie nicht selbst vorher zerstören müßten, um Neues zu bilden! F
solche Dummköpfe halten sie uns, daß sie uns unaufhörlich vo
predigen, wir möchten, ehe wir das verhaßte Alte zerstören, d
beliebte Neue vorher aufführen. Wo wir aber Bauplätze herbeko
men sollen, wenn wir nicht vorher den alten Schutt wegräume
wo wir Zimmerholz hernehmen sollen, wenn wir keine Bäume u
hauen — das Geheimniß predigen sie uns nicht. Und wenn
zanken: Der Liberalismus könne nur zerstören, find
sich in Deutschland gutmüthige, aber einfältige Menschen genu
die vor dem Schrecken dieses Vorwurfs zusammenfahren, und a
Furcht, für Mordbrenner gehalten zu werden, nach Hause schle
chen, die Nachtmütze aufsetzen und in den Andachtsstunden lesen.

Es ist etwas in den Deutschen, auch in den Freisinnigen, w
ich nicht verstehe, wozu, mir es begreiflich zu machen, meine Ps
chologie nicht ausreicht. Ich erstaune täglich über die Gefühllosi
keit, mit welcher die liberalen Deputirten der Kammer die unve
schämten Reden der Minister anhören. Ich sage nicht, sie sollen d
Gewalt Gewalt entgegensetzen; denn sie haben keine. Ich sa
nicht: sie sollen der Frechheit, wie es sich gebührt, antwort
und der Pflicht und Ehre ihren persönlichen Vortheil aufopfer
aber ich sage: sie sollen ihr antworten müssen. Ich bin auch ke
Held, weder der Tapferkeit noch der Tugend; ich würde viellei
auch zahm sein der Macht gegenüber; ich wäre wohl auch ni
aufopfernd genug für das Wohl des Volkes, das bei uns so
Aufopferung selten vergütet, mit Weib und Kindern zu verhu
gern; stünde ich der Anmaßung eines Mächtigen gegenüber, wü
ich vielleicht auch überlegen und schweigen. Es gäbe aber Verhä
nisse, in denen ich unfähig bliebe, zu überlegen, in denen m
Herz den Verstand verdunkelte, und in solchen Verhältnissen, stün

) auch der Anmaßung eines Königs gegenüber, würde ich seine
rone, seine Kerker, seine Henker vergessen und ihm begegnen, wie
sich gebührt. Ich könnte mich wie ein Knecht, wie ein Verbre-
er, wie ein Dummkopf geduldig behandeln lassen; aber wie einen
chulbuben — nie.

Und warum sind sie Schulbuben, wo sie sich die Schwächeren
hlen? Weil sie Schulmeister sind, wo die Stärkeren; der ganze
nterschied besteht nur in den Jahren. Ihre Frömmigkeit, ihre
entimentalität richtet sie zu Grunde. Vor lauter Begeisterung für
as Gute verlieren sie den Geist, es zu Stande zu bringen. Thrä-
en der Menschenliebe und Rührung verdunkeln ihnen den Blick,
nd der dümmste Jäger kann sie dann mit Händen fangen. So ein
ler Deputirter sitzt, ohne es zu merken, wie ein Falk auf der
aust seines gnädigen Herrn, und zeigt sich etwas hoch oben in
er Luft, was der gnädige Herr mit seinem Geschosse nicht erreichen
ann, nimmt er ihm die Kappe ab und läßt ihn steigen. Das
le Thier steigt, steigt, steigt, holt aus den Wolken ein Täubchen
erab, und den Blick von der Sonne geblendet, gewahrt er gar
icht, daß er wieder zur alten Faust zurückkehrt und man ihm die
Kappe von neuem über die Augen gezogen. Dann lachen die Junker
erstohlen.

In Cassel feierten sie den Jahrestag der Verfassung und
chrieben am folgenden Tage: „Tausend stille Gebete und
Wünsche für sie steigen zu dem Ewigen.“ Aber der Ewige
elbst ist nicht ewig genug, mit eurer ewigen Geduld ewige Geduld
u haben, und laute Flüche wären ihm wohlgefälliger, als stille
Gebete. Der Eröffnung der Würtemberger Stände ging ein feier-
icher Gottesdienst voraus, und ein Prälat — versteht sich ein Haas
— predigte über den Psalmen-Vers: „daß die Furcht des
Herrn Ehre und Heil in das Land bringe,“ und ging
dann geschickt von dem Könige David auf den König Wilhelm über
und näselte „von der Treue gegen unsern verehrten
König“. Und die Deputirten fürchten die Furcht und laufen nicht
zur Kirche hinaus! Und dann wird die Sitzung eröffnet, „nach-
dem der Präsident in einer kurzen Anrede den Segen
des Himmels erfleht für den bevorstehenden Landtag!“

Und dann erhebt sich ein hochherziger Deputirter, den ganz gewi irgend ein loser Schelm von Staatsrath heimlich an seiner Groß muth gekitzelt, und macht den Vorschlag: man solle die Diäten de Deputirten von $5^1/_2$ auf $4^1/_2$ Gulden herabsetzen. Taumelnd stan gleich Alles auf, was Edles auf den Bänken saß, und Alle, Eine nach dem Andern, schrien wie die Kinder: „ich auch, ich auch! Es war eine Rührung zum Ersaufen, und die Junker im Trockne lachten wieder. Darauf nahm ein anderer Deputirter das Wo und sprach: „Ich verzichte nicht auf meine fünf Gulden dreißi „Kreuzer; ich werde aber einen Gulden täglich den Armen zukom „men lassen." Auch diese schönen Worte hatten vielstimmigen Wie derhall. Endlich stand Einer auf und rief: „Wenn man mich zu „Präsidenten der Kammer erwählen sollte, werde ich mich, statt de „festgesetzten fünftausend Gulden, mit dreitausend begnügen." Un jetzt hielt die Tugend eine herzallerliebste Versteigerung und Eine forderte immer weniger als der Andere. Diesesmal aber, als di Junker sahen, wie sich die Moral in Tausende verstieg, lachten si nicht mehr, sondern sie murrten. . . . . . Und solchen unverständige Menschen ist das Wohl des Landes anvertraut! So lassen sie sic von ihrem Herzen zum Besten haben! Sie sehen nicht ein, daß si für einige tausend Gulden, die sie durch Verminderung der Tag gelder dem Volke ersparen, ihm vielleicht Millionen an ander Lasten auflegen. Denn wenn die Diäten so gering sind, daß sie de Deputirten den Verlust ihrer Zeit nicht mehr vergüten, müssen si zurücktreten und ihre Stellen den Reichen und den Staatsbeamte überlassen. Diese aber werden, wie immer, die Auflage so viel al möglich auf die untern Volksclassen wälzen. Es ist schön, wen Einer edel ist; aber das sei er im Geheim. Edelleuten und Mini stern gegenüber soll ein Bürger seine Tugend verstecken. Sobal diese merken, daß sie es mit einem edlen Deputirten zu thun habe überbortheilen sie ihn um so mehr, und betrügen in ihm das gan Volk. Im Gegentheile, wir müssen stets Eigennutz heucheln, dam sie Achtung vor uns bekommen.

Freitag, den 8. Februar.

Der Spott, den jetzt die deutschen Fürsten mit ihren Stände treiber, empört mich nicht; ich bin dessen schadenfroh. Ein edle

:ann kann oft der Gewalt unterliegen und immer unverdient; ›er der List unverdient, nur das erstemal. Wen sie zum zweiten= ale täuscht, der hat sein Geschick verschuldet, und es ist das veitemal, daß sich die deutsche Freiheit bethören läßt. Wieder nmal haben die constitutionellen Fürsten die Schranken der Ver= ssung durchbrochen, die uns gegen ihren Uebermuth geschützt; ieder einmal jubeln sie wie die entsprungenen Sclaven. Die Jitterstangen, die sie eingeschränkt, dienen ihnen jetzt zu Waffen, iese Einschränkung zu rächen, und mit den Gesetzen, die sie aus em Boden gerissen, zerstören sie die Gesetze, die noch aufrecht ehen. Und nicht mehr, wie früher, begnügen sie sich, ihre Wider= acher, die ihnen in die Hände fallen, einzeln zu bestrafen; nein, e bestrafen die Städte, die Gemeinden, in welchen sich Widersacher egen sie hervorgestellt. Der König von Baiern hat die Stadt Würzburg durch Verpflanzung mehrerer Aemter, durch Entfernung er berühmtesten Universitätslehrer zu Grunde gerichtet. Die Gar= ison, der heilige Bischof, die allerheiligsten Edelleute verlassen die leine gewerblose Stadt Freiburg, um die Bürger zu züchtigen, aß sie Rotteck zum Bürgermeister gewählt. Der König von Wür= emberg, aus Unzufriedenheit, daß die Bevölkerung der Hauptstadt ich so freisinnig zeigt, will mit seinem Hofe und mit seiner Leib= jarde nach Ludwigsburg ziehen. Der Magistrat vor Stuttgart, um das große Unheil von dem Wohlstande der Gemeinde abzu= wenden, hat dem Könige einige von der Bürgerschaft unterzeichnete Adressen überreicht, worin diese den König bitten, nicht von Stutt= gart wegzuziehen.

So liegen jetzt alle Deutschen an einer gemeinschaftlichen Kette, und sie haben doch wenigstens eine Galeere zum Vaterlande. In Baiern soll es nicht mehr zu ertragen sein. Ich habe heute drei angesehene und reiche Gutsbesitzer aus Rheinbaiern gesprochen, die nach Amerika reisen, um für eine große Menge ihrer Landsleute eine Niederlassung auszumitteln. In Rheinbaiern, erzählen sie, steige die Tyrannei täglich, und sie wollten sich retten, während ihnen noch Kraft zur Rettung bliebe. Das sind keine Advocaten, keine Demagogen, keine Schriftsteller, keine Journalisten, keine Freiheits = Theoretiker, keine schwärmenden Jünglinge; es sind

Gutsbesitzer, schlichte Landbauern — und doch können sie es nic
ertragen!

Samstag, den 9. Februar.

Die Erklärung von Alexis in der Nürnberger Zeitung ha mich sehr ergötzt. Ich hatte es noch nicht gelesen. Sie haben da nicht verstanden, wenn Sie jene Erklärung als einen Versuch an sehen, den Spott abzuwenden, der den armen Hering in Berli wahrscheinlich getroffen hat. Das nicht. Gegen die Beschuldigunge der Demagogie, die ich aus Scherz und Satyre gegen ihn vorge bracht, sucht er sich zu vertheidigen, und die Regierung dort ha vielleicht darauf Rücksicht genommen. In solchen Sachen versteher sie keinen Spaß, wie man zu sagen pflegt. Ich habe kaum gehofft daß sie so dumm sein werden. Uebrigens können Sie sich leich denken, daß ich nichts darauf antworten werde, überhaupt Keinem

---

Hundert und sechster Brief.

Paris, Samstag, den 9. Februar 1833.

Den König von Griechenland, den Sohn des baierische Großbüttels, vor dem, wie die Zeitungen erzählen, von Münche an bis Brindisi eine Rauchwolke von dem köstlichsten deutschen un italienischen Schmeichelgewürze herzog, — nennt ein hiesiges Blatt einen: roitelet idiot, sourd et bossu. Ich habe kein fran zösisches Wörterbuch bei der Hand, und weiß nicht was idio heißt. Ich vermuthe, es heißt dumm oder gar einfältig. Da wäre ein Unglück. Die Buckligkeit hätte nichts zu sagen; auc Sokrates war bucklig. Die Taubheit aller Könige wäre eine Wonn des Menschengeschlechts; denn bei ihnen fielen dann alle acustische Täuschungen weg, es blieben nur noch die optischen übrig; ihr Höfe könnten sie um die Hälfte weniger betrügen, und ihre Völke wären um die Hälfte weniger unglücklich. Aber dumm, wär dumm. Man braucht mehr Verstand, die Griechen zu regieren, al das ganze übrige Europa zusammengenommen. Diese Entdeckung von den schönen Eigenschaften des Königs Otto hat viel dazu bei getragen, die französische Kammer bedenklich zu machen, ob sie die

Garantie bewilligen solle, welche die Regierung für den dritten Theil des griechischen Anleihens zu übernehmen versprochen. Der Zeitungsredacteur ging mit dem Briefe, den er von einem baierischen geflüchteten Patrioten aus Straßburg erhielt, zu Dupin, wo an dem Tage die Deputirten versammelt waren; dort theilte er seine Nachrichten mit, von welchen er den wichtigsten Theil, ich weiß nicht warum, nicht drucken ließ, und sie machten einen großen Eindruck, der auf die Commission der Kammer überging. Aber was liegt daran? Sowohl die alt- als die neubaierischen Herzen, die von München wie die aus dem Spessart, sind, seit ihnen der Professor Thiersch erzählt, daß Sophokles und Aeschylus mit dichterischer Begeisterung vom Bier gesprochen, so entzückt über die Hellenesirung ihres Otto's, daß sie die noch fehlenden zwanzig Millionen gern hergeben werden und sollten sie darüber verarmen und mit einer Hopfenstange in der Hand die Welt durchbetteln müssen.

Die Baiern begreifen recht gut die unermeßlich heilsamen Folgen, die der Staatsvertrag, den der baierische Vater mit dem griechischen Sohne geschlossen, für Bier und Vaterland haben muß. Beide Majestäten verbürgen sich darin wechselseitig ihre Länder und Unterthanen. Sollte einmal der König von Baiern von Oesterreich oder seinem eigenen treuen Volke angegriffen werden, muß ihm der König von Griechenland Hilfe schicken. Sollte dieser einmal von Oesterreich, Rußland, Frankreich, England, den Türken, dem Pascha von Aegypten oder von seinen eigenen geliebten Unterthanen, die ihn anbeten, bedroht werden: dann muß ihm der König von Baiern Hilfe leisten. Wenn ein baierisches Regiment in Franken mit den Leiden des Volkes zu sympathisiren anfängt, schickt man es schnell nach Griechenland. Mögen immerhin die Soldaten sich verzweiflungsvoll auf die Erde werfen und sich die Stirne auf dem Pflaster zerschmettern; mögen sie immerhin bei der Einschiffung sich empören — man weiß sie zu zwingen. Wenn ein griechisches Regiment in Nauplia sich merken läßt, daß es seinen König doch gar zu bucklig finde — schickt man es nach München. Die Griechen in Baiern und die Baiern in Griechenland verstehen das Volk nicht, unter dem sie leben, und hassen und mißhandeln es zum Heile und Segen des monarchischen Princips.

Der Kaiser von Oesterreich übt auch diese schöne Regierungskunst. Die ungarischen Soldaten werden nach Italien, die italienischen nach Ungarn geschickt. Der Ungar versteht kein Italienisch außer dem Wenigen, was ihm Abends in der Caserne beigebracht wird. Es wird ihm aber nichts gelehrt als caro amico, und man sagt ihm, caro amico hieße Hundsfott. Wenn nun der gutmüthige Ungar in einer Weinschenke sitzt, und ein gutmüthiger Italiener reicht ihm die Hand und sagt fratello mio, caro amico — stößt ihm der Ungar seinen Degen in den Leib. Wenn ein junger italienischer Officier an den Ufern der Donau gedankenvoll hinschleicht, und weint Sehnsuchtsthränen nach seinem unglücklichen Vaterlande, tritt ein edler Ungar zu ihm und sagt in seiner Sprache: Nicht weinen, Bruder, du wirst dein schönes Vaterland bald wiedersehen! Der schmerzbetäubte Italiener glaubt, der Ungar spotte seiner und schlägt ihm ins Gesicht. Sie duelliren sich, der Ungar bleibt todt, und das monarchische Princip gibt am nämlichen Abende dem italienischen Officiercorps einen Champagnerpunsch.

Wollen Sie nächsten Sommer mit mir eine Wallfahrt zur Madonna di bacio machen? Der baierische Volksfreund hat neulich den Vorschlag gemacht: „an der Stelle, wo die betrübte königliche Mutter ihrem vielleicht auf immer scheidenden innigst geliebten Sohne, dem Könige von Griechenland, den letzten Abschiedskuß gegeben, vermittelst Beiträge patriotischer Baiern eine Capelle zu bauen.“ Die Patrioten werden beitragen, die Capelle wird gebaut werden, Cornelius wird eine küssende Muttergottes, den griechischen Jesus auf den Armen, malen und wir — nun wir bewundern Cornelius. Aber so ein Teufel von Volksfreund hat kein Herz in der Brust. Was hat er nöthig, eine betrübte Mutter noch mehr zu betrüben? Wäre nicht schöner gewesen, er hätte der königlichen Mutter gesagt: „Betrübe dich nicht, königliche Mutter! Du hast deinen Sohn nicht zum letztenmale geküßt, du wirst ihn bald wiedersehen —?“

Sollte die Ottolästerliche Correspondenz jenes Königs-, Bier- und Vaterlandsvergessenen baierischen Journalisten in Straßburg die Folge haben, daß die französische Regierung ihren Theil des

griechischen Anleihens übernimmt, so hätte ich wohl ein Mittel, die Garantie für die noch fehlenden zwanzig Millionen, ja eine größere herbeizuschaffen. Aber ich theile es nicht mit. Nicht als fehlte es mir an schuldiger Liebe und Verehrung für den König von Baiern; aber mein Herz treibt keinen Detailhandel. Ich kann nicht jeden deutschen Fürsten besonders lieben, sondern ich liebe den deutschen Bund für alle. In Frankfurt habe ich ein großes Commissionslager von Liebe und Anbetung und jede Gesandtschaft kann sich dort für ihren Herrn so viel davon holen, als ihm nach Verhältniß seiner Civilliste zukommt. Steht aber wieder einmal ein baierischer Patriot unter dem Bilde seines Königs, das er anzubeten verurtheilt worden, werde ich ihn mit meinem Geheimnisse von seiner Schande loskaufen. Mein Finanzplan geht ins Riesenhafte und ist so groß als das, was ich damit zu bezahlen gedenke. Ihnen will ich ihn gleich anvertrauen.

Im menschlichen Blute ist, wie bekannt, Eisen enthalten. Jetzt hat sich neulich ein hiesiger Chemiker zu dem Versuche angeboten, aus dem Blute eines verstorbenen Menschen so viel Eisen zu ziehen, daß man daraus eine Denkmünze von der Größe eines Vierzigfrankenstücks prägen könne ... Ich sehe vorher, ein Spitzbube von königlichem geheimen Finanzrathe fällt mir hier in das Wort und sagt: der Vertrag gilt nichts, wir wissen Ihr Geheimniß schon .... Daß ist Betrug, Herr geheimer Finanzrath! Freilich wissen Sie jetzt mein Geheimniß, aber haben Sie es früher gewußt? Es ist das Ei des Columbus. Nein, der Vertrag gilt; Ihr sollt jenem armen blassen Jüngling dort nicht das Herz brechen; er soll nicht das Götzenbild eines wahnsinnigen Tyrannen anbeten. Ihr laßt ihn frei und nehmt meinen Plan.

Ist es nicht eine Schande von lüderlicher europäischer Staatshaushaltung, daß in allen Ländern so vieles kostbares Blut der Unterthanen ganz ohne persönlichen Vortheil ihrer Fürsten vergossen wird? Man antworte mir nicht: Das Blut, welches die Soldaten für die Fürsten vergießen, sei doch nicht ohne Nutzen. Nein. Nützt denn ein Soldat in der Schlacht durch sein eigenes Blut, das er vergießt? Er nützt blos durch das Blut des Feindes, das er vergießt; sein eigenes bringt dem Fürsten keinen Vortheil,

denn sobald er todt hingestreckt oder verwundet wird, ist er kampfunfähig. Nun, warum sammelt man dieses Blut nicht in Spitälern und auf dem Schlachtfelde und bereitet Eisen daraus? Man bedenke nur, welches Meer von Blut allein in Europa, nur allein im achtzehnten Jahrhunderte, nur allein in den Kriegen, vergossen wurde, die der französischen Revolution vorhergingen! Da ist der nordische Krieg, der österreichische Erbfolgekrieg, der polnische Krieg, der schlesische Krieg, der siebenjährige Krieg, der baierische Erbfolgekrieg, der Krieg, den in Europa der amerikanische Freiheitskampf zur Folge hatte, der Türkenkrieg. Rußland und Schweden haben nicht so viel Eisen, als man aus all diesem Blute hätte ziehen können. Daraus hätte man Geld, Flinten, Säbel, Bomben Kanonen bereitet. Und lacht nicht verächtlich und sagt: das sei doch nur Eisen! Ist denn eine Kanone von Eisen? Sie ist vom reinsten Golde, denn damit holt man's. Ein Potosi habt ihr verschleudert! Und das ist noch gar nichts .... O! Herr geheimer Finanzrath, ich war ein Dummkopf. Mit meinem Plane hätte ich den ganzen Rheinkreis, Siebenpfeifer, Wirth, Behr, Kurz, Wiedemann und die Hundert von andern Schlachtopfern eurer monarchisch-aristokratisch-jesuitischen Tyrannei loskaufen können. Ich habe mich übereilt, doch es ist zu spät; ein ehrlicher Mann muß auch dem Teufel Wort halten.

Nicht blos das Blut der Soldaten im Kriege, sondern auch das Blut aller Bürger in Friedenszeiten kann zur Metallbereitung benutzt und können dadurch die fürstlichen Kassen unerschöpflich gemacht werden. Wie viele Millionen Bauern gibt es nicht in Europa, die ihre Steuern nicht mehr bezahlen können. Man lege ihnen eine Blutsteuer auf, man lasse sie zur Ader. Wenn ein Bürger seine Geldbuße nicht entrichten kann, lasse man ihm zur Ader. Wie herrlich könnte man das Aderlassen benutzen, Preßvergehen zu verhindern oder zu bestrafen! Ein deutscher Journalist hat gewöhnlich weder Gut noch Geld, um Caution zu leisten. Man setze tausend Unzen Blut als Caution für jeden Journalisten fest. Kann ein Preßverbrecher seine Geldbuße nicht abtragen, verurtheile man ihn zu einem täglichen Aderlasse, auf drei, fünf, sieben, neun, vierzehn Jahre, oder nach der baierischen Criminalpraxis auf unbestimmte Jahre. Man lasse den Journalisten Blut, bis die euro-

äischen Verhältnisse sich gebessert haben, bis die belgische, irländische, französische, deutsche, portugiesische, spanische, amerikanische, griechische, türkische, ägyptische Frage entschieden ist. Dann braucht auch ein deutscher Fürst nicht mehr den Kaiser von Rußland um ein herrliches Sibirien zu beneiden. Er kann dann auch seine Unterthanen zu den Bergwerken verurtheilen; denn ein reiches Bergwerk ist das menschliche Blut.

Jetzt habt ihr meinen Finanzplan, jetzt habt ihr euer griechisch Anleihen vollständig. Komm nun mit mir, du elender armer Jüngling! Du weinst? Siehe diese Thräne da, die aus deinem Auge auf deine Hand gestürzt! Brennt sie dich nicht wie Scheidewasser? Nicht einmal die Kraft, nicht einmal den Muth hattest du, deine Hand bis an die Augen zu erheben, um sie zu trocknen! Du weinst? Du flehest Gott an? Gott spottet deiner. Gott ist voll unendlicher Lieb' und Barmherzigkeit. Er hilft jedem Unglücklichen in seinen Schmerzen, er tröstet selbst den Schuldigen in seiner Herzenspein; aber er hilft und tröstet nur, wenn der Unglückliche sich zu retten alle seine Kraft verbraucht und ihm keine mehr übrig geblieben. Dem Trägen und Feigen aber leiht Gott nicht seine Kraft, sondern er verläßt ihn. Hilf dir selbst, dann wird dir der Himmel helfen!

Dienstag, den 12. Februar.

Hilf dir selbst, dann wird dir der Himmel helfen! Das ist mein Triolet. Aber das Triolet der achtzeiligen deutschen Liberalen heißt: Mußt kräftig protestiren, schlägt man dir in's Gesicht. Und schlägt man so einen Pourceaugnac in's Gesicht, thut er noch groß damit und frohlockt überall herum: il m'a donné un soufflet, mais je lui dis bien son fait. Wie wehe macht mir dieser deutsche Protestantismus! Damals, zu Luthers Zeiten, fingen sie auch mit Protestiren an: aber endlich mußten sie zuschlagen, und da siegten sie. Es liegt in ihrer Natur, daß bei ihnen Jahre lang das kalte Fieber dem hitzigen vorschleicht und daß, was bei andern Völkern Genesung ist, bei den Deutschen zu neuer Krankheit wird. Was wird bei uns nicht alles noch geschehen, welche Leiden werden erduldet werden müssen, bis sie es zu einer Revolution bringen. Die Franzosen standen mit einem Sprunge

darin. Hundertmal am Tage wünsche ich: hole sie der Nikolas! Wahrlich sie werden nicht eher spüren, daß es Winter geworden, daß die Erde kahl ist, daß die Bäume abgestorben, die Lüfte verstummt sind und die Leiche des Vaterlandes in ihrem Schneehemde unbegraben unter freiem Himmel liegt — nicht eher, bis man sie nach Sibirien schickt, und sie dort für den kaiserlichen Leib Fuchspelze erjagen müssen, und jeder Wunsch, der warm aus dem Herzen kam, zwischen den Lippen gefriert und als Eiszapfen aus dem Munde hängt. Es wird nicht besser, ehe es ärger wird.

Da war wieder einmal ein freisinniger deutscher Mann edel gewesen, und hat durch seinen Edelmuth der guten Sache mehr geschadet, als ihr hundert Schurkenstreiche hätten schaden können. Ich meine Rotteck. Die Bürger von Freiburg haben Rotteck, nachdem die Regierung die erste Wahl verworfen, zum zweitenmal und, wenn wieder gehindert, zum drittenmal zu ihrem Bürgermeister wählen wollen. Aber da stellte sich der edle Mann auf einen Schemel der Tugend und rief seinen Mitbürgern zu: sie möchten doch wegen seiner die väterliche Rache des Landesvaters nicht ihrer Stadt zuziehen, und lieber nachgeben und die Bürgermeisterwahl einem Andern zuwenden. Das liberale deutsche Philisterthum wurde von solcher Hochherzigkeit bis zu Thränen gerührt, und ist heimlich schadenfroh, daß die hohe deutsche Bundesversammlung erröthen müsse, von solcher Großmuth beschämt worden zu sein. Solch' einen Mann zu verfolgen! Und daß ja nichts fehle an der vollständigen deutschen Reichsgeschichte, hat Rotteck — protestirt. Die Regierung möge sich alles nehmen, was ihr beliebt, nur Recht soll man ihr nicht geben! So lassen sich diese edlen Menschen zum Besten haben, und Rotteck, ein Meister der Weltgeschichte, der alle Gewaltthätigkeiten kennt, welche von Nimrod bis zu Nikolas die Herren der Erde geübt, der alle ihre Schelmereien, alle ihre listigen Wege kennt: glaubt einem schönen Triebe seines Herzens zu folgen, während er nur einem Stoße nachgab, den man an einer electrischen Kette von Carlsruhe bis nach Freiburg zu leiten wußte. War denn hier an Rotteck, an Freiburg gelegen? Darauf kam es an, daß das Volk sein Recht

haupte, seinen Willen und seine Kraft geltend mache und zeige, ß es der Naseweisheit der badischen Junker zu begegnen wisse.

Ja sie werden nicht eher warm werden, als bis sie nach ibirien kommen. Der Kaiser Nikolaus allein verstände es, das äge deutsche Blut in raschere Bewegung zu setzen. Unsere inländsche Tyrannei bringt uns nicht weiter. Wir werden auch gefolrt, aber der Arzt steht uns zur Seite und fühlt uns von Minute ı Minute den Puls, und so oft das Leben zu entweichen droht, annt man uns ab, und bringt uns nicht eher wieder auf die olter, bis wir neue Kräfte gesammelt. Aber in Rußland ist man weichherzig nicht. Befahl doch neulich ein kaiserlicher Ukas: lle Zöglinge aller Schulen im Reiche, die sich hlecht aufführten, sollten unter die Soldaten geeckt oder, wenn wegen körperlicher Mängel dienstnfähig, nach Sibirien verpflanzt werden! Was man ı einem despotischen Lande wie dort unter schlechter Aufführung er Jugend versteht, kann man sich leicht denken. Das heißt nicht: Schulden machen, spielen, trinken, die Lehrstunden versäumen, iebschaften haben, — sondern das heißt: freisinnige Meiungen offenbaren. Und darum Knaben nach Sibirien verannen! Und darum die heiligen Bande der Mutterliebe zerreißen! Ind darum das Fundament der Welt untergraben! Das würde ei uns wirken. Aber was geschieht in Deutschland? Höchstens vird ein freisinniger Mann zur Abbitte vor einem goldenen Rahmen und zur Zuchthausstrafe auf unbestimmte Zeit verurtheilt. Die deutschen Höfe sollten ihre Junker nach Petersburg schicken, aß sie dort regieren lernten.

Es ist wirklich eine Schande, wie sehr die deutschen Junker ıoch zurück sind. Die in Sachsen haben es unter allen am weiteten gebracht; doch was ist's? In der ersten Kammer dort, in der Pagoden-Kammer — so oft in einer ministeriellen Mittheilung, des Namens des Königs oder des Prinzen Mitregenten Erwähnung geschieht, oder so oft ein Minister in den Saal tritt, stehen die Edelleute auf und verneigen sich. Das ist alles. Ich bin nicht unbillig, ich sage nicht: das ist nichts. Es ist freilich eine Adelsperle, gegen welche die Perle, welche Cleopatra in ihrem Weine auflöste,

nur eine Linse war. Aber ich sage: es ist wenig. Eine Perle! Schickt die edlen Pagoden nach Petersburg. Ist es nicht abscheulich, wie man im königlich mitregentlichen Sachsen den Bürgerstand verzärtelt? Die Biene enthielt eine Petition, worin man um die Abschaffung des Lehnwesens bat — ein im neunzehnten Jahrhundert unerhörtes Verbrechen. Nun freilich hat man dieser Biene nicht blos den Stachel, sondern auch den Honig genommen; man hat sie zertreten, das Blatt unterdrückt, und den Redacteur, der mit der Zeitung seine zahlreiche Familie ernährte, an den Bettelstab gebracht. Das ist etwas, aber lange nicht genug. In Rußland hätte man dem Bienen-Vater Nase und Ohren abgeschnitten und ihn nach Sibirien verbannt. Schickt die Junker nach Petersburg!

— Von deutschen politischen Monatsschriften kenne ich nur ein einziges, das zu loben wäre: das, welches der Professor Pölitz in Leipzig herausgibt. Es war früher schon sehr gut, da der Mann nur erst Censor und Hofrath war; jetzt aber hat ihn der Großherzog von Darmstadt auch zum geheimen Rathe ernannt und da wird das Journal noch viel besser werden. Diese Auskunft geben Sie einstweilen * * * in meinem Namen. Ueber das Andere werde ich ihm bald selbst schreiben.

— Heine's Französische Zustände habe ich erst vor wenigen Tagen bekommen, auch schon darin zu lesen angefangen; ich will aber meine Bemerkungen zusammen kommen lassen. Das Buch kommt mir sehr gelegen. Es soll mir dienen, mich, vielleicht auch Heine zu ergänzen. Das ist bequem und angenehm; es ist wie ein Treppengeländer. Man legt die Hand darauf und gleitet mit geschlossenen Augen sicher hinab. Heine, mir gegenüber, kommt mir vor wie Melanchton gegenüber Luther. (Ach was wäre das für eine schöne Tonne für unsere lieben dummen Wallfische!) Ich kann wie Luther sagen: „Ich bin dazu geboren, daß ich mit Rotten und Teufeln muß kriegen und zu Felde liegen, darum meine „Bücher viele stürmisch und kriegerisch sind. Ich muß die Klötze „und Steine ausrotten, Dornen und Hecken weghauen, Pfützen „ausfüllen, Bahn machen und zurichten; aber Melanchton fährt „säuberlich und still daher, bauet und pflanzet, säet und begeußt

nit Luft, nachdem ihm Gott seine Gaben reichlich gegeben hat. Soll ich aber einen Fehl haben, so ist es mir lieber, daß ich zu zart rede und die Wahrheit zu heftig herausstoße, denn daß ich irgend einmal heuchelte und die Wahrheit inne behielte."

Mittwoch, den 13. Februar.

Gestern waren laue Frühlingslüfte in den Tuilerien und man ging und saß viel spazieren. An solchen Tagen sprossen plötzlich die Stühle aus der Erde und prangen mit den schönsten Blumen. Blumen — Weiber. Schon werde ich dichterisch und habe das ganze Herz voll Veilchen. Wie freue ich mich auf den Frühling! Wie will ich lieben! Auch will ich, sobald ich meinen letzten Brief aus Paris geschrieben, eine Frühlingscur gebrauchen; Brunnenkresse, den Werther oder was sonst das Blut reinigt. Das war ein harter Winterfeldzug! Ach! und das weiße Blut der Augen, das die Menschen Thränen nennen, wird für keine Wunde, Weinen nicht für Kämpfen angerechnet! Doch es sei; glücklich wer das nicht kennt. Wie freue ich mich auf die Seen, die Berge und auf das Schellengeläute der Heerden, das mich einlullt wie ein Wiegenlied.

. . . . . Ich fange an Mitleiden mit Ihnen zu haben und kann Ihren Schmerz nicht länger ohne Rührung wahrnehmen. Sie sollen Alles erfahren, aber heute ist es zu spät. In meinem nächsten oder nachnächsten Briefe werde ich die Geschichte zu erzählen anfangen. Ich führe Sie von Fortsetzung zu Fortsetzung, bis ich Paris verlasse und Sie wieder sehe. Dann ist das Geheimniß gerettet. Mündlich kann ich lügen wie gedruckt, gedruckt aber oder schriftlich lüge ich nie. Das ist mein Amt und mir heilig. Ich unterscheide mich hierin sehr von allen Ministern, von welchen man mehrere Beispiele hat, daß sie in geselligen Verhältnissen nicht gelogen, in amtlichen aber kein einziges Beispiel — ausgenommen in dem seltenen Falle, wo sie die Wahrheit sagten, daß man sie nicht glaube. Also noch acht Tage warten.

Hundert und siebenter Brief.

Paris, Freitag, den 15. Februar 1833.

Menzels Artikel über Saphir ist wunderschön, gemüthlich un geistreich. Ich hatte ähnliche Gefühle als ich erfuhr, Saphir wär ein Hofmann geworden, und gar unentgeltlich. Sich den Höfe zu verschenken, das heißt sie verächtlich machen, das heißt sie gan zu Grunde richten. Es gibt keine gefährlichere Feindin des mo narchischen Princips, als die Uneigennützigkeit. Schöne Augen ha es nicht, wie bekannt, und seine Gehalte sind sein ganzer Gehal Aus einem Theater-Kritiker ein Theater-Intendant zu werden Adam war so dumm, sich aus dem Paradiese verjagen zu lassen aber so dumm war er nicht, daß er sich selbst mit dem flammen den Schwerte vor das Paradies stellte, um die verbotenen Frücht darin gegen sich selbst zu bewachen. Vor einigen Jahren, als i in Berlin war, ließ man mich dort ausforschen, ob ich nicht genei wäre, eine ministerielle Theater-Zeitung zu schreiben. Zu wie vie Thaler courant man mein ästhetisches Gewissen abgeschätzt, er fuhr ich nicht; man wollte wahrscheinlich meiner Phantasie kein Schranken setzen. Ich kann Sie versichern, daß ich in meinem Her zen die größte Lust hatte, mich in solchen Künsten etwas zu ver suchen. Es hätte mir Freude gemacht, eine Weile lang das mo narchische Princip der Oper zu vertheidigen und den Jarke de Ballets zu spielen. Aber ich lehnte das Anerbieten ab, denn m dem Teufel ist nicht gut zu spaßen.

Ich hätte Saphir für klüger gehalten. Von rechtlicher Ge sinnung mag ich nicht sprechen, man macht sich damit nur lächer lich; ich rede nur von der Klugheit. Saphir hätte bedenken solle daß man jede Achtung der Menschen, wie jede Herrschaft, nur dur die nämlichen Mittel behauptet, durch die man sie erworben. Die sen Weg zu verlassen und abtrünnig zu werden, kann durch al Schätze der Welt nicht vergütet werden. Um zehn Kronen verrie Napoleon die Freiheit, die ihn emporgehoben; er verlor alles, un die Freiheit selbst erbte den Lohn, den er empfangen, sie zu ver rathen. Ich höre, Saphir wundert sich, daß man ihn nicht bezah und daß man ihn nicht einmal gebraucht. Wenn man ihn also be

ihlte und doch nicht gebrauchte, würde er sich um so mehr wun-
ern. Begreift er denn nicht, daß wenn die Höfe einen unabhän-
igen Geist kaufen, dieses gar nicht geschieht, um ihn zu ver-
enden? Was haben sie solchen nöthig? Es fehlt ihnen an Knech-
en nicht. Sie kaufen ihn nur, um ihn zu zerstören, um die mensch-
che Würde zu entheiligen und frohlocken zu können: „Seht, so
nd euere Oppositionshelden, euere Liberalen, euere Republikaner!
ür Gold sind sie alle zu haben.“ Die Royalisten möchten die An-
cht geltend machen, ein wahrhaft Liberaler müsse uneigennützig,
in Republikaner tugendhaft sein. Es ist Schelmerei; sie möchten
em Liberalismus und dem Republikanismus den Handel ver-
erben; denn mit so großen Aufopferungen wird sich ihnen selten
einer ergeben wollen. Ich kann aber meinen Glaubensgenossen,
en Liberalen, zu ihrer Beruhigung die Versicherung geben, daß
nsere politische Religion uns gar nicht verbietet, nach Herzens-
uft Egoisten zu sein. Es gibt sehr viele edle Menschen unter den
Royalisten und sehr viele Schufte unter den Republikanern. Aber
as beweist weder für die Monarchie, noch gegen die Republik.
Vielleicht fragen Sie mich: wenn das aber so ist, wenn der Libera-
ismus und die republikanische Verfassung die Menschen nicht besser
nacht, was wird dabei gewonnen? Darauf erwidere ich Ihnen:
er Republikanismus macht die Menschen nicht besser, aber den
Menschen. Der Egoismus in einer republikanischen Sphäre ist
weder so breit im Raume, noch so lang in der Zeit, als der Egois-
mus in einer monarchischen Sphäre. Nicht so breit — durch Cor-
porations-Geist; nicht so lang — durch Erblichkeit. Er
beginnt und endet mit dem Leben, und tritt nicht über den Kreis
der Familie hinaus. Individuell wie er ist, hat er nicht Raum
genug, ungeheuer, nicht Zeit genug, trostlos zu werden für die
bürgerliche Gesellschaft. Die Person hat die Verantwortlichkeit
aller ihrer Handlungen auf sich allein zu nehmen, und dieses Ge-
fühl wird auch der lasterhaftesten Natur Schranken setzen. Aber
der Adel hat kein Gewissen, denn er theilt die Schuld mit den
Tausenden seines Standes. Aber der schlechteste Fürst kann sich
gerecht dünken; denn er betrachtet sich als einen treuen Verwalter,
der ein Gut, das ihm von seinen Vorfahren anvertraut worden,

ungeschmälert seinen Nachkommen überliefern will. Ich werde Ihnen das ein andermal deutlicher und umständlicher auseinander setzen. Wenn Sie wißbegierig sind, erinnern Sie mich daran; meine liberale Spitzbubenschule steht Ihnen zu jeder Zeit offen.

Es wird jetzt von sämmtlichen Regierungen ein allgemeines europäisches Treibjagen auf die ehrlichen Leute gehalten, und ein edles Thier weiß gar nicht mehr wo es sich vor all' den Hunden und Jägern verstecken soll. Sehen Sie, wenn ein Thor einmal von einem Weisen etwas lernt, ein unwissender Mensch aus einem guten Buche eine Lehre zieht, können Sie sich darauf verlassen, daß es gerade eine Thorheit und etwas Falsches sein wird, was sie sich aneignen. Vor vielen Jahren hat Montesquieu in seinem berühmten Werke: von dem Geiste der Gesetze, den Grundsatz aufgestellt die Tugend sei das Princip der Republiken, wie die Ehre das der Monarchie. Die ganze Weltgeschichte spricht dagegen. Doch glaubte man es wie ein Evangelium. Nun war in früherer Zeit von republikanischen Gesinnungen in Europa nichts zu spüren; die Tugend, wo sie sich zeigte, flößte also keine Besorgnisse ein und die Fürsten trugen kein Bedenken, einem ehrlichen Manne ein wichtiges Staatsamt anzuvertrauen. Jetzt aber, da sich die republikanischen Neigungen täglich stärker aussprechen, erinnert man sich, daß die Tugend ihre einzige Nahrung sei, und man sucht die ehrlichen Leute wie die Wölfe auszurotten. Auch werden die Staatswälder täglich sicherer und man wird bald mit der größten Ruhe bei Tage und bei Nacht darin reisen können. Ein freisinniger Mann nach dem andern fällt ab, durch Bestechung oder andere Verführung. Das Traurigste hierbei ist nun, nicht daß die Feinde der Freiheit darüber frohlocken, sondern daß deren Freunde sich darüber betrüben und in ihrem Glauben wankend gemacht werden. Das ist nun auch eine Thorheit und zugleich eine Ungerechtigkeit. Wer die Tugend zerstören will, braucht nur an ihr zu verzweifeln. Als der sterbende Cato sprach: es gibt keine Tugend! — von dem Augenblicke an gab es keine mehr. Die Schande und das Verbrechen fallen auf die, welche verführen, nicht auf die, welche sich verführen lassen. Der gesundeste, der stärkste, der blühendste Mann — ist er darum, weil er so ist, der Wirkung des Giftes weniger ausgesetzt? Er unterliegt ihm

ie der schwächste. Wie mit der Gesundheit des Körpers ist es auch
it der Gesundheit der Seele. Auch der edelste Mensch hat Augen-
licke in seinem Leben, in welchen er sich dem Teufel verschreiben
löchte. Es sind Augenblicke der Noth, des Mangels, des Zorns,
er Scham, der Liebe, des Hasses oder was es sonst ist, was einen
uten Menschen aus seiner Bahn werfen kann. In solchen Augen-
licken ruft er den Teufel an; aber zum Glücke kommt der Teufel
icht. Die mitternächtliche Stunde geht vorüber, der Morgen däm-
ert und die Seele ist gerettet. Doch die Polizei kommt, sobald
ıan sie ruft, bei Tage und bei Nacht, zu jeder Stunde, durch den
5chornstein und durch das Schlüsselloch. Ja, sie kommt auch unge-
ufen, denn sie kennt die Noth jedes Menschen, und wo keine ist,
veiß sie solche herbeizuführen. Keiner entgeht ihr, auf dessen Ver-
erben sie es beharrlich angelegt. So fängt die Polizei die armen
erlorenen Seelen, welche die gebildete Welt in Frankreich: Freunde
er Regierung, in Oesterreich: gute Patrioten, in Preußen:
Preußen, in Spanien: Freunde des Thrones und des Al-
ars, in Rußland: Alt-Russen, in Baiern: Jesuiten nennt;
velche aber der große Pöbel überall Spione heißt. Gegen das
Gift der geheimen Regierung gibt es nur ein Gegengift, das wirk-
am ist: der Stolz. Zwar ist der Stolz auch ein Laster und viel-
eicht das größte unter allen. Aber eben, weil es das größte und
nächtigste ist, beherrscht es die andern Schwächen als Despot und
ınterdrückt sie alle. Den einzigen Rath, den man ehrlichen Leuten
geben kann, sich zu wahren, ist: seid stolz! Bedenkt, daß ihr es
nit Menschen zu thun habt, die ihr verachtet, und die euch ver-
ächtlich machen wollen, damit ihr das Recht verliert, sie zu ver-
ıchten. Bleibt fern von ihnen. Und weil man euch nur für stark
hält, so lange ihr brüllt wie die Löwen — so brüllt! Knurrt, beißt,
kratzt den ganzen Tag, daß euch Keiner nahe komme; ihr seid ver-
loren, sobald ihr liebenswürdig seid.

Samstag, den 16. Februar.

„Guten Morgen, Kammerherr. — Ihre Hoheit geruhen wohl
„geruht zu haben. — Waren gestern bei Hofe? — Unterthänigst.
„— Was Neues? — Die Gräfin Amalie war en extase über das

„schöne Wort, das Ihre Hoheit in der Kammer ausgesprochen. –
„Erinnere mich nicht. — Ihre Hoheit geruhten, als die Rede vo
„der Oeffentlichkeit der Sitzungen und dem Drucke der Verhand
„lungen war, zu sagen: Thaten sind besser als Worte. –
„Weiter? — Der Graf bemerkte: vraiment le prince Jean est u
„Mirabeau. Die kleine gelbe Baronin Julie trat hinzu und sagte
„oui Monsieur le Comte, le prince est une mire — à — beau
„Darauf erwiederte die Gräfin: Et vous, madame, vous êtes un
„mirabelle. — C'est divin. Meine Chocolade! Um elf Uhr der grau
„Wagen vor. Sie melden mich bei der Gräfin. — Der Hofrat
„Böttiger, Aufseher im japanischen Palais, bittet Ihre Hohei
„unterthänigst, einen Blick auf diese lateinischen poetischen Zeile
„zu werfen. — Der japanesische Narr soll mich in Frieden lasse
„mit seinem Latein. Was will er? — Es ist eine Ode Horace -
„vorace, Kammerherr! — an Ihre Hoheit, über Deren männlich
„fürstlich-edel-hoch parlamentarisches Betragen. — Was ist's? –
„Wie Ihre Hoheit zu sagen geruhten: Thaten sind besser al
„Worte. — Schicken Sie dem Hofrath zwei Ducaten und ich lieſ
„danken. — In der Allgemeinen Zeitung stehen Berichte über d
„Stände-Versammlungen. — Worte, nichts als Worte, Thate
„sind besser als Worte. Ich werde mit dem Minister spreche
„Es darf keinem Unterthanen erlaubt sein, Berichte in eine au
„wärtige Zeitung zu schicken, ohne sie vorher der inländisch
„Censur vorgelegt zu haben. Wozu all' das Geschwätz? Thate
„sind besser als Worte. Meine Reitgerte! — Hoheit, diese
„mal sind Sie in guten Händen. Der Hofrath Böttiger läſ
„merken: er sei Correspondent der Allgemeinen Zeitung. — Wo
„schreibt er? ba Mabonnière! — Er spricht von der neulichen S
„tzung, wo Ihre Hoheit zu sagen geruhten: Thaten sind besse
„als Worte — Drei Ducaten bringen Sie ihm. — Ein jung
„Künstler wagt es, Ihrer Hoheit diese Skizze zu einem Gemäl
„vorzulegen. Es ist die Kammersitzung, in welcher Ihre Hoheit
„sagen geruhten: Thaten sind besser als Worte. Sämm
liche hohen Stände-Glieder sind porträtirt. — Mais Diable! m
sieht ja ihre Gesichter nicht. Nichts als Rücken; man meint ja,
„wäre der Grundriß zu einem Brückenbau. — Délicieuse, Altess

Der Maler wählte den Augenblick, wo der Minister in die Kammer tritt und sämmtliche Mitglieder aufstehen und sich verneigen. — Hut! Kammerherr, Sie erwarten mich bei der katholischen Kirche, und wenn Sie mich bei der Gräfin wieder einsteigen sehen, kommen Sie mir entgegen. Prenez cette tabatière. A dio! — Thaten sind besser als Worte." — — Mit Ausnahme Ihrer Worte, die besser sind als alle Thaten. Dieser Brief ist kurz und bleibt kurz. Am mehr schreiben verhindert mich Victor Hugo's neues Drama, das vor einigen Tagen im Drucke erschienen und worüber ich zwei Tage mit Lesen und Notiren zugebracht.

— Den *** habe ich immer als liberalen Mann gekannt. Ueberhaupt ist er brav und hat einen tüchtigen Charakter. Schade, daß seine Verhältnisse ihn von politischer Thätigkeit entfernt halten. In unserem verkrüppelten deutschen Philisterwalde würde er als hohe Eiche hervorragen und man würde ihn aus den Fenstern der fürstlichen Paläste erkennen.

Hundert und achter Brief.

Paris, Donnerstag, den 21. Februar 1833.

Lucrezia Borgia habe ich gestern aufführen gesehen, nachdem ich das Drama gelesen, und ich kann jetzt gründlich davon sprechen, ob die Dame schön oder häßlich sei, denn ich habe sie am Tage und beim Kerzenlichte betrachtet. Ich muß wieder den Brutus machen. So oft ich Victor Hugo richte, ist es mir, als sollte ich meinen Sohn verurtheilen. Ich liebe den Rebellen; denn nur mit solcher Kraft und solcher Kühnheit kann man sich so weit und so hoch verirren und ich hoffe, daß, wenn er erst ganz die Besinnung verloren, er zur Besonnenheit zurückkehren wird.

Zu besserm Verständniß sollte ich Ihnen vorher Einiges aus der wahren Geschichte der fürstlichen Familie Borgia mittheilen, wenn auch nur mit unleserlicher Hand, daß Sie so von der Hälfte der Wahrheit, die ich Ihnen erzählte, nur die Hälfte verstünden. Doch ich fürchte, noch so unleserlich, möchte das dem monarchischen Princip schaden, das jetzt kränklich und reizbar ist und das man

schonen muß. Auch könnte dann geschehen, daß Sie vor Marat wi
vor einem Heiligen niederfielen, und Sie sollen keinen andern Mann anbeten, als den Einen.

Nach reiflicher diätetischer Ueberlegung habe ich beschlossen Sie mit der letzten Scene der Tragödie zuerst bekannt zu machen Wenn Sie es dort oben, auf dem Gipfel der Greuel, ausgehalten ist weiter unten ein wahres Vergnügen. Einige Schritte den Berg hinab und Sie werden glauben, in einer tugendhaften Region zu sein, und auf der Mitte des Berges, wo man nur wenig mordet könnte Ihnen die moralische Hitze vielleicht lästig fallen. Wenn in dem Drama Personen vorkommen, die nur den Dolch gebrauchen wird man gerührt, und man möchte ihnen um den Hals fallen Mir erging es ganz im Ernste so. Ein Bandit, Vertrauter de Lucrezia, der alle ihre Missethaten ausführt oder einleitet, abe nur des Geldes willen, ohne Bosheit, erschien mir wie ein edle iffländischer Justizrath und bei seinem Anblick ward mir gan weinerlich zu Muthe.

Also in der letzten Scene befinden wir uns in Ferrara, wo damals Herzog Alphons von Este herrschte. Seine Gemalin wa Lucrezia Borgia. Eine junge schöne Prinzessin, eine der Nymphe der Circe Borgia, hatte in ihrem Palaste eine Anzahl venetianischer Edelleute zu einem Abendmale eingeladen. Die Ritter trage Rosenkränze in den Haaren, die schönsten jungen Mädchen verherrlichen das Fest, und eine Schaar aufwartender Mohren erhöhe durch ihr Nachtgesicht den Glanz der Blumen, der Edelsteine un der goldenen Gefäße, die auf dem Tische prangen. Man lacht, ma scherzt, man trinkt, man küßt, es ging gar nicht steif da zu und ic möchte wohl dabei gewesen sein. Beim Dessert tritt ein artige Page mit goldenen Flaschen herein und fragt: Meine gnädige Herren, Syrakuser oder Cyperwein? Die Ritter wählen Syrakuser Unter den Gästen war auch ein Ritter im schwarzen Mantel, de sich mitten im Taumel durch seine Ruhe und Besonnenheit auszeichnet, ob er sich zwar auch weintrunken anstellt. Das ist abe mein wackerer iffländischer Mensch, den ich so sehr liebe, weil e mit justizräthlichem Pflichtgefühle seinen besten Freunden die Hälse abschneidet, da es sein Amt ist und er dafür bezahlt wird. Wenn

n seine Gebieterin Lucrezia Borgia etwas Gutes thun heißt, thut es auch. Kurz, er ist ein Muster von treuem Staatsdiener, und hat zu seinem fünfzigjährigen Amts-Jubiläum ganz gewiß einen rden vierter Classe mit einem allerhöchsten Belobungsschreiben halten.

Dieser schwarze Edelmann fängt plötzlich Streit an. Es war chelmerei, es war verabredet. Die jungen Damen stellen sich erhrocken und verlassen den Saal. Die Händel werden beigelegt nd man trinkt und lacht wie vor. Ein Weinlied wird angestimmt. a mischen sich unsichtbare Geisterstimmen in den Chor, erst fern ann näher, erst leise dann stärker. Die lustigen Edelleute horchen uf, kehren aber bald zum Taumel der Vergessenheit zurück. Aber er wunderliche Gesang wird immer vernehmbarer. Es war ein irchenlied, ein Mönchsgemurmel, ein Grabgeläute. Die Ritter erden nüchterner. Da schlagen plötzlich große Flügelthieren auf, nd man sieht im Hintergrunde, durch eine Estrade von dem Saale eschieden, ein schwarz behangenes von Kirchenlichtern erhelltes immer, das Mönche in schwarzen und weißen Kutten, Fackeln in en Händen tragend, ausfüllen. Sie trugen Larven. Die weißen Gestalten steigen in den Saal hinab, und die Edelleute in die Mitte nehmend, stellen sie sich in zwei Reihen und singen ihr chauerlich Latein. Die Ritter lachen noch immer, sie meinen, die ungen Damen hätten sich einen Scherz machen wollen und sich als Mönche verkleidet. Darum hätten sie auch so schnell den Saal verassen. Es tritt einer der Ritter zu den weißen Gestalten hin und eißt ihr die Maske ab. Da sieht er das wahrhaftige feuchte und bleierne Gesicht eines Mönchs. Den armen jungen Edelleuten gerinnt das Blut in den Adern.

Jetzt kommt aus dem Hintergrunde des Trauerzimmers eine erhabene weibliche Gestalt hervor. Ihr weites schwarzes Sammetkleid, die goldene Schärpe um den Leib, das goldene Diadem in den Haaren, dessen Spitzen wie Irrlichter hin und her funkeln, gaben ihr das Ansehen einer Zauberin. Sie tritt an die Stufen der Estrade und ruft mit Grimm und Spott in den Saal hinab: Du da! Ich habe Deinen Vater vergiftet. Nicht wahr, Du weißt das noch? Du da! Ich habe Deinen Bruder erwürgt. Du hast

das gewiß nicht vergessen. Du da! Ich habe Deinen Vetter er säufen lassen, wie Dir wohl bekannt ist. So nennt sie fünf beim Namen. Jetzt müßt Ihr auch sterben, Ihr seid vergiftet. Aber beruhigt Euch, Ihr werdet christlich bedient werden. Mein Vater, der Papst, hat diese guten Mönche für alle solche meine Angelegenheiten gehörig ordinirt und dispensirt. Sie empfangen Euere Beicht und geben Euch die Absolution und ein christliches Begräbniß wird Euch zu Theil. Seht dort! Auf ihren Wink treten die schwarzen Kutten zurück, die im Hintergrund des Trauerzimmers bis jetzt verborgen, und man sieht fünf Särge neben einander, mit schwarzen Tüchern und weißen Kreuzen behängt und von Wachskerzen umstellt. Ueber jedem Sarge ist der Name seines künftigen Bewohners geschrieben. Die vergifteten jungen Leute, von den singenden Mönchen umgeben, wanken zu ihren Särgen hinab. Das Trauerzimmer schließt sich.

Lucrezia Borgia bleibt allein im Saale zurück; da gewahrt sie einen Jüngling und ruft entsetzt: G e n n a r o! Daß der auch beim Mahle gewesen, daß er auch vergiftet worden, das wußte sie nicht. Sie liebt ihn leidenschaftlich, er ist Alles in der Welt, was sie liebt. Sie fleht ihn an, er möchte sein Leben erhalten, er besitzt ja noch das Gegengift. Gennaro zieht ein Fläschchen aus der Tasche und fragt, ob das hinreiche, alle seine Freunde zu retten? Lucrezia jammert: nein. Da wirft er das Fläschchen weg und sagt: so wolle er sterben, aber sie sterbe vorher. Er greift nach einem Messer und zückt es nach ihr. Lucrezia wehklagt zu seinen Füßen: tödte mich nicht! Du nicht. Gennaro bleibt entschlossen. Da gesteht Lucrezia, sie wäre seine Tante; desto schlimmer! schreit Gennaro und stößt ihr das Messer in die Brust. Lucrezia röchelt: i c h b i n d e i n e M u t t e r! und stirbt. Sie war seine wirkliche Mutter; sie war aber auch seine Tante; sie war aber auch seine Großmutter. Die Genealogie der päpstlichen und fürstlichen Familie Borgia war ein wunderliches, verwirrtes und künstliches Räthselspiel. Aber der Teufel konnte daraus klug werden.

Was der letzten Scene alles vorhergeht, ist jetzt für Sie von keiner großen Bedeutung mehr, doch will ich es kurz erzählen. Der erste Act spielt in Venedig, auf der Gartenterrasse hinter den

ılaste eines Nobile, der ein Nachtfest gab. Einige der Ballgäste, nge Ritter, sind im Freien und erzählen sich ihre Abenteuer. Es ıd die nämlichen Edelleute, die später in Ferrara von Lucrezia rgiftet worden. Unter ihnen zeichnet sich durch sein stilles und ıwärmerisches Wesen der junge Gennaro aus, den wir als Sohn r Borgia auch schon kennen. Er ist in venetianischen Kriegs=ensten, kennt seine Herkunft nicht, und schwärmt liebevoll mit dem edankenbilde seiner Mutter, die er nie gesehen. Er setzt sich auf ne Bank und schläft ein. Da naht sich eine maskirte Dame. Man at vor uns keine Geheimnisse mehr: es ist Lucrezia Borgia. Diese at ihren geliebten Sohn seit seiner Geburt nicht aus ihren mütter=chen Augen verloren. Sie sorgte im Stillen für ihn, ließ ihn be=achen, ihre Späher folgten ihm auf allen seinen Lebenswegen. Von diesen erfuhr sie, Gennaro sei jetzt in Venedig. Sie eilte ihm ach, sich an seinem Angesichte zu erfreuen. Sie findet ihn schlafend, etrachtet ihn lange mit Entzücken und weckt ihn endlich durch inen Kuß. Gennaro schlägt die Augen auf und sieht angenehm überrascht eine schöne Frau zu seiner Seite. Zwar hat er schon ine Liebe, aber das im Schlafe zugefallene Glück mag er darum och nicht verschmähen. Er ist artig gegen die Schöne und das Heilige ihrer zärtlichen Erwiederung ahndet der Jüngling nicht. Er gesteht ihr, er fühle sich durch eine wunderbare Gewalt zu ihr hingezogen, ihr könne er alle seine Geheimnisse anvertrauen. Er erzählt ihr von seiner unbekannten Mutter, liest ihr die Briefe vor, die er durch fremde Hand von ihr erhalten. Lucrezia Borgia vergißt alle ihre Verbrechen und ist einmal glücklich, weil sie sich schuldlos fühlt. Aber von dem Balkon des Palastes herab hat einer der Edelleute Lucrezia Borgia erkannt. Er theilt das Geheimniß seinen Freunden mit. Sie alle hatten eine Blutschuld an ihr zu rächen. Sie stürzen mit Fackeln in den Garten hinab und wie die Rachegötter um=ringen sie Lucrezia. Einer tritt nach dem Andern hervor, Einer schreit nach dem Andern: du hast meinen Vater, du hast meinen Oheim ermordet. Lucrezia, sonst abgehärtet gegen solchen Vorwurf, fühlt sich jetzt zerschmettert von ihm. Sie kann den Schimpf nicht in Gegenwart ihres Sohnes ertragen, vor dem allein sie rein er=scheinen möchte, an dessen Achtung unter allen Menschen ihr allein

gelegen ist. Die Unglückliche ringt die Hände, bittet um Schonur und Erbarmen. Aber die Zornentbrannten setzen ihr Strafgerid fort und donnern der Sünderin alle ihre Schandthaten in's G sicht. Da tritt Gennaro als Ritter der Dame hervor und gebiet bei seinem Schwerte Ruhe und Stille. Seine Freunde fragen ihr kennst du sie denn? Sie reißen ihr die Maske vom Gesichte. Es i Lucrezia Borgia! schreien sie. Gennaro, unter den wilden leich sinnigen Gesellen der einzige tugendhafte und sittliche Mensch, haf um so stärker als sie den weiblichen Teufel Lucrezia Borgia, dere Schreckensnamen durch ganz Italien zitterte. Er verhüllt sich da Gesicht und wendet sich entsetzt von ihr ab.

In dem folgenden Acte kommen die Ritter nach Ferrar Lucrezia, sich zu rächen, lockt sie zu einem Gastmahle und läßt s vergiften, wie wir erfahren. Auch Gennaro kommt nach Ferrar und wird von den Sbirren des Herzogs von Este gefangen g nommen. Dieser nämlich, der das Leben seiner Gemalin Lucrezi nur zu gut kennt, läßt sie auf allen ihren Wegen beobachten, un so hatte er von seinen Spionen erfahren, daß Lucrezia in Venedi mit Gennaro, einem ihrer Liebhaber, eine heimliche Zusammer kunft gehabt. Der Jüngling wird von dem beleidigten Fürste und dem eifersüchtigen Gatten dem Tode geweiht. Vorher, als e noch frei war, ging er mit seinen Kriegsgesellen vor dem herzog lichen Palaste auf und ab. Der weiche tugendhafte Jüngling, i seinem glühenden Hasse gegen die verruchte Lucrezia, verflucht d Mauern, verflucht die Steine des Palastes, flucht seiner höllische Bewohnerin. Unter dem Thore war der Name Borgia eing hauen. Gennaro in seiner Leidenschaft springt hinauf und stich mit seinem Dolche den Buchstaben B ab, so daß nur Orgia bleib Diesen Schimpf erfahren Lucrezia und der Herzog. Lucrezia kenn den Thäter nicht; aber der Herzog kennt ihn. Er hat ihn in seine Gewalt.

Der Herzog sitzt allein in seinem Zimmer. Da stürzt Lucrezi wuthentbraunt herein, da ist sie eine Furie wie in der Geschicht keine liebende Mutter wie in der Fabel des Dichters. Und es blit aus ihren Augen, und donnert aus ihrem Munde. Und sie sag ihrem Gemal, welch' ein Schimpf ihr geschehen, und sein Bettel

ll von Ferrara nehme sich gar zu viel heraus, und es sei doch
nderbar, daß er für ihre Ehre so wenig Sorge trage, daß er den
issethäter nicht aufsuchen lassen. Der Herzog hört sie kalt, ruhig
d höhnisch an, und als sie ausgewüthet, sagt er: der Missethäter
gefunden. Wie! gellt Lucrezia — er ist gefunden und noch frei?
r ist gefangen, erwiedert der Herzog. Er ist gefangen und lebt
ch? fragt Lucrezia in ihrem Grimme. Er wird sterben, erwiedert
r Herzog eiskalt. Lucrezia läßt ihren Gemahl bei seiner fürstlichen
Würde schwören, den Verbrecher hinzurichten, wer er auch sei. Der
erzog gibt sein Fürstenwort höhnisch lächelnd. Er winkt, der
erbrecher wird hereingeführt, und Lucrezia erkennt mit Entsetzen
ren Gennaro. Das ist der Thäter nicht, spricht Lucrezia. Gennaro
itt hervor und sagt: ich bin der Thäter. Lucrezia bittet ihren
emal um ein heimliches Gespräch. Gennaro wird abgeführt.
etzt bittet sie ihren Gemal um das Leben des jungen Mannes.
Sie wolle großmüthig sein, es sei nur eine Laune gewesen, als sie
inen Tod gefordert. Der Herzog erinnert sie, daß er ihr sein
Fürstenwort gegeben, den Verbrecher zu bestrafen. Lucrezia erwiedert
ächelnd: Eide sind für das Volk, nicht für uns Fürsten.
Das ganze Haus beklatscht dieses Wort. Aber der Herzog läßt sich
icht erbitten. Alle Künste des Himmels und der Hölle ruft sie
uf: Liebe und Haß, Wehmuth und Zorn, Lächeln und Thränen,
Schmeicheleien und Drohungen. Alles umsonst. Sie droht ihrem
Gemale mit der Rache ihres Vaters, des Papstes, mit ihrer
igenen; sie erinnert ihn daran, daß er ihr vierter Mann sei. Der
Herzog spottet ihrer. Sie ist erschöpft, ihr Köcher ist ausgeleert.
Ganz matt fragt sie ihren Gemal, warum er ihr das Leben des
Jünglings nicht schenken, ihr nicht den kleinen Gefallen thun wolle?
Jetzt fängt der beschneite Herzog zu rauchen an, und ein Feuer=
strom des Zorns stürzt aus seinem Munde. Er donnert: „Weil er
dein Liebhaber ist", und jetzt hält er ihr alle Schandthaten ihres
Lebens vor und endet: „Deine geliebten Männer können auch
künftig durch jede Thüre zu dir kommen; aber die Thüre, durch
welche sie wieder herausgehen, werde ich bewachen lassen — von
dem Henker." Gennaro müsse sterben, sie solle selbst wählen zwi=
schen Gift und Schwert. Lucrezia wählet Gift. Der Herzog läßt

zwei Flaschen holen, eine silberne und eine goldene. In der gol denen sei der zubereitete Wein, den sie recht gut kenne. Darau solle sie dem Gennaro einschenken, sich aber ja hüten, die Flasche zu verwechseln, denn geschehe es, stünde draußen ein Mann mi einem nackten Schwerte bereit, der auf einen Wink hereinstürze und den geliebten Jüngling unter ihren Augen niederhauen werde

Gennaro wird zurückgeführt. Der Herzog stellt sich gnädig verzeiht ihm, trinkt ihm zu. Er trinkt aus der silbernen Flasche Lucrezia füllt mit angstzitternder Hand einen Becher aus der gol denen Flasche und überreicht ihn ihrem Sohne. Der Herzog ver läßt höhnisch das Zimmer. Lucrezia schreit ihrem Sohne zu: Ih seid vergiftet; um Gotteswillen trinkt schnell aus diesem Fläschchen es ist Gegengift, ein Tropfen und ihr seid gerettet. Aber Gennar weigert sich zu trinken. Er sagt ihr: es sei ihm wohl bekannt, wi sie einst einen Fürsten vergiftet, indem sie ihm glauben gemac er sei es schon, und ihm im Gegengift ein Gift gegeben. Lucrezi verzweifelt über dieses verschuldete Mißtrauen; aber die Mutter liebe gibt ihr Beredtsamkeit, Gennaro glaubt und trinkt. Jetzt sol er schnell aus Ferrara eilen. Aber der unglückliche Jüngling läß sich von seinen Freunden aufhalten und sich Abends zu dem Gift mahle verlocken. Dort, wie wir erfahren, stirbt er, nachdem e seine Mutter getödtet.

Und wozu, wozu alle diese Greuel? Außer den Schandthaten die auf der Bühne unter unsern Augen geschehen, werden auch al die erzählt, welche die Borgia's seit jeher begangen. Warum di Kunst zur Schinderin, die Bühne zu einem Schindanger machen Victor Hugo sagt in der Vorrede zum Drama: „La paternité san „tifiant la difformité physique, voilà le roi s'amuse: la materni „purifiant la difformité morale, voilà Lucrece Borgia . . . „la chose la plus hideuse mêlez une idée religieuse, elle devien „sainte et pure. Attachez Dieu au gibet, vous avez la croix." Un vergleichlicher Unsinn! Freilich bleibt Gott auch noch am Kreu Gott, aber das Kreuz macht ihn nicht zum Gotte, und die Anb tung findet ihn dort nur mit Schmerz. Freilich behält der Edelstei auch noch im Kothe seinen Werth, und wer ihn da findet mag ih aufheben; aber den Edelstein in solcher Fassung suchen und ih

rum vorziehen — käme das je Einem in den Sinn? Konnte uns
: Dichter den Adel und die Macht der Mutterliebe nur in einer
crezia Borgia zeigen? Und ihre Mutterliebe ist keine Perle im
hmutze, sie ist Schmutz in Schmutz. Ihr Sohn ist eine Frucht der
utschande, es ist der Sohn ihres Bruders.

Ich hätte noch gar manches zu sagen; aber mit einem guten
uder Liberalen muß ich einige Nachsicht haben. Victor Hugo
merkt in der Vorrede: die Minister möchten sich ja nicht schmei-
ln, er habe sie vergessen. Keineswegs. Er werde zwar seine Kunst
it allem Eifer forttreiben, aber darum die Politik nicht vernach-
ssigen. „L'homme a deux mains." Schön gesagt! In Baiern
käme er dafür ein doppeltes Urtheil. Fünf Jahre in's Zuchthaus
r die rechte Hand und fünf Jahre in's Zuchthaus für die linke
and. Doch hat unser gelehrter Frankfurter Feuerbach in seinem
vergleichlich baierischen Criminal-Gesetzbuche für das Königreich
aiern dieses, wie noch manches andere vergessen. Wenn die rechte
and bestraft wird, daß sie geschrieben, verdient die linke Hand
afür bestraft zu werden, daß sie das Papier festgehalten. Ueber-
aupt könnte ich das baierische Criminal-Gesetzbuch mit vielen
stronomischen Neuigkeiten bereichern. Erst kürzlich entdeckte ich
nen sehr fernen entfernten Versuch zum Versuche eines Hochver-
aths-Versuchs. Es ist ein kleiner Nebelstern, aber zwei Jahre Zucht-
aus wären immer dabei zu verdienen.

Samstag, den 23. Februar.

Gestern Abend im Bette fing ich die Leidensgeschichte eines
talienischen Staatsgefangenen zu lesen an. Nach dem Capitel,
vorin er von den schrecklichen Gefühlen spricht, mit welchen man
m ersten Morgen in einem Gefängnisse erwacht, schlief ich ein.
Und als ich diesen Morgen erwachte, war mein erster froher Ge-
anke: Du bist frei! Und mein zweiter froher Gedanke war:
Du bist nicht frei! Denn wärest du frei, würdest du nicht so froh
ein, daß heute Samstag ist, der dir einen Brief bringt. Aber ich
Glücklicher! Das ist kein carcero duro, und ich will es gern er-
ragen mein Leben lang. Ich erzähle Ihnen noch aus dem Buche.
Es heißt: Le mie prigioni, memorie di Silvio Pellico da Saluzzo.

Es ist ein Dichter aus Piemont, der zehn Jahre seines Leben von 1820 bis 1830, von seinem dreißigsten bis zu seinem vierzigst Jahre, in verschiedenen österreichischen Staatsgefängnissen geschmad tet. Ich bringe das Buch mit. Künftigen Sommer, an solch Abenden, wo Sie Luft-trunken von den Bergen kommen, lese i Ihnen daraus vor, Ihre Pulse zu stillen. Ich lernte Wilhelm T verstehen, und wie ihm vor dem Kerker eines österreichischen Lan tags schaudern mußte. Wer an solche Luft gewöhnt, hat keine T rannei zu fürchten — er erträgt sie nicht.

Ich hätte Ihnen noch einige Worte von der Demoiselle Geo ges sagen wollen, welche die Lucrezia Borgia ganz herrli gespielt. Sie war ein Vulkan und alles, was in dem dunkeln Bus eines solchen Weibes kocht, kam donnernd und in Feuergüssen den Tag. Das war freilich das Verdienst des Dichters, zuglei aber seine Schuld. Statt uns an den reinlichen gedeckten Tisch d Leidenschaft zu setzen, bringt er uns in ihre Küche, und diesesm war es des Teufels Küche. In mehreren Ecken des Saals wur einigemal gezischt, bei solchen Stellen, wo alles zu nackt, zu ro zu blutig erschien, wo Einen das rothe Fleisch anekelte. Vict Hugo kommt mir wie ein unmündiger reicher Erbe vor, der W cherern in die Hände gefallen und Schulden auf Schulden häu Wenn er es so forttreibt, kann er, bis er volljährig und verständ wird, sich arm gelebt haben. Man soll von den Zinsen seines Geist leben . . . Und wie gefalle ich Ihnen als solider Mensch?

Hundert und neunter Brief.

Paris, Montag, den 25. Februar 1833.

Soll ich über Heine's Französische Zustände ein ve nünftig Wort versuchen? Ich wage es nicht. Das fliegenarti Mißbehagen, das mir beim Lesen des Buches um den Kopf sumr und sich bald auf diese bald auf jene Empfindung setzte, hat m so ärgerlich gestimmt, daß ich mich nicht verbürgen kann — sage nicht für die Richtigkeit meines Urtheils, denn solche anma liche Bürgschaft übernehme ich nie — sondern nicht einmal für d

ufrichtigkeit meines Urtheils. Dabei bin ich aber besonnen genug blieben, um zu vermuthen, daß diese Verstimmung nicht Heine's chuld ist. Wer so große Geheimnisse wie er besitzt, als wie: in r dreihundertjährigen Unmenschlichkeit der österreichischen Politik ne erhabene Ausdauer zu finden, und in dem Könige von Baiern nen der edelsten und geistreichsten Fürsten, die je einen hron geziert; den König der Franzosen, als hätte er das kalte eber, an dem einen Tage für gut, an dem andern für schlecht, n dritten wieder für gut, am vierten wieder für schlecht zu erären; wer es kühn und großartig findet, daß die Herren von othschild während der Cholera ruhig in Paris geblieben, aber e unbezahlten Mühen der deutschen Patrioten lächerlich findet; nd wer bei aller dieser Weichmüthigkeit sich selbst noch für einen efesteten Mann hält, — wer so große Geheimnisse besitzt, der ag noch größere haben, die das Räthselhafte seines Buches erären; ich aber kenne sie nicht. Ich kann mich nicht blos in das enken und Fühlen jedes Andern, sondern auch in sein Blut und ine Nerven versetzen, mich an die Quellen aller seiner Gesinnunn und Gefühle stellen und ihrem Laufe nachgehen mit unermüdcher Geduld. Doch muß ich dabei mein eigenes Wesen nicht aufopfern haben, sondern nur zu beseitigen auf eine Weile. Ich kann achsicht haben mit Kinderspielen, Nachsicht mit den Leidenschafn eines Jünglings. Wenn aber an einem Tage des blutigsten ampfes ein Knabe, der auf dem Schlachtfelde nach Schmetterlingen gt, mir zwischen die Beine kommt; wenn an einem Tage der öchsten Noth, wo wir heiß zu Gott beten, ein junger Geck uns zur eite, in der Kirche nichts sieht als die schönen Mädchen und mit nen liebäugelt und flüstert — so darf uns das, unbeschadet unrer Philosophie und Menschlichkeit, wohl ärgerlich machen.

Heine ist ein Künstler, ein Dichter, und zur allgemeinsten nerkennung fehlt ihm nur noch seine eigene. Weil er oft noch twas anderes sein will als ein Dichter, verliert er sich oft. Wem, ie ihm, die Form das Höchste ist, dem muß sie auch das Einzige leiben; denn sobald er den Rand übersteigt, fließt er in's Schrannlose hinab, und es trinkt ihn der Sand. Wer die Kunst als ine Gottheit verehrt, und je nach Laune auch manches Gebet an

die Natur richtet, der frevelt gegen Kunst und Natur zugleic Heine bettelt der Natur ihren Nectar und Blüthenstaub ab, u bauet mit bildendem Wachse der Kunst ihre Zellen. Aber er bild die Zelle nicht, daß sie den Honig bewahre, sondern sammelt d Honig, damit die Zelle auszufüllen. Darum rührt er auch nic wenn er weint, denn man weiß, daß er mit den Thränen n seine Nelkenbeete begießt. Darum überzeugt er nicht, wenn auch die Wahrheit spricht, denn man weiß, daß er an der Wah heit nur das Schöne liebt. Aber die Wahrheit ist nicht imm schön, sie bleibt es nicht immer. Es dauert lange, bis sie in Blüt kommt, und sie muß verblühen, ehe sie Früchte trägt. Heine wür die deutsche Freiheit anbeten, wenn sie in voller Blüthe ständ da sie aber wegen des rauhen Winters mit Mist bedeckt ist, erken er sie nicht und verachtet sie. Mit welcher schönen Begeisteru hat er nicht von dem Kampfe der Republikaner in der St. Mer Kirche und von ihrem Heldentode gesprochen! Es war ein glü licher Kampf, es war ihnen vergönnt, den schönen Trotz gegen Tyrannei zu zeigen und den schönen Tod für die Freiheit zu ste ben. Wäre der Kampf nicht schön gewesen, und dazu hätte es n einer andern Oertlichkeit bedurft, wo man die Republikaner hä zerstreuen und fangen können — hätte sich Heine über sie lust gemacht. Was Brutus gethan, würde Heine verherrlichen, so sch er nur vermag; würde aber ein Schneider den blutigen Dolch a dem Herzen einer entehrten jungen Nähterin ziehen, die gar Bä belchen hieße und damit die dummträgen Bürger zu ihrer Selb befreiung stacheln — er lachte darüber. Man versetze Heine in d Ballhaus, zu jener denkwürdigen Stunde, wo Frankreich a seinem tausendjährigen Schlafe erwachte und schwur, es wolle ni mehr träumen — er wäre der tollheißeste Jacobiner, der wüthend Feind der Aristokraten und ließe alle Edelleute und Fürsten n Wonne an einem Tage niedermetzeln. Aber sehe er aus der Ro tasche des feierspeienden Mirabeau auf deutsche Studenten=A eine Tabakspfeife mit roth=schwarz=goldener Quaste hervorragen dann Pfui Freiheit! und er ginge hin und machte schöne Verse a Marie=Antoinettens schöne Augen. Wenn er in seinem Buche heilige Würde des Absolutismus preist, so geschah es, außer d

eine Rede-Uebung war, die sich an dem Tollsten versuchte, nicht arum, weil er politisch reinen Herzens ist, wie er sagt; ondern er that es, weil er athemreinen Mundes bleiben öchte, und er wohl an jenem Tage, als er das schrieb, einen eutschen Liberalen Sauerkraut mit Bratwurst essen gesehen.

Wie kann man je Dem glauben, der selbst nichts glaubt? eine schämt sich so sehr etwas zu glauben, daß er Gott den Herrn" mit lauter Initialbuchstaben drucken läßt, um anzuzeien, daß es ein Kunstausdruck sei, den er nicht zu verantworten abe. Den verzärtelten Heine bei seiner sybaritischen Natur kann as Fallen eines Rosenblattes im Schlafe stören; wie sollte er ehaglich auf der Freiheit ruhen, die so knorrig ist? Er bleibe rn von ihr. Wen jede Unebenheit ermüdet, wen jeder Widerpruch verwirrt macht, der gehe nicht, denke nicht, lege sich in sein Bett und schließe die Augen. Wo gibt es denn eine Wahrheit, der nicht etwas Lüge wäre? Wo eine Schönheit, die nicht ihre lecken hätte? Wo ein Erhabenes, dem nicht eine Lächerlichkeit ur Seite stünde? Die Natur dichtet selten und reimet niemals; em ihre Prosa und ihre Ungereimtheiten nicht behagen, der wende ch zur Poesie. Die Natur regiert republikanisch, sie läßt jedem Dinge seinen Willen bis zur Reife der Missethat, und straft dann rst. Wer schwache Nerven hat und Gefahren scheut, der diene er Kunst, der absoluten, die jeden rauhen Gedanken ausstreicht, he er zur That wird, und an jeder That feilt, bis sie zu schmächig wird zur Missethat.

Heine hat in meinen Augen so großen Werth, daß es ihm icht immer gelingen wird, sich zu überschätzen. Also nicht die Selbstüberschätzung mache ich ihm zum Vorwurfe, sondern daß er berhaupt die Wirksamkeit einzelner Menschen überschätzt, ob er es war in seinem eigenen Buche so klar und schön dargethan, daß heute die Individuen nichts mehr gelten, daß selbst Voltaire und Rousseau von keiner Bedeutung wären, weil jetzt die Chöre handelten und die Personen sprächen. Was sind wir denn, wenn wir viel sind? Nichts als die Herolde des Volks. Wenn wir verkündigen und mit lauter vernehmlicher Stimme, was uns jedem von einer Partei aufgetragen, werden wir gelobt und belohnt; wenn

wir unvernehmlich sprechen oder gar verrätherisch eine falsche Bo schaft bringen, werden wir getadelt und gezüchtigt. Das vergif eben Heine, und weil er glaubt, er wie mancher Andere au könnte eine Partei zu Grunde richten oder ihr aufhelfen, hält sich für wichtig; sieht umher, wem er gefalle, wem nicht; träun von Freunden und Feinden, und weil er nicht weiß, wo er gel und wohin er will, weiß er weder wo seine Freunde noch wo sei Feinde stehen, sucht sie bald hier, bald dort, und weiß sie wed hier noch dort zu finden. Uns andern miserablen Menschen h die Natur zum Glücke nur einen Rücken gegeben, so daß wir d Schläge des Schicksals nur von einer Seite fürchten; der arn Heine aber hat zwei Rücken, er fürchtet die Schläge der Aristokr ten und die Schläge der Demokraten, und um beiden auszuwe chen, muß er zugleich vorwärts und rückwärts gehen.

Und um den Demokraten zu gefallen, sagt Heine: die jesuitisc aristokratische Partei in Deutschland verleumde und verfolge ih weil er dem Absolutismus kühn die Stirne biete. Dann, um d Aristokraten zu gefallen, sagt er: er habe dem Jacobinismus kül die Stirne geboten; er sei ein guter Royalist und werde ew monarchisch gesinnt bleiben; in einem Pariser Putzladen, wo vorigen Sommer bekannt war, sei er unter den acht Putzmache mädchen mit ihren acht Liebhabern — alle sechzehn von höchst gefäh licher republikanischer Gesinnung — der einzige Royalist gewese und darum stünden ihm die Demokraten nach dem Leben. Ga wörtlich sagt er: „Ich bin bei Gott! kein Republikaner, ich wei „wenn die Republikaner siegen, schneiden sie mir d „Kehle ab." Ferner: „Wenn die Insurrection vom 5. Mai nic „scheiterte, wäre es ihnen leicht gelungen, mir den Tod zu b „reiten, den sie mir zugedacht. Ich verzeihe ihnen ger „diese Narrheit." Ich nicht. Republikaner, die solche Narren wäre daß sie Heine glaubten aus dem Wege räumen zu müssen, um i Ziel zu erreichen, die gehörten in das Tollhaus.

Auf diese Weise glaubt Heine bald dem Absolutismus, ba dem Jacobinismus kühn die Stirne zu bieten. Wie m aber einem Feinde die Stirne bieten kann, indem man sich v ihm abwendet, das begreife ich nicht. Jetzt wird zur Wiederve

ltung der Jacobinismus durch eine gleiche Wendung auch Heine
hn die Stirne bieten. Dann sind sie quitt und so hart sie auch
f einander stoßen mögen, können sie sich nie sehr wehe thun.
iese weiche Art, Krieg zu führen, ist sehr löblich und an einem
asenden Herolde, die Heldenthaten zu verkündigen, kann es keiner
r kämpfenden Stirne in diesem Falle fehlen.

Gab es je einen Menschen, den die Natur bestimmt hat, ein
rlicher Mann zu sein, so ist es Heine und auf diesem Wege könnte
sein Glück machen. Er kann keine fünf Minuten, keine zwanzig
ilen heucheln, keinen Tag, keinen halben Bogen lügen. Wenn es
ne Krone gälte, er kann kein Lächeln, keinen Spott, keinen Witz
iterdrücken, und wenn er, sein eignes Wesen verkennend, doch
gt, doch heuchelt, ernsthaft scheint, wo er lachen, demüthig, wo
spotten möchte, so merkt es Jeder gleich, und er hat von solcher
erstellung nur den Vorwurf, nicht den Gewinn. Er gefällt sich,
n Jesuiten des Liberalismus zu spielen. Ich habe es schon
nmal gesagt, daß dieses Spiel der guten Sache nützen kann; aber
eil es eine einträgliche Rolle ist, darf sie kein ehrlicher Mann
lbst übernehmen, sondern muß sie Andern überlassen. So, seiner
ssern Natur zum Spotte, findet Heine seine Freude daran, zu
plomatisiren, und seine Zähne zum Gefängnißgitter seiner Ge-
nken zu machen, hinter welchen sie Jeder ganz deutlich sieht und
bei lacht. Denn zu verbergen, daß er Etwas zu verbergen habe,
weit bringt er es in der Verstellung nie. Wenn ihn der Graf
Moltke in einen Federkrieg über den Adel zu verwickeln sucht, bittet
ihn, es zu unterlassen; „denn es schien mir gerade damals be-
denklich, in meiner gewöhnlichen Weise ein Thema öffentlich zu
erörtern, das die Tagesleidenschaften so furchtbar ansprechen
müßte.“ Diese Tagesleidenschaft gegen den Adel, die schon fünf-
gmal dreihundert fünf und sechzig Tage dauert, könnte weder
Herr von Moltke, noch Heine, noch sonst Einer noch furchtbarer
machen, als sie schon ist. Um von Etwas warm zu sprechen, soll
an also warten, bis die Leidenschaft, der er Nahrung geben kann,
edämpft ist, um sie dann von Neuem zu entzünden? Das ist frei-
ch die Weisheit der Diplomaten. Heine glaubt Etwas zu wissen,
as Lafayette gegen die Beschuldigung der Theilnahme an der Juni-

Insurrection vertheidigen kann; aber „eine leicht begreiflich Discretion“ hält ihn ab, sich deutlich auszusprechen. Wenn Hein auf diesem Wege Minister wird, dann will ich verdammt sein, sei geheimer Secretär zu werden, und ihn von Morgen bis Aben anzusehen, ohne zu lachen.

Dienstag, den 26. Februar.

Sie fragten mich neulich, was das für eine dumme Geschicht mit den Würtemberger Ständen wäre? Dumme Geschichte i ein Pleonasmus. Die Geschichte der Menschheit ist nichts als ein Geschichte der Dummheit. Was aber diese besondere dumme Ge schichte bedeute, will ich Ihnen erklären. Ich will Ihnen die Sach so klein und weich wie durchgeschlagene Erbsen machen, und wen Sie meine durchgeschlagenen Stände noch nicht genießen können, s ist das nicht meine Schuld.

Als man auf dem Wiener Congresse den deutschen Bun bildete, gaben sich Oesterreich und Preußen die größte Mühe, d kleinen Fürsten dahin zu bringen, ihren Staaten repräsentati Verfassungen zu geben. Die großen Mächte hatten gut berechne, daß dieses die kleinen Mächte von ihnen abhängig machen würd Auch kam es wirklich so. Baiern, Würtemberg, Baden und d Uebrigen wären nicht zu Vasallen von Oesterreich und Preuße herabgesunken, wenn sie unbeschränkte Regierungen gehabt hätte Um die kleinen Fürsten leichter in das Garn zu locken, stellte si Preußen damals an, als wolle es auch eine repräsentative Ve fassung einführen. Die kleinen Fürsten merkten die List nicht un alle die Angst, die sie bei der Sache hatten, kam von ihren eigen Völkern; die andern größern Gefahren sahen sie nicht. Aber die Angst vor Constitutionen war fürchterlich. Schon sahen sie ei demokratische Sündfluth über ihre Throne zusammenstürzen und dachten gleich an Noah's Arche, in welcher sie sich im Falle d höchsten Noth mit all' ihrem Viehe retten könnten. Wie es sich m diesen Archen verhalte, an welchen die kleinen deutschen Fürst zimmern, will ich Ihnen ein anderesmal erklären. Ehe sie es nu wagten, ein kleines seichtes Wässerchen von Volksfreiheit durch ih Ländchen schleichen zu lassen, zogen sie aus Furcht vor Uebe

)wemmungen Kanäle so breit und so tief, daß der Rhein, die onau und die Elbe zugleich darin Platz hätten. Und sie baueten iesenwerke von Dämmen aus mächtigen Quadersteinen und ge= altigen Schleußen. Unsere Constitutionen sind nichts anderes als efängnisse der Freiheit: daß die Freiheit nicht frei im Lande :rumlaufe, wird sie in eine Kammer gesperrt. In diese Constitu= onen, besonders aber in das Wahlsystem der Volks = Deputirten nd in die Geschäfts=Ordnung der Kammern wurden hundert Be= immungen eingeführt, die alle den Zweck hatten, die kräftige :ntwickelung eines wahren repräsentativen Systems zu verhindern.)ald darf man nicht sprechen, bald darf man nicht hören, die Einen)erden stumm, die Andern werden taub gemacht. Ist ein bischen :ischer Wind in der Kammer, werden gleich alle Segel eingezogen. Bird Etwas verhandelt, was das Volk nahe angeht, wird es aus)er Kammer gejagt, es darf den Sitzungen nur beiwohnen, so oft ie langweilig sind. Man meint freilich, das wäre oft genug. In Baiern müssen die Deputirten, die auf sechs Jahre gewählt werden, n der ersten Sitzung um die Plätze in der Kammer loosen. Diesen numerirten Platz muß jeder Deputirte wie ein Schulbube behalten, er darf ihn nicht wechseln. Dadurch wollte man verhindern, daß die Gleichgesinnten sich nicht neben einander setzen, sich verabredeten und Partei machten. Die liebe deutsche Schuljugend läßt sich auch das Alles gefallen.

Eine andere Bestimmung ist fast in alle Constitutionen über= gegangen. Passen Sie auf! Jetzt kommt Ihre dumme Geschichte. Keiner darf als Deputirter gewählt werden, der irgend einmal eine Criminalstrafe ausgestanden hat. Hier dachte man aber keineswegs daran, gewöhnliche Spitzbuben aus der Kammer entfernt zu halten, Räuber, Mörder, Diebe; solche Fälle kommen bei den höheren Ständen selten vor, und Menschen, die nur etwas Weniges gestohlen, würde man gern als ministerielle Deputirte sehen, damit sie lernen, sich vernünftiger zu betragen. Sondern es kam darauf an, ausgezeichnete Patrioten, Männer, welche den Regierungen besonders gefährlich, besonders unlenksam schienen, von der Deputirten=Wahl auszuschließen. Mit einem sol= chen Gesetze war das eine Kleinigkeit. Nichts ist in Deutschland

leichter, als jedem ehrlichen Mann eine Criminal-Untersuchung, das heißt eine Criminalstrafe an den Hals zu werfen. Und glauben Sie ja nicht, daß hierbei die Regierungen willkürlich verführen so gülcklich sind wir nicht einmal; so glücklich sind wir nicht, daß unsere Fürsten, um Tyrannen zu sein, nöthig hätten, gesetzwidrig zu handeln. Die Tyrannei liegt schon in den Gesetzen. Alle deutsch Criminalgesetze wurden vor Einführung der repräsentativen Verfassungen, also ohne Mitwirkung der Stände, von den Fürsten allein, also im Geiste der unbeschränkten Herrschaft und nicht im Geiste der Freiheit gemacht. Mit diesen Gesetzen können die unschuldigsten Handlungen als Verbrechen erklärt und als solche bestraft werden. Unsere guten deutschen Hofräthe und Professoren, die Gott segnen möge — ich meine mit Verstand — kennen keinen andern Liberalismus, als auf Legalität zu halten. Wenn Einer von ihnen legal in's Zuchthaus kommt, weil er Etwas drucken lassen, was die Gesetze als Majestäts-Verbrechen erklärt, sind sie es zufrieden, und wenn sie als Deputirte um den Despotismus herumschleichen und irgendwo einen Eingang suchen, und an allen Wegen steht ein Plakat mit den Worten: Legaler Weg, nämlich verbotener — kehren sie wieder um und glauben das Ihrige gethan zu haben.

Jeder eifrige Volksfreund und Vertheidiger der Freiheit muß irgend einmal Etwas thun, wodurch er seine Gesinnung öffentlich beurkundet. Er wird etwas freisinniger schreiben, etwas drucken lassen, an einer politischen Versammlung Theil nehmen, eine Protestation gegen eine Maßregel der Tyrannei unterzeichnen, oder etwas Anderes solcher Art. Alle diese Handlungen werden von den deutschen peinlichen Gesetzen als Majestäts-Verbrechen, Staatsverbrechen, Hochverrath angesehen und bestraft. Also alle Bürger, die sich solcher Verbrechen schuldig gemacht, fallen einer Criminal-Untersuchung und einer peinlichen Strafe zu, und sind daher auf ihr ganzes Leben von der Volksrepräsentation ausgeschlossen. Nun geschah es, daß für die jetzige Sitzung der Würtemberger Kammer vier Männer zu Deputirten gewählt wurden, die viele Jahre vorher beim demagogischen Umtriebe in Criminal-Untersuchung waren. Die Regierung erklärte, diese Wahl sei nach den Gesetzen ungültig!

ie Opposition erwiederte: sie wäre gültig, denn obzwar jene eputirten wirklich in einer Criminal-Untersuchung gewesen, so ätten sie doch keine Criminalstrafe ausgestanden, weil sie damals on dem Könige begnadigt wurden. Darauf entgegneten die Miister: das Recht der königlichen Gnade sei beschränkt nd ihre Folgen erstrecken sich nicht so weit, einem ürger seine bürgerliche Ehre wiederzugeben. Minister, iener des Königs, die sonst Himmel und Erde in Bewegung tzen, wenn Einer nur mit dem kleinen Finger die Rechte der rone anrührt, beschränken selbst diese Rechte! Das einzige Recht, elches die Freiheit selbst den Fürsten lassen würde, das Recht er Begnadigung, läßt sich der König gern beschränken, nur m in der Kammer vier freisinnige Männer weniger zu haben! ber die würtembergischen Minister könnten es einmal bitter bereuen, das Recht der Begnadigung, das doch von den Fürsten auch uf jede andere höchste Regierungsgewalt überginge, beschränkt u haben.

In Darmstadt ist etwas Aehnliches vorgefallen. Ein Advocat Hofmann, der vor vierzehn Jahren in demagogischen Umtrieben erwickelt war, wurde zum Deputirten gewählt. Hofmann wurde amals aber nicht verurtheilt, sondern der Proceß wurde niedereschlagen, und der Angeschuldigte, wie die Juristen sagen: ab nstantia absolvirt. Hören Sie, was ab instantia absolviren eißt, es ist etwas sehr Schönes. Wenn nach dem sehr christlichen nd sehr menschlichen deutschen Criminalrechte man einem Angechuldigten sein Verbrechen nicht beweisen und ihn also auch nicht erurtheilen kann, die Richter aber haben Lust, das Schwert der Gesetze ihm sein ganzes Leben lang über dem Haupte hängen u lassen, sprechen sie ihn nicht frei, sondern sie absolviren ihn b instantia, so daß sie nach zwanzig Jahren den Proceß wieder nknüpfen können. Hofmann wurde zum Deputirten gewählt. Die Regierung erklärte diese Wahl für ungültig, weil er in einer Criminal-Untersuchung verwickelt gewesen. Die Opposition erwiederte: aber Hofmann wäre doch nicht verurtheilt worden. Darauf entgegneten die Minister: aber Hofmann sei nicht freigesprochen worden, und wenn er es übrigens wünsche, würde man die unter-

brochene Untersuchung fortsetzen. Hofmann wurde verworfen. Da habe ich nun vor einigen Tagen aus einem Briefe aus Darmstadt erfahren, mit welchem Eifer und mit welcher Schelmerei die Ausstoßung Hofmann's von der Regierung betrieben wurde. Hofmann war in preußische, das heißt in original=patent=demagogische Umtriebe verwickelt. Preußen verfolgte ihn am meisten. Nun müssen Sie wissen, daß, seit den Bundestagsbeschlüssen, Deutschland in zwei Polizei=Districte eingetheilt ist. Das nördliche Deutschland hat den König von Preußen, das südliche den Kaiser von Oesterreich zum Polizei=Commissär. Ueber Beiden steht der Kaiser von Rußland als Polizei=Director. Darmstadt gehört zum preußischen Districte. Daher war es die Obliegenheit der preußischen Regierung, Hofmann's Eintritt in die Kammer zu verhindern. Was geschieht also? Einem Edelmanne, Mitglied der Kammer, gab man ein Schreiben in die Hand, welches der preußische Gesandte in Darmstadt von seiner Regierung erhalten haben sollte. Darin hieß es: Hofmann habe sich im Jahre 1819 noch ganz anderer, noch schwererer Verbrechen schuldig gemacht, als die, wegen welcher er damals in Untersuchung war. Und wenn er nach Preußen käme, würde er von Neuem eingesteckt, und Preußen würde es durchaus nicht dulden, daß Hofmann in die Darmstädter Kammer trete. Diesen Brief zeigte jener Edelmann einigen bürgerlichen Deputirten im Vertrauen und sagte ihnen — — wir wissen ja wie Edelleute mit Bürgern sprechen: — „Lieber Heyer — und wie „sonst die Andern heißen — Sie kennen mich ja, Sie wissen, daß „ich liberal bin. Glauben Sie mir auf mein Wort, unser Groß„herzog hat den besten Willen. Aber was wollen wir thun? Haben „wir eine Armee von zweimalhunderttausend Mann? Können wir „uns Preußen widersetzen? Der Großherzog hat mir gestern gesagt: „vor dem Heyer ist mir am meisten bange, der wird Lärm machen." Dabei rieb sich der Baron die Hände, dabei zuckte er die Achseln, dabei klopfte er mit freiherrlichen Fingern auf die bürgerliche Schulter und sagte in einer Viertelstunde dreißig Mal: Lieber Heyer! Der liebe Heyer, sonst ein braver, liberaler verständiger Mann, ließ sich bereden, einschüchtern, und stimmte mit seinen Freunden gegen Hofmann.

Jetzt nach Cassel, wo die Wahlfreiheit auf eine andere Art verletzt worden. Wenn Sie diesen Brief gehörig studiren, werden Sie eine der vorzüglichsten Publicistinnen von Deutschland und können Professorin des Staatsrechts auf einer deutschen Universität werden, und wenn Sie loyale College lesen, gar geheime Hofräthin. Was ich Ihnen aber folgend mittheile, geschieht nicht zu Ihrer Belehrung, sondern zu meiner eigenen. Vielleicht können Sie mir über Etwas Aufklärung geben, worin ich ganz im Dunkeln bin. In Frankreich und England sind die Regierungen froh, wenn Staatsbeamte zu Deputirten gewählt werden; natürlich, weil diese von Ihnen abhängen und ihnen also am meisten anhängen. In Deutschland findet das Gegentheil statt. Wenn ein Staatsbeamter zum Deputirten gewählt wird, muß er, das Recht auszuüben, dazu die Erlaubniß seiner Vorgesetzten haben und diese Erlaubniß wird oft verweigert. Welche Feinheit dahinter steckt, begreife ich nicht. Nun wurde Jordan, Professor in Marburg, einer der edelsten und muthigsten freisinnigen Männer Deutschlands, zum Deputirten in die hessischen Stände gewählt. Die Minister erklärten, sie erlaubten Jordan nicht, seine Stelle anzutreten, und sie verboten ihm nach Cassel zu kommen. Jordan sagte: nach der Verfassung brauche ein gewählter Staatsbeamter nur die Erlaubniß seines unmittelbaren Vorgesetzten. Dieser sein Vorgesetzter sei die Universität, die ihn gewählt habe; die Erlaubniß des Ministers brauche er nicht. Jordan reiste nach Cassel, und die Mehrheit der Kammer entschied sich für ihn. Der Minister ließ Jordan den Befehl zukommen, binnen 24 Stunden bei 20 Thaler Strafe Cassel zu verlassen... Stellen Sie sich vor: Wenn hier ein Minister die Frechheit hätte, einem Deputirten bei 50 Franken Strafe den Befehl zukommen zu lassen, binnen 24 Stunden Paris zu verlassen! In Anklage-Zustand versetzte man den Narren nicht; aber man schickte ihn augenblicklich, in eine Zwangsweste gekleidet, nach Charenton. Aber unsere deutschen Philister hören so Etwas erzählen, ohne daß sie sich darüber echauffiren, ja nicht einmal die Pfeife geht ihnen darüber aus. Gott erhalte mir meinen König Louis Philipp! Wahrhaftig ich mache mir Vorwürfe, daß ich je ein Wort gegen ihn geschrieben;

ich thue es aber auch nicht mehr . . . Jordan ging nicht aus Cassel und klagte bei den Gerichten. Diese verboten den Ministern bei 50 Thaler Strafe, Jordan zu beunruhigen. Dieses war auch wieder ein deutsches Temperir-Pulver! Die Gerichte hätten erklären sollen: Jordan als Deputirter wäre unverletzlich, und die Minister, die ihn antasteten, machten sich des Hochverraths schuldig. Wegen dieses Streits haben die Kammern ihre Sitzungen noch nicht eröffnen können, und man ist begierig, was die preußische Regierung, zu deren Inspection auch Hessen gehört, in dieser Sache verfügen wird.

Mittwoch, den 27. Februar.

Heiland der Welt! Das monarchische Princip ist guter Hoffnung. Welch' ein Donnerschlag für mich! Die Herzogin von Berry, unsere liebe Frau von Blaye, die Enkelin Maria Theresien's, die gebenedeite Mutter des Wunderkindes, ist in gesegneten Umständen, durch den heiligen Geist in Gestalt eines italienischen Prinzen, und wird in zwei Monaten ein neues Wunderkind gebären. Die Herzogin hat es dem Gouverneur von Blaye zu wissen gethan: sie könne nicht länger schweigen, es sei ihr zu eng im Schlosse; seit sieben Monaten sei sie heimlich an einen italienischen Prinzen verheirathet, den sie aus Schamhaftigkeit nicht nennen wolle, und gestern stand dieses Evangelium groß im Moniteur gedruckt, und es wurde im Reichs-Archive niedergelegt zum ewigen Angedenken. Also war es doch wahr, was man neulich gemurmelt, als die Regierung zwei Aerzte so geheimnißvoll nach Blaye gesendet. Doch Verleumdung war es, was Viele damals erzählten: der Jude Deutz sei der heilige Geist der Berry gewesen, und er habe nicht des Geldes wegen, sondern in einem Anfalle von eifersüchtiger Wuth seine Freundin verrathen. Schade, daß es Verleumdung war! Wahrlich es wäre ein Glück für die Welt, wenn einmal jüdisches Blut in christlich-monarchische Adern käme. Vielleicht stiege dann wieder ein weiser König Salomo auf den Thron, der die Sprache der Thiere verstände und seinen Hofleuten in das Herz sehen könnte . . .

Du gute Caroline! ich wäre Dir zugethan, wenn Du keine Fürstin wärest. Du hast viel geliebt und es wird Dir viel ver-

ben werden. Aber Du bist ein thörichtes Weib! Dein Sohn ist och ein Knabe, noch siebzigmal kann er den Kreislauf der Sonne leben — ein Tag für das Glück, eine Ewigkeit für den Schmerz - und Du suchst eine Krone für ihn? Laß ihn ein Lazarone erden! Laß ihn sich sonnen unter dem schönen Himmel Deines aterlandes! Laß ihn Muscheln suchen am Strande des blauen Meeres. Und ein Tag kann kommen, ein Tag des Schreckens und er Trauer, wo das wildtobende Volk durch die Straßen von Neapel braust und man einen jammervollen König richtet. Dann hwankt Dein Sohn zu Deinem Grabe, kniet nieder und dankt s Deiner Asche mit heißen Thränen, daß Du ihn einen Bettler erden ließest! Du erfährst es jetzt: Deine nächsten Blutsverwandten häufen Schmach auf Dein Haupt, und machen Dich zum Gespötte der Welt. Das ist das Loos der Könige! Opferpriester der Schlachtopfer, sind sie schuldig oder unglücklich.

Hundert und zehnter Brief.

Paris, Mittwoch, den 27. Februar 1833.

Die Frankfurter Ober-Postamts-Zeitung hatte neulich, da sie etwas dumm Monarchisches erzählte, hinter der Dummheit ein Fragezeichen aufzustellen gewagt. Was ist das? Schon bei jeder anderen deutschen Zeitung sind Fragezeichen Generalbeichten, Rousseau'sche und Augustin'sche Bekenntnisse, und verrathen eine tugendhafte Reue und eine große innere Zerknirschung. Aber gar bei der Postzeitung, einem der Feigenblätter der deutschen Bundesversammlung! Das muß etwas bedeuten. Sollte sie vielleicht den Rest ihrer Abonnenten verloren haben und durch die Heldenthat des Fragezeichens sie zurückzuführen suchen? Erkundigen Sie sich darnach.

Was mir mein Michel für Verdruß macht, der deutsche Michel, der Dickkopf, ach! liebe Frau Gevatterin, das kann ich Ihnen gar nicht genug klagen. Der Junge bringt mich noch unter die Erde. Alle meine Vorstellungen, all mein Bitten, mein Züchtigen — es hilft Alles nichts. Hören Sie, was er wieder gethan hat. In Frei-

burg wurde Michel zum Bürgermeister gewählt, denn Michel i[st] liberal. Aber die Regierung verwehrte die Wahl, denn unser Regierungen — und darüber muß ich lachen trotz meiner große[n] Betrübniß — haben Furcht vor Michel. Die Freiburger Bürge[r] die Courage haben, nicht blos einen Tag, sondern zwei Tage lang nehmen sich vor, Michel zum zweitenmale zu wählen. Was thu[t] Michel? Auf seine gewohnte Art wird er gerührt, sentimental großmüthig, tugendhaft, erhaben romantisch, und bittet sein[e] guten Mitbürger, sich wegen seiner in keine Ungelegenheiten z[u] setzen und einen anderen Bürgermeister zu wählen. Die Bürge[r] deren zweitägiges Heldenfieber ohnedies vorüber war, ließen sic[h] das nicht zweimal sagen und aus Dankbarkeit gegen Michel, da[ß] er sie von dem Drucke ihrer eigenen Größe befreit hat, wählte[n] sie seinen Neffen, den jungen Michel, zum Bürgermeister. Di[e] Regierung war das herzlich gern zufrieden und froh, daß sie s[o] wohlfeil wegkam. Sie dachte, wie jede Regierung: das Volk i[st] ein Kind, das eigensinnige Kind will Wein haben; Mama gieß[t] zwei Tropfen Wein ins Wasserglas, es sieht gelb aus — da ha[st] du Wein, jetzt sei ruhig. Das Volk will Michel haben; die Regierung gibt ihm Etwas, das eine Farbe wie Michel hat, un[d] sagt: da hast du Michel, jetzt weine nicht mehr. Das Alles versteht sich von selbst.

Nun hören Sie aber, was mein Michel weiter that. Nac[h] geschehener Bürgermeisterwahl zogen die Freiburger Bürger mi[t] Fackeln und Freudengeschrei vor das Michel'sche Haus und riefen es leben beide Michels hoch! Der junge Michel konnte vor Rührun[g] nicht sprechen; aber der alte Michel war leider nicht in solche[m] Grade gerührt, sondern er schrie zum Fenster hinaus: „Hoch leb[e] unser vielgeliebter Großherzog Leopold, der Wiederhersteller der Verfassung und des freien Wahlrechts!" Und di[e] Bürger auf der Gasse schrien: „Hoch lebe unser vielgeliebte[r] Großherzog Leopold, der Wiederhersteller der Verfassun[g] und des freien Wahlrechts!" Und hoch und abermals hoch! Und der alte ernste Münster, den man noch niemals lächeln gesehen, lachte, daß er wackelte, so daß ihm eine steinerne Troddel von seiner Mütze herabfiel.

Was that mein Michel in Stuttgart? Aber ich bin des Spaßes müde. In Stuttgart wurde Herr von Wangenheim, ein geistreicher und freisinniger Mann, zum Deputirten gewählt. Die Regierung erkannte die Wahl nicht an wegen einer verletzten Förmlichkeit, die sie zum Vorwande eines Vorwandes nahm. — Um Deputirter sein zu können, muß man im Lande wohnen; nun wohne zwar Herr von Wangenheim im Lande, aber er habe nicht erklärt, daß er im Lande wohne. So ungefähr habe ich die Sache verstanden. Der eigentliche Grund der Widersetzlichkeit war aber: Oesterreich und Preußen hätten den Herrn von Wangenheim mit Zorn in der Kammer gesehen, denn er stand früher selbst hinter den Coulissen der deutschen Bundes-Komödie und war der erste jener Gesandten, von welchen, weil sie Liebelei mit der öffentlichen Meinung trieben und die deutschen Völklein in ihrem Traume, daß sie ein Volk werden könnten, nicht stören halfen, die Bundesversammlung epurirt wurde. Uebrigens hatte Herr von Wangenheim eine Schrift gegen die Bundestags-Beschlüsse herausgegeben. Dieser von der Regierung vorgeschützte Mangel der Form wurde aber von Herrn von Wangenheim gehoben, und die Bürger nahmen sich vor, ihn zum zweitenmale zu wählen. Was thut nun Herr von Wangenheim? ganz das Nämliche, was Herr von Rotteck in Freiburg gethan. Er war großmüthig, gerührt, romantisch, empfindlich. Er schmollte mit der Regierung wie mit einem Liebchen. Er schrieb seinen Committenten einen gerührten Brief: er entsage ihrer Wahl; denn durch deren Annahme würde er einen falschen Grundsatz, den die Minister geltend machen wollen, anerkennen, und das wolle er nicht. Er verlasse Stuttgart, wünsche ihnen wohl zu leben, danke ihnen noch einmal herzlich und vertraue übrigens auf Gott. Wäre Herr von Wangenheim in die Kammer getreten, hätte er der Opposition die wenigen Stimmen, die ihr zur Majorität noch fehlen, durch seinen Einfluß zuführen können. Aber um eines Paragraphs seines moralisch-politischen Compendiums willen verläßt er das Schlachtfeld, mögen Volk und Freiheit darüber ganz zu Grunde gehen. Möchte man sich da nicht die Haare aus dem Kopfe reißen? Ein Edelmann und doch edel! Ein Minister und doch großmüthig! Ein

Diplomat und doch romantisch! So oft ich mit Schmerz und Unwillen wahrnahm, daß unsere deutschen bürgerlichen Deputirten der Macht der Regierungen, die ein ungeheures Zeughaus von Listen und Schelmereien besitzen, worin alle Waffen aufgehäuft liegen, welche geistliche und weltliche Tyrannei seit dreitausend Jahren geschmiedet haben, von den Leviten bis zu den Jesuiten, von dem römischen Senate bis zu dem venetianischen, vom Kaiser Augustus bis Louis Philipp, von Mäcen bis Metternich — nichts entgegensetzen als ihren Gradsinn, ihre Aufrichtigkeit, ihre Treue, ihre Bescheidenheit — so oft ich dieses wahrnahm, tröstete es mich in meinem Kummer, daß wenigstens der deutsche Adel noch Spitzbüberei besitze, und daß er einmal zu uns herüber kommen würde und dann wäre uns geholfen. Da kam nun wirklich einmal ein Edelmann zu uns herüber und — er war ein ehrlicher Mann!

Ich weiß gar nicht mehr, was ich thun soll. Der einzige Trost, der mich noch aufrecht hält und mich vor gänzlicher Verzweiflung schützt, ist, daß der Hofrath Böttiger in Weimar den großherzoglichen weimarischen Falkenorden bekommen hat, und daher meine Unsterblichkeit gesichert ist, die mich für alle Leiden, die ich in diesem irdischen Jammerthale ertrage, entschädigen wird. Wenn ich es Ihnen nicht erkläre, begreifen Sie in ihrem Leben nicht, wie meine Unsterblichkeit mit dem weimarischen Falkenorden und einem sächsischen Hofrathe, den sterblichsten Dingen von der Welt, zusammenhänge. Diese Dinge hatten früher nicht den geringsten Zusammenhang; aber indem ich sie neben einander stelle, bekommen sie einen. Schon in einem früheren Briefe hatte ich etwas gegen den Hofrath Böttiger geschrieben; aber so wenig als heute geschah es aus Bosheit; ja was ich dort von seinen lateinischen Versen an eine höchste Erhabenheit erzählte, war wenigstens diesesmal gelogen. Die Sache ist: ich will ihn ärgern, damit ich unsterblich werde. Sie werden erstaunen über die Schelmereien, die ich im Kopfe habe, und welch' ein großer Staatsmann ich bin.

Herr von Cotta erzählte mir einmal, daß der Hofrath Böttiger Verfasser der Nekrologe sei, die seit vielen Jahren die Allgemeine Zeitung enthalte. Nekrolog heißt die Lebensbeschreibung einer gestorbenen Person und kommt aus dem Griechischen, von

kros, der Todte, und logos, die Erzählung. Merken Sie sich das embrassez-moi pour l'amour du grec. So oft ein berühmter ann sein vierzigstes Jahr erreicht habe, — erfuhr ich — fange öttiger dessen Nekrolog zu schreiben an und setze ihn von Jahr Jahre und Tag zu Tage gelassen fort; so daß, sobald der behmte Mann den Geist aufgibt und noch vor seiner Beerdigung r Nekrolog fertig ist und in die Zeitung geschickt wird, so daß in anderer Nekrolog dem Hofrathe zuvorkommen kann. Er, Cotta, i einmal gefährlich krank gewesen und man habe ihn in Deutschnd todt gesagt. Gleich mit der nächsten Post, nachdem sich das lsche Gerücht verbreitet, wäre sein Nekrolog, von Böttiger verßt, für die Allgemeine Zeitung eingegangen. Er kam aber zu üh und brauchte glücklicher Weise nicht honorirt zu werden.

Da überlegte ich nun bei mir, daß, weil ich auch ein berühmr Mann bin und mein vierzigstes Jahr zurückgelegt habe, ich anz ohne Zweifel in des Hofraths nekrologischem Schranke in der -Schublade eingesargt liege. Zwar ist Böttiger viel älter als ich; a er aber einen Orden nicht blos erhalten, sondern auch verdient at und er überhaupt ein Mann ist, der nicht blos fünf gerade in läßt, sondern auch vier, wenn es ein großer Herr haben will: gehört er zu denjenigen Menschen, die ein hohes Alter erreichen. r kann mich daher leicht überleben und meinen Nekrolog schreien. Nun muß von zwei Dingen nothwendig eins geschehen: entweder er lobt mich oder er tadelt mich. Lobt er mich, so wird das uf Europa einen ungeheuren Einfluß haben; denn da es bekannt t, daß ich sein Feind bin, wird Jedermann begreifen, daß nur das roße Gewicht meiner Verdienste ihn zur Gerechtigkeit zwingen onnte. Tadelt er mich aber, glaubt ihm Keiner und er wird ausgelacht, weil man weiß, daß ich ihn geärgert habe. Auf diese Weise ängt meine Unsterblichkeit und die Gemüthsruhe, mit welcher ich eine Leiden ertrage, mit dem weimarischen Falkenorden und dem ofrathe Böttiger zusammen.

Freitag, den 1. März.

Ueber die neue preußische Judenordnung habe ich nicht gerochen, weil ich gleich anfänglich vermuthete, was sich auch jetzt u bestätigen scheint, daß es damit kein Ernst gewesen. Aber ganz

gewiß war es nicht der Zufall oder die Tücke eines deutsch-christliche Narren, die diesen wahnsinnigen Gesetzentwurf bekannt gemach Er stand zuerst in der Leipziger Zeitung, in einem Blatte, da ganz unter absolutistischer Eingebung steht. Auch hätte weder di Leipziger noch eine andere Censur verstattet, daß eine Zeitung da Geheimniß einer deutschen Regierung bekannt mache, wäre di Mittheilung nicht von einer Hand geschehen, die aller Verantwor lichkeit überhebe. Ich zweifle nicht, daß der Artikel von einem de Helfershelfer der preußischen oder einer andern Regierung einge sendet worden ist. Auch war der Gesetzentwurf in der Allgemeine Zeitung mit Bemerkungen begleitet, die den bekannten fötiden Lob geruch haben, mit welchen alle Handlungen der deutschen Fürste beweihraucht zu werden pflegen. Es hieß dort nach Anführung de unerhörtesten Gräuel: „Durch das ganze Gesetz blickt ei „Geist der Milde und der Versöhnung durch, vorzü „lich aber das Bestreben des Staats, die Juden wi „der zu dem alten Satze zurückzuführen: im Schweiß „deines Angesichtes sollst du dein Brod essen.“ Die schweißtreibende Eigenschaft der Judenordnung ist das wahre Ken zeichen jener echt deutschen Gesetzgebung. Was man aber mit di sem Carnevalsspaße bezweckte: ob es ein kleiner Luftballon war, de man, um den Wind zu erforschen, dem großen voraussteigen ließ Ob man in Preußen oder einem andern Staate wirklich dara denkt, die Juden in den Status quo des fünfzehnten Jahrhunder zurückzuschnellen und man vorher versuchen wollte, ob sie no Elasticität genug haben, sich das gefallen zu lassen? Ob man d Juden, und aus welchem Grunde nur ängstigen wollte? Ob eine Wachtparade war, das deutsche Volk überhaupt in Schreck zu setzen? Ob der Entwurf, wie ich mich früher einmal ausg drückt, ein Ochse war, den man der Boa-Schlange de deutschen Revolution in den Rachen jagen wollte, u sie wehrlos zu machen und dann zu tödten? Oder w sonst sein möchte — das kann ich nicht errathen. Doch es wi kund werden früher oder später.

Uebrigens könnte Preußen eine solche Judenordnung einfü ren und es würde gar nichts dabei verlieren, außer daß dann au

ie Kurzsichtigsten vorhersehen würden, welche Zukunft dem ganzen
Volke droht. Der alleinige Unterschied bliebe dann, daß man dem
jüdischen Hunde mit einem Schnitte die Ohren kurz machte, während
man sie dem christlichen nur nach und nach abschneiden würde,
um dem armen Vieh nicht auf einmal zu wehe zu thun," wie
ener Bediente sagte. Wenn man die preußische Regierung beurtheilen will, muß man nicht blos auf das achten, was sie thut —
denn das zeigt nur an, was sie kann, — sondern auch auf das,
was sie spricht — welches anzeigt, was sie will. Wenn ich
das Berliner politische Wochenblatt lese, weiß ich gar
nicht, was ich denken soll. Ich sage denken — denn glauben
Sie mir, ich drücke nie eine Empfindung aus, ehe ich von der
heißen Dachkammer des Gefühls in den Eiskeller der ruhigsten
Besonnenheit hinabgestiegen bin und dort die Probe gehalten
habe, ob der Kopf mit dem Herzen übereinstimmt. Und so oft
diese Uebereinstimmung fehlt, lösche ich meine Empfindung aus.
In dem Berliner Wochenblatte werden despotische Grundsätze gelehrt, die mit dem Principe des Protestantismus gar nicht zu vereinigen sind. Und wenn Preußen dieses Princip, seine Hauptstütze,
erschüttert, sinkt es zum Vasallen Oesterreich's hinab, um später
von ihm wie ein Wurm zertreten zu werden. Wenn Preußen seine
Zwecke erreicht, wird es die letzte unter den despotischen Mächten,
statt daß es die erste unter den freisinnigen könnte sein. Herr von
Ancillon, der einzige dirigirende Minister in ganz Deutschland,
der gut und schön schreiben kann — warum vertheidigt er nicht
einmal die Vernunftmäßigkeit des preußischen Regierungssystems
gegen die Unvernunft der revolutionären Schriftsteller? Wir verlangen nicht, daß er, ein deutscher Minister, selbst, unter seinem
eigenen Namen mit uns Erdwürmern spreche. Wir wissen recht
gut, daß Gott nur wenig Auserwählten erscheint und Angesicht in
Angesicht mit ihnen redet. Aber Herr von Ancillon kann uns ja
seine eigenhändigen Gesetztafeln durch einen seiner Moses schicken
und versuchen, ob wir dem goldenen Kalbe nicht abwendig zu
machen wären. Aber er rede kalt, ruhig, vernünftig mit uns, und
ohne alle Grobheit. Er nehme einmal auf eine Stunde an, daß
wir es gut meinten und nur in unwillkürlichen Irrthümern be=

fangen wären. Wenn wir mit Worten wüthen, so ist das so natürlich als verzeihlich. Was sollten wir denn anders thun, da wir keine Macht, sondern nur Recht haben, und doch der Geist einen Körper haben muß, daß ihn auch die erkennen, die keine Sonntagskinder sind? Wenn aber die Organe der Regierung zornig reden, so ist das der lächerlichste und zugleich der grausamste Pleonasmus. Ihre Gewehre, ihre Kanonen, ihre Kerker — was sind sie denn anders, als plastische Grobheiten von Stein, Eisen und Stahl, während die unsern ganz unschädlich nur von Luft sind? —

In Preußen geht man damit um, die Justizbeamte für absetzbar zu erklären. Vielleicht wissen Sie nicht, was das bedeutet. In den Staaten, wo der Despotismus nicht alle Scham von sich geworfen, wo ihm noch ein kleiner Rest, ich sage nicht von Tugend, aber von Ehre geblieben, sind die Gerichtspersonen unabsetzbar; das heißt: wenn sie einmal ihre Stelle erhalten, darf sie die Regierung ihnen nicht wieder nehmen. Dieses ist der letzte Anker der Ruhe für jeden Bürger, der nun nicht zu befürchten braucht, daß sein Richter in die traurige Lage kommen könnte, entweder seine Stelle zu verlieren und mit Weib und Kindern zu verhungern, oder einen Angeklagten zum Tode, zum Kerker, zu Geldbußen zu verurtheilen, sobald es einem wahnsinnigen oder ruchlosen Minister beliebt. Dieser Schutz soll jetzt dem preußischen Volke geraubt werden. Ich will es noch nicht glauben. Was bliebe denn jenen guten Preußen, die ich im Auslande so oft habe in die Enge treiben sehen, indem man ihnen die Verderblichkeit ihres vaterländischen Regierungssystems unwiderleglich klar machte, und die dann immer auf das Wort zurückkamen: aber wir haben doch eine unabhängige Justiz — was bliebe ihnen noch für ein Vorwand übrig, ihre Loyalität, der sie sich schon halb schämen, nothdürftig zu vertheidigen? Freilich blieben ihnen dann noch ihre gerühmten A b c-Schulen übrig. Ich möchte sie aber fragen: Ob man denn ihren gelehrten A b c-Bauern etwas anders zu lesen verstattet als die Befehle der Regierung?

Nun freilich, wenn man anfängt, sogar in der Stadt Berlin selbst Verschwörungen zu entdecken, und selbst ein Cavallerie-Officier und ein Regierungsrath sich des Hochverraths verdächtig

emacht haben, dann scheint es Zeit, die Richter unter die Zuchtruthe der Polizei zu bringen. Aber was wird es sie helfen? Sie werden höchstens einige junge Leute und dunkle Personen schuldig finden, aber nie einen Menschen von Bedeutung bis zur Straffälligkeit überführen können. Denn in Berlin reichen sich die freisinnigen Männer bis zu den ersten Stufen des Thrones die Hände, und sie lassen sich nicht fallen. Ich freilich traute jenen Menschen nie, die seit fünfzehn Jahren ihren guten Willen zu verheimlichen und dem Despotismus, ihn zu verderben, Vertrauen einzuflößen wußten; doch gibt es andere ehrliche Leute, die ihnen trauen. Mögen sie sich nicht täuschen! Ich war immer der Meinung, daß wer faul wartet, bis die Früchte reif herabfallen, nur faule Früchte lesen wird. Man muß die Freiheit von den Bäumen brechen.

— Herr von Rotteck hat aus dem Sächsischen wieder einen liberalen Becher bekommen; es ist der zehnte. Durch das neuliche Betragen des Herrn von Rotteck ist mir erst recht klar geworden, warum so viele deutsche Patrioten von 65 Pulsschlägen an diesem Manne hängen. Er treibt sein Becherspiel mit einer Vollkommenheit, wie ich es auf den Boulevards noch nie gesehen. Er hat eine Art, Einem den Liberalismus so bequem zu machen, daß es eine Lust ist. An schönen Mai-Tagen, wo es weder zu kalt noch zu warm ist, geht er mit seinen politischen Freunden spazieren, und macht sich über die faulen Bäuche lustig, die bei so herrlichem Wetter im Zimmer eingeschlossen bleiben. Kommt aber der Sommer der Freiheit und das Volk fängt zu donnern und zu blitzen an, wird, sobald der erste Tropfen fällt, der Regenschirm der Legalität aufgespannt, man eilt in die Stadt zurück und wimmert: bleibt nur immer auf dem gesetzlichen Wege! Nahen die Weihnachten der Tyrannei und Bundestagsbeschlüsse schneien vom Himmel herab, zieht Herr von Rotteck den Fuchspelz der Loyalität an, und er schreit zum Fenster hinaus: Hoch lebe unser vielgeliebter Großherzog, der Wiederhersteller der freien Verfassung und des freien Wahlrechts! Dabei ist man sicher, sich weder zu erhitzen noch zu erkälten und ein Jubelsenior

zu werden und ein Belobungsschreiben zu erhalten. „Wenn ich nur was davon hätt'" — sagt Staberl.

Samstag, den 2. März.

..... Die öffentliche Meinung ist zu ihrer frühern Ansicht von dem Vater des Wunderkindes von Blaye zurückgekehrt. Die drei Könige, welche die gebenedeite Prinzessin begrüßten, kamen wirklich aus dem Morgenlande und der heilige Geist war ihr Landsmann. Als der schändliche Deutz die Herzogin verrieth, rief sie, sich selbst noch schlimmer verrathend, aus: Le misérable! Je lui ai donné plus que ma vie! Seine Wohlthäterin, seine Freundin, die Mutter seines Kindes, ein unglückliches, wehrloses Weib zu verrathen! Aber nur den kleinsten Theil meines Grolls wende ich einem solchen Niederträchtigen zu. Den größten Theil spare ich für die Niederträchtigkeit der Regierungen auf, die Verbrechen, welche tausendfachen irdischen Tod und selbst den Fluch des allbarmherzigen Gottes verdienen, wie die schönste Tugend belohnen. Das ist aber das Verderben jeder fürstlichen Herrschaft: sie kann sich nicht erhalten ohne Verrätherei; sie kann nicht ruhig leben, wenn nicht wechselseitiges Mißtrauen die Bürger auseinander hält. Man trete zu jeder Stunde in das geheime Cabinet jedes Königs, und findet man einen seiner Unterthanen bei ihm, mit dem er sich liebreich und freundlich wie ein Bruder unterhält — ist es ein Weib, wird es eine Sängerin, ist es ein Mann, wird es ein Spion sein. Und selbst die Opernsängerin hat nur den zweiten Platz in dem Herzen des Königs.

Hundert und eilfter Brief.

Paris, Sonntag, den 3. März 1833.

Von dem aus dem Englischen übersetzten Werke: Mémoires d'un Cadet de famille par Trelawney, von dem ich Ihnen schon gesprochen, ist jetzt der dritte Theil erschienen. Ich kann Ihnen nichts Schöneres zum Lesen empfehlen. Es wird Einem dabei, als wäre man früher blind, taub und von tausend Banden festgehalten, regungslos gewesen; und jetzt plötzlich frei geworden mit allen

innen und Gliedern, erfahre man erst, was die Welt sei, was ten heiße. Was der keckste Romanenschreiber in seinem Ueber-uthe nur je erdichtet, ist Blödigkeit gegen das, was dieser Corsar irklich gethan und gelitten. Und doch ist nichts Außerordentliches i ihm, als daß er sich außerordentlich viel Freiheit genommen. ichts Ungewöhnliches ist ihm begegnet; aber er ist den gemeinen ingen auf eine ungewöhnliche Art begegnet und das hat ihn roß gemacht. Man sieht: es ist in jedem Menschen eine Kraft leich der des Dampfes, und wer diese zu finden und zu gebrau-en versteht, kann mehr vollbringen als tausend andere vereinte Menschen.

Aber nicht blos ein Held ist Trelawney, er ist auch ein Meister m Malen und im Dichten. Nichts herrlicher als seine Beschrei-ungen von jener zauberhaften indischen Welt; nichts epischer und ramatischer als seine Schilderungen der Ereignisse und der Men-chen und Völkerschaften, die daran Theil genommen. Es begleiten hn zwei komische Charaktere auf seinem abenteuerlichen Leben: er Koch und der Wundarzt des Schiffes, die Shakespeare nicht schöner hätte darstellen können. Sie leben beide mit Geist und Herz nur in ihrer Kunst. Auf dem Meere und in der Sandwüste, bei Sturm und Sonnenschein, in der Schlacht und im lustigen Ueber-muthe des Hafens denken sie nur an Kochen und Heilen. Und auch hier sieht man, was die Freiheit vermag. Der Koch wagt Gerichte, vor denen Vatel gezittert, der Wundarzt Heilungen, vor welchen sich Dupuytrin versteckt hätte — und es gelingt beiden. Die unerhörtesten Speisen werden schmackhaft, die verzweiflungs-vollsten Krankheiten und Wunden werden geheilt.

Wie herrlich ist die Beschreibung einer Tigerjagd! Die Schlach-ten von Marengo, Austerlitz und Eylau sind, was der gezeigte Muth betrifft, Possenspiele dagegen. Der Corsar schließt diese Schilderung mit den Worten: „Wie schön und glorreich wäre diese Jagd, wenn man in den Tigern die Seelen aller Tyrannen der Erde vertilgen könnte!"

Denken Sie sich einen Helden in der Schlacht mit einer Rose vor der Brust; denken Sie sich eine Harfe, die durch den heulen-den Sturm spielt, und einen Löwen an seidener Schnur von einem

schönen Kinde geführt — das war Zela dem Corsaren. Sie theilte alle seine Gefahren und verschönte und belohnte sie. Da verlor er sie durch den Tod. Am Strande des Meeres verbrannte er ihre Leiche und wollte sich auf den Scheiterhaufen stürzen, den ihn aber seine Schwäche nicht erreichen ließ. Man entfernte den Bewußtlosen von der Jammerstätte. Mit Zela endeten die Träume seines Lebens, er erwachte und sein Glück war dahin. Er kehrte nach England zurück, begrub sich lebendig in dem Schooße monarchischer Erde und wehrte mit grimmiger Hand den Würmern, die an den Sarg seiner Freiheit herankrochen. Trelawney haßte die ganze Welt, und sein Herz, groß genug die ganze Welt zu lieben, theilte er zwischen Zela und van Ruyter, seinem Freunde und Seegenossen. Van Ruyter war der Edlere von beiden. Auch er kehrte nach Europa zurück, gerieth in die Sonnenbahn des Kaisers Napoleon, der ihn hoch hielt und ihn verwenden wollte. Aber Ruyter ließ sich nur von Napoleon gebrauchen, so lange er ihn gebrauchen wollte, und wußte im Helden den Kaiser zu verachten. In einem Treffen gegen ein englisches Schiff verlor er das Leben. Sie werden gern erfahren, wie van Ruyter von Napoleon dachte.

„Er hat einige Dummköpfe von alten legitimen Königen von „ihren wurmstichigen Thronen herabgeworfen; er hat ihnen den „Purpur vom Leibe gerissen und sie dann wieder aufgerichtet, um „mit der Menschheit seinen Spott zu treiben. Indem er dieses „that, dachte er freilich die Tyrannei verewigen zu können, wenn „er an die Stelle der zernichteten Mächte Militär-Despoten setzte. „Aber er hoffte vergebens, hierdurch seine Macht zu befestigen und „die Ehrgeizigen durch die Bande der Erkenntlichkeit an sich zu „fesseln. Als wenn sich ein Ehrgeiziger je um ein anderes Glück „als nur sein eigenes bekümmern könnte! Napoleon kann freilich „für die Welt gute Folgen haben; doch sind wir ihm keinen Dank „dafür schuldig, denn er hat bei allem seinem Thun nicht das „Gute beabsichtigt, sondern das Böse. Ein verrosteter Riegel ist „schwer zurückgeschoben; ist es aber einmal geschehen und es ge„lingt Einem, ihn wieder vorzuschieben, wird er nie mehr so gut „als früher schließen. Was ein Meister zu seinem Vortheile seine „Arbeiter lehrt, das wenden diese später zu ihrem eignen an. Na-

poleon hat unsern Kindern die Taschenspieler-Künste mit Päpsten, Fürsten, Königen und andern solchen Gliedermännern gezeigt. Wir Alten hängen noch zu sehr an unserem Schaukelpferde und Bleisoldaten; aber unsere Söhne werden die Puppen unserer Zeit verachten, sie auf immer wegwerfen und ein Männerspiel spielen."

„Der Kaiser wollte mir, als ein Zeichen seiner großmüthigen Gesinnung, Etwas schenken, das keinen Schilling werth war — das Band der Ehrenlegion. Er hätte mich entehrt durch meine Ernennung zum Ritter; ich wäre lieber Glücksritter und Gauner geworden."

Trelawney verspricht in der Folge auch sein späteres Leben zu beschreiben. Um sich aus der verpesteten monarchischen Luft der europäischen Staaten zu retten, nahm er an allen jenen Kämpfen Theil, die seit dem Sturze Napoleons in allen Ländern für die Freiheit versucht worden sind. Von der Gesinnung und der Schreibart unseres Helden mögen folgende Stellen zeugen.

„Die Gicht, der Schlagfluß, die Wassersucht und der Stein sind meine lieben Freunde und Freundinnen. Ich verehre sie, ich grüße sie mit dem Hute in der Hand, als die mächtigsten unter den unversöhnlichen Feinden der Könige und Priester. Das sind unbestechliche Jakobiner. Wenn der Pfaff das Saatkorn eines armen Pächters gestohlen und seine Zehnten-Schweine verschlungen hat, fühlt er freilich keine Bisse des Gewissens; aber oft fühlt er ihre Qualen in dem großen Zehen seines Fußes, und das Schwein hört nicht auf in seinem Bauche zu grunzen, als bis es sich an seine Rippen und an seinem Halse festgefressen hat; dann erstickt es ihn, mit allen Anzeichen eines gerechten Schlagflusses."

„Ich beschäftige mich, die Geschichte meines Lebens zu vollenden. Die Folge wird zeigen, daß ich kein geduldiges Werkzeug in den Händen der despotischen Willkür war und mich nie zu jenen niederträchtigen Sclaven gesellt habe, die in Haufen zu den Füßen der Reichen und Mächtigen krochen. Nach meiner Rückkehr in Europa hatten alle Tyrannen ihre Gladiatoren versammelt, um die vermaledeite Dynastie der Bourbons wieder auf den Thron zu setzen. Das Kriegsgeschrei in Europa war die Unverletzlichkeit

„und Machtvollkommenheit der legitimen Tyrannen und all
„Dummköpfe, Schwärmer und Narren wurden gleich Jagdhunde
„hinter die Freiheit gehetzt. Ueberall wurden Preise auf die Köpf
„der Patrioten gesetzt; man beraubte, man verfolgte, man ermor
„dete sie mit gerichtlichen Floskeln. Dann wurden sie gleich indi
„schen Parias aus der Gemeinde gejagt und wer sie berührte
„war, wie sie, der Schmach verfallen. Ich, der ich so viel von de
„Tyrannei gelitten, haßte aus der tiefsten Seele jede Unterdrückung
„Ich stand dem Schwachen gegen den Starken bei; ich schwur, mic
„mit Leib und Seele dem Kriege zu weihen und in dem heilige
„Kampfe gegen die gekrönten Betrüger, ihre Minister und Pfaffen
„auch den Dolch nicht zu verschmähen. Als die Tyrannei siegte
„theilte ich das Geschick jener unüberwindlichen Geister, die durc
„die ganze Erde in der Verbannung umherschweiften und ich lie
„ihnen meine schwache Hilfe, die Betrügereien jener von Motte
„zerfressenen Legenden, welche das Menschengeschlecht so lange be
„trogen haben, an den hellen Tag zu bringen." (O! hätten wi
statt Rotteck und Welcker den einzigen Trelawney auf unsere
Seite.)

„Ach! diese edlen und hochherzigen Menschen sind nicht mehr
„Sie fielen als Schlachtopfer jener erhabenen Sache, die sie mi
„einer bewunderungswürdigen Kraft vertheidigt; doch dauernd
„Denkmäler haben sie zurückgelassen und ihre Namen werden ewi
„leben. Ach! lebten sie jetzt, hätten sie den Baum, den sie pflanze
„halfen, blühen gesehen! — — — hätten sie das Jahr 1830 un
„dann das ihm so glorreich folgende Jahr 1831 erlebt, wie würde
„sie gejauchzt haben, die Reihe der Tyrannen durchbrochen, ihr
„Dummgläubigen gemaulkorbt und die Verschwörung, welche di
„Freiheit der Völker ersticken sollte, vereitelt zu sehen."

„Ja! die Sonne der Freiheit erhebt sich über den feile
„Sclaven Europa's, sie wird sie aus ihrem langen Todesschla
„erwecken. Der Geist der Freiheit schwebt wie ein Adler über de
„Erde und die Seelen der Menschen strahlen den Glanz sein
„goldenen Flügel zurück. Möge Frankreich, dem Adler gleich, de
„es früher wie zum Spotte zu seinem Sinnbilde genommen, jetz
„aber im Ernste annehmen muß — möge es seinen Kindern seine

habenen Flug lehren; möge es sie lehren, das Gestirn der Welt, i den Mittagsstrahlen seines Ruhmes, ohne geblendet zu wer- n, anzuschauen. Die Hoffnungen und die Blicke aller edlen Menschen sind jetzt auf Frankreich gerichtet und jedes Herz, das ur ein Hauch großherziger Gesinnungen belebt, wird bei dem Klange dieses schönen Namens das reinste Mitgefühl wiederklin- en" . . . Auch wir! Auch uns! Wir wollen mächtig rufen und r Ruf steige von Ort zu Ort, bis er zum Donner anwachse, bis r Taxische Palast davon erbebe — es lebe die Freiheit! es be Frankreich!

Montag, den 4. März.

Wie ich heute in der Zeitung gelesen, haben die preußischen inister das neue Judengesetz verworfen. Mit welcher Schaden- eude habe ich das so kommen sehen! Wie schlau ist der hohe utsche Adel! Das monarchische Princip ist in den Talmud gefahren d hat ihn geheiligt, und heilig sind Alle, die an ihn glauben. ald wird der Messias der Juden geboren werden, bald wird das unenderkind von Blaye das Licht der Welt erblicken. Der Jude eutz, eines frommen Rabbiners glorreicher Sohn, ist jetzt Stief- ater des Herzogs von Bordeaux, Schwager des Königs von Neapel, h verwandt mit dem französischen, spanischen, portugiesischen ause; verwandt mit Oesterreich, Preußen, Baiern, Rußland, ohenzollern = Sigmaringen und hundert andern ehrlichen und atürlichen Vettern. Und er wird sein Volk erheben und es groß achen, und die Juden werden zwar fortan, wie früher, außer dem esetze leben; aber nicht wie früher unter dem Gesetze, sondern, ürsten gleich, über dem Gesetze. Die schönen Tage Zion's kehren urück und das hohe Lied Salomonis wird ein allerhöchstes Lied erden. Dem armen Magistrate zu Freiberg in Sachsen, der erst ürzlich verordnete, es soll kein Jude ohne Begleitung eines Polizei- ieners durch die Stadt reisen, wird es am Halse jucken, denn er ird sehr fürchten, den Galgen verdient zu haben. Wehe nun llen, die je einen Juden gehaßt, verfolgt und gelästert; sie finden einen Stein in Europa, auf dem sie ihr müdes Haupt niederlegen önnen. Zwischen Sibirien und der Haus-Vogtei, zwischen Köpenik nd Spielberg lauert auf sie alle zehn Schritte ein Hochverrath,

alle zehn Schritte ein Majestätsverbrechen. Schon hat sich Dei bei Gerard sein Porträt bestellt, vor dem Jeder, der ihn einm mit nicht gehöriger Ehrfurcht angesehen, kniend Abbitte thun mu Der Bundestag wird eine Bundeslade, das Taxische Haus ei Stiftshütte werden, und der rothe Adler=Orden wird erbleich vor dem Juwelen=Glanze der Urim und Thumim. Ihr Töcht Israels, lernt die Nase rümpfen, Knixe machen und französi sprechen! denn Ihr werdet hoffähig werden. Und Ihr meine gut Deutschen, aller Fürsten treues Volk, ruft: es lebe unser vie geliebter Deutz I., der Wiederhersteller der weibliche Verfassung in ihrer ursprünglichen Gestalt und de freien Herzens=Wahlrechts hoch! Halleluja! Halleluja!

— Nichts ist schwerer im menschlichen Leben — ausgenomm einen Citronenkern herausfischen, wenn er am Boden eines voll Glases Limonade liegt — als es mit den Deutschen acht Ta hinter einander gut zu meinen, so sehr sie es auch verdienen u so unglücklich sie auch sind. So oft ich über sie weine, haben mei Thränen nicht Zeit zu trocknen, und ich muß schon wieder lache So oft ich über sie lache — nun freilich, das kann niemals lan dauern. Es ist nicht meine Schuld. Auch der beste Mensch, der do jedes Kind, so oft es hinfällt, mitleidig aufhebt, obzwar kei Gefahr dabei ist, muß doch lachen, wenn er einen erwachsen Menschen fallen sieht, der sich doch so leicht beschädigen kann. Da deutsche Volk ist ein solch erwachsener Mensch mit Kindesbeine und man muß lachen, so oft es auf den Kopf fällt. Es ist gar ungeschickt, zu zerstreut, zu gelehrt. Da sind Rotteck und Welcke Männer, die es gewiß gut meinen, und auf welche sonst so Vie als auf ihre Erretter sehen. Sie haben der guten Sache meh geschadet als deren schlimmste Feinde. Sie haben sich und ih Leidensgenossen aus der Sclaverei befreit, ließen aber ihrem Thra nen die Pferde im Stalle zurück, waren ehrlich und flüchteten si zu Fuße und wurden bald von den verfolgenden Reitern wied eingeholt und mit Schimpf zurückgeführt. Sie haben das Vo mitten auf seiner Siegesbahn aufgehalten, ja es oft zurückgehe heißen und jetzt steht es da, weiter vom Ziele als je, denn e kennt den Weg nicht mehr und hat die Richtung verloren. Wo si

ındeln sollten, sprechen sie, und wo sie reden sollten die schlafenden
erzen aufzuwecken, sprachen sie so lange und so viel, bis die
achen Herzen vor Müdigkeit wieder einschliefen. Da wurde
elcker wegen eines Preßvergehens zu zweimonatlichem Gefäng-
isse verurtheilt. Der schuldige Artikel stand vor der Sündfluth,
imlich vor den Bundestagsbeschlüssen, im Freisinnigen. Ich erin-
re mich nicht mehr, was er strafwürdiges enthalten; ich glaube
an fand darin ein Majestätsverbrechen, daß Welcker ausgerufen
ıt: O du unglücklicher Fürst! Welcker appellirte an das
ericht zu Mannheim, und neulich kam die Sache dort vor. Zwei
age dauerten die Verhandlungen, täglich sieben Stunden. Welcker's
ertheidigungsrede dauerte fünf Stunden. Wäre die Sitzung öffent-
ch gewesen, dann könnte ich wohl begreifen, wie er seine Verthei-
igung benutzen wollte, dem Volke Dinge mitzutheilen, die ihm
ı wissen gut sind. Wären Geschworne da, die man zu bewegen
at, könnte ich das auch begreifen. Aber in einem heimlichen
Gerichte, vor Richtern, vor gelehrten und gebildeten Männern,
ie das alle eben so gut wissen als Welcker, aber es entweder nicht
eachten wollen oder nicht beachten dürfen, fünf Stunden zu sprechen:
as zeigt große Schwäche an. Fünf Stunden! Erinnern Sie sich
och, was ich Ihnen vorigen Winter geschrieben: wie hier einer
er Geschwornen, auch bei einem unbedeutenden Preßprocesse,
achdem der Advokat des Angeschuldigten schon anderthalb Stunden
esprochen, plötzlich aufstand und rief: „Haltet ein, sonst rührt
ıich der Schlag!" und wie er nach Hause ging und ihn wirklich
er Schlag gerührt? Nun wahrlich, wäre ich einer von Welckers
Richtern gewesen, und der Schlag hätte mich verschont, hätte ich
romm die Hände gefaltet, die Augen zur Erde gerichtet und
ebetet: „O du heiliger Rhadamantus da unten, stärke mich, daß
ch gerecht bleibe, denn es gelüstet mich sehr, den armen unschul-
igen Mann, der da vor mir steht, für jede Stunde, die er ge-
prochen, auf ein Jahr zum Gefängniß zu verurtheilen!"

So heimlich wurde das Gericht gehalten, daß man Wachen
ıußen vor die Fenster stellte, aus Furcht, es möchte Jemand
horchen. Welcker wurde freigesprochen und Abends brachten die
Bürger Musik im Fackelzuge, um die Unparteilichkeit der

Gerichte zu feiern. Die Freude galt Welckern; aber so muß gedruckt werden. Ließen sich hier in Paris Menschen einfalle einem Richter, zu Danke für seine Unparteilichkeit eine Nachtmu zu bringen, würde er diesen Unverschämten seinen Code Napole mit allen Commentaren auf die Köpfe werfen, oder er klagte d andern Tag wegen Amtsbeleidigung. Aber bei uns ist keine Ehr weder im Volke noch in der Regierung.

Dienstag, den 5. März.

Ich denke heute wie ich gestern dachte: es gibt keine Ehre meh weder im Volke noch in den Regierungen. Diese Münze der Tugen ist ganz verschwunden und dahin ist es gekommen, daß wer noch eine Theil von ihr besitzt, sie verstecken muß, daß er nicht beraubt un mißhandelt werde. Das Verderben ist alt, nur seine Offenbarun ist neu; früher schlich es im Dunkeln, jetzt wandelt es frech a hellen Tage umher. So lange das monarchische Princip sei tägliche Sättigung fand, war es zahm und mild; jetzt da ihm o die Nahrung mangelt, zeigt es seine angeborne wilde Natur un geht wie ein reißendes Thier auf Beute aus. Die Fürsten si eine Art höllischer Berggeister, die in den Schacht des menschliche Herzens hinabsteigen, dort das Erz vom Golde reinigen, da Gold mit Füßen treten und die Schlacke zu Tage fördern. Wo s einen Gang der Tugend finden, wird er verschüttet, wo eine Ad der Leidenschaft, wird sie bearbeitet und zum Laster ausgebrann Nicht blos einzelne Menschen, ganze Provinzen, Städte, Gemein den werden verführt, bestochen, besoldet, zum schnödesten Knecht dienste angeworben. Weil der einzelne Mensch, so schwach un lüstern er auch ist, doch nicht immer das Herz hat, um seine eigenen Vortheils willen ein Verbrechen auf sich allein zu nehme gibt man ihm den willkommenen Vorwand, seine Tugend für da Beste seiner Gemeinde zu verkaufen; so beschwichtigt er sein Ge wissen, so vergißt er, daß ein Theil des Sündenlohns ihm selb zukommt. Der König von Baiern, von Oesterreich und den Jesui ten belehrt und gegängelt, übt diese Regierungskunst mit eine schauderhaften Unbedenklichkeit. Die Aqua Tofana der Macchia vellisten-Politik wird in das reine deutsche Blut getröpfelt, daß e schwarz werde wie die Seele des Giftmischers. Die Aemter, di

ehörden, die Gerichtshöfe, die der Stadt, in welcher sie wohnen, eldvortheile bringen, werden versteigert und denjenigen Gemein-en zugeschlagen, die am meisten Niederträchtigkeit dafür bieten. So wurde Aschaffenburg und Würzburg, Zweibrücken und Kai-rslautern hinter einander gehetzt. Die Bürgerschaft, die Magi-rate schickten Deputationen nach München. Diese versprachen lles, verleugneten Alles, verriethen Alles was man wollte, und ettelten um einen Panisbrief. Der König empfing sie gnä-ig. Und das sind die Fürsten, die sich Stellvertreter Gottes nen-en! Ein Glück für die Welt, daß es die Welt nicht glaubt — er glaubte sonst noch an Gott?

Hundert und zwölfter Brief.

Paris, Samstag, den 9. März 1833.

Liebe Getreue! ... Wenn Sie jetzt erwarten, ich würde Ihnen hierauf etwas Schönes sagen, haben Sie sich jammervoll verrechnet. Liebe Getreue bedeutet nichts anders als lieber Hund. Sie sind mein Stand und als solcher den deutschen Ständen gleich, mit welchen die Fürsten und Minister, so sehr sie Stände sind, nicht mehr Umstände machen als mit Hunden. Also: Liebe Getreue! Lieber Hund! Du .... Du ist die einfache Zahl von Ihr, wie Ihr die Mehrzahl ist von Du. Die deutschen Für-sten und Minister reden ihre Stände mit Ihr an. Wäre nur ein Deputirter in der Kammer, der im Namen des Volks da säße, würden sie, weil er das Volk vorstellt, Du zu ihm sagen. Du ist der Kraftausdruck der Väterlichkeit und Schulmeisterlichkeit, das Band, welches Vater mit Kind, Schulmeister mit Schulbuben ver-einigt .... Also: Liebe Getreue! Lieber Hund! Du hast in Dei-nem heutigen Briefe uns einen Antrag Deines Mannes mitge-theilt, des Inhalts: wir sollten erst im Mai zusammenkommen, statt wie es früher verabredet war, schon im März. Und hoffe er, daß, ob dies zwar unsern neuesten Bundesbeschlüssen entgegen sei, wir doch geneigt sein könnten, von unserer legislativen Machtvoll-kommenheit ein klein wenig nachzulassen. Darauf thun wir Dir

zu wissen: Dieser Antrag ist eine Vermessenheit, welch Staunen erregen muß. Das monarchische Princip ist uns Glaubensartikel, wir werden uns niemals ändern, sondern fort un fort mit unsern getreuen Hunden verfahren, wie uns beliebt. Wi erwarten demnach, daß Du, sollte sie wiederkehren, diese Motio mit verdientem Unwillen aufnehmen werdest. Uebri gens, liebe Getreue, lieber Hund, bleiben wir Dir in Gnade gewogen.

— Fragt mich Einer: aber was sollten Sie thun? Sie sin Beamte, von der Regierung abhängig; sollten sie, die Ehre de deutschen Volks zu retten, mit ihren Weibern und Kindern Hun ger sterben? Ich sage nein, das fordere ich nicht, ich erwarte da nicht immer. Aber wie vergißt man sich nie, wie ist man auf sei nen Vortheil bei Tage und bei Nacht immer so wachsam, da Einen niemals die Tugend überrascht und man mit Aufopferun eine schmachvolle Beleidigung abwehrt? Erst vor einigen Tage wurden hier zwei Staats-Beamte, weil sie den Tag vorher al Deputirte gegen die Minister gestimmt, ihrer Stellen entsetz Gleich in der folgenden Sitzung erhoben sich darauf eine Meng ministerieller Deputirten, die auch Beamte waren, und eiferten au das heftigste gegen jene Absetzungen, gegen jenen schändliche Seelenverkauf, den die Regierung von den Staatsbeamten forder Vielleicht bereuten alle diese Männer ihre edle Aufwallung scho eine Stunde später; vielleicht als sie nach Hause kamen, mit ihre Familie um den vollen Tisch saßen, riefen sie schmerzlich aus morgen müssen wir hungern! und verwünschten dann ihre Ueber eilung. Vielleicht war es kein ruhiges Pflichtgefühl, das sie s handeln ließ, sondern nur eine Phantasie des Tugendrausches. Doc genug, sie vergaßen sich. Wehe aber Denen, die nie vergessen, da sie schwache Menschen sind — Gott wird sie vergessen!

Und die bessern unter den deutschen Volksvertretern, die Un glückseligen! — sie verstehen den bösen Zauber mancher Wort nicht; sie vergessen, daß es ein Spott ist mit ihrer Freiheit, s lange sie dulden, daß sie ihre Fürsten mit liebe Getreue und mit Ihr anreden! Wie aufmerksam ist man hier auf solche Wort-Despotie! Die mauvais sujets unter den französischen Ministern

teifen sich, ihre Berichte an den König mit fidel sujet zu unterzeichnen. Niemals lassen die Oppositionsblätter dieses ungerügt hingehen. Und bekümmert sich auch ein Minister nicht um den Tadel und kehrt zu seiner Kriecherei zurück, so wird doch durch die beharrliche Opposition der tägliche Straßenkoth knechtischer Gesinnung weggekehrt und er kann sich nicht bergeshoch anhäufen wie in Deutschland.

Hundert und dreizehnter Brief.

Paris, Sonntag, den 10. März 1833.

Die gerichtliche Untersuchung wegen des Tumults, der im October 1831 in Frankfurt am Allerheiligen=Thore stattgefunden, ist im Februar dieses Jahres beendigt worden. Also schmachten die der verbrecherischen Theilnahme angeschuldigten Bürger schon sechzehn Monate lang im Kerker und wissen ihr Schicksal noch nicht. Jetzt hat man erst die Acten zum Richterspruche auf die Universität geschickt und es ist bekannt, welche lange Zeit der Verstand deutscher Gelehrten braucht, bis er zur Reife kommt. Ist es nicht unerhört, ist es nicht schauderhaft, zwischen der Schuld und der Buße oder zwischen der Unschuld und der Freisprechung eine Ewigkeit der Qual zu setzen, die entweder die verdiente Strafe grausam erhöht oder die Freisprechung ganz trügerisch macht? Das ist aber der Fluch unseres Vaterlandes, daß selbst die schlechtesten Regierungen keinen Platz mehr zur Willkür finden, weil schon die böse Laune der Gesetze allen Raum einnimmt. Selbst der boshafteste Richter, wenn er einen Angeschuldigten, der in seine Hände gefallen, aus Rache peinigen wollte, vermöchte dies nicht, sobald die Anschuldigung ein Staatsverbrechen betrifft. Da hören alle Schranken zum Schutze des Unschuldigen, zum Troste des Schuldigen auf; der Richter hat keine zu übertreten. Jeder eines Staatsverbrechens Angeklagter ist vogelfrei in seinem Kerker. Glücklich, wenn er einem gewissenlosen Richter in die Hände fällt: dann hat er doch Hoffnung, ihn mit Gold zu bestechen. Ist aber der Richter ein ehrlicher Mann, ein sogenannter treuer Staatsdiener, ist der Unglückliche verloren. Ein solcher treuer Staatsdiener sieht die Bäume vor dem

Walde nicht; der Mensch ist ihm Nichts, der Staat ist ihm Alle und — was noch unheilbringender: er sieht den ganzen Staat i der Regierung und sieht die ganze Regierung in dem Fürsten. Au diese Weise sind dreißig Millionen Deutsche Nichts und ihre dreißi Fürsten sind Alles. Fragen Sie einen solchen wahnsinnigen deut schen Staatsgelehrten: was bezweckt denn der Staat? Er ant wortet Ihnen: die Sicherheit des Eigenthums, der Freihei und des Lebens der Bürger. Lachen Sie, wenn Sie nicht weine müssen. Das Eigenthum wird so sehr gesichert, daß die Abgaben um die Kosten des Staatsschutzes zu decken, den größten Theil de Nation zu Bettlern machen. Die Freiheit wird so sehr gesicher daß die Bürger darüber zu Sclaven werden. Das Leben wird s sehr gesichert, daß man es hinter den Riegeln eines Kerkers be wahrt und man sein bischen Leben, was sie Einem in der Freihei lassen, zehnmal im Tage verwünscht. Was bleibt nun übrig, da verdiente gesichert zu werden? Jede Monarchie ohne Theilnahm des Volkes an der Regierung — in der Gesetzgebung durch Depu tirte, in den Gerichten durch Geschworene, in der bewaffnete Macht durch Nationalgarden — ist nichts als eine organisirte Räu berei; ich ziehe die im Walde vor, wo man mit Muth sich o retten kann, wo Einem wenigstens die Wahl bleibt, sich in d Räuberbande aufnehmen zu lassen. Sicherheit! Denken Sie si einen Geizigen, der immer besorgt wäre, man möchte ihm sein Schätze stehlen. Er baut sich ein großes mächtiges Haus, sie dari zu verwahren und bringt tausend künstliche Befestigungen dari an. Die Baukosten verschlingen sein ganzes Vermögen, jetzt hat ein Schatzgebäude aber keinen Schatz mehr. So haben wir eine Staat, aber keine Menschen darin.

Die deutschen Strafgesetze gegen Staatsverbrechen und beso ders die Art und Weise, auf welche mit einem Angeklagten die g richtliche Untersuchung geführt und die Gesetze auf einzelne Fä angewendet werden — das alles ist fürchterlich! Sie sind ein Fraue zimmer und brauchten diese Schändlichkeiten nur zu fühlen, nicht z verstehen; aber die Sache ist so klar, daß sie selbst ein Kind begrei und sich davor entsetzt. In einem monarchischen Staate werden Sta und Fürst für Eins angesehen und so wird jedes Staatsverbrechen zu

Beleidigung des Fürsten und jede Beleidigung des Fürsten zum Staatsverbrechen. Und dieser Fürst, der beleidigt worden, bestimmt selbst die Strafe der Beleidigung, bestraft selbst den Beleidiger; denn die Richter, die Gesetzgeber und des Fürsten Beamte, werden von ihm eingesetzt und abgesetzt und ihr Schicksal und das ihrer Familie hängt von ihrer Folgsamkeit gegen die Wünsche und Laune des Fürsten ab. So nimmt jede fürstliche Rache den Schein des Rechts, und was noch gefährlicher ist, selbst die verdienteste Strafe nimmt den Schein der Rache an. Bei aller Rechtspflege kommt es nicht blos darauf an, daß Recht gesprochen werde, sondern auch, daß jeder Bürger im Staate die Zuversicht habe, d a ß Recht gesprochen werde. Was hilft alle Sicherheit, wenn man nicht das Gefühl dieser Sicherheit hat? Der Traum einer Gefahr kann Einen im warmen, weichen Bette so sehr ängstigen, als diese Gefahr selbst. Aber dieses Gefühl der Sicherheit, diese Zuversicht auf strenge Rechtlichkeit kann ein deutscher Bürger nicht haben, in allen Fällen, wo es ein Staatsverbrechen betrifft. Tiefe Nacht umgibt den Kerker, die Untersuchung wird geheim geführt, der Richterspruch wird geheim gefällt, die Vertheidigung bleibt verborgen, der erste Strahl des Tages fällt auf das Blutgerüst, ein bleiches, gramgefurchtes Haupt fällt — ob schuldlos oder schuldig, das wird Gott einst richten. Wie wird ein armer deutscher Staatsgefangener im Kerker behandelt? Mit Menschlichkeit? Oder wird er gefoltert? Wer kann es wissen? Kommt er endlich frei, haben oft lange Leiden die Kraft seiner Seele gebrochen, oder er hat wohl in seinem heißen Gebete um Rettung dem Himmel gelobt: wenn er ihn befreie, wolle er allen seinen Feinden vergeben, jede Kränkung vergessen — er schweigt und klagt nicht. Vielleicht hat man ihm auch einen Schwur der Verschwiegenheit als Preis seiner Befreiung aufgelegt.

In freien Staaten, wie in Frankreich und England, werden die gerichtliche Untersuchung und die Vertheidigung öffentlich geführt und das Urtheil wird öffentlich gefällt. Nicht die Beamten des Königs richten einen Angeschuldigten, sondern das Volk selbst richtet ihn, durch seine Geschwornen. Der Eingekerkerte ist keiner Willkür preisgegeben, denn die freie Presse bringt jede seiner

Klagen zur öffentlichen Kunde. Minder gefährlich ist es unter reißenden Thieren wohnen, als in einem Lande ohne Oeffentlichkeit der Gerichte, ohne Geschworene und ohne Preßfreiheit. Ein Tiger verurtheilt sein Schlachtopfer zum augenblicklichen Tode, niemals zu lebenslänglicher Pein. Sie werden die Leidensgeschichte zweier unglücklichen Jünglinge in den österreichischen Staatsgefängnissen lesen und dann werden Sie begreifen, wie die Zunge eines Tigers zur Liebkosung werden kann.

Die Tugend und Gerechtigkeit eines deutschen Fürsten, wo sie noch gefunden wird, hilft hier gar nicht. Ist nicht der Kaiser von Oesterreich ein tugendhafter und ein gerechter Fürst? Wem hat das noch gefrommt? Die Bosheit, Leidenschaft und Grausamkeit liegen schon in den Gesetzen; aber diese stammen nicht von der Bosheit, Leidenschaft und Grausamkeit der Gesetzgeber, sondern von ihrer Verrücktheit. Sie vergessen, daß eine Regierung der Menschen willen da ist und glauben, der Mensch wäre geboren, um regiert zu werden. Darin ist der Wahnsinn. Sie können täglich in der Zeitung lesen, was in Baiern geschieht. Baiern in der Schule österreichischer, Preußen in der Schule russischer Tyrannei unterrichtet, jagen uns von Süd und Nord ihre unglücksschwangern Wolken zu und bald wird das Verderben auf das Herz des Vaterlandes niederfahren und der Haselstock wird die Knute küssen und Jeden treffen, der sich seiner Zärtlichkeit in den Weg stellt. Ein baierischer Handelsmann, der außer Landes ist, wird vorgeladen, sich „gegen die Anschuldigung der Hilfsleistung zum entfernten Versuche des Hochverraths“ zu verantworten! Wäre das nicht so schrecklich, sollte man nicht glauben, eine Scene aus den Femmes savantes oder den Précieuses ridicules zu lesen? Ein Anderer, ein Zeitungsredacteur, der sich geflüchtet, wurde wegen eines Preßvergehens, außer der knieenden Abbitte vor dem Bilde des Königs und einer dreijährigen Zwangsarbeitshaus-Strafe, noch verurtheilt: während seiner dreijährigen Strafzeit jedes Jahr den Tag vom dritten Juli in einem einsamen Gefängnisse zuzubringen, und während vierzehn Tagen im Monat Juli abwechselnd drei Tage bei Wasser und Brod zu fasten. Als ich das deutsch las, hatte ich es ganz mißverstanden und so gedeutet: Der Gefangene bekomm

drei Tage blos Wasser ohne Brod und drei Tage blos Brod ohne Wasser. Ich wunderte mich gar nicht darüber, denn ich dachte, es sei eine sinnreiche deutsche Rache gegen die französische Juli-Revolution. Aber aus dem Constitutionnel, der das Urtheil in seiner ganzen Ausdehnung mit den Unterschriften der Richter enthielt, erfuhr ich erst seinen wahren Sinn. Es heißt dort: verurtheilt... „à observer un jeûne de quinze jours chaque mois de Juillet de chaque année de son enprisonnement, de manière qu'il ne doit recevoir pendant trois jours que du pain et de l'eau, pendant les trois jours suivant la nourriture dûe aux prisonniers, et ainsi de suite et alternativement pendant la quinzaine.“ Was wird es dem Herrn Oestreicher (so heißt der verurtheilte Zeitungs-Redacteur) in der Freiheit gut schmecken! Er komme jedesmal im Juli zu uns und wir wollen ihn vierzehn Tage lang abwechselnd, drei Tage mit Champagner und Austern und drei Tage mit Burgunder und Trüffelpasteten bewirthen und dabei auf die Gesundheit des Herrn Staatsrathes Feuerbach trinken — nämlich auf die Gesundheit seines Kopfes. Ich habe Ihnen schon früher gesagt, daß diese schönen bairischen Criminalgesetze keineswegs aus einer alten barbarischen Zeit herstammen, sondern daß sie im neunzehnten Jahrhundert, zwanzig Jahre nach der französischen Erklärung der Menschenrechte, verfaßt worden sind, und daß sie größtentheils der Staatsrath Feuerbach so herrlich ersonnen. Glauben Sie aber ja nicht, daß dieser unser berühmter Landsmann darum ein boshafter oder einfältiger Mensch sein müsse. Ich kenne ihn zwar nicht, doch mag er der beste Mensch, der zärtlichste Gatte, der liebevollste Vater, der großmüthigste Freund sein. Das hilft aber hier alles nichts. Sobald einem deutschen Rechtsgelehrten Staatsverbrechen auf den Kopf fallen, wird er wie vom Schlage gerührt, alle seine Geisteskräfte werden gelähmt und er sinkt ganz zu dem irren Zustande eines kindisch und unmündig gewordenen Geistes herab. Er ist dann kein Mensch mehr, er ist nur noch ein Thier, das ißt und trinkt und — ein Staatsdiener.

Das Wenigste von dem bisher Gesagten findet zwar auf Frankfurt eine Anwendung. Da dort keine monarchische, sondern eine republikanische Verfassung herrscht, konnte die Regierung nie

zu dem Wahne kommen, daß sie den Staat ausmache. Aber doch sind unsere Gesetzgeber, Richter und Regenten noch in den Irrthümern einer alten Zeit gebildet. Sie haben immer noch von der Heiligkeit des Staats und den bestehenden Einrichtungen eine abergläubische Vorstellung. Wenn das nicht wäre, hätte nie geschehen können, daß man angeschuldigte Bürger sechzehn Monate lang provisorisch im Gefängnisse schmachten ließ. Wäre nicht die unselige Verehrung alles Bestehenden, hätte man längst bei Criminal-Verbrechen das mündliche Verfahren eingeführt und der Schneckengang schriftlicher Vertheidigung hätte nicht länger die Qual eines Eingekerkerten zur Unerträglichkeit ausgedehnt. In Frankfurt ist nur ein einziger Criminalrichter und dieser konnte bei den vielen andern Geschäften, die ihm oblagen, auch mit dem besten Willen und dem angestrengtesten Fleiße jene Untersuchung nicht schneller fördern. Hätte man aber nur die geringste Vorstellung, daß nicht blos der Staat an den Bürger, sondern daß auch der Mensch an den Staat Ansprüche zu machen habe, dann hätte man sich keinen Tag besonnen und hätte die Zahl der Untersuchungsrichter vermehrt und die Bedenklichkeit, eine alte Gerichtsordnung umzuändern und die Staatsausgaben um einige tausend Gulden zu vermehren, wäre hier, wo es auf die Freiheit mehrerer Bürger und die Ruhe ihrer Familien ankam, gar nicht in Betracht gekommen. Wie ich aber erfahren, hat man sich erst kürzlich besonnen und dem Criminalrichter, erst auf sein eignes Verlangen, einen Gehülfen gegeben.

Die gerichtliche Untersuchung jenes Frankfurter Tumults, an dem nur wenige hundert Menschen Theil genommen, und wobei nur ein einziger das Leben verloren, hat sich durch sechzehn Monate hingeschleppt, und die Pariser Insurrection im Juni, die den Umsturz der Monarchie bezweckte, woran viele tausend Menschen Theil genommen, wobei mehrere hundert das Leben verloren, war schon nach vier Monaten gerichtet! Und gewiß könnte sich weder der Staat beschweren, daß dem Gesetze nicht völlige Genugthuung widerfahren, noch einer der Angeschuldigten, daß er mit Unrecht verurtheilt worden sei. Viele wurden zum Tode verurtheilt und verdanken die Erhaltung ihres Lebens nur der königlichen Begnadigung. Viele Schuldige, die dem unerbittlichen Buchstaben des

Gesetzes verfallen waren, wurden von der Barmherzigkeit der Geschwornen, die den Geist der Verhältnisse berücksichtigen, freigesprochen. So fanden Strenge und Milde den ihnen gebührenden Platz, und vier Monate waren genug, alle diese Verwirrungen zu schlichten.

Siebenpfeifer und Wirth, des Hochverraths durch Preßvergehen beschuldigt, schmachten schon zehn Monate im Gefängnisse und ihr Urtheil ist noch nicht gesprochen, und die Untersuchung wegen des Pistolenschusses auf den König von Frankreich war schon nach zwei Monaten und einigen Tagen geendigt. Wenn diese Sache sich bis jetzt verzögert hat, so daß erst in dieser Woche die Angeklagten vor den Assisen erscheinen, so lag das an den Angeklagten selbst, die um Aufschub baten. Und die Beschuldigung eines Königsmordes ist doch ganz etwas Anderes, als die Anklage wegen Hülfsleistung zu dem entfernten Versuche eines Hochverraths — durch die Presse! Ich mußte lachen, als ich vor einigen Wochen in einem Oppositionsblatte las: „Enfin, après „deux mois et plus d'instruction, a paru l'acte d'accusatiou dressé „à l'occasion du coup de pistolet tiré sur le roi le 19 Novembre „dernier.“ Endlich nach zwei Monaten und länger — welche eine närrische Ungeduld! Wenn in Deutschland Einer um jeden Preis ein hohes Alter erreichen wollte, könnte er nichts Zweckmäßigeres thun, als eine blindgeladene Pistole auf einen Fürsten abzudrücken. In seinem Leben würde er nicht gerichtet werden. Nicht etwa als zweifle man einen Augenblick an seiner Schuld und seinem bösen Vorsatz: dieser Zweifel könnte dem Thäter keinen Tag seinen Kopf sichern. Aber man würde so lang und so weit den Fäden der Verschwörung nachgehen, man würde so tief nach der letzten Wurzelfaser des Geistes der Zeit graben, daß, ehe man von dem Ende der Welt und den Antipoden, wohin man zur Entdeckung der Mitschuldigen gereist, zurückkäme, ein ganzes Menschengeschlecht aussterben müßte. Millionen Deutsche würde man confrontiren, das ganze Volk würde man zu Protokoll nehmen. Hat man doch den unglücklichen Sand, der sein Verbrechen fast öffentlich beging, der mit blutigem Dolche auf die Straße stürzte und die That augenblicklich eingestand, trotz seiner schmerzlichen Wunde

ein ganzes Jahr lang im Gefängnisse schmachten lassen! Man wollte damals alle Patrioten hinein verflechten und die Edelsten des Volkes zu Meuchelmördern brandmarken.

Woher kommt nun dieser Unterschied zwischen Frankreich und Deutschland? In Frankreich herrscht die öffentliche Meinung, die man wohl irre zu führen sucht, der man aber nicht zu trotzen wagt. Sie ist mächtiger als die Regierung, und weit mächtiger als der König. In Frankreich ist das Volk der Staat. In Deutschland hat die öffentliche Meinung sich noch nicht geltend zu machen verstanden, darum ist das Volk Nichts; der Fürst ist der Staat, der Fürst ist Alles. Wenn unsere Fürsten noch nicht, wie einst Ludwig XIV., mit der Reitpeitsche in der Hand, ihre Stände auseinander gejagt, so geschah es nur darum nicht, weil sie noch niemals bei ihren Ständen solchen Widerspruch gefunden, als ihn Ludwig XIV. in seinen ersten Regierungsjahren bei seinem Parlamente fand. Aber das wird noch kommen.

Montag, den 11. März.

Zwar — Sie werden nicht begreifen, wie hier das zwar herkommt, ich selbst verstehe es nicht; aber es wird sich schon ein Zusammenhang finden, und wo nicht, ist es auch kein Unglück. Zwar

1. Hat der Commerzienrath Hofmann in Darmstadt, der einst den Griechen zu seinem Schaden sechzigtausend Flinten geliefert, und später auch zu seinem Schaden den Preußen sich selbst, neulich in der Kammer darauf angetragen: man möchte das häufige Tanzen auf dem Lande untersagen, denn wenn die armen Bauern, noch von dem Tanzen erhitzt, am Morgen noch der Kirchweihe nach Amerika auswanderten, so möchte das ihrer kostbaren steuerpflichtigen Gesundheit schaden — worauf ein Bauer, Mitglied der hessischen Kammer, und obzwar sehr vernünftig über diese Sache gesprochen, nämlich dagegen, worüber sich die andern Mitglieder sehr gewundert, da doch der Mann nicht studirt habe. Zwar

2. Weigert sich der Zeitungsredacteur Wiedemann, vor dem Bilde des Königs von Baiern kniend Abbitte zu thun, wozu er verurtheilt worden; denn er meint, es sei ihm ganz gleichgültig, daß man seine fünf Jahre Zuchthausstrafe, wozu er auch verur-

theilt worden, erst von dem Tage an zählen werde, wo er gekniet, da er von den fünf Jahren, während welcher er seiner Freiheit beraubt bleiben soll, nur die zwei ersten bedaure, die übrigen rechne er nicht. Zwar

3. Frägt der jämmerliche Hofrath Krug, was man denn so viel Wesens aus den Bundestags-Beschlüssen mache, da sie doch vor der Hand nur auf sechs Jahre — im Leben eines Volkes weniger als sechs Tage im Leben eines Menschen bestehen, und dann über deren Fortdauer von Neuem berathschlagt werden soll? Zwar

4. Ließ die Wiener Censur ein Gedicht Grillparzers auf die Genesung des Kronprinzen von Oesterreich darum nicht passiren, weil der Dichter zu viel von der Herzensgüte des Prinzen gesprochen, zu wenig aber von seinem Verstande, und diese Nachricht durfte nicht allein in allen censirten Blättern gedruckt werden, sondern sie stand in den absolutistischen Blättern zuerst — wie man überhaupt seit achtzehn Jahren, sowohl in Wien selbst, als in ganz Deutschland von nichts ungenirter und weniger spricht, als von dem Verstande des Kronprinzen von Oesterreich — worüber sehr nachzudenken ist. Ich habe sehr darüber nachgedacht und halte den Kronprinzen von Oesterreich für einen zweiten Joseph den Zweiten. Zwar

5. Werden in Deutschland die Fürsten als Oberstallmeister, ihre Beamten als Reitknechte, ihre Staaten als Ställe, und ihre Unterthanen als Pferde betrachtet — weßwegen auch, so oft ein Kronprinz den Thron besteigt, man zu sagen pflegt: er habe die Zügel der Regierung ergriffen. Zwar

6. Eifert das Berliner politische Wochenblatt dagegen, daß die Pension der Bastillhelden so stark sei wie die der Ritter der Ehrenlegion, obzwar die Bastillhelden eine wahre Schandlegion wäre. Zwar

7. Hat der König Otto von Griechenland auf dem Schiffe mit englischen Officieren eine Quadrille getanzt und sowohl in Neapel als in Corfu „nicht geringe Sensation bei dem schönen Geschlechte erregt" — und hat der König von Baiern auf unterthänigste Bitte der Grenzpatrioten erlaubt, daß an der

Stelle, wo König Otto die baierisch=tyrolische Grenze überschritten und wohin er den folgenden Tag zurückgekehrt war, um Abschied von seinem lieben Vaterlande zu nehmen, welches er den vorigen Tag zu thun vergessen, weil er vor Rührung eingeschlafen war — hat erlaubt, daß zum ewigen Andenken dieser Rührung, dieses Schlafes und dieses Abschiedes an der dreimal gesegneten Stelle durch freiwillige Beiträge dem jungen Wittelsbacher eine Capelle erbaut werde — jetzt schon die zweite — so daß sehr zu vermuthen ist, das neue Baierntthum werde bald das alte Christenthum verdrängen. Zwar

8. Pflegen die deutschen Volksdeputirten, wenn sie von dem Kammer=Präsidenten sprechen, nicht zu sagen: der Präsident, sondern das Präsidium — weil sie denken, Präsident wäre ein leichtes Ding, das der Wind fortwehen könne, Präsidium aber etwas gründlich=schweres, das fest hafte — welches sehr deutsche Art ist. Zwar

9. Wurde der Buchhändler Franckh in Stuttgart im Theater, also nach Sonnenuntergang, citirt, gleich vor dem Criminalgerichte zu erscheinen, und als er sich dessen weigerte, beim Austritte aus dem Theater arretirt — die Nacht trägt die Livree der Könige. Zwar

10. Betragen die Staatsausgaben des Kurfürstenthums Hessen 2,700.000 Thaler, und der Kurfürst mit seiner Familie kostet dem Lande nur 467.420 Thaler, also nicht mehr als den fünften bis sechsten Theil aller Staatsausgaben — welches ganz erstaunlich ist. Zwar

11. Wurde ein Berliner Polizei=Rath, den man nach Posen geschickt, dort nach Verschwörungen zu jagen, im Walde vor Posen von maskirten Reitern aus der Diligence gerissen, gezwungen seine Papiere herauszugeben, und dann fürchterlich durchgeprügelt — welche schöne Geschichte man aus dem Polnischen in das Deutsche übersetzen sollte. Zwar

12. Hat Herr von Gagern in der Darmstädter Kammer bewiesen, die unruhige Stimmung in Rheinbaiern käme von drei Ursachen her. Erstens, weil keine Residenzen im Lande wären. Zweitens, weil kein hoher Adel im Lande wäre. Drittens,

weil keine Oper im Lande wäre; denn würde in Zweibrücken die Stumme von Portici aufgeführt, werde Keiner aus Langeweile, Kunstliebe und Chansomanie den Masaniello machen — und die Kammer hat nicht gelacht — so traurig ist sie! Aber .... da sitze ich nun mit meinem Aber und weiß nicht, was ich damit machen soll. Sie sehen, was dabei herauskommt, wenn man leichtsinnig in den Tag hineinschreibt und nicht das Ende bedenkt. Lassen Sie sich das zur Warnung dienen. Aber ....

Ich will es Ihnen offen gestehen, es war mir nur darum zu thun, so schnell als möglich Kehraus zu machen. Mein Taschenbuch ist voll und ich habe mir heute ein neues gekauft — in diesem Winter das dritte.

Und nachdem ich das letzte Wort herausgeschrieben, warf ich das Buch und den verfluchten Bleistift mit — er sollte mir zu keinem schuldlosen Worte dienen — in den Kamin und stieß es mit der Zange in die Gluth. Garstig roch der Saffian und das Pergament, und da lachte ich. Es sei ein Fett-Opfer den unterirdischen Göttern gebracht! ... Als mir aber durch die Seele ging, was ich seit zwei Monaten hineingeschrieben: die unerhörte Schmach, den unerträglichen Schmerz des Vaterlandes, und dachte: und das Alle dem treuesten, dem edelsten, dem geistreichsten unter den Völkern der Erde — dem Volke, das unter allen Kindern Gottes dem Vater am ähnlichsten geworden; alliebend wie er, allgegenwärtig wie er, allwissend wie er; und darum, weil es ihm so gleicht, wie Gott selbst, von den Teufeln der Welt am meisten geschändet — — da mußte ich weinen. Dann dachte ich wieder: sie frohlocken über unsern Jammer, sie hören ihn für den Schrei der Verzweiflung, für das Röcheln sterbender Hoffnung — und es ergrimmte in mir, und als könnte ich Geister beschwören, rief ich: Trelawney!

Hundert und vierzehnter Brief.

Paris, Freitag, den 15. März 1833.

Schon zweitausend Süd-Deutsche sind diesen Winter nach Amerika ausgezogen, und das waren „nicht verarmte Hei-

„matlose Leute, nein, wohlhabende, tüchtige und „rüstige Männer." Dieser Stimme darf man glauben, sie ist keine liberalen Unwillens, denn sie kommt aus dem Hannover'schen, wo die Freiheit taubstumm ist. Und zur Bekräftigung ihrer Hannoverlichkeit kann es dienen, daß jene Auswanderungen eine Modekrankheit genannt werden. Eine Modekrankheit! Noch ein Glück, daß unsere Fürsten sich nicht, wie einst die Priester, gelüsten lassen, auch die Aerzte ihrer Unterthanen zu sein; sonst dürfte man ohne ihre allergnädigste Erlaubniß nicht krank werden und sterben, und sie hätten vielleicht, wie jetzt die Auswanderungen, auch die Cholera eine Modekrankheit genannt. Aber es ist darüber zu verzweifeln! Und doch kenne ich Kinder von freisinnigen Männern, die über diese Auswanderungen frohlockten, weil sie meinen, die Fürsten müssen sich darum schämen. Die sich schämen! Eher würde die Nacht roth, als ein König. Unsere Fürsten, die sich jetzt Alles erlauben, weil die Furcht vor ihrem Adel sie gegen das Volk beherzt macht — würden sie denn die Auswanderung der deutschen Patrioten dulden, wenn sie ihrer Tyrannei keinen Vortheil brächte? Wer wandert aus? Der, dem die Knechtschaft am unerträglichsten ist, der die Freiheit am herzlichsten liebt und darum am tüchtigsten wäre, für sie zu kämpfen. Diese Thorheit kann uns um zehn Jahre zurückwerfen. Wenn man alle die Auswanderungen überdenkt, die seit Jahrhunderten, wegen religiöseu oder politischen Druckes, in vielen Staaten unternommen wurden, so findet man, daß sie immer zu spät geschehen und also ohne Noth. Man wartete, bis das Uebel den höchsten Grad erreicht, das heißt, bis es der Heilung nahe kam. So geschah es immer, daß bald darauf der böse Geist der Regierungen sich besserte, entweder durch freiwillige oder durch gezwungene Bekehrung. Ist es nicht eine bejammernswerthe Thorheit, daß Deutsche mit Mühen und Gefahren Amerika hinter dem Meere suchen, statt bequemer und sicherer sich Amerika in das Haus zu schaffen? Mit der Hälfte des Geldes, das ihnen ihre Ueberfiedelung kostet, mit der Hälfte der Beschwerden und Gefahren, die sie daran setzten, könnten sie in ihrem eigenen Vaterlande die Freiheit erwerben. Warum sich nicht noch wenige Jahre gedulden — wenige Jahre, welche die Begeisterung des Kampfes

und die Freude mannigfaltiger Siege zu einer Stunde verkürzen werden? Denn wahrlich, nicht Jahre, nur Frühlinge werden wir zu zählen haben, bis das Jahr der Freiheit kommt. Amerika überlasse man den Fürsten, ihnen bleibe es eine Freistätte, und dort werden sie einst die Freiheit lieben lernen, wenn sie erfahren, daß sie selbst Tyrannen noch in ihrem verdienten Unglücke schützt.

Hundert und fünfzehnter Brief.

Paris, Sonntag, den 17. März 1833.

Swift wollte eine Geschichte von England schreiben, gab aber sein Vorhaben wieder auf. Als ihn ein Freund um die Ursache seiner Sinnesänderung fragte, antwortete er ihm: alle meine Könige und Helden sind solche Schufte, daß ich nichts mehr mit ihnen zu thun haben will. — — Obiges schrieb ich gestern, als mich ein Besuch unterbrach, und heute habe ich vergessen, was ich damit in Verbindung setzen wollte .... Was ich in Verbindung damit setzen wollte? Ach, wie dumm! Ich hörte einmal meinen Freund seine Frau bitten: sie möchte seinen abgefallenen Rock wieder an den Knopf nähen.

Die kurzen Tage der langen Briefe sind jetzt vorüber. Ich danke Euch, Ihr Götter! Wie ich es satt bin! Uebermorgen ist der 20. März, an welchem, Morgens 8 Uhr 16 Minuten, der Frühling beginnt. Von da an will ich lieben, selbst den Teufel, und lieben, bis der Senne heimkehrt und die Blätter fallen. Nach der Traubenlese beginne ich meinen Kampf von Neuem. Ach! ich trinke ja keinen Wein mehr, und wenn es nicht die Freiheit wäre, was sollte mein altes Herz erwärmen in den kalten Wintertagen? Die Freiheit liebte ich immer; aber als ich noch jung war und den Becher liebte, da träumte ich von ihr, und da vermißte ich sie selten, denn ich trank oft. Jetzt wache ich und bin nüchtern wie ein Bach, und wenn ich dampfe, ist es nur, weil die Luft noch kälter ist als ich.

Den Tag meiner Abreise kann ich noch nicht bestimmen, das hängt von meinem Holze ab. Ja wahrhaftig von meinem Brenn-

holze; das ist mein Kerbholz, mein Kalender. Ich habe geschworen, kein frisches mehr kommen zu lassen, sondern in den Wagen zu steigen, sobald der letzte Scheit im Kamin liegt. Nein, was ich diesen Winter Holz verbrannt habe, wage ich Ihnen nicht zu sagen: es möchte Ihrer Gesundheit schaden. Es ist gräulich! Zehn brave deutsche Hausfrauen hätte das unter die Erde gebracht. Zum Glücke bin ich weder eine Frau, noch häuslich, noch brav, und ich habe es ausgehalten. Aber länger könnte ich es auch nicht ertragen. Was zu arg ist, ist zu arg!

Holz, Philosophie, Geld, Freiheit — malédiction! O das schöne malédiction! Wie ich mich gefreut habe, als Heine gleich in seinem ersten Artikel über die deutsche Literatur, gleich in dem ersten Blatte der Europe littéraire — in dem frommen heiligen Blatte, welches das Gelübde der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams abgelegt und in seiner Vignette die Raubthiere aller fürstlichen Wappen Europa's als seine Herren zur Anbetung aufgestellt — daß Heine gleich in den ersten Zeilen einen gefährlichen politischen Anfall bekommen und malédiction geschrieen hat über die ewige Armuth der deutschen Schriftsteller! malédiction und doch . . . . Darum eben ist ja der hohe deutsche Adel uns Liberalen so entgegen, weil er fürchtet, bei einer liberalen Staatsverfassung sein Monopol der Verkäuflichkeit zu verlieren. Er wäre also thöricht, wenn er uns kaufte, um uns zu gewinnen, denn dieses Mittel, eine Revolution zu verhüten, wäre ja die Revolution selbst, die verhütet werden soll. Keiner von uns wird es, auch nicht mit der allerlegationsräthlichsten Gesinnung, je dahin bringen, daß man ihm für seine Ehre auch nur das nöthige Brennholz liefere. Der Ehren-Handel ist kein freies bürgerliches Gewerbe; er ist ein Regal wie das Salz und wird nur wenigen General-Pächtern überlassen. Unsere vornehmen Freunde, und hätten sie auch „Gedanken groß wie die Welt", theilen doch nur ihre überirdischen Gedanken mit uns; ihre unterirdischen, die mit Metallen vermischt sind, behalten sie für sich allein. Ich sagte einmal gegen Heine: wenn ich nicht ehrlich wäre aus Dummheit, wäre ich ehrlich aus Klugheit. Er hat das nicht verstanden. Später wird er es verstehen lernen und meine Erfahrung theuer be-

zahlen müssen, die ihm von mir unentgeltlich angeboten wurde ... Ich hätte die größte Lust, wieder einmal zu sagen: „ich bin der einzige gescheidte Mensch in Deutschland" — aber ich fürchte mich vor den Recensenten.

Es gibt noch mehrere solcher geistreichen Ochsen in Deutschland, die gar nicht begreifen, wie die Vollblütigkeit des monarchischen Princips mit ihr eigner Bleichsucht und wie die häufigen Indigestionen der Diplomaten mit dem schriftstellerischen Hunger zusammenhängen. Ich wollte wetten, es ist dem dramatischen Dichter Raupach in Berlin noch nie durch den Sinn gegangen, daß, wenn in Preußen eine Staatsverfassung gleich der französischen wäre, er eine jährliche Rente von zehntausend Thalern hätte, statt daß jetzt vielleicht sein ganzes Vermögen, die Ersparniß dreißigjähriger Arbeit, nicht mehr beträgt! Und dabei könnte er dichten, wie es ihm sein Herz eingibt und nicht wie es der Hof verlangt .... malédiction!

Dienstag, den 19. März.

Die zwei jungen Leute, welche eines Mordversuchs gegen den König angeklagt waren, sind gestern Abend freigesprochen worden. Ich müßte noch Holz auf vier Wochen haben, um mich gehörig über alle die Schändlichkeiten der geheimen Polizei auszusprechen, die bei dieser Gelegenheit wieder an den Tag gekommen. Sie werden die Verhandlungen in den Zeitungen lesen. Wie wohl muß sich ein Deutscher in einem Lande fühlen, wo er unter dem Schutze des Volkes steht und wo ihn weder die giftigen Blicke noch die Fußtritte eines erbosten Königs erreichen können! Wahrlich, in Frankreich fühlt sich selbst ein Verbrecher im Kerker freier, als in Baiern ein Unschuldiger selbst in der Freiheit. Der französischen Regierung war es natürlich nicht darum zu thun, zwei unschuldige junge Leute auf das Schaffot zu bringen — von dieser Grausamkeit ist sie weit entfernt und noch entfernter ist sie von jener Pedanterie, die in Deutschland den Despotismus so furchtbar macht. Die Angeklagten wären, selbst schuldig befunden, ganz gewiß mit dem Leben begnadigt worden. Es lag der Regierung nur daran, der öffentlichen Meinung die Ansicht aufzudringen, daß man wirklich den König ermorden wollte und daß der Pistolenschuß keine Polizei-

komödie war, aufgeführt, um bei Eröffnung der Kammern dem Ministerium eine schwankende Majorität fest zu machen. Aber selbst nur diese Ehrenrettung zu erlangen, verlor die Regierung alle Hoffnung und sie gab den Kampf freiwillig auf. Gewöhnlich werden den Geschwornen zwei Fragen vorgelegt. Erstens: Ist das Verbrechen begangen worden? Zweitens: Sind die Angeklagten des begangenen Verbrechens schuldig? Diese erstere Frage wurde gestern gar nicht vorgelegt, sondern blos die andere: sind die Angeklagten des Mordversuchs gegen den König schuldig?

Es ist bewunderungswürdig, mit welcher Kühnheit, Geistesgegenwart und mit welcher Zuversicht des Rechts die Angeklagten vor dem Gerichte gesprochen haben. Der königliche Procurator, um die Angeschuldigten den Geschwornen verdächtig zu machen, wies auf deren bekannte republikanische Gesinnung hin. Sie aber suchten diese Gesinnung gar nicht zu verbergen, sondern bekannten sich laut und frohlockend zu ihr. Der Eine sagte: „Wir Republikaner achten den König viel zu wenig, um ihn zu tödten. Haben wir ihn einmal vom Throne gestürzt, dann schicken wir ihn zum Lande hinaus und das ist Alles.“ Solche Aeußerungen sind nach den französischen Gesetzen nicht strafbar, denn es darf Jeder seine Meinung haben und aussprechen. Wenn sich einmal in Deutschland ein Republikaner gelüsten ließe, sich auf solche Weise vor einem Criminal-Gerichte zu vertheidigen — ich glaube, er würde auf der Stelle mit dem Federmesser des Actuars geköpft werden.

Ludwig Börne.

Von

Karl Grün.

Der Verleger dieser neuen und ersten volksthümlichen Ausgabe von Ludwig Börne's „Gesammelten Schriften" hatte schon ziemlich vorgearbeitet, als ich zu Wien seine Bekanntschaft machte. Er meinte, ich sei der Mann dazu, den ersten classischen deutschen Radikalen beim eigentlichen Volke einzuführen. Ich untersuchte nicht lange. Seit dem Gymnasium habe ich Börne geliebt. In späteren Jahren war ich bestrebt, seinen Standpunkt fester zu begründen, seine Ziele zu erweitern. Heute kann ich ihn mehr als je wieder lesen. Das ist mein ganzer Beruf, ihn herauszugeben.

Hätte ich völlig freie Hand gehabt, so wäre in dieser Volksausgabe Manches von Börne's Schriftenthum weggeblieben, was in den ersten fünf Bänden steht. Es ist Unwichtiges dabei, ja Gleichgültiges; der beste Journalist schreibt nicht immer für den Einband, für die Bibliothek. Der immer fragmentarische Verfasser erschrak selbst bei Lebzeiten über die „Gesammelten Schriften." Doch es sei, das Werk ist so billig; der Eine schlägt um, wo der Andere Halt macht. Unwürdiges ist nichts aus dieser Feder hervorgegangen, es ist Alles „Blut meiner Adern" „Saft meiner Nerven."

Das Einzige, was ich zu erweisen habe, ist, daß Ludwig Börne noch zeitgemäß ist, daß ihn die Entwicklung der Dinge nicht überholt hat, daß er noch verdient, vom ganzen Volke gelesen zu werden, „so weit die deutsche Zunge klingt". Und dieser Beweis soll weiterhin angetreten werden. —

Börne's Leben ist hinlänglich geschildert worden, von Carl Gutzkow, nachträglich und ausfüllend von Dr. Reinganum zu

Frankfurt. Uebrigens ist dieses Leben auf drei Seiten zusammen z fassen. Der reiche Quell edelster Empfindungen und anregendster G danken sprudelte nicht auf dem Markte, sondern im stillen Gärtch hinter dem Hause, von einer epheuumrankten Mauer umfried Wie seltsam! Der erste deutsche politische Schriftsteller, d ins Leben hinein predigte, der abgesagteste Feind aller Foliant und Schunken, führte ein Binnenleben im Festlande seines Arbeit zimmers. Nur von hier aus hörte er die brandenden Wogen d geschichtlichen Oceans mahnend an die Küste schlagen. Er war e Deutscher . . . .

Ludwig Börne ward am 22. Mai 1786 als Löb Baru in der Judengasse zu Frankfurt a. M. geboren. Niemand ve wöhnte den Knaben. Der orthodoxe jüdische Religionsunterrich den ihm sein andersdenkender Lehrer Sachs auf Commando d Vaters ertheilte, langweilte ihn. Obendrein lernte er sehr schlecht Deutsch, der spätere Bildhauer des deutschen Wortes.

Mit 14 Jahren, anno 1800, kam er in das Pensionat Hetz zu Gießen, ward auch nebenbei in die Liste der Studenten ei getragen, und legte das edle Frankfurter Judendeutsch ab.

Dann studirte er in Berlin, Halle, Heidelberg, offici Medicin, wie Schiller; in Heidelberg entschied er sich für Staat wissenschaften, früher sonderbarer Weise „Cameralistik" genann wahrscheinlich von der Camera obscura, in welcher die deutsche Bureaukraten ausgebrütet wurden. Am 8. August 1808 promovir er in Gießen zum Doctor der Philosophie auf Grund einer Arbeit „Ueber die geometrische Vertheilung des Staatsgebiets." Daß e ihm mit den Staatswissenschaften mehr Ernst war als mit d Medicin, davon zeugt auch sein Aufsatz in Harl's „Camera correspondenz" zu Erlangen: „Ueber das Geld." Später fand sich bei ihm Manuscripte: „Ueber das Princip der Besteuerung staatswissenschaftliche Bruchstücke „über Finanzwissenschaft," „üb Ackerbau."

Warum sollte er nicht Verwaltungsbeamter werden? D Fürst Primas zu Frankfurt hatte den Juden gestattet, sich frei z kaufen. Börne ward richtig 1811 Polizei=Actuar und ei fleißiger, intelligenter Arbeiter.

Die Freiheitskriege schlugen Alles wieder in Knechtschaft; auch der Polizei-Actuar Börne ward 1814 beseitigt. Am 5. Juni 1818 verwandelte ihn zwar etwas Wasser in einen lutherischen Christen; die Wirkung war jedoch nicht besonders groß, später hat ihn das Taufgeld gereut.

Im selben Jahre 1818 gründete Börne die „Wage" unter der durchlauchtigsten Censur schützenden Privilegien. Berühmt wurde hier seine Theaterkritik, weniger an die Bretter gerichtet, welche „die Welt bedeuten," als an das Gerüst, auf dem die heilige Allianz ihre verzweifelten Sprünge und Metternich seinen grausamen Hocuspocus aufführte. Er schoß auf die harmlosen Schauspieler und Schauspielerinnen, aber der Pfeil saß ganz anderswo im Fleisch.

Vom 1. Januar bis in den April 1819 versuchte er's daneben mit einer „Zeitung der freien Stadt Frankfurt". Dame Censur erstickte die Zeitung. Die „Zeitschwingen", in Offenbach gedruckt, waren der hohen deutschen Bundesversammlung zu interessant; sie senkten sich rasch.

1819 im Spätherbst kam er zum ersten Male nach Paris, das ihn später unsterblich machen sollte. Im November war er zurück und spazierte auf 14 Tage in Arrest, um „den Zusammenhang des europäischen Carbonarismus zu enthüllen". Carbonari oder Köhler hieß eine geheime politische Gesellschaft in Italien, deren Mitglied auch der jetzige Kaiser Napoleon III. wurde, und die in ihrer Verbreitung über Frankreich und Deutschland die Schuld an allem Regen und Mißwachs tragen sollte. Später tauften sich diese ruchlosen Köhler in „Demokraten" um, besserten sich aber um kein Haar — auch diese Taufe blieb ohne Heilswirkung. Die Köhler blieben eben schwarz und der Köhlerglaube an ihre unterirdischen Minen blieb der rathlosen Reaction.

1821 war Börne in Stuttgart, lernte Schott und Uhland kennen, den er stets warm gepriesen, und schrieb für's „Morgenblatt" wie für die „Augsburger Allgemeine"; die „Wage" kam noch eine Weile in Tübingen heraus. In München studirte er Kunst, Musik, Theater — er war stets ein leidenschaftlicher Theaterbesucher.

1822 war er zum andern Male in Paris; 1824 finden wir i in Heidelberg, bereits zum Tode verurtheilt: die Brust, die ho klopfende, die Menschheit liebende Brust war zerrüttet — e Blutsturz bewies es; die Krankheit seiner Feinde kam hinz die Schwerhörigkeit.

Vater Baruch, ein Geschäftsmann nach dem Buch, „beque und gefällig", hatte eigene Ideen mit ihm. Der beste Port f seinen Sohn schien ihm die — Wiener Staatskanzlei zu sei Es heißt, Metternich hätte dem Vater den „kaiserlichen Rath" f den Sohn angeboten. Natürlich sollte der geniale Sohn oh Censur schreiben, ohne alle Verpflichtung in Wien leben. O Ba händl, o Prater, o Strauß! „Hofrath — Börne — Sonntag göttlich!"

Vom Jahre 1825 ist die unsterbliche Denkrede auf Jea Paul Friedrich Richter. 1827 starb der Vater. Mit d Actuars-Pension hatte Börne jetzt 1600 Gulden jährlich zu ve zehren, zur Noth genug für einen Einzelnen, hätte er nicht viele Bücher gebraucht, und so viele Blumen, und Teppiche u Vorhänge und feines Tuch, und so viel feine Westen und frisc Handschuhe! Jeder hat eben seinen Luxus.

Er war auch wieder in Berlin, wo man mit ihm paradirt und diese Parade wurde von denselben Menschen aufgeführt, d später als Buschklepper über ihn und seinen guten Namen he fielen und sich polizeilich bescheinigen ließen, daß sie ihn niemal gekannt! Er hat ihnen dafür seine Herkuleskeule auf den harte Köpfen zerschlagen. Willibald Alexis, der Gegenstand des „Häringe salats", wußte davon zu sagen.

1828 ging er über Hannover nach Hamburg und verkaufte a Campe, den verbotenen Verleger, 8 Bände „Gesammelte Schriften

1830 war er zu Soden im Taunus, bei Frankfurt, im Bade sein liebenswürdiges „Tagebuch" besitzen wir noch.

Da fuhr der Gewitterschlag der Freiheit ins Louvre zu Paris die Lebenden verbrannten und die Todten standen auf. Es war ein Revolution in der Welt und im Herzen Ludwig Börne's. Wi können das heiß nachempfinden, wir, die wir 1848 erlebten und a

eine neue Weltschöpfung glaubten. Aus dem Juli-Paris stammen die weltberühmten Pariser Briefe Ludwig Börne's, vom 5. September 1830 bis zum 17. März 1833, 115 an der Zahl, ein Monument, dauernder als Erz.

1832 war Börne auf dem Hambacher Feste, jubelte mit, glaubte mit; in Baden feierte man ihn, doch merkte er den „Separatliberalismus".

In Paris, seiner bleibenden Wohnstätte, übersetzte er „die Worte eines Gläubigen" von Lamennais. Er schrieb auch Französisch und zwar nicht schlecht; der Republikaner Raspail nannte das „ein neues Französisch", d. h. ein Französisch ohne Phrase, wie es geniale Deutsche bisweilen zum Entzücken vorurtheilsloser Franzosen schreiben. 1836 gab er sogar eine französische Zeitschrift heraus, la Balance (die Wage), die es auf 4 Hefte brachte. Dann war er „müde wie ein Jagdhund" ....

Und dann — sagte er, am 12. Februar 1837, als ihn der Arzt frug: Welchen Geschmack haben Sie? — „Gar keinen, wie die deutsche Literatur!" — und dann: „Ich nehme keine Digitalis" — und Abends um 10 Uhr starb er.

Am 15. Februar brachten ihn Deutsche und Franzosen nach dem Kirchhof Père la Chaise; Raspail setzte sich selbst ein Denkmal in der Grabrede auf den deutschen Freund und Strebegenossen.

Am 5. November 1842 ward das einfache Monument errichtet: eine abgebrochene Pyramide von polirtem Granit; oben in einer Vertiefung Börne's Büste, von David modellirt, in Erz gegossen. Ein Relief zeigt Frankreich und Deutschland, wie sie sich die Hände reichen. ...

— Und das ist Alles. —

In diesem einfachen und stillen, meist kranken Leben gab es zwei Verhältnisse, deren sich die Kritik bemächtigt hat, und über welche ich sofort meine Meinung unverholen sagen werde. Das eine berühre ich nur, weil es die moralisch Schwindsüchtigen schon so unangenehm berührt und die deutsche Klatschsucht so ge-

waltig in Alarm versetzt hat; das andere ist wichtiger und betrif die social-literarische Entwicklung Deutschlands selbst.

Sprechen wir zunächst von Madame Wohl, der spätere Madame Straus. Börne lernte diesen seinen Schutzgeist im Wint 1816/17 zu Frankfurt kennen. Sie war von ihrem Manne ge schieden, Börne wurde ihr Freund, sie seine Freundin, in de Wortes platonischer Bedeutung. Die Ehe lag nicht auf des kränk lichen Humoristen Bahn; was er von ihr zu kosten vermochte, wa die zarte, aufmerksame, vorsorgende Freundschaft einer sanften wohlwollenden, gebildeten Frau. Madame Wohl reiste mit ihrer Freunde; sie machten gemeinschaftliche Kasse; sie pflegte de Kranken, sie war, wie Reinganum sagt, „die bevorzugte Richterin seiner schriftstellerischen Arbeiten, sie trieb ihn an, fleißig un thätig zu sein, nicht in philosophischer Trägheit dem Nachdenker allein sich zu überlassen, sondern zu schreiben, zu wirken, nicht zu ruhen. Sie forderte ihn auf, aus der Entfernung ihr Briefe zu schreiben, indem sie den köstlichen geistigen Schatz erkannte, welcher er darin zu Tage förderte." Das haben natürlich diejenigen wieder nicht begriffen, die überhaupt nichts begreifen, was aus der gröbsten Muskulatur in die Nerven-Physiologie hinübergeht. Sie sind so außerordentlich pfiffig, daß sie für das wahrhaft Interessante im Menschenleben keinen Verstand mehr übrig haben.

Madame Wohl verheirathete sich später wieder und wurde Madame Straus; als solche war sie die barmherzige Schwester des kranken Freundes in Paris. Ihr sagte er sterbend mit dankendem Blicke: „Sie haben mir viel Freude gemacht!" Und dieses Verhältniß wäre kein reines, fast hätte ich gesagt, kein tugendhaftes gewesen! Man denke sich den empfindungsvollen, starkfühlenden Börne, der immer seinen Kopf ins Herz hinabsteigen ließ, ehe er einen Gedanken aussprach; man denke sich den Lobredner Jean Paul's, im getheilten Besitze! Gibt es keine Schamröthe mehr? Allerdings, aber wir müssen für Diejenigen erröthen, die von ihrer vorgebundenen Heuchelmoral so zuverlässig in die Abgründe der Schamlosigkeit geführt werden!

Ich habe Madame Straus niemals gesehen, aber ihrem Manne habe ich die Hand gedrückt, und Ihr, der aufopfernden Freundin,

die für den Freund sogar den guten Ruf aufs Spiel setzte, Ihr bleibe ein immerdauerndes, warmes Andenken!

Das andere Verhältniß ist culturgeschichtlich wichtig, es ist das Verhältniß Börne's zu Goethe und Schiller, namentlich zu Goethe. Beide, Goethe wie Börne, sind Kinder derselben „freien Reichsstadt Frankfurt"; nur war der Eine der Sohn eines Patriziers, der andere ein Judenknabe; der Eine auf dem Hirschgraben geboren, der Andere im Ghetto; der Eine 1749, der Andere 1786. Alles das zusammen bildete ihren Gegensatz bis zur schneidigsten Schärfe aus. Goethe, durch Geburt, Verhältnisse, Verbindungen, körperliche Erscheinung und Genie früh emporgetragen, ein Kind der Umstände, auf denen er Apollo gleich mit wehenden ambrosischen Locken daherschwamm; Börne, einer bestehenden Welt zum Trotze hingestellt, von der Kritik der Zustände lebend, den Kopf nur durch Tapferkeit über Wasser haltend. Goethe, wie das leibhaftige Glück, ruhig und sicher, nichts verlangend, als sich mit der Wissenschaft und der Kunst sorgfältig auseinanderzusetzen, schon ein Fertiger, als die Stürme der Revolution die Welt umkehrten; Börne „hypochondrisch und furchtsam", wie er sich schon an Henriette Herz schildert, erst aufathmend im Sturm derselben Bewegung, welche Goethen erschreckte. Goethe, von 1749, ganz der theoretischen Beschaulichkeit, dem Spiel mit der Pistole Werther's, dem poetischen Himmelssturm des Prometheus, der Darstellung des Faustischen Dranges, kurz dem Zuge des achtzehnten Jahrhunderts hingegeben; Börne, fast mit dem Bastillensturm auf die Welt gekommen, datirend von der Epoche der praktischen Vernunft, eben so erpicht auf die Bewegung der Massen, als Goethe diesen Massen und dieser Bewegung abhold, ja gram war: da stießen nicht zwei Menschen auf einander, sondern zwei Zeiten, zwei Jahrhunderte, und gerade an diesem schroffen Uebergange, der noch gar keine Muße hatte, sich über sich selbst zu besinnen, kann man lernen, wann und wo das neunzehnte Jahrhundert beginnt.

Die Abneigung Börne's gegen Goethe richtet sich immer gegen Goethe's olympische Ruhe, gegen die Unerschütterlichkeit des selbstgewissen Mannes. Zur That, zur That! so lautet

Börne's beständiger Alarmschrei; thun wir etwas, reißen wir Deutschland aus seinem Todesschlummer empor! Was hat dieser Goethe in den Neunziger Jahren gethan, was that er 1806, was 1812—15, was seit der heiligen Allianz, was unter dem entnervenden Metternich'schen System? — Goethe verhält sich kühl zur Juli-Revolution, — brechen wir den Stab über ihn!

Sie verstehen sich nicht, denn sie stehen auf zwei verschiedenen Halbkugeln; sie begreifen sich nicht, denn sie reden zwei verschiedene Sprachen. Es ist nicht anders. Begreifen und verstehen wir sie denn Beide! Goethe liegt ganz vor uns in seinen Werken, die heftigsten Stellen Börne's erregen mir kein Bedenken. Ihr reimt Euch doch zwei Charaktere eines Dramas zusammen. Auch die Entwicklung Deutschlands und Europa's ist ein Drama. Hören wir die beiden Stimmen und die vielen anderen, vielleicht ist doch Harmonie in ihrem Widereinander . . . .

Mit Schiller springt Börne etwas gnädiger um, er ist ihm wenigstens „edel". Das heißt: Schiller hatte das Freiheits-Pathos vor Goethe voraus. Ganz so faßte die Sache der ehrenwerthe Geschichtschreiber J. G. A. Wirth, mit dem Börne in Hambach zusammentraf und dessen königlich baierisches Martyrium er immer laut gepriesen. Für Wirth war Schiller der „erhabene Lichtgeist, den Goethe in seine Sphäre hinabzog". Wer nicht direct revoltirt, der gehört nicht zu uns; wer nicht mit uns ist, der ist gegen uns!

Wie hart verurtheilt Börne den Charakter des Wilhelm Tell! Tell durfte nicht auf den Apfel schießen, sollte selbst aus der ganzen Schweizer-Freiheit nichts werden! Dort, auf der Wiese bei Altdorf, mußte er auf Geßler anlegen. Daß er den Nachen mit dem Landvogt in die tobende Fluth zurückstößt, ist erbärmlich von ihm. Daß er den Landvogt in der hohlen Gasse aus sicherem Versteck erschießt, ist niederträchtig, ein reiner Meuchelmord! Schrecklich, nun will es aber die Schweizer Legende so, jede andere Wendung wäre rettungslos durchgefallen. Und das weiß Börne nicht nur, sondern er sagt es: „Eine geistige Ueberlieferung darf der Dichter niemals ändern. Diese besteht nur durch den Glauben und wird zerstört, wenn der Glaube um-

geworfen oder anders gerichtet wird. Eine solche Ueberlieferung ist das Ereigniß des Tell."

Freilich, aber es ist noch mehr wahr: der Tell ist gar nicht der Hauptheld des Dramas, welches seinen Namen führt. Der Held ist ein ganzes Volk, welches nicht mehr gehorchen will. Die Schweizer thun grade, was Börne bei den Tirolern im Immermann'schen „Trauerspiele" so sehr vermißt, das Gegentheil von dem, was er dort so bitter, so treffend tadelt. Wilhelm Tell ist nur Einer unter Vielen. Jeder handelt nach seiner Weise, Walther Fürst, Werner Stauffacher, Conrad Baumgarten, Arnold Melchthal, alle die Eidesleister auf dem Grütli. Und wenn keine Helden da sind, so doch gewiß Heldinnen; oder spricht Frau Gertrud, Stauffacher's Weib, etwa zu homerisch? oder fühlt Bertha etwa zu romantisch? oder ist das arme Weib in der hohlen Gasse etwa nicht derb und leidenschaftlich genug? Die könnte doch wahrlich hinter einer Barrikade des 19. Jahrhunderts stehen .....

Wer wie Schiller in der „Jungfrau" den nationalen Kampf wider den Fremden, im „Tell" die Befreiung von der innern Sclaverei verherrlicht hat, den sollte man doch für einen leidlich Radikalen gelten lassen. Aber Börne verlangt im Namen seines Jahrhunderts den Kampf wider den täglichen Feind, wider die Censur, die Staatskirche, die Beamten=Willkür und Schnödigkeit, die alberne Allgewalt der Minister, die Gedankenlosigkeit der Fürsten, wider Metternich, den König Ludwig, den Czaren von Rußland, wider den entsetzlichen Alpdruck der Restauration und die Fortdauer der Reaction nach 1830 in Deutschland, Italien und wo sonst. Selbst revolutionäre Gedanken genügen ihm nicht, er schreit nach Thaten, nach thatsächlichen Protesten, nach Kampf zu jeder Stunde, aft jedem Orte, bei Tage und bei Nacht ....

Börne ist viel gelesen worden, sagt man; wer kennt Börne nicht? — Ich behaupte, Börne ist gerade von denjenigen gar nicht gelesen worden, die ihn hätten lesen sollen und auf die er gewirkt haben würde. Auch Schiller ist nicht gelesen, und Lessing vollends nicht;

von Herder weiß unser eigentliches Volk nicht einmal, daß er existirt hat. Eitel Prahlerei und Geflunker ist es mit dem „hohen Bildungsgrade“ der Deutschen; sie schreiben blos, sie lesen nicht. In England wird etwas Anderes an populärer Literatur consumirt; den ganzen Shakespeare kauft man dort schon längst für Einen Schilling!

Die Statistik erzählt uns, daß im Lande der Deutschen verhältnißmäßig mehr Menschen lesen können, als in irgend einem andern Lande der Welt, mit Ausnahme von Nordamerika. Aber man frage die Statistik einmal, was die lesefähigen Deutschen wirklich lesen! Die Antwort wird sein: Steuerzettel und Einberufungsordres! Dann noch Gebetbücher und schlechte Zeitungen.

Wohlfeile Literatur muß auf den Markt, verführerisch wohlfeile; sonst macht das Wirthshaus eine verderbliche Concurrenz, und die ohnehin verkürzte Frau knurrt wider die „theuern Bücher“. Kreuzerausgaben, die beileibe nicht Alles enthalten, die das Volk vor Allem verschonen mit der Hauswäsche seiner großen Geister, die den Kelch an ihm vorüber gehen lassen, wie „Schiller sich rasiren wollte“ und wie Göthe die „Flöhe“ wissenschaftlich knickte und erstickte. Gerade in unserer Literatur ist neben den Hobelspänen und dem Kehricht so viel scholastischer Beikram, so viel gelehrter Scholienplunder, daß wir von unsern Classikern immer zwei Ausgaben machen sollten, eine vollständige, gelehrte, und eine Volksausgabe. An Einem unserer Classiker hoffe ich nächstens zu zeigen, was ich mit der Volksausgabe meine.

Kreuzer-Classiker sollen diejenigen werden, die dem Volke bisher niemals einen Heller werth waren. Kreuzer-Literatur, das ist die einzige bis jetzt absehbare Frucht des schnöden Jahres 1866. Ohne deutschen Bund keine „Bundesprivilegien,“ also auch keine „schützenden“. Von dieser „Durchlauchtigkeit“ sind wir erlöst; wir sind Masse geworden, Weltstaub. Wir müssen wieder „Sandkorn auf Sandkorn“ häufen, um den „Bau der Ewigkeiten“ zu errichten, wir müssen aus dem Leeren das Verlorne zurückerobern, „von Unten auf“, wie Freiligrath sagt. Flößen wir der Masse den belebenden Hauch ein, den Geist, der bisher so unfruchtbar über die Wasser hinfuhr, — bilden wir aus der Masse ein Volk!

Eigentlich populäre Schriftsteller haben wir kaum, es sei denn, daß man unter solchen die kindischen Dörfler und Jodler verstehe. Unsere Besten und Gediegensten haben lange nicht immer die Sprache geredet, zu der sich das Volk noch erheben kann, ohne an der Terebinthe, zwischen Himmel und Erde, hängen zu bleiben. Auch Börne hat noch sehr viel Unpopuläres, Salonmäßiges, ja Studirstubenhaftes an sich. Es ist kein Vorwurf, es ist die Erwähnung einer Thatsache. Aber es ist viel Populäres in ihm, und das muß endlich vor die rechte Schmiede gebracht werden.

Keiner hat wie Er die Geheimnisse der Politik, der Cabinette, der Diplomaten, den Zusammenhang der Reaction in der ganzen Welt, diesen Rattenkönig von Schufterei und Erbärmlichkeit, auf die Straße gezerrt und vor Aller Augen auseinander gekratzt. In seinen ästhetischen Versuchen, wie in seinen kritischen Arbeiten, herrscht noch viel Feinschmeckerei; er weiß elegante Küche für auserlesene Gaumen zu halten. Glücklicherweise wurde er politisch zornig und fluchte die allverständlichsten Donnerwetter heraus.

Man muß diese zwölf Bände betrachten wie Eine große Zeitung: oben die fulminanten Leitartikel, die pikanten Correspondenzen; unter dem Strich Theater, Oper, Moden, Novellen, Erzählungen, Anecdoten. Die Männer mögen oben anfangen und unten aufhören; Frauen und Mädchen werden sich hinaufarbeiten, sie beginnen mit dem Angenehmen, und treiben endlich ihre Männer und Geliebten an, das Nützliche zu vollbringen, das Eine, was Noth thut.

Im Irrgarten der reinen Schönheit, der Schönheit an und für sich, wird sich bei Börne Niemand verlieren. Schon deßhalb nicht, weil er kein eigentlich schöpferischer Geist ist. Börne ist die unermüdliche geistreiche Untersuchung unserer social-politischen Zustände oder Zustandslosigkeit. Er wirft das Senkblei in die Unendlichkeit des deutschen Elends hinein und sagt uns lachend, wie tief er gekommen, ohne Grund zu finden; er liebt unter stechenden Schmerzen sein Vaterland, und er lacht laut über diese unbegründete und eben so unausrottbare Liebe. Er zählt Alles auf, was den Deutschen fehlt, um diese Liebe zu rechtfertigen, er verhöhnt denjenigen, der Deutschland liebt, und entzündet dennoch in unsern

Herzen lediglich selbst jene Liebe, welche aus Deutschland etwas zu machen einzig im Stande ist. Er haßt, wie ein Mann hassen können soll, vernichtend, mörderisch; aber dieser ganze männliche Haß ist doch nur die Kehrseite seines warmen weiblichen Herzens, der „Rauch der Liebe."

Producirt, geschaffen, gestaltet hat er kaum einige kleine Figürchen, ein paar Federzeichnungen, etliche scharfe Radirungen. Niemand wußte das besser als er, Niemand kannte sich selbst genauer, Niemand war freier von Eitelkeit. Hört was er sagt: „Die schöpferische Kraft, die sich den Stoff selbst bildet, fehlt mir; ich muß einen Stoff vorfinden, und dann kann ich ihn wohl mit einigem Talente bearbeiten. Zudem habe ich keine Theilnahme für Geschöpfe der Einbildungskraft, mich regt nur an, was schon lebendig außer mir besteht." (Nachgelassene Schriften, I, 225.)

Nun, so lehre er uns, was außer ihm lebendig oder todt bestand und noch besteht, lehre er uns den ganzen Moder kennen, in welchem wir herumkrabbeln und den wir für eine Welt ansehen. „Das ist eine Welt, das heißt eine Welt."

Ideale Schöpfungen hatten wir genug, wir können noch etliche Decennien davon zehren. Sage einmal Einer, was faul ist im Staate Dänemark, was der vorgefundene Stoff werth ist und wie man ihn bearbeitet, d. h. zerarbeitet!

Dieser Eine ist gekommen, er heißt Ludwig Börne.

Und vor allen Stücken sollen wir den „Muth unserer Meinung" haben, nein mehr, den Muth unseres Urtheils. Der Humboldt'sche Meinungsmuth kommt doch in letzter Instanz auf die Gedankenfreiheit des Marquis Posa hinaus, und diese ist nur die Verherrlichung des bekannten deutschen „Bewußtseins". Aber der Muth des Urtheils ist etwas ganz Anderes, etwas viel Einschneidenderes und Wirksameres. Das ist der Mann im täglichen Kampfe.

In dem „Tagebuch aus Soden", vor der Julirevolution geschrieben, ist von Schiller die Rede. „Er meint, heißt es, den Deutschen muß man die Wahrheit so derb sagen als möglich. Ach, diese Wahrheit, fügt Börne hinzu, habe ich schon oft gesagt, und derber als Schiller. Man muß nicht aufhören sie

zu ärgern; das allein kann helfen. Man soll sie nicht einzeln ärgern — es wäre Unrecht, es sind sogar gute Leute, man muß sie in Masse ärgern. Man muß sie zum Nationalärger stacheln, kann man sie nicht zur Nationalfreude begeistern, und vielleicht führt das Eine zum Andern. Man muß ihnen Tag und Nacht zurufen: Ihr seid keine Nation, ihr taugt nichts als Nation! Man darf nicht vernünftig, man muß unvernünftig, leidenschaftlich mit ihnen sprechen; denn nicht die Vernunft fehlt ihnen, sondern die Unvernunft, die Leidenschaft, ohne welche der Verstand keine Füße hat. Sie ist ganz Kopf — caput mortuum. Europa gährt, steigt, klärt sich auf; Deutschland trübt sich, sinkt und setzt sich ganz unten nieder. Das nennen die Staats-Chemiker: die Ruhe, den Frieden, den trockenen Weg des Regierens."

Welcher Lärm entstand unter den „Wohlmeinenden und Gutgesinnteu" deutscher Nation, als der kecke Börne drucken ließ: „Jedes Volk dürfe seinen König absetzen, sobald ihm dessen Nase nicht mehr gefalle." Diese Nase, welche Börne der deutschen Eselei gedreht, wandert wie ein schreckendes Gespenst durch sein Schriftenthum. Es klopft — herein! — die Königsnase. — Er wird gelobt wegen seines Geistes, seines Humors, wegen der vielen Dinge, in denen er Recht habe. Aber diese Nase! nein, bis zu dieser Naseweisheit zu gehen, das war zu weit gegangen!

Noch im December 1831 stößt sich Herr v. Cotta an dieser Nase. „Er hat Bedenken, daß jedes Volk seinen König absetzen dürfe, sobald ihm seine Nase nicht mehr gefiele." Was sollte aus dem Augsburger Staatsrecht werden, wenn der Conservatismus solche Nasenstüber erhielte! Welcher Fürst hätte noch den Muth, die Nase hoch zu tragen, wenn er bei dieser Gelegenheit riskirte, daß sie von Allen gesehen und geprüft würde! Wenn man endlich darüber abstimmte: „Gefällt mir, gefällt mir nicht." Was dann staatsrechtlich hieße: Hierbleiben oder fortgehen!

Ist denn die Sache wirklich so schlimm, erbebt wirklich die Welt des Rechtes in ihren Grundfesten, wenn die Nasen der Könige maßgebend werden? Wäre es nicht viel schlimmer, wenn die Völker die Könige auf jeden Fall behalten müßten, dafern

das einzig Correcte an ihnen ihre Nase wäre? wenn diese „Spitze“ den „Beruf“ zur „Führung“ ertheilte? O geht doch, ich finde den Börne noch sehr gemäßigt, fast „frei-conservativ!“

Und was wäre denn übertrieben in dem Schmerzensschrei über den Untergang Polens, vom 3. März 1831! „Der Londoner Courier sagt: „„Wenn Polen besiegt sein wird, wenn, was die Schlacht verschont, auf dem Schafotte bluten wird, dann werden die deutschen Zeitungen die weise Gerechtigkeit des russischen Kaisers rühmen, und wenn der Tyrann nur einem einzigen Besiegten das armselige Leben schenkt, werden die deutschen Blätter die Milde des hochherzigen Nikolaus bis in die Wolken erheben.““ Unter allen Völkern der Erde erwartet man solche feige hündische Kriecherei nur von uns! Ja, es schwebt schon vor meinen Augen, ich lese es und höre es, wie das viehische Federvieh in Berlin von jedem Misthaufen, von jedem Dache herab den großen erhabenen Nikolaus ankräht. Wie hat dieser Despot in seinen Proclamationen gesprochen! Vielleicht glaubt es die Nachwelt, was die Despoten unserer Tage gethan; aber was sie geredet, das kann sie nicht glauben. Das Schwert zerstört blos den Besitz und mordet den Leib; aber das Wort zerstört das Recht und mordet die Seele. Zu solchen Reden, solches Schweigen! Und wenn die Polen vertilgt sind, dann voran die deutschen Hunde, gegen den Sitz der Freiheit, gegen Frankreich; dann stellt man sie zwischen das Schwert der Franzosen und die Peitsche der Russen, zwischen Tod und Schande! . . . . . .“

Wer bürgt den Deutschen in der heutigen Stunde dafür, daß die preußische Genialität sie nicht nächstens einkeilt zwischen Knute und Chassepot?! . . . .

Die große französische Revolution ging spurlos an uns vorüber; man kann die Deutschen an den Fingern herzählen, welche diese Welterneuerung begriffen, welche sich sehnten theilzunehmen an dem Befreiungskampfe der Menschheit, und die zukünftige Völkerverbrüderung auf dem Sockel der Völkerfreiheit erblickten.

Frankreich wurde durch den Säbel und den Ruhm zurück getrieben bis zum vierzehnten Ludwig. Als der vierzehnte Ludwig in Reiterstiefeln und rundem Hütchen uns die Gewaltherrschaft bringen wollte, da standen wir auf und zerschlugen ihn, in Gemeinschaft mit Spaniern, Engländern und Russen, wesentlich Russen.

Den Einen Gewaltigen halfen wir niederwerfen, den Adler holten wir aus den Lüften herab, die Sperber und Zaunkönige behielten wir. Nie hat uns Napoleon zugemuthet, was wir von 1815—1830 erduldeten. Keine Schwertstreiche — Nadelstiche; kein Todtschlag — Leberfraß; nicht Ausrottung — Entwürdigung. Die Bourbonen und ihre Minister waren lichtweiße Engel gegen die boshaften Teufelchen, die ihr Nest mitten in unsere Seele bauten und uns von Innen heraus zernagten.

Und doch rührten sich die Franzosen zuerst, doch widersetzten sie sich dem ersten flagranten Rechtsbruch, während unser ganzes politisches Leben brüchig war. Die Julirevolution brach aus, ein König, ganz ohne Rücksicht auf seine Nase, flog über die Grenze. Die Tricolore flatterte wieder im Winde. Die herrliche Bewegung begann den Kreislauf der Zeiten aufs Neue — und gelangte mit knapper Noth bis — 1791. Hier thürmte sich ihr der Wall der Kabale unübersteiglich entgegen; die wenigen Muthigen blieben todt im Graben liegen.

Der deutsche Chronikenschreiber dieses Ereignisses hieß Ludwig Börne; er hat es geschildert in seiner Größe und in seiner Grenze, enthusiastisch und bitter, himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt. Wer in der Sphäre der Julirevolution befangen blieb, der war nicht der Mann der Zukunft. Die Julirevolution als abgeschlossenes Ganzes, als eine Welt für sich, ist das Gebiet des Doctrinarismus, der politischen Halbheit, des Juste-Milieu, des Amphibienthums; sie ist das Mistbeet unsers landläufigen Liberalismus, aus dem die Reform-Minister der neuen Aeren hervorschießen, so oft der blanke Despotismus sich festgefahren hat.

Börne war kein Doctrinär, seine größten und saftigsten Lorbeeren hat er sich an dieser geistigen Pest verdient; zum Ritter der Freiheit war er geschlagen, da er den Lindwurm der Halbheit erschlug, Kopf für Kopf, Ring für Ring — auf dem Papiere natür-

lich . . . Er war ein Deutscher . . . . Die „Briefe aus Paris“ für die Schädelstätte, auf welcher die Gebeine der französischen Regierung, der Kammer und der Charte-vérité, der „wahren Verfassung umherliegen. Dieses Feilschen um die Freiheit, dieses halbe Gewähren und ganze Versagen, dieses perfide Wiedereinschmuggel des alten Systems, das man doch selbst über die Grenze gejag hatte; dieses Liebäugeln mit der Reaction in ganz Europa, diese Um-Verzeihungbitten für die eigene Existenz, dieses geheim Complot mit den Völkermördern und Völkerschindern; diese Entmannung des Volksgeistes, diese Van Aken'sche Procedur mit den Löwen; diese Niederträchtigkeit ohne Muth, diese Courage an Angst: wer hätte das mit glühendem Stift in die Tafeln de Geschichte eingegraben, wenn nicht Börne! Und wenn das am grünen Holze geschah, was sollte erst am dürren werden?

Unter dem 3. November 1830 schon ist Börne sich völlig klar Die Wiederholung von 1791 war ihm Irrthum und Verbrechen zugleich. „Ich fange an, ein Republikaner zu werden, wovon ich bis jetzt so weit entfernt war.“ Man beschoß damals Antwerpen — zum Spaß. So und so viele Leichen sollten noch eben „die Waffenehre retten,“ wie Herr v. d. Pfordten 1866 sagte. Der General Chassé mußte von der Citadelle aus die Handelsstadt Antwerpen bombardiren — eine kleine Genugthuung für den König von Holland. Die Franzosen mußten die Citadelle stürmen, um den revolutionären guten Willen Louis Philipp's an den Tag zu legen Weiter hatte es keinen Zweck; nachher konnte man mit einander zu Mittag essen. Es war Sebastopol, von Kindern aufgeführt.

Am 9. November prophezeit Börne „eine neue Revolution“: „Da nun die letzte Revolution ihren Zweck nicht erreicht hat (denn die jetzigen Machthaber wollen darin nur eine Veränderung der Dynastie sehen) und man den Franzosen nicht freiwillig gibt, um was sie gekämpft haben, wird eine neue Revolution nöthig werden; und die bleibt gewiß nicht aus.“

In welchen Verhältnissen lag denn diese Ruchlosigkeit der Juliwirthschaft begründet? Louis Philipp war doch kein Franz Moor, der seine wahnsinnige Ichsucht der Welt entgegenstellte Casimir Perrier doch kein Jago, der sich an dem Unglück und der Ver-

zweiflung der Andern weidete! In politischen Dingen hat man nie ein richtiges Urtheil, wenn man nicht die gleichzeitigen gesellschaftlichen Zustände in den Kreis der Betrachtung zieht. Die Form des Staates, die Methode der Regierung, die Gemeinheit der Pfiffe und Kniffe, Alles hängt, etwa die Art und Weise der Knechtung und Mißhandlung ausgenommen, von der socialen Beschaffenheit, vom Verhältniß der verschiedenen Volksclassen zu einander, von der Herrschaft der einen über die andere und vom Grade der Sicherheit dieser Herrschaft ab.

Am 9. Nov. 1830 schon durchschaute das scharfe Auge Börne's alle diese Dinge. Er schrieb: „das Ministerium und die Kammer haben Furcht und handeln darnach, und haben freilich die Masse der Nation auf ihrer Seite, nämlich den Teig, aber ohne die Hefen, nämlich die Industriellen, das heißt auf deutsch: die miserablen Kaufleute und Krämer, die nichts haben als Furcht und Geld."

In diesem Stollen gräbt er weiter und stößt auf das Princip der Nationalgarde, der Bürgerwehr, des bewaffneten Philisteriums! „Die Mittel, welche die Franzosen gebrauchen, die Freiheit zu erwerben, werden von den deutschen Regierungen benutzt werden, um die Despotie zu verstärken. Ich muß nur lachen über die Unwissenheit der hiesigen (Pariser) Zeitungsschreiber. Sie erzählen es im Triumph: in Deutschland, in Oesterreich sogar, würden Nationalgarden eingeführt, und sie meinen, das wäre ein Fortschritt der Freiheit; die Esel begreifen nicht, daß das ein neues Werkzeug der Gewalt ist, das alte, abgenutzte damit zu ersetzen. Die Deutschen! — nicht einzusehen daß die Uniform eine Art Gefängniß ist, die Disciplin eine Kette an Händen und Füßen — nicht einzusehen, daß, wenn man Schildwache steht, man selbst am meisten bewacht wird! — Den sogenannten Pöbel im Zaum halten, das heißt die armen Leute, das heißt die Einzigen, welchen das verfluchte Geld nicht die ganze Seele, allen Glauben abgehandelt; die Einzigen, denen der Müßiggang nicht alle Nerven ausgesogen und die einen Geist haben, die Freiheit zu wünschen, und einen Leib für sie zu kämpfen — sich wie ein todter Ofenschirm vor die Glut des Volkes zu stellen, damit die Großen hinter uns nicht schwitzen und gemächlich ihr Eis verzehren — und sich noch

weismachen zu lassen, das geschähe für die Freiheit — sich foppen zu lassen, ein solcher Tölpel zu sein — es ist unglaublich

Dabei ist nur das Eis vergessen, welches die Nationalgard sten selber verzehren, nachdem sie die Straßen „gesäubert" habe

Da steht also der radikale Republikaner vor uns, der Ludwi Börne, den man vorschnell damit abthun wollte, daß man ih zum Jünger Maximilian Robespierre's machte. Terrorismu Wohlfahrts-Ausschuß, Guillotine in Permanenz, die Köpfe ab, d Principien hoch. „Lieber gehen die Kolonien zu Grunde als ei Princip!"

Pardon, dem ist nicht ganz so. Gehen wir näher ein. Unt allen Häuptern der großen Revolution sind ihm „Robespierre un St. Just die ehrlichsten." „Jedoch bin ich weit entfernt, ihre Systeme zu huldigen. Ich glaube zwar nicht, daß die neue Ideen ohne Blut ins Leben zu führen sind, aber daß im schlimmste Falle alle geopfert werden müßen, die eine abweichende Meinun haben, — einem solchen Terrorismus widerstrebt mein Gefühl, un ich könnte nie die Ungerechtigkeit billigen, sonst vielleicht gu Menschen zu morden, weil sie anders zu denken und zu meine wagen als ich. Robespierre und St. Just meinten zwar, das Ge fühl komme in jenen Fällen nicht in Frage, sondern die Nothwer digkeit; allein damit nahmen sie den jesuitischen Grundsatz an, da der Zweck die Mittel heilige; ich muß bekennen, daß ich glaub diese Nothwendigkeit könne nie existiren."

Nicht nur sein Gefühl protestirte gegen den endlosen Schrecke sein Verstand bewies ihm auch die Unlogik einer solchen Politi Er sah ganz richtig in Robespierre den Absolutisten, so schro wie Einer, den umgeschlagenen Ludwig XIV., der um kein Haa besser geworden, weil er „im Namen des Volkes" seinen Wille zum obersten, einzigen machte.

„War Lykurg besser als Robespierre? Er war schlimme Robespierre opferte die Menschen, Lykurg die Menschhei Robespierre opferte sie, er schlachtete sie nicht. Er war kei Metzgermeister, wie alte Weiber und kindische Männer glauben er war ein guter Bürger, der Staat war sein Gott, sei Staat, der republikanische — gleichviel. Er war ein Absoluti

wie Einer. Der Jakobiner hat gar nicht nöthig sich zu bekehren, um ein guter Royalist zu werden; der Royalist braucht seinen Glauben nicht zu verändern, um zu thun, was Bessières gethan. Beide kämpfen für die Macht, in welcher Hand sie sich auch befinde. Beide streiten gegen die Freiheit, wer diese auch geltend zu machen strebt, sei es das Volk, sei es der Fürst." —

Für Robespierre war der Staat die Hauptsache, für Börne der Mensch; ja er ging noch weiter, er unterschrieb mit beiden Händen den Satz: „Die Menschheit ist um des Menschen willen da!"

Man höre seinen Vergleich zwischen Mirabeau und Robespierre, in der Besprechung der beiden ersten Bände von Thiers' „Geschichte der französischen Revolution". „Mirabeau als Mensch und Bürger war schlechter als Robespierre. Diesen verleitete der Fanatismus der Tugend zu Uebelthaten; Jener ließ sich von der kalten Berechnung des Eigennutzes zum Guten bewegen. Robespierre war unbestechlich und würgte, Mirabeau hat Geld genommen und schonte. Wer sich zu einer Missethat bestechen läßt, der gesellt nur Unreines zum Unreinen; wer sich aber zum Guten bestechen läßt, der besudelt das Reine. Mirabeau nahm Geld vom Hofe, die Revolution zu mäßigen: das war ein Fehler seines Herzens; er glaubte die Revolution leiten zu können: das war eine Schwäche seines Kopfes."

Man kann Alles an Robespierre anerkennen, was Börne anerkannte; eine Sympathie aber für diesen Oberrabiner der fanatischen Gottgläubigkeit brauchen wir Andern nicht zu empfinden, die wir durch Denken und Beobachten dem alten Testament glücklich entwachsen sind. Um so ferner wird uns jene Sympathie bleiben, je weniger uns „Hypochondrie und Schüchternheit im Umgange" an dem Tugendhelden von Arras interessiren. Ein Unglück des Temperaments kann unser Mitleid erregen; zur Auszeichnung darf es in unseren Augen niemals werden.

Wenn nun aber der Weg zur Freiheit durch 1791 verbaut ist, und wenn 1793 uns unrettbar der Dictatur überliefert, zuerst der Dictatur der Tugend, dann derjenigen des Ruhmes; wenn wir

der Guillotine nur entgehen, um auf die Spitzen der Bajonet geworfen zu werden: Was dann? und wo öffnet sich ein Ausweg

Menschen zu kürzen, war falsch, besonders wenn diese Kü zung methodisch betrieben wurde. Vielleicht aber ist an den Dinge etwas zu kürzen. Das Zeitwort Sein läßt uns im Stich, es i am Ende einerlei, ob gewisse Persönlichkeiten sind oder nicht, un ganz bei Lichte betrachtet sind nicht wir die Richter darüber, ob d Natur mit Unrecht sie ins Leben rief. Aber die Hülfe könnte i dem andern Hülfszeitwort liegen, im Haben.

Sehen wir zu, was Börne vom Haben hält und wie er da conjugirt!

Es war eben die Rede von der Nationalgarde, der Bürger wehr, dem bewaffneten Philisterium. Bei den Revolutionen be theiligt sich dieses Wesen als solches niemals, wie viele Einzeln auch Freiwilligendienste hinter der Barrikade nehmen. Im Jun 1848 kam es sogar darauf an, auf welcher Seite der Barrikad man stand. Aber Revolutionen zu „schützen," zu Tode zu schützen das versteht die Nationalgarde meisterlich . . . bis die todte Revo lution aufersteht und ihren Einzug ins Stadthaus hält — dan macht sie ihr einen Huldigungsbesuch.

Unter dem 14. Januar 1831 schreibt Börne, immer von Paris „Ich sah eine Reihe panoramaartiger Gemälde, die Schlachttag des Juli vorstellend. Die Gefechte auf den Boulevards, die Barri kaden, das Pflaster=Geschoß, die schwarzen Fahnen und die drei farbigen, die königlichen Soldaten, die abgehauenen Bäume, di Leichen auf der Straße, die Verwundeten und neben ihnen di gutmüthigen Französinnen, die sie laben und verbinden. Man be kommt von Allem eine klare Anschauung, es ist als wenn man da bei gewesen, und es ist zum Todtweinen! Denn ich habe die Käm pfenden gemustert, ich habe die Leichen betrachtet und gezählt di Verwundeten — es waren viele junge Leute; die meisten alten abe gehörten zum sogenannten, so gescholtenen Pöbel, der jung bleib bis zum Grabe. Einen bejahrten Mann in einem guten Rocke, ich sah keinen, weder unter den Streitenden, noch unter den Gefallenen. (Hier scheint einmal die Kunst nicht gelogen zu haben.) Die Männer

in guten Röcken sitzen in der Pairs= und Deputirtenkammer und halten sich die Nase zu vor den stinkenden Pöbelleichen und sagen: Wir haben Frankreich gerettet, es gehört uns wie eine gefundene Sache, wie eine Entdeckung, und sie ließen sich ein Patent darüber geben. Und die reichen Leute, die verfluchten Bankiers kamen und sagten: halbpart! und haltet uns nur den Pöbel im Zaum, damit die Renten steigen. An diese muß die Rache auch noch kommen."

Es war unserm Freunde mittlerweile klar geworden, daß die alten Formen des Staates auf die Neige gingen. Frankreich hatte in der That Alles versucht, zum Theil zweimal: Feudales Königthum mit Adel und Geistlichkeit, Einheitsmonarchie mit gebrochenen Feudalspitzen, monarchische Centralisation mit Hofadel und zweckmäßig verwandter Kirche, einen Etikettenkönig an der Spitze des Feldzugs der Liederlichkeit, constitutionelles Königthum mit Hindernissen von Oben und Unten, Republik des Kehraus, Republik des tugendhaften Schreckens, Paraderepublik mit Sittenfäulniß, zehnjähriges Consulat, lebenslängliches Consulat, Kaiserthum, Kaiserthum mit constitutioneller Schminke, constitutionelles Königthum mit feudalen Reminiscenzen, Königthum des Staatsstreichs, endlich die wahrhafte Charte, den Bürgerkönig mit Filzhut und Regenschirm. Die Schattirungen lasse ich noch aus.

So viel stand für Börne historisch fest: Frankreich ließ sich nicht länger beherrschen, es hatte jede Art von „Herrschaft" gebrochen. Das Eine fiel ihm natürlich nicht ein, und das nicht vorhergesagt zu haben, gereicht jedem Propheten zur Ehre: das Empire aus den Apenninen, Cäsar als Renz . . .

Und daß diese „An=archie," wie mein Freund Proudhon sagte, diese erwiesene Unregierbarkeit der Franzosen, ihre große sociale Bedeutung an sich trage, entging natürlich dem Börne'schen Scharfsinn nicht. Daher bei ihm der merkwürdig tiefe Satz:

„Napoleon war der letzte Monarch, mit ihm ist die monarchische Regierungskunst ausgegangen, und jetzt herrschen die Naturelemente der bürgerlichen Gesellschaft so demokratisch, als es ein Jakobiner nur wünschen mag."

Wie schlagend wahr und wie schlagend ausgedrückt! Di Herrschaft über die Massen, das imposante Gängeln der Mensche übte Napoleon zum letzten Male mit eben so viel Aplomb al Eleganz aus. Das wird ihm Keiner mehr nachmachen. Er ist di letzte Legende der Gewalt, die nächste Legende war schon di der Freiheit und Nationalität, Garibaldi! Die französisch Revolution aber hatte die bürgerliche Gesellschaft emancipirt Was also künftig einzig die Bühne anfüllen und bis ins Pro scenium dringen kann, ist das Ameisengewimmel des frei gewor denen Bürgerthums, die Concurrenz der Capitalien, das Steeple Chase der Profite, und dem gegenüber die gracchische Forderun des Proletariats, theilzuhaben an den producirten Reichthümern welche bisher seltsamerweise ihren Weg immer nur in eine und dieselbe Tasche nahmen. Die ganze Gesellschaft Europa's, so wei es „civilisirt" genannt werden kann, besteht nur noch einerseits aus Hochbürgern und solchen, die es werden wollen, andererseits aus Proletariern, die nicht bleiben wollen, was sie sind.

Das nannte Börne sehr treffend die „Naturelemente der bürgerlichen Gesellschaft," die sich in einem gestaltlosen Chaos bekriegen, zur großen Freude aller Gegner der Herrschaft eines Einzelnen, denen Alles recht ist, wenn nur der monarchische Wille aus dem Nest gehoben ist, und die man Jakobiner nennt.

Börne ist mitten in der socialen Frage angekommen und ich werde ihm furchtlos folgen, selbst da, wo er vorzeitige Hoffnungen hegt und die Frage des Jahrhunderts auf einen Straßenkampf zu reduciren Miene macht. Er spricht vom Standpunkt der Julirevolution aus, von der Höhe einer Barrikade, zu welcher Madame Str. die Pflastersteine herbeischaffen sollte.

Ganz klar äußerte er sich bei Gelegenheit einer Rede von Mignet, dem Historiker, über Sieyès, den berühmten Propheten des dritten Standes, welcher fortan „Alles sein wolle," dahin: „Die Revolution von 1789 ist mit der von 1830 geschlossen. Der dritte Stand hat Alles erreicht. Sie sind (nämlich die Hochbürger) jetzt der Adel, die Geistlichkeit, und wie diese wollen sie Alles für sich behalten ... Die größere, mächtigere Revolution, das Volk, der vierte Stand, das muß noch kommen."

Ende November 1831 brach zu Lyon der Arbeiteraufstand los. Höchst bezeichnend und mit einer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt, spricht sich Börne über diesen furchtbaren Kampf aus: „Die Ruhe, die jetzt in Lyon herrscht, hat sich von selbst hergestellt; aber das Volk ist noch Meister der Stadt. Man hat den Herzog von Orleans als Friedensengel, den Marschall Soult als Würgengel dahin geschickt. Nun bin ich begierig, wie sie Leyer und Schwert zusammendichten werden. Der Marschall Soult kann sich täuschen; Napoleons Zeiten sind vorüber, und der Bülletin-Donner schreckt keinen Hasen mehr. Der Herzog von Orleans kann sich auch täuschen. Eine fürstliche gnädige Herablassung thut keine Wunder mehr; das Volk gibt keine Bratwurst für die allerhuldvollsten Redensarten, es will baares Geld sehen.

„Die Neigung der Minister ist für Gewalt; aber die Furchtsamkeit des Königs wird wohl verhindern, was seine Weisheit und Gerechtigkeit nie verhindert hätte. Casimir Perier, der König von Israel, der hohe Priester der Renten, der Held des Friedens, hat sich in der Kammer geberdet wie Moses, als er vom Berge Sinai herab kam und das Volk um ein goldenes Kalb tanzen sah. Er hat den Götzendienern seine zehn Gebote an den Kopf geworfen und das goldene Kalb in Pulver verwandelt. Er ist ein completer Narr. — Auch haben die Leviten der Börse ein Jubelgeschrei erhoben, als sie ihren strahlenden Moses wiedersahen, daß man betäubt davon wurde. Dieser Casimir Perier hat darüber gefrohlockt, daß in den blutigen Geschichten von Lyon gar nichts von Politik zum Vorschein gekommen, und daß es nichts als Mord, Raub und Brand gewesen! Es sei nichts weiter als ein Krieg der Armen gegen die Reichen, derjenigen, die nichts zu verlieren hätten, gegen diejenigen, die etwas besitzen! Und diese fürchterliche Wahrheit, die, weil sie eine ist, man in den tiefsten Brunnen versenken müßte, hielt der wahnsinnige Mensch hoch empor, und zeigte sie aller Welt!

„Die dunkeln Triebe des Volkes hat er ihm klar gemacht; seiner wilden Laune des Augenblicks hat er durch Grundsätze Dauer gegeben; seinen kurzsichtigen Sorgen des

Tages den Blick in ewige Noth eröffnet*). Den höchsten Grad des Wahnsinns mögen jetzt die Aerzte Staatskunst nennen. Um den reichen Leuten sagen zu können: seht, ihr seid bedroht, ihr müßt es um eurer Sicherheit willen mit mir halten — und diese elenden Krämervortheile eines Tages opfert Casimir Perier das Glück Frankreich's, Europa's, vielleicht um ein Jahrhundert auf.

„Es ist wahr, der Krieg der Armen gegen die Reichen hat begonnen, und wehe jenen Staatsmännern, die zu dumm oder zu schlecht sind zu begreifen, daß man nicht gegen die Armen, sondern gegen die Armuth zu Felde ziehen müsse. Nicht gegen den Besitz, nur gegen die Vorrechte der Reichen streitet das Volk; wenn aber diese Vorrechte sich hinter den Besitz verschanzen, wie will das Volk die Gleichheit, die ihm gebührt, anders erobern, als indem es den Besitz erstürmt?

„Schon die Staaten des Alterthums kränkelten an diesem Uebel der Menschheit; dreitausend Jahre haben das Unheil gesäet, und das Menschengeschlecht nach uns wird es ernten. Frei nannten sich die Völker, wenn die Reichen ohne Vorrang unter sich die Gesetze gaben und vollzogen; die Armen waren niemals frei.

„Ueber die kurzsichtigen Politiker, welche glaubten, in den Staaten, wo Adel und Geistlichkeit ihre Vorrechte verloren, sei der ewige Friede gesichert! Eben diese, wie Frankreich und England, stehen der fürchterlichsten Revolution näher als die andern Staaten, wo noch keine freien Verfassungen bestehen. In den letztern wird dem niedern Volke durch seinen benachbarten Stand, die Bürgerschaft, die Aussicht nach den höheren bevorrechteten Ständen versteckt. Es vermißt daher keine Gleichheit; da aber, wo der Mittelstand sich die Gleichheit erworben, sieht das untere Volk die Ungleichheit neben sich,

*) Es schien mir ganz unumgänglich, diese wichtigste Auslassung Börne's mit den nöthigen Hervorhebungen dem Leser vollständig vorzuführen. Meine Bemerkungen folgen ihr auf dem Fuße. K. G.

es lernt seinen elenden Zustand kennen, und da muß früher oder später der Krieg der Armen gegen die Reichen losbrechen.

„Die heillose Verblendung des Bürgerstandes zieht das Verderben schneller und fürchterlicher herbei. Seit er frei geworden, blickt er, halb aus Furcht, halb aus Hochmuth, beständig hinter sich, und vergißt darüber vor sich zu sehen, wie ein besiegter, aber noch lebendiger Feind nur darauf wartet, daß er den Blick wegwende. Diese Furcht und diesen Hochmuth wissen die Aristokraten in Frankreich und England sehr gut zu benutzen. Den Pöbel hetzen sie im Stillen gegen die Bürger auf, und diesen rufen sie zu: Ihr seid verloren, wenn ihr euch nicht an uns anschließt.

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Diese reichen Ladenherren von Paris, diese Bankiers und Fabrikanten, die, es sind noch keine fünfzig Jahre, sich von jedem Lump von Ludwigsritter Canaille mußten schelten lassen, reden, wie sie es gehört, den ganzen Tag von der Canaille, wozu sie Jeden rechnen, der keinen feinen Rock trägt und keine andern Renten hat, als die ihm jeden Tag die Arbeit seiner Hände einbringt!

„Die Regierung, welche über die menschliche Schwäche erhaben (!) sein sollte, benutzt sie nur, ihre Herrschsucht zu befriedigen, und statt die bürgerliche Ordnung auf Weisheit, Gerechtigkeit und Tugend zu gründen, baut sie sie über hinfälliges Holzwerk, das sie in den Schlamm der Leidenschaften einrammelt.

„Die Nationalgarde, die Wache der französischen Freiheit, suchen sie zu entnerven, durch eitlen Flitter zu gewinnen. Erst kürzlich hat der König an Einem Tage dreihundert Ehrenkreuze unter sie vertheilt. Der Ehre*) haben sich die Fürsten immer als eines Gegengiftes der Tugend bedient, vor der sie zittern. Die so leicht bekreuzte Nationalgarde wird hinter die Arbeitsleute mit den schweren Kreuzen gejagt, sobald diese murren. Die Arbeitsleute, um sie doch auch zu etwas zu gebrauchen, werden gegen die Julinshelden, die man Republikaner schilt, ge-

*) Sollte heißen: „der Ehren", auch bei Montesquieu.
K. G.

hetzt, und diese, die sich zu nichts gebrauchen lassen, werden mi Haß und Spott verfolgt, bis ihnen der Kerker eine willkommen Zuflucht bietet.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Der fürchterliche Krieg der Armen gegen di Reichen, der mir so klar vor den Augen steht, als lebten wi schon mitten darin, könnte vermieden, die Ruhe der Wel könnte gesichert werden; aber alle Regierungen sind verein bemüht, das Verderben herbeizuführen. . . . . Die armen Leut in Frankreich haben in der Kammer keine Stellvertreter. Die neueste französische Constitution hat die alte Thorheit, die alte Ungerechtigkeit, die alte erbärmliche Philisterpolitik beibehalten, das Wahlrecht an den Besitz gebunden und die Besitzlosen auch ehrlos gemacht. Die Reformbill in England hat nur den Zustand der Mittelclasse verbessert, und das Helotenverhältniß des niedern Volkes auf's Neue befestigt. Im Parlament wie in der Deputirtenkammer sitzen nur die reichen Gutsbesitzer, die Rentiers und Fabrikanten, die nur ihren eigenen Vortheil verstehen, welcher dem der Arbeitsleute gerade entgegensteht.

„Die graubärtige Staatsweisheit, vor Alter kindisch geworden, geifert gegen den Wunsch der Bessern und Einsichtsvollern: daß man auch die niedern Stände an der Volksrepräsentation möge theilnehmen lassen. Sie sagen: Menschen, die nichts zu verlieren haben, könnten an dem allgemeinen Wohle des Landes nie aufrichtigen Antheil nehmen; jeder Intrigant kann ihre Stimme erschleichen oder erkaufen. So sprechen sie, um das Gegentheil von dem zu sagen, was sie denken. Weil es unter den armen Leuten mehr Ehrliche gibt als unter den Reichen, weil sie seltener als die andern sich bestechen lassen, wollen die Minister sie nicht unter den Volksvertretern sehen. Sie mögen uns ihre geheimen Register öffnen, sie mögen uns die Namen ihrer Anhänger, ihrer Angeber, ihrer politischen Kuppler, ihrer Spione lesen lassen — und dann wird sich's zeigen, ab mehr Reiche, um ihren Ehrgeiz und ihre

schnöden Lüste zu befriedigen, oder mehr Arme, um ihren Hunger zu stillen, das Gewissen verkauft haben!

„Die reichen Leute machen allein die Gesetze, sie allein vertheilen die Auflagen, davon sie den größten und schwersten Theil den Armen aufbürden. Das Herz empört sich, wenn man sieht, mit welcher Ungerechtigkeit alle Staatslasten vertheilt sind. — — — — Der Bauer muß seinen einzigen Sohn hergeben, den frechen Ueberfluß der Reichen gegen seine eigene Noth zu schützen, und unterliegt er der Verzweiflung und murrt, schickt man ihm den eigenen Sohn zurück, der für fünf Kreuzer täglich bereit sein muß, ein Vatermörder zu werden. *)

„Alle Abgaben ruhen auf den nothwendigsten Lebensbedürfnissen, und der Luxus der Reichen wird nur so viel besteuert, als es ihre Eitelkeit gern sieht; denn ein wohlfeiler Genuß würde sie nicht auszeichnen vor dem niedrigen Volke. Die fluchwürdigen Staatsanleihen, von denen erfunden, welchen nicht genügt, das lebende Menschengeschlecht unglücklich zu wissen, sondern die, um ruhig zu sterben, die Zuversicht mit in das Grab nehmen wollen, daß auch die kommenden Geschlechter zu Grunde gehen werden -- entziehen dem Handel und den Gewerben fast alle Capitalien, und nachdem sie dieses Verderben gestiftet, bleiben sie, zu noch größerem Verderben, unbesteuert **), und was dadurch der Staat an Einkommen verliert, wird von dem armen Rest der Gewerbe verlangt. Der reiche Fabrikant hält sich für zu Grunde gerichtet, wenn nicht jede seiner Töchter einen türkischen Shawl tragen kann, und um sich und seiner Familie nichts zu entziehen, wirft er seinen Verlust auf die Arbeiter, und setzt ihren Tagelohn herab. ***)

---

*) Vergleiche die belgischen Grubenarbeiter und das sehr „liberale" Ministerium! K. G.

**) Dem Manne kann augenblicklich in Oesterreich geholfen werden! K. G.

***) Wenn's nur um den Shawl wäre, selbst bei sechs heirathslustigen Töchtern, die sämmtlich auf Eroberung ausgehen! K. G.

„Die Stadt Paris braucht jährlich vierzig Millionen, von welchen ein schöner Theil in den räuberischen Händen der begünstigten Lieferanten und Unternehmer zurückbleibt. Jetzt brauchen sie noch mehr Geld (und jetzt noch viel mehr!) und sie besinnen sich seit einiger Zeit, ob sie die neuen Auflagen auf den Wein die Butter oder die Kohlen legen sollen. Der Reiche soll nicht darunter leiden, der Arme soll bezahlen wie immer. Eine Flasche Wein zahlt der Stadt fünf Sous; ob es aber der geringe Wein ist, den der Arme trinkt, oder ein kostbarer, den der Reiche genießt, das macht keinen Unterschied. Die Flasche Wein, die zwanzig Franken kostet, zahlt nicht mehr Abgaben als eine zu acht Sous.

„Eine Sängerin, die jährlich vierzigtausend Franken Einkommen hat (wie billig!) zahlt nichts, und ein armer Leiermann muß von dem Ertrage seiner Straßenbettelei der Polizei einen großen Theil abgeben.

„Das fluchwürdige Lotto ist eine Abgabe, die ganz allein auf der ärmsten Volksclasse liegt. Dreißig Millionen stiehlt jährlich der Staat aus den Beuteln der Taglöhner, und eine Regierung, die dies thut, hat noch das Herz, einen Dieb an den Pranger zu stellen und einen Räuber am Leben zu bestrafen!

„Und nach allen diesen Abscheulichkeiten kommen sie und lästern über die Unglücklichen, die nichts zu verlieren haben, und fordern die reichen Leute auf, gegen das wilde Thier, Volk, auf ihrer Hut zu sein! Geschieht das alles sogar in Frankreich, wo die freie Presse manche Gewaltthätigkeit verhindert, manche wieder gut macht — was mag nicht erst in jenen Ländern geschehen, wo Alles stumm ist, wo Keiner klagen darf, wo Jeder nur den Schmerz erfährt, den er selber fühlt! . . . . Das hat ja die Cholera . . . . uns sehr nahe vor Augen gestellt. Wie haben sie in Rußland, Oesterreich und Preußen gelächelt, gespottet und geschulmeistert . . . über die wahnsinnige Verblendung des Volkes, welches glaubte, die Vornehmen und Reichen wollten es vergiften, und die Cholera sei ein Mischmasch des Hasses! —

„Aber die Wahrheit, die mitten in diesem Wahne verborgen, der dunkle Trieb, der das Volk lehrt, es sei nur schlechtes

Handwerkszeug, zum Dienste der Reichen geschaffen, das man wegwirft, wenn man es nicht braucht, und zerbricht, sobald es unbrauchbar geworden — diese Wahrheit ist den Spöttern und Schulmeistern entgangen ....

„Haben sich die Reichen denn nicht in allen Zeitungen den Trost zugerufen, haben sie nicht gejubelt darüber: die Krankheit treffe nur die Armen und Niedrigen, die Reichen und Vornehmen hätten nichts von ihr zu fürchten! Hört, liest denn das Volk solche Reden nicht, wird es nicht darüber nachdenken?

„Ja freilich, das beruhigt sie, daß das Volk nicht denkt. Aber ihm ist der Gedanke Frucht, die That Wurzel, und wenn das Volk einmal zu denken anfängt, ist für Euch die Zeit des Bedenkens vorüber und ihr ruft sie nie zurück ....

* * *

Diese wunderbar kühne, ja verwegene Auslassung fordert zu etlichen Bemerkungen heraus.

Wenn der Gegensatz zwischen Arm und Reich, die Nothwendigkeit eines Kampfes auf Tod und Leben zwischen beiden, eine „Wahrheit“ ist, was Börne behauptet, so mag diese „Wahrheit“ noch so „fürchterlich“ sein, kein Mensch hat das Recht und noch viel weniger die Pflicht, sie „in den tiefsten Brunnen zu versenken“.

Es sei denn, daß man keinen Ausweg vor sich erblicke. Wie wenn heute Jemand zuerst entdeckte, daß alle Menschen sterben müssen, und bei sich selbst zu Rathe ginge, ob er das so ohne Weiteres mittheilen dürfe.

Gibt es ein Mittel, den Gegensatz aufzuheben, so hat sich Casimir Perrier unter allen Umständen unsterblich gemacht, indem er den Gegensatz selbst enthüllte. Gibt es keines, so mag der Menschenfreund trauern, daß man die grüne Hoffnungsfahne schon von der Wiege entfernen muß und daß, nicht an der Pforte der Hölle, sondern am Eingang des Lebens, für die ungeheure Mehrheit der Gebornen die schwefelichte Inschrift flammt:

„Laßt fahren alle Hoffnung, Ihr, die Ihr eintretet!“

Und Börne neigt sehr stark zu dieser pessimistischen Ansicht. Wie könnte er es sonst dem französischen Minister zum Vorwurf ma=

chen, „die dunkeln Triebe des Volkes diesem klar gemacht, sein wilden Laune des Augenblicks Dauer gegeben, seinen kur sichtigen Sorgen den Blick in ewige Noth eröffnet" zu habe Wie, es handelte sich wirklich nur um eine „Laune des Augenblicks wenn das Volk sich zum socialen Kampfe rüstet! Das Ziel wä unerreichbar, weil die „Noth ewig?"

Wohl, dann belehre man das Volk schleunig, man werl eine zehnfach größere Clerisei an und lasse alle Glocken bimmel und alle Orgeln heulen und alle Priester lamentiren von dem „ird schen Jammerthale", in das wir zur Buße versetzt wurden. Un laßt uns die Aerzte abschaffen oder vermehren, denn je früher g storben, desto besser!

Ja, wenn man freilich den Conflict schlechterdings nur al einen „Krieg der Armen gegen die Reichen" auffaßt, dann ist kein Lösung abzusehen. Denn wenn morgen die Reichen arm gemac werden, so werden etliche Arme reich oder im besten Falle mehrer Arme wohlhabend. Dann bleiben die sehr Vielen wieder übrig welche leer ausgehen, und die höllische Runde beginnt auf's Neu Das wäre allerdings die Verbriefung der „ewigen Noth".

Einen solchen socialen Kampf hat es nie in der Geschicht gegeben, ausgenommen bei plündernden Armeen; die sociale Kämpfe unter den Gracchen zu Rom und im deutschen Bauern kriege gingen viel tiefer; es handelte sich weit weniger um da Haben, als um das Erlangen, nicht sowohl um den Besitz als um den Erwerb. Nur was sich der Möglichkeit des Er werbs von Seiten Aller widersetzt, nur das, und nich mehr, wird von der Gegenpartei als Opfer verlangt. Härte und Ueberschreitungen fallen allerdings in der Hitze des Gefechte vor, in Folge des Widerstandes, durch die Schuld der Bevorrech teten, so wie die Confiscation der Emigrantengüter in der franzö sischen Revolution; zum Wesen der Reform gehören sie nicht Das Gewordene ist bei socialen Revolutionen nicht in Frage sondern das Werdende, das, welches eben sein Recht durchsetzt, werden zu dürfen. „Ein Werdender wird immer dankbar sein", sagt der Dichter, dafür, daß man ihn ins Recht hineinläßt; er ist kein Dieb und kein Räuber. In der Nacht vom 22. auf den 23.

Februar erschoß das arme Volk von Paris, die Leibgarde der republikanischen Freiheit, einen Dieb, und ritzte ihm in großen Buchstaben auf die Brust: Voleur!

Das Volk, die Arbeiter, wollen bewußt oder unbewußt, eine andere gesetzliche Ordnung der Erwerbsverhältnisse; sie ahnen den Weg, wenn sie von Productiv-Genossenschaften reden; viele drücken sich mit erstaunlicher Klarheit darüber aus. Wer unter ihnen würde sich rühren, wenn er an die „ewige Noth" glaubte.

Aber Börne war zu seiner Zeit noch sehr entfernt von einer solchen Auffassung der Dinge; er macht nur sociale Anläufe, um ins politische Gebiet zurückzukehren; je höher der Zorn in seinem edlen Gemüthe auflodert, desto rascher sinkt er zu seiner politischen Begriffswelt wieder hinab.

Er sagt: das Volk streite gegen die „Vorrechte" der Reichen, nicht gegen ihren „Besitz". Wären das die „Vorrechte", unverhältnißmäßig immer reicher zu werden, auf Kosten der immer größer werdenden Armuth, so wäre es verständlich; aber was helfen dem Volke die Rechte, die es sich erobern soll, wenn diese Rechte nur zur „Gleichheit" führen? Dann war es ja bloße Eifersucht, am Ende gar Scheelsucht, welche die Armen wider die Reichen trieb! Mit dieser politischen „Gleichheit" Aller scheint aber bei Börne die Sache abgethan zu sein. Dann ist sein Ideal verwirklicht im bonapartischen Frankreich, im deutschen Nordbunde, ja im Zollgeeinten Deutschland. Daß diese „Gleichheit" ein bloßes Mittel wäre, um zur Ausgleichung des Gegensatzes zu gelangen, davon finden wir bei Börne auch nicht eine Andeutung. Denn auch sein Krieg wider die „Armuth" will nichts heißen; es handelt sich um einen Krieg wider die Quellen der Armuth.

Und doch sagt er selbst: „Die Armen waren niemals frei." Arm sein und Frei sein widerstreitet sich also. Die politischen Rechte an und für sich thun's also nicht, und wer der „ewigen Noth" auf den Grund kommen will, der muß sich zu allererst von der Wahrheit durchdringen lassen: Jeder staatliche Zustand hat seine bestimmtesten gesellschaftlichen Voraussetzungen, mit denen er steht und fällt. Aendert die

gesellschaftlichen Voraussetzungen, und Ihr habt de Staat in eine andere Form gegossen!

Hier liegt denn auch die einzige begründete und bündige En schuldigung für das, was Börne noch schlechtweg die Bürge schaft, das Bürgerthum nennt, was man in Frankreich unt Bourgeoisie versteht, in seiner classischen Vollendung die Hoc stapler der modernen Gesellschaft. Börne sagt ihnen sehr vi Böses nach und übertreibt kaum etwas dabei; man könnte Bänd mit einem Anklageact füllen — was wäre damit gewonnen?

Dieses „Bürgerthum" ward 1789 emancipirt und gewann 183 seinen Proceß in zweiter und letzter Instanz. Der Bonapar appellirte nicht einmal mehr. Unsere Materiellen-Interessen Jobber im westlicheren Deutschland sind ohnedem nur Affen. Ei Stand in der Gesellschaft ist emancipirt, das heißt: er ist forta berechtigt, seine Interessen zu verfolgen, sich zu entwickel bis zum Platzen. Das Interesse des Hochstaplerthums sind di Interessen des Capitalismus. Es wandte den Dampf und di Maschine an und pumpte die Welt aus. Läßt man es gehen, s wird es pumpen bis ans Ende der Tage, wo dann noch die Ein Universal-Riesenmaschine übrig sein wird, von welcher der ehrlich Sismondi prophezeite; nur daß der Mann überflüssig ist, der di Kurbel dreht. Die Maschine geht ganz von selbst ....

„Die heillose Verblendung des Bürgerstandes", meinte Börne „zieht das Verderben schneller und fürchterlicher herbei." We kann's ändern? Es ist die „Verblendung" des jüdischen Volkes sich für das „auserwählte Volk Gottes" zu halten; die „Verblen dung" der Römer, die Herrschaft über die bewohnte Erde für ih unverlierbares Privilegium anzusehen; die „Verblendung" de Ritterthums, Arm- und Beinschienen als die natürliche Bekleidun des Mannes zu betrachten ...

„Heillose Verblendung" hin, „heillose Verblendung" her! E ist mehr als das, es ist Nothwendigkeit.

Niemand kann seinem Schicksale entgehen ......

Das sociale System des Grafen Saint-Simon war damals in Frankreich auf der Tagesordnung; es ist die erklärende Zugabe

zur Juli-Revolution, zugleich die erste ernstliche Mahnung von Seiten der enterbten Classen an die „Staatsmänner“, gefälligst ihre Rechnung nicht ferner ohne den Wirth oder ohne Banquo's Geist zu machen. Der St. Simonismus hatte sein besonderes Organ, den „Globe“, und dieser „Globe“ stellte täglich als Motto folgende drei Lehren oder Forderungen auf:

„Die socialen Einrichtungen müssen zum Zwecke haben die Verbesserung des moralischen, physischen und intellectuellen Looses der zahlreichsten und ärmsten Volksclasse.

„Alle Geburtsprivilegien ohne Unterschied werden abgeschafft.

„Jedem nach seiner Fähigkeit, jeder Fähigkeit nach ihren Werken.“

Den ersten Satz unterschrieb Börne gänzlich und bewies damit, daß er den vorhandenen Uebelstand in seinem ganzen Umfange anerkannte. Sobald der Politiker den Satz zugibt, daß die zahlreichste Volksclasse arm, die ärmste Volksclasse die zahlreichste ist, daß die Gemeinschaft, die Staatsgesellschaft, die Verpflichtung hat, der Armuth moralisch, physisch und intellectuell zu Hilfe zu kommen: von dem Augenblicke an ist die alte ausgefahrene Straße verlassen, eine neue Politik hat begonnen.

Die alte Politik hat zwei Recepte, von denen das eine immer mehr zur Alleinherrschaft gelangt, während das andere auf dem Wege zu den cameralistischen Alterthümern ist. Entweder Freiheit oder Philanthropie. Freiheit des Handels und der Gewerbe, des Angebotes und der Nachfrage, des Gehens und Kommens, des Hungers und Durstes; Freiheit in gewissen Allgemeinheiten, bei fortdauernder Ungleichheit der thatsächlichen Voraussetzungen, der materiellen und geistigen Mittel: das hat man schöner, wohlklingender, und auch profitabler gefunden als die menschenfreundliche Fürsorge, die öffentliche Armenpflege, das amtliche Einschreiten wider die Noth. Das letztere war natürlich mit Bureaukratie und bureaukratischer Willkür verbunden, und bot so die willkommenste Gelegenheit, dem alten Domänenstaate noch Eins am Zeuge zu flicken und anstatt einen gesunden Grundsatz zeitgemäß zu gestalten, ihn

lieber auf den Kehrichthaufen zu fegen. So wird die Welt unendlich einfach und ein Minister braucht nur noch einen kleinen Katechismus der „liberalen“ Oekonomie auswendig gelernt zu haben um Antwort auf Alles, wenn auch Rath und Hilfe für nichts, in der Tasche herumzutragen.

Börne nimmt die erste Forderung der Saint=Simonisten an und erklärt dabei: „Daß die bürgerliche Gesellschaft nur für die Mehrzahl, nur für die ärmeren Classen zu sorgen habe, diesem Grundsatze kann man dann erst beitreten, nachdem man stillschweigend angenommen, daß die Minderzahl der Geist= und Güterbegabten, daß jene Glücklichen, für welche schon die Natur gesorgt, den Schutz und den Beistand der bürgerlichen Gesetze entbehren können. Dann aber bleibt in jenem Grundsatze die reinste, heiligste und unverletzlichste Vorschrift, wie der Sittlichkeit, so der Religion übrig.

„Weil sie rein ist, wird sie von Allen besudelt, weil sie heilig ist, wird sie verspottet, weil unverletzlich, täglich übertreten. Doch ich mag nicht davon sprechen. Wer etwas gelebt hat und nur einen Tag nicht sich allein, der konnte wahrnehmen, wie man überall und zu allen Zeiten das niedere Volk als unorganisches Product betrachtet, als Erde, Steine, Sand, Wasser — von Gott, dem Hofarchitecten der Vornehmen und Reichen, herbeigeschafft, diesen das Leben wohnlich und angenehm zu machen. Aber der Tag wird kommen, wo der zum Himmel gestiegene Thränendunst Aller der Millionen Unglücklichen als Sündfluth niederstürzen und die Reichen mit allen ihren aufgesparten Gütern bedrohen wird, und dann werden Schrecken und zu späte Reue die hohle Brust der Hartherzigen ausfüllen, und sie werden das Erbarmen, dessen Rufe sie nie gefolgt, selbst anrufen.“

Den zweiten Grundsatz hat Börne offenbar nicht verstanden oder will nicht auf dessen eigentliche Meinung eingehen. Er sagt: „Werden hier die alterthümlichen Privilegien gemeint, wie die des Adels, der Pairs oder sonst eines bevorrechteten Standes, so ist das eine so entschiedene Wahrheit — daß man durch ein schadenfrohes Erwähnen nicht die Anmaßung des Widerspruchs herausfordern sollte &c. &c.“ Ja, wenn dem so wäre, so hätte dieser Grundsatz schwerlich im Glaubensbekenntnisse der St. Simonisten Platz

gefunden. Aber erbt man nicht auch ganz materielle Güter durch die bloße Geburt, erlangt man nicht ein großes Vermögen, bloß, weil Dieser oder Jener unser Vater war? Wie nun, wenn die St. Simonisten die Abschaffung des Erbrechtes gemeint hätten! Dann gäbe uns eben Börne . . . keine Antwort. Wir unsererseits begnügen uns mit der Bemerkung, daß die Frage nach der Entstehung großer Vermögen, nach der Möglichkeit ihrer Bildung ökonomisch ungleich wichtiger ist, als die nach der Uebertragung. Der freie Wille des Eigenthümers mag sich mit dem Anspruch des Staates auf die Erbsteuer in das Verfügungsrecht theilen. In der Erbsteuer dagegen, oder gar in der Aufhebung aller Erbschaften die Lösung der socialen Frage erblicken, heißt die Frage am Schwanze aufzäumen.

Ganz entschieden opponirt Börne gegen den dritten und letzten Satz. „Eine heillose Irrlehre! ruft er aus. Die Wahrheit ist ganz auf der entgegengesetzten Seite. Je mehr Verdienst, je weniger Lohn. Das ist die Regel der Vernunft. Verdienst ist die reine Vorausbezahlung, welche die Natur solchen Menschen leistet, denen sie vertraut, und der, dem sie geworden, hat keinen weitern Lohn zu fordern. Bezahlung werde dem Verdienstlosen, der nichts von der Natur geerbt. „Jeder Capazität nach ihren Werken", ist auch falsch. Was der Mensch ist, bestimmt seinen Werth und also seinen Preis, nicht was er thut. Ist das, was er thut, seiner Natur gemäß, so ist es blos Lebensäußerung, Selbsterhaltungstrieb, und er hat dafür keinen Lohn zu fordern; ist es seiner Natur zuwider, kann es nichts Gutes sein. Diese Irrlehre der Simonisten entspringt aus einer andern, zu welcher sie sich bekennen, der von einer Gütergemeinschaft, eine Lehre der verderblichsten Art, weil sie den Menschen nicht allein in der bürgerlichen Gesellschaft, sondern auch in seinen reinmenschlichen Verhältnissen zu Grunde richtet. Freiheit und Gleichheit bestehen darin, daß jeder einzelne Mensch in seiner Lebenssphäre, sei nun dieser Kreis so eng gezogen als man wolle, Despot sein darf; nicht aber darin, daß man alle diese Persönlichkeiten zerstört und daraus einen allgemeinen Menschenteig knetet, den man Staat, Kirche, Gemeinde, Volk nennt. Wenn die Lebensgüter gemeinschaftlich sind, wenn

das Recht sich Alles nehmen darf, was bleibt dann noch der schönen Vertrauen zu fordern, was der Liebe zu geben übrig?" —

Seltsam, wie diese beiden Ansichten, die der St. Simonisten und die Börne'sche, sich in Schlangenlinien umwinden, sich an eine Stelle durchschneiden und dann, nach entgegengesetzten Polen hin sich auf der Bahn des Irrthums verlieren!

In wirthschaftlichen Dingen wird nichts bezahlt, als die nützliche Leistung, das Arbeitsproduct. Das ist die ganze Moral der Oekonomie. Was wollen nun die Simonisten mit ihrer „Fähigkeit"? „Jedem nach seiner Fähigkeit" — was? — Lohn? Die Fähigkeit bekommt keinen. Arbeit? Das wäre schon besser, setzt aber ein ganzes System der Erziehung und Production voraus. Das ist auch nicht gemeint, und dagegen polemisirt Börne nicht.

Wenn nun Jeder schon einmal nach seiner „Fähigkeit" bekommen hat, so kann er unmöglich als Fähiger noch einmal nach seinen „Werken" belohnt werden. Das sind offenbar zwei Maßstäbe; denn einmal kann ich mich als „Fähiger" der Faulheit ergeben und „fähig" sein, nichts zu thun, das andere Mal kann ich arbeiten und durch die Quantität der Arbeit den Lohn in seiner Quantität bestimmen.

Der einfach richtige Grundsatz, gegen den die heutige Welt so fürchterlich frevelt, lautet: Jedem nach seiner nützlichen Arbeit, gerade so viel an allgemeinem oder Geldwerth, als sein Antheil an der Herstellung des Productes beträgt.

Börne, der Humanist, fällt sofort ins Moralische, berührt das wirthschaftliche Gebiet gar nicht. Die „Fähigkeit" der Simonisten übersetzt er durch „das Verdienst" (capacité durch mérite) und verlangt ohne Weiters Edelmuth, wo für das tägliche Brod noch nicht gesorgt ist!

Wenn die Natur nach Börne dem Menschen „das Verdienst" als Vorausbezahlung gibt, so vergißt sie dabei, ihm seinen Schweiß, sein Kopfzerbrechen zu vergüten. Der „Verdienstlose" soll bezahlt werden, wofür? Dafür, daß er nichts kann, nichts versteht, nichts leistet? Er hat doch Arme und Beine; er braucht das Vaterland

nicht zu retten, aber vor dem Hunger muß er sich bewahren, es sei denn, daß er krank oder lahm sei, und das gehört nicht hieher.

„Was der Mensch ist, bestimmt seinen Werth und also seinen Preis, nicht das, was er thut.“ Falsch! Das wäre ja ungefähr die „Fähigkeit“ der Simonisten. — Was der Mensch ist, bestimmt seine Würde und den Grad der gesellschaftlichen Achtung, welche er genießt; was er thut, bestimmt, wo nicht seinen Werth, so doch den Werth seines Thuns, seiner Lebensäußerung.

So umwinden sich die beiden Schlangenlinien; auf einmal schneiden sie sich in der — Gütergemeinschaft. Wer hätte das gedacht? Sobald Jeder nach seiner „Fähigkeit“ bekommt, muß aus dem großen Ganzen geschöpft werden: dann sind Alle Genies, und das größte Genie wäre derjenige, der die gemeinsamen Vorräthe auf der Höhe des allgemeinen Begehrens erhielte. Bekommt Jeder nach seiner „Verdienstlosigkeit“, so sind wir Alle Sünder vor dem Herrn und ermangeln des Ruhmes; dann wird die Verdienstlosigkeit zum „Rechte, welches sich Alles nehmen darf,“ und „Vertrauen“ und „Liebe“ kommen wie der Poet, nach der Theilung der Welt. .... Man sieht, die Frage des 19. Jahrhunderts war weder für die St. Simonisten, noch für Börne spruchreif; es war weder hinlänglich vorgedacht, noch vorgearbeitet worden. Die St. Simonisten und Börne verloren sich in idealistischen, moralischen Gedankengängen. Der Socialismus sprach sich nur erst als Bedürfniß aus, als unbegriffene Thatsache.

In Einem hat freilich Börne Recht: Man bleibe uns mit der Emancipation der Weiber vom Leibe! Das Weib feiert seine Emancipation in der Liebe, oder es entschädigt sich durch eine Combination des Verstandes. Richtet die Welt nur so ein, daß das Herdfeuer die Liebe erhält und die Sorgen weglodt. Von der „Emancipation der Weiber,“ welche die Sclaverei der Weiber sein würde, sprechen auch heutzutage nur noch nachgeborne Schwätzer und ästhetisirende Faselhänse.

Wenn aber Börne, obgleich Cameralist, sich keinen ökonomischen Standpunkt eroberte, so ruhte sein humaner, ächt menschlicher Standpunkt auf desto breiterer Grundlage. Sein Verstand und seine jüdische Herkunft streiten sich dabei um die Palme. Bei=

des vereint war erforderlich, um ihn zum Erklärer der Gegenwar und zum Propheten der Zukunft zu machen.

Die Geldherrschaft, die Despotie des allgemeinen Werthes erkannte er sehr früh und sehr klar. Mit 19 Jahren bereits tra er den Nagel auf den Kopf und nannte als Repräsentanten dieses metallenen Zeitgeistes die — Juden. Ihm darf es Jeder nachsprechen, und ich darf es ihm nachsprechen, da ich unter den Juden so warme und erprobte Freunde zähle. Was brauchen wir übrigens die Juden zu schonen, da wir den Deutschen eine Bedientennatur nachsagen, da wir uns nicht scheuen, sie in gewissen Situationen „hündisch“ zu finden!

In einem kostbaren Büchlein, von dem noch die Rede sein wird, in den „Briefen des jungen Börne an Henriette Herz“, lesen wir unterm 26. Mai 1805 aus Börne's Feder: „Die alten Juden, von Abraham bis zum weisen Salomon, sind mir immer vorgekommen, als hätten sie die allgemeine Weltgeschichte travestiren wollen. Lesen Sie das Buch Josua und der Könige, und sie werden finden, wie Blumauerisch Alles darin aussieht. Das war nun schlimm. Aber die jetzigen, mein Gott, die thun das nicht einmal, höchstens parodiren sie jene Travestie. Drei Dinge sind, die sie zu schätzen wissen, erstens: Geld, zweitens: Geld, und drittens: Geld. Es ist die Blüthe ihres Witzes, daß sie den Hamlet'schen Monolog übersetzen: Geld oder nicht Geld, das ist die Frage“.

So der Jude an die Jüdin — — — — — — — —

Ludwig Börne war ein Jude. Das christliche Taufwasser hat ihm sein tiefes Verständniß des Judenthums, das historische Bewußtsein über dessen Stellung nicht abwaschen können. Heil ihm! und wohl uns! Wenn der Jude in den modernen Staaten frei wird, d. h. nicht etwa emancipirt, mit politischen Rechten beschenkt, sondern geistig, moralisch frei, ein Mensch, der nur noch menschlich empfindet und der menschlich empfinden kann und darf: dann hat die Stunde der allgemeinen Freiheit geschlagen, nicht eher. Wenn im tiefsten Schatten das hellste Licht erglänzt, dann entsteht Correggio's Zaubernacht.

Unter dem 17. März 1831 erzählt Börne nach einem Warschauer Briefe, daß in der Hauptstadt der polnischen Revolution 30,000

Juden und 10,000 Deutsche lebten. „Diese Letzteren verstehen gar nicht, was das heißt, Vaterland, weil sie vielleicht nirgends eines haben. Sie kommen zu Tausenden nach Polen, essen von dessen Brode und verlassen es, wenn sie sich bereichert haben. Aber es hat keine Gefahr mit ihnen, es sind größtentheils Leute von schwachem aber ehrsamem Charakter, und man braucht sie nur starr anzublicken, um ihrer Treue versichert zu sein . . .

„Was die jüdische Bevölkerung betrifft, früher so schlecht, hat sie seit dem 29. November sehr große Fortschritte im Guten gemacht. Der Geist der Verbrüderung fängt an, sie mit den wahren Polen zu vereinigen, und ich kann Sie versichern, daß wenn die Vorsehung unsere Waffen segnet, in einem Jahre alle unsere Juden in Polen umgewandelt sein werden."

Börne fügt nun hinzu: „Ist das nicht merkwürdig? Was, die schlechten, verachteten und verächtlichen Juden, hinabgeknechtet seit zweitausend Jahren, brauchen nur ein einziges Jahr, um zum herrlichsten Volke der Erde, um Polen zu werden; nur ein einziges Jahr, um die Freiheit zu verdienen, um sie zu erkämpfen, um sich ein Vaterland zu erwerben — und die so stolzen, herrischen Deutschen, welche prahlen, die Freiheit sei ihre Wiege gewesen, die auf die Juden mit solcher Verachtung herabblicken, haben noch und wollen kein Vaterland, haben noch und wollen keine Freiheit! . . . . . . Türken, Spanier, Juden sind der Freiheit viel näher als der Deutsche. Sie sind Sclaven, sie werden einmal ihre Ketten brechen, und dann sind sie frei; der Deutsche aber ist Bedienter, er könnte frei sein, aber er will es nicht . . . . . . Dahin müßte es noch kommen, diese erhabene Lächerlichkeit fehlte noch der deutschen Geschichte, daß einmal Juden sich an die Spitze des deutschen Volkes stellen, wenn es für seine Befreiung kämpft . . ."

Was dünkt dem Leser von dieser „erhabenen Lächerlichkeit?" Und wie groß ist bereits die Zahl der Juden, von Börne bis heute, die sich nicht nur „an die Spitze des deutschen Volkes" stellten, sondern ihm auch erst sagen mußten, worin seine Befreiung besteht, wofür es zu kämpfen hat!?

Börne ist aber auch ein deutscher Jude, und diese Verkoppelung zweier Begriffe dient ihm zur Entfaltung seines ganze Wesens, wird zur Standarte seiner Wirksamkeit. „Die armen Deutschen! Im untersten Geschoße wohnend, gedrückt von den viele Stockwerken der höheren Stände, erleichtert es ihr ängstliches Gefühl, von Menschen zu sprechen, die noch tiefer als sie selbst die im Keller wohnen. Keine Juden zu sein, tröstet sie dafür, da sie nicht einmal Hofräthe sind. Nein, daß ich ein Jude geboren das hat mich nie erbittert gegen die Deutschen. Ich wäre ja nich werth, das Licht der Sonne zu genießen, wenn ich die große Gnade die mir Gott erzeigt, mich zugleich ein Deutscher und ei Jude werden zu lassen, mit schnödem Murren bezahlte — wege eines Spottes, den ich immer verachtet, wegen Leiden, die ich läng verschmerzt. Nein, ich weiß das unverdiente Glück zu schätzen, zugleich ein Deutscher und ein Jude zu sein, nach allen Tugende der Deutschen streben zu können, und doch keinen ihrer Fehler zu theilen. Ja, weil ich als Knecht geboren, darum verstehe ich die Freiheit besser als Ihr. Ja, weil ich di Sclaverei gelernt, darum verstehe ich die Freiheit besser als Ihr. Ja, weil ich in keinem Vaterlande geboren, darum wünsche ich ein Vaterland heißer als Ihr, und weil mein Geburtsort nicht größer war als die Judengasse, und hinter dem verschlossenen Thor das Ausland für mich begann, genügt mir auch di Stadt nicht mehr zum Vaterlande, nicht mehr ein Landgebiet, nich mehr eine Provinz; nur das ganze große Vaterland genügt mir, so weit seine Sprache reicht. Und hätte ich die Macht, ich duldete nicht daß Landgebiet von Landgebiet, daß deutschen Stamm von deutschem Stamm auch nur eine Gasse trennte, nicht breiter als meine Hand und hätte ich die Macht, ich duldete nicht, daß nur ein einziges deutsches Wort aus deutschem Munde jenseits der Grenzen zu mir herüberschallte.

„Und weil ich einmal aufgehört, ein Knecht von Bürgern zu sein, will ich auch nicht länger der Knecht eines Fürsten bleiben; ganz frei will ich werden. Ich habe mir das Haus meiner Freiheit von Grund aufgebaut; macht es wie ich, und begnügt Euch nicht, das Dach eines baufälligen Staatsgebäudes mit

neuen Ziegeln zu decken. Ich bitte Euch, verachtet mir meine Juden nicht . . . .“

Das sind nicht mehr die Juden, welche das Alte Testament travestiren, das ist der Sauerteig der deutschen Nation, die treibende Hefe im stickigsten Mehle. Während sie anderswo mitgehen und höchstens den Rahm von der Milch schöpfen, gehen sie bei uns vorauf, weil sonst Niemand ginge. Sie können bei uns das nicht geschenkt bekommen, was ihnen Franzosen, Engländer und Italiener als Abfall ihrer eigenen Errungenschaften zukommen ließen; so wollen sie denn die ganze Mahlzeit für sich und Andere erobern; da doch einmal erobert werden muß, so soll es gleich das Paradies sein! O Börne hatte Recht, ein Jude und ein Deutscher zu sein, das gibt Anwartschaft auf die ersten Heldenrollen im Welttheater, wo die Deutschen so lange Zeit nur „die Lampenputzer“ waren.

Die Fahne *dieser* Emancipation der Juden, passiv und activ, hat Börne aufgepflanzt. Die Juden sollen nicht nur befreit werden, sie sollen selbst befreien, und der freie Jude wird das Maß der menschlichen Freiheit überhaupt sein. Wie glühte schon der Judenknabe Löb Baruch für diese menschliche Freiheit! In welchen Feuergarben schoß sie aus dem 17—19jährigen Jüngling empor! Wir kännten den wahren Börne gar nicht ohne seine köstlichen Briefe an *Henriette Herz*.

Es war im November 1802 -- Börne war 16½ Jahre alt — als er ins Haus des Professors *Marcus Herz* zu Berlin kam. *Henriette Herz* war eine bildschöne Frau und sie zählte 38 Jahre. Und der junge Börne verliebte sich in sie — dummes Zeug, er *liebte* sie. Es war ganz unverhältnißmäßig, eigentlich . . . im höchsten Grade . . . unpassend; aber es war so, und unter der milden Sonne von Henriettens Blick erschloß sich das traumhaft sinnende Herz des jungen Baruch, und er schrieb sein Tagebuch voller Duft und Geist, und die schmetternden Lerchen seiner Begeisterung erhoben sich hoch in den blauen Himmel.

„Welche Augen! welch ein holdes Lächeln! Welche Freundlichkeit umfließt den Mund! — Ich habe keine Worte. — Wer die Sprache erfand, hatte kein Gefühl für Schönheit; das erste schöne Weib hätte seiner Empfindung gespottet. — Ich habe keine Worte. —“

Hier sehen wir den Börne entstehen und wachsen, der un Alle später so gefesselt hat; hier setzen seine hellgrünen Blätter ar die vom ersten frischen Safte des Stämmchens Zeugniß gaber Hier paßt auf ihn, was er später neckisch von Bettina sagte: Di Frauen seien nur dann liebenswürdig, wenn sie unortho graphisch schrieben. Die verschiedenen Casus sind im heftigste Guerillakriege, die Frankfurter Judengasse steckt den Kopf durc die Thür: „Es ist mir sehr mies dafür.“ Aber ein apollinische Hauch weht dieses fahle Geblätter herab, der Sturm der edelste Leidenschaft fegt die Misteln von dem Lebensbaume, und man kan sagen, Börne hat selten wieder so schön geschrieben wie in diese Bekenntnissen und Briefen.

Deshalb wußte er später so genau, daß ohne Leidenschaf nichts Großes gedeiht, und deshalb blieb er selbst als brust kranker Hypochonder der Psalmist der Leidenschaft.

Von Halle schreibt er am 27. November 1803 an die, welche er jetzt aus der sänftigenden Entfernung seine „liebe“ oder seine „theuerste Mutter“ nennt: „Wenn wir unserm Schöpfer danken wollen, daß er uns so vollkommen erschuf, so müßten wir ihn dafür am meisten preisen, daß er uns leidenschaftlich machte. Durch Leidenschaft nur genießen wir unseres Daseins, nur durch Leidenschaft wird nach dem Guten gestrebt, wird es erreicht und verbreitet. Bejammernswerth ist das Loos derjenigen, in deren Adern das Blut fließt wie Oel; die schönsten Freuden des Lebens genießen sie nicht, und sie werden sich nie erheben über die erbärmliche Mittelmäßigkeit. Der ärgste Bösewicht und der tugendhafteste Mensch sind nicht ohne Leidenschaft, und der ärgste Bösewicht hat näher zum guten Menschen, als der kalte leidenschaftslose.“

Es gibt aber nicht blos eine Leidenschaft des Herzens, es gibt auch eine Leidenschaft des Kopfes, der Vernunft. Wenn jene ihr Ideal heißblütig verfolgt und sich jubelnd an die höchsten Ziele hängt, schwebend über dem Abgrund, dessen sie nicht achtet, — so will diese, eifrig und hartnäckig, daß das Rechte

und Wahre erkannt werde, sie schwärmt für die Aufhellung der Köpfe, sie steckt unermüdlich immer wieder dieselben Ziele, geht tausendmal mit Tausenden denselben Weg dorthin; ihre Pulse fliegen hoch, wenn das Wort der Wahrheit in einem, in wenigen Köpfen aufgeht, und sie verdammt prophetengleich die Gehirne mit den ehernen Stirnbändern, in welche kein Himmelslicht eindringt.

Diese Leidenschaft der Vernunft erfüllte den ganzen Lessing, den Denker unter unseren Classikern, der selbst im Jambus Religionsphilosophie und Ethik lehrte, der den Cardanus rettete und den Leibnitz populär machte, und der das Suchen der Wahrheit über alles „Gefunden" setzte. Wer erinnert sich nicht der schönen Stelle, wo er sich Gott denkt, der in der einen Hand die ganze fertige Wahrheit hielte, und den der forschende Lessing beschwört, diese Hand nicht zu öffnen, da das Suchen nach Wahrheit einzig menschenwürdig sei, auf die Gefahr hin, sie selbst nie zu besitzen. Nun, diese Leidenschaft des Kopfes hat auch der blutjunge Börne, und er drückt sie fast mit Lessing's Worten aus: „Ist es denn die gefundene Wahrheit selbst, die dem forschenden Geiste hohe Freude macht? Was liegt daran zu wissen, ob sich die Sonne um die Erde, oder die Erde um die Sonne drehe. Ist nicht vielmehr das Streben nach der Wahrheit, diese Anstrengung selbst die Belohnung, ja die einzige, die uns bei unserem geistigen Bemühen zu Theil wird? Also nicht die Erkenntniß der Wahrheiten selbst ist es, die den Menschen erhebt über andere athmende Wesen, die ihn glücklicher macht; sondern es ist nur das Vermögen, sie suchen zu können, und er würde auch mit einer unendlichen Summe von schon entdeckten Wahrheiten doch bis zur untersten Stufe eines Hundes herabsinken, wenn er nicht das Vermögen behielte, noch mehrere aufzudecken."

Denken muß der Mensch, die Dinge im Zusammenhang fassen lernen, sich Rechenschaft von der Entwicklung seines Lebens, der Gesellschaft geben: Woher kommt das was gegenwärtig so ist, wie ist es so geworden? Ist er sich über das Woher klar, so öffnet sich bald eine Aussicht auf das Wohin? Auch das ist ganz gleich, ob eine fertige Schablone dabei herauskommt, ja die

Schablone ist schon der Markstein des Denkens als eigenster Thä-
tigkeit des individuellen Kopfes. Die Autorität muß herunte
nicht die politische oder sociale, dieser gewordene Thatbestand
sondern, was viel wichtiger ist, die Autorität der hergebrachte
und angelernten Meinungen, das ganze Bleigewicht des: „E
steht's geschrieben", oder: „der Meister hat's gesagt." Die äuße
liche Autorität kann man hundertmal stürzen oder stürzen lassen
ist dieser Sturz nicht das Werk des prüfenden und verwerfende
Gedankens — im Nu ist eine andere Autorität da, die sich m
sophistischen Scheingründen auf dem Throne ihrer Vorgängeri
spreizt und die Perfidie besitzt, gerade diejenigen zu Zeugen z
rufen, welche ihr den Gefallen gethan, jene zu stürzen. Dann ver
geht eine unendliche kostbare Zeit, bis die neue Autorität wiede
untersucht, in ihrer Fadenscheinigkeit erkannt und reif zur Beseiti
gung gefunden wird. Gesetzt den Fall, dies geschieht, was ist selb
damit geholfen? Ist die Autorität verschwunden? Nein, blo
diese Autorität!

Wer die französische Geschichte seit 1789 studirt hat, wird be
greifen was ich meine. Die Franzosen sind in der That da
classische Volk der Autoritätsjäger, deren Wild in stets neuer Ge
stalt, einmal gefährlicher als das andere, ersteht und sie durch de
grünen Wald hindurch foppt. Die übrigen Völker haben es freilich
noch nicht einmal zu dieser wilden Jagd gebracht, nur in Englan
wird augenblicklich stark gebirscht.

Keine Autorität! sage ich, als die des Gesetzes, und da
Gesetz nur so lange Autorität, als es dem Durchschnitt de
allgemeinen Vernunft entspricht. Dann Kritik, drastische Kritik
bis der Ausdruck der Vernunft an die Stelle der Vogelscheuche ge
treten ist.

Das ist der Sinn der Preßfreiheit, das der Sinn des Ver
sammlungsrechts. Dem offenbar gewordenen Volkswillen gegenübe
hilft keine Berufung auf den Status quo; nur der Staat darf sich
der Freiheit rühmen, in welchem der Volkswille in beständigem
Fluß bleibt, und dieser Fluß alle künstliche Wehre, alle Reactions-
Anstauchungen wegschwemmt, auf daß die Bürger fröhlich und frei
in ihrer Lebensbarke hinauf und hinab gleiten.

Das meinten Lessing und namentlich Börne mit ihrem Suchen nach Wahrheit, mit der unerbittlichen Forderung an Jeden, selbst die Dinge zu betrachten, niemals fünf gerade sein zu lassen, und die Lüge wie das Unrecht stets beim Namen zu nennen ....

Durch Leidenschaft und Verstand wird der Mensch frei, das ist nach Börne selig, das ist nach ihm tugendhaft. Die Vereinigung von Verstand und Leidenschaft macht den Menschen, macht die Kunst, den Künstler und auch den Künstler des Satzes, den Stylisten. Nie hat ein Deutscher herrlicher, hinreißender geschrieben, als der zwanzigjährige Börne in seinem Briefe vom 26. Juli 1806. Börne war noch in Halle, und Halle liegt nicht allzu weit von Jena, wo im selben Jahre der brillante Corse die Preußen sammt ihrem Zopfe zerschlug — bis der neue gewachsen.

Gruppiren wir uns einen Augenblick um dieses lebendige Marmorbild der Sprache*): „O gute Mutter, was bin ich und was könnte ich sein! Wenn ich vor den Spiegel trete, mein sieches Antlitz betrachte, und die Blüthenfarbe der Jugend, der Stärke und des Muths, in einer Schamröthe über deren Verlust auf einen Augenblick sich mir mahnend vorstellt, o, wie zerknirscht trete ich dann zurück, und alle bösen Geister rufen in mir: du kriechst ewig im Staube!

„Wenn ich höre von der Tyrannei des einzig Großen und von dem Sclavensinn der Vielen, Vielen, wenn die Kriegshörner an mein Ohr schlagen und die Trommeln mein Innerstes aufrühren, wie oft zuckt da mein glühend Herz nach dem Schwerte, aber der welke Arm sinkt kraftlos zur Erde nieder und spottet meines siechen Willens.

„Oft bin ich thöricht genug, nicht zu begreifen, wie so viel Widerstreitendes ist in meinem Wesen, so viel Feindliches in meinem Geschick. Muth ohne Kraft, Liebe ohne Gegenstand, Wünsche und kein Ziel. Sterbend, doch ungesucht; schmachtend, doch unbefreundet; kennend, doch ungekannt. Hundert Arme strecke ich aus, doch Keiner

---

*) Man verzeihe, ich bitte, etliche kleine Retouchen an diesem wunderbaren Wurfe des Genie's! K. G.

reichte mir die Hand von Allen, die da kamen. Viele habe ich geprüft, die meisten verachtet, doch fand ich sie alle zu schlecht.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„O käme einst die Kraft mir bei, zu können, was ich wollte und den Muth zu wollen, was ich könnte, hätte ich einen Arm von Eisen und eine Brust von Stahl, das Philistervolk sollte vor mir zittern, wie es mich jetzt belächelt. Niederdonnern möchte ich sie alle, die da thronen in ihrer jämmerlichen Allmacht, einen Eselsknochen als Scepter in den Händen, um den sich frech schlingelt der buhlerische Witz. — — Schlägt mein Herz nicht so stark wie das ihrige, sind meine Glieder nicht so mächtig wie die ihrigen, ist mein Hirn schlechter als das ihrige, steht mein Geist dem ihrigen nach — und sie sind die Herren und ich der Sclave? —

„Hier ist ein Punkt, wo man das Geschlecht unseres Zeitalters könnte verachten lernen, und hier habe ich es gelernt. Da schleicht es dumpf und traurig hin in dem schmalen Bette, das Ein Mächtiger ihm gegraben; froh, wenn es an seinem Ufer faule Trümmer findet, die es verschlingen kann, glücklich, wenn es auf den Leichnam eines lebendigen Wesens stößt, mit dem es ungestraft spielen darf — es schleicht und schleicht und schleicht, daß einem angst wird bei dem Anblick. Und Tugend nennen sie ihre faule Trägheit, Gerechtigkeit ihren feigen Sinn. —

„Wie beneidenswerth finde ich mich und alle Jünglinge, daß wir in einer Zeit geboren worden, wo wieder Götter auf Erden walten und kein Zufall unser Herr ist. Ja, glücklich fühle ich mich, daß ich sagen darf: ich bin, was ich will.

„O mir ahnet, es werden herrliche Zeiten kommen — schwer und theuer nennen sie Philister — wo das Schaf nicht mehr wird weiden dürfen mit dem Wolfe, wo der Esel nicht mehr wird herrschen über den Löwen, wo ich werde erkämpfen müssen das Brod, das ich esse, mit meinem Blute erkaufen das Mädchen, das ich liebe. Meine Zähne will ich schärfen, meinen Arm will ich stählen, das Haupt im Sturmwinde baden und die nackte Brust dem Blitze darbieten lernen, daß ich würdig werde dieser kommenden Zeit.

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Jung, wie ich bin, und ohne Stand und Rang, wer hätte nöthig mich zu fürchten? Und doch gibt es der Bösen genug, die mich necken, weil sie meine Zurückhaltung für Feigheit halten; Thoren genug, die mich hassen, weil sie meinen Spott fürchten; genug der Dummen, die mich belachen, weil sie mich dumm und lächerlich finden.

„Kommen sie Dir jetzt schon so, wirst Du jetzt am Ufer schon so gedrängt von den lasttragenden Eseln, von dem Schiffsvolk und dem ganzen Troß? — Wie wird Dir's erst auf offenem Meere gehen, wo unter Dir der Boden wankt, und über Dir der Donner kracht, und alle Blitze auf Dich zielen! Wenn sie erst kommen und Dir sagen, daß Du ein Jude bist, wenn sie den Mauschel beohrfeigen, daß man sich krank lachen möchte ... O wenn ich dies bedenke, wie ein Sturm braust es in meinem Innersten, es möchte die Seele aus ihrem Wohnhaus stürzen und sich den Leib eines Löwen suchen, daß sie den Frechen begegnen könnte mit Klauen und Gebiß. — — — — — — Wie träumte ich sonst so süß von Tugend und von stillem Glücke, doch die Erfüllung meiner Ahnungen war nicht für diese Welt. Abgebrochen ist die Brücke, die mich aus dem Garten der Unschuld in das wilde Land der Weltgedanken führte, und ich kann nicht zurück. Scheu verschließ' ich meine Augen dem milden Schein des Mondes, der mir vergangene Gefühle zurückzaubert; furchtsam verstopf' ich mein Ohr dem Gesange der Vögel, der mich in den alten süßen Schlummer hineinlullen will.

„In der Mittagsglut des Tages, wo es recht wild ist um mich her, wo Waffen klirren, Schneegestöber und Wind um mich toben, da ist mein Element, da fühl' ich Harmonie; ich erkenne, daß das Leben ein Kampf ist, da darf ich's denken. Auch ich will leben, auch ich will kämpfen ......"

Und hier bietet sich von selbst der Ort, über Börne's Nazarenerthum zu sprechen. „Nazarener" hat man seit der holdseligen Restauration diejenigen bildenden Künstler genannt, die sich in der Fleischlosigkeit ihrer Darstellungen selbst kasteiten, die blühende Farbe der alten echten Kunst durch's Wasser der Entsagung zogen und nicht kindlich wurden, wie Christus es verlangte, sondern gleich kindisch. Weil man Pompeji aufgrub,

wollten sie die Katakomben aufgraben. Die Freude am Dasein, an der Schönheit, an der Fülle der Formen, wurde verpönt; Florenz und Rom und Venedig kamen in den Bann, ja die alten Niederländer und die Dürer'sche Welt galten nicht für orthodox christlich; Alles das duftete nach Realismus und Lebenslust.

Der brustkranke Hypochonder Börne war in den Verdacht gekommen, ebenfalls ein Nazarener zu sein. Auf diese Anklage verantwortet er sich selbst unter'm 14. Februar 1831, und zwar so, daß man glaubt, er habe die Stelle Heine'n entwendet. Er ärgert sich dort etwas über Luther und die einseitig kirchliche Reformation, wie das nach ihm bei vielen Mittleren und Kleinen Mode geworden ist, und fährt fort: „Und wenn wir jetzt fragen: Wo ist unsere Freiheit? antwortet man: Ihr habt sie schon lange — da ist die Bibel! Es ist zu traurig! ....

„Als ich gestern die italienischen Nachrichten las, ward ich so bewegt, daß ich mich eilte, in die Antiken-Galerie zu kommen, wo ich noch immer Ruhe fand. Ich flehte dort die Götter an, Jupiter, Mars und Apollo, den alten Tiber und selbst die rothe böse Wölfin, Rom's Amme, und Venus, die Gebärerin, Roms Mutter, und Diana und Minerva, daß sie nach Italien eilen und ihr altes Vaterland befreien. Aber die Götter rührten sich nicht.

„Da nahte ich mich den Grazien, hob meine Hände empor und sprach: Und sind alle Götter stumpf geworden, rührt sie das Schöne, bewegt sie das Mißgestaltete nicht mehr — ihr holden Grazien müsset Oesterreich hassen, denn unter allen Göttern hasset es am meisten Euch! Schwebt nach Italien hinunter, lächelt der Freiheit und zaubert die deutschen Brummbären über die Berge hinüber! Und wahrlich, sie lächelten mir .....

„Die glücklichen Griechen! Noch im Marmorsarge sind ihre Freuden schöner als unsere, die im Sonnenlichte athmen! Der Himmel war ihnen näher, die Erde war ihnen heller, sie wußten den Staub zu vergolden! Statt wie wir jammervollen Christen Leidenschaften als empörte Sclaven zu züchtigen, gaben sie sie frei, fesselten sie durch Liebe und beherrschten sie sicherer als wir die unseren in den schweren Ketten der Tugend.

„Dieser Bacchus — er ist Meister des Weins, nicht sein Sclave, wie ein betrunkener Christ; es ist Tugend, so zu trinken. Dieser Achill, er ist gar nicht blutdürstig, er ist edel, sanft, es scheint ihm ein Liebeswerk seine Feinde zu tödten. Dieser Herkules, er ist kein plumper Ritter; ihm ist der Geist zu Fleisch geworden, und sein Arm schlägt mit Macht, weil ihm das Herz mächtig schlägt. So zu lieben, wie diese Venus, — es ist keine Sünde, wie die fromme Nonne glaubt ......"

Was wäre dem noch hinzuzufügen? Nichts als: Lest es noch einmal, noch zweimal und immer wieder! Das ist nicht der trauernde Jude auf den Trümmern Jerusalems; er ist aufgestanden, hat sich das Schwert umgeschnallt und ist ausgezogen, sich eine Heimstätte zu erkämpfen ... Das ist nicht die sentimentale Romantik Mendelssohn's, welche die deutsche Krankheit zu der ihrigen macht, um im Tempel der Musen einen anständigen Platz zu behaupten; das greift kühn in Beethoven's Harfe und fügt dem Kampf mit dem Schicksal eine neue Dissonanz hinzu. Noch viel weniger gesellt es sich zu den Ausbeutern der Mode, zu den Werkmeistern des Verfalls, zu den Betäubern des öffentlichen Gewissens, wie Meyerbeer gethan.

Das befreit sich nicht durch glänzenden Spott vom Elend der quälenden Erinnerung, das vergoldet nicht das übertünchte Grab mit seinem Moder und Duft; sondern lacht und weint im Humor zu gleicher Zeit und reißt die Gräber auf, damit die Todten die Posaune der Auferstehung vernehmen, und ein neues besseres Geschlecht im balsamischen Aether der verjüngten Welt einherwandele.

Das kokettirt mit Einem Worte nicht wie Buridans Esel zwischen Altem und Neuem Testament, sich hier der Fortsetzung, dort der Begründung erfreuend; sondern das bricht urkräftig durch den doppelten Verhack hindurch, die Pfähle und spanischen Reiter in die Winde verschleudernd, um zu verkündigen das dritte, große Testament, das neue Evangelium, von dem schon Lessing gesprochen, dessen Text auf Lessings hochgewölbter Stirn zu lesen steht ......

1837 ging Ludwig Börne von uns, er hat den Aufschwung, oder was wir so nannten, der vierziger Jahre nicht erlebt; er sah die kritischen Raketen nicht steigen, die in den politischen Nachthimmel hinein zuckten, zum Zeichen, daß dieses Deutschland, das auch er so sehr geliebt, nur gründlich frei werden kann, niemals aber auf der Oberfläche. Was der deutsche, träge, aber inhaltsschwere Genius in den vierziger Jahren als sein innigstes Begehren kundgab, davon war im Jahre 1848 nicht einmal die Rede, und es haben viele, darunter auch ich, für Dinge gelitten, die ihnen vorher ein Spott und ein Gelächter gewesen.

Auch Börne hat damas mit uns gelebt, und eine seiner Prophezeihungen, schon vom Jahre 1832 her, ist theilweise in Erfüllung gegangen. Am 30. Jänner 1833 schrieb er nämlich: „Frankfurt ist bestimmt, einst die Hauptstadt des deutschen Reiches und der Sitz der deutschen Nationalversammlung zu werden.

„Dort, wo jetzt die Tyrannei auf 30 Stühlen thront, wird in wenigen Jahren die Freiheit gekrönt werden."

Die wenigen Jahre verwandelten sich in, oder bedeuteten doch, 16 Jahre. Aber was sind 16 Jahre im Leben eines Volkes, welches nachweisbar eben so viele Jahrhunderte bestimmter Existenz zählt! „Sitz der deutschen Nationalversammlung" — ja „Hauptstadt des deutschen Reiches" — nein. Sollte das kommen, so durften die Gagern nicht herrschen, d. h. zwischen „Resignation und Revolution" schwanken, „in schwankender Zeit auch schwankend gesinnt sein", d. h. nicht schwanken, sondern feige auf die Seite der Reaction hinfallen. Dann durfte das Volk nicht so gewählt haben, daß die entschiedene Majorität sich einen König zum Schützer der deutschen Reichsfreiheit erkürte, noch dazu einen König aus einem Geschlechte, das nie ein Reichsgefühl gehabt, das beständig das Reich zu sprengen getrachtet.

Es trat ein, was wir Alle wissen, was Viele von uns an Leben und Freiheit erfahren haben, und es kam eine Zeit, unendlich schlimmer als die zwanziger und dreißiger Jahre — oder unendlich besser, wie man will. In der Restauration brütete der Stumpfsinn über nichts, er hatte nichts zu beweinen als höchstens

die Hoffnungen der Freiheitskriege, von so Wenigen gehegt, von so Vielen nicht einmal als berechtigt empfunden. Nach 1849 aber lagerte sich auf die Herzen das Gefühl eines positiven Verlustes, der Schmerz um die Opfer der Freiheit, die Reue über die versäumte Thatkraft, und Tausende wanden sich unter den spitzen Rachepfeilen der wiederbefestigten Zitterer, die uns gerade ihr Zittern so bitter entgelten ließen. Nichts ist bekanntlich boshafter als die gefährdete Tyrannei, welche das Gewitter fern am Horizonte abfeuern sieht.

Auf welchem Boden, Angesichts welcher Erinnerungen schreibe ich dies Letztere: Ich komme aus Baden und bin in Oesterreich! Vom Kalvarienberge nach Golgatha! Von Rastadt zur Brigittenau, vom Standrecht zu Pulver und Blei!

Und dieses selbe Volk agitirt für Abschaffung der Todesstrafe, will keinen Mörder wieder morden, und die sächsische zweite Kammer, nächst der badischen die schlechteste auf dem Erdenrunde, nimmt den Gesetzentwurf gegen die Todesstrafe an! Sollen wir sagen, weil die Regierung es so gewollt hat, oder dürfen wir zur Ehre der Menschheit an ein menschliches Rühren glauben?

Hier sind wir wieder bei Ludwig Börne angelangt.

Unterm 7. Februar 1832 schreibt er aus Paris: „Vor einigen Tagen wurden hier, zum ersten Male seit der Revolution, zwei Menschen hingerichtet. Da verlosch der letzte Strahl eines schönen Tages. Als damals (1830) das Volk über das Leben aller seiner Feinde gebot, und es schonte, dachten einige edle Männer daran, diese Tugend des Volkes, so lange sie noch regierte, zum kräftigen Gesetze zu erheben, damit, wenn die Macht wieder an Jene käme, die nie geschont, sie ihren Racheburst doch wenigstens nicht mit Blut sollen stillen dürfen. Doch jene Anderen, die es genau berechneten, wie viel in dieser betrübten Zeit, da ihr Gewerbe ganz darnieder lag, ihnen an Capital und Zinsen verloren ginge, und daß sie das später alle wieder herbeischaffen müßten, es zum alten Schatze zu legen, erschraken über die Abschaffung der Todesstrafe. All' ihr Glück liegt in der Hoffnungslosigkeit des Unglücks — wie kann man regieren ohne Tod? denn damals standen ihre unglücklichen Freunde vor Gericht, die Minister Carls X., die ganz in ihrem Geiste und nach

ihrem Herzen gehandelt, denen es aber mißlungen war. . . Sobald aber die Minister zur Gefangenschaft verurtheilt waren, befreite man sich von der schweren Heuchelei, und führte für die Beibehaltung der Todesstrafe alle die Gründe an, welche die Mächtigen, Vornehmen und Reichen seit jeher geltend gemacht, weil ihnen der Schutz ihrer Macht, die unbestrittene Herrschaft ihrer Leidenschaften und eine mathematische Sicherheit ihrer Reichthümer höher gelten als Christus Lehre, und als das Gebot der Menschlichkeit. . . . Aber sie täuschten sich.

„Vor einigen Monaten wollte man auf dem Grève=Platz einen Verbrecher hinrichten; als aber das Volk die Vorbereitungen sah, zeigte es sich so aufgeregt und widersetzlich, daß man die Hinrichtung nicht vorzunehmen wagte. Jetzt haben sie den Richtplatz an das Ende der Vorstadt St. Jacques verlegt, außerhalb des Gesichtskreises des Volkes, eine Stunde vom Mittelpunkte der Stadt entfernt. Die letzte Hinrichtung haben sie ganz im Stillen vollzogen, erst zwei Tage später erfuhr Paris davon. Die Zeitungen der Minister haben es im Triumphe erzählt, wie schön Alles gelungen und wie der Schleier des Geheimnisses Alles dicht bedeckte. Das Schafott wurde in der N a c h t aufgerichtet, und die Verbrecher Morgens acht Uhr auf den Richtplatz geführt. Diese waren schon seit vielen Monaten verurtheilt, auf die Begnadigung h o f f t e n sie nicht mehr, sie war ihnen G e w i ß h e i t.

„Noch am Nachmittage gingen sie im Hofe der Conciergerie ruhig und rettungsfroh spazieren, und als sie sich Abends zu Bette legen wollten, kündigte man ihnen für den andern Morgen den Tod an. Der Eine Verurtheilte sagte am Fuße der Guillotine zum Henker: E i l t E u c h, e i l t E u c h! aber sie haben ihn nicht verstanden, diesen Donner des Himmels. E i l t E u c h, e i l t E u c h! ruft es ihnen von oben herab, kurz ist Eure Zeit! Die heillos verblendeten Thoren!

„Als der edle Tracy in der Kammer auf die Abschaffung der Todesstrafe angetragen, da hätten sie nicht ruhen und rasten, sie hätten ihre Kinder nicht wiedersehen, nicht eher essen, trinken und schlafen sollen, bis das rettende Gesetz angenommen und verkündigt worden. Die Unglückseligen! Für wen haben sie das Schafott auf=

gerichtet, für wen haben sie das verrostete Beil des Henkers wieder blank geschliffen? Für sich selbst. Nicht zum zweitenmale wird das Volk seine Freiheit Tyrannen anvertrauen, nicht zum zweitenmale wird es seinen Feinden das Leben schenken." *)

Was würde Börne gesagt haben, wenn er nach dem Sturz der Ideale von 1848 auch noch die Zerstörung der deutschen Geschichte, die Verwüstung der deutschen Nationalität erlebt hätte! Im Jahre 1848 wäre er erst 62 Jahre alt gewesen; im Jahre 1866 freilich 80. Immerhin, wäre noch ein Herzschlag in ihm gewesen, das Blut wäre ihm in die Wangen geschossen, die verrunzelte Faust hätte sich ihm geballt, daß solche Geschichtsverderberei mit seinem geliebten Deutschland getrieben wurde!

Alles hätte er ertragen, nur das nicht; hinabgeflucht hätte er uns in den untersten Tartarus, Oesterreich vorauf, die Kleinstaaten

*) Dieselbe Sorte spielte damals auch noch anderswo dasselbe Spiel. Das Volk in Belgien setzte 1830 factisch die Abschaffung der Todesstrafe durch. Neun Jahre lang fiel kein Kopf auf dem Blutgerüste. Als die 24 Artikel endlich glücklich herausdiplomatisirt waren, als die Hochstapler sich anschickten, die befriedigte Lage der Dinge auszubeuten und den „Liberalismus" als Partei zu constituiren, da wurde auch richtig wieder geköpft. Ehre den Justizministern, an deren Portefeuille kein Tropfen Blutes klebt! Herr Tesch, der ganz „Liberale," der Radikale von 1848, verstand das Ding besser. Innerhalb zweier Jahre seiner Regierung habe ich ihm acht Köpfe nachgezählt, auf vier Millionen Seelen! Nachher war ich des Zählens überdrüßig und mancher anderen Dinge auch.

Das Volk in Belgien petitionirte sogar um den Kopf des Giftmischers Bocarmé, und betonte sehr ausdrücklich: Gerade weil er ein Graf ist, bitten wir demokratisch um sein Leben! Unter dem aristokratischen Verbrecher werde die Guillotine für immer zertrümmert! Braves, braves Volk! — Der „Demokrat" Tesch ließ natürlich den „Aristokraten" Bocarmé zu Mons köpfen — diesmal aus Princip! K. G.

hinterher; aber den giftigsten Pfeil hätte er sich aufbewahrt für den nördlichen Marbod, der die Herrschaft durch Gewalt, Lug, Trug, Seelenkauf und Gewissenlosigkeit einführen will im Lande der Gleichberechtigung.

Wie wäre Börne umgesprungen mit jenen Hämmlingen des sog. „National=Vereins," welche Spionen= und Schergendienste gratis leisteten bei Marbod dem Markomannen, dem Gränzer von halbslavischem Blut, der mit pfiffig geschlitzten Aeuglein die Kleinen vor den Seinen am Werke sah, ihnen huldvoll zulächelte, sobald sie wieder eine Ehrlosigkeit vollbracht und sie a posteriori zur Thüre hinausschaffte, sobald sie eine Minute länger im Zimmer bleiben wollten, als zum Rapport nöthig war!

Schon im Jahre 1820 erkannte der politische Arzt Börne eine endemische Krankheit in Deutschland, schlimmer als die spätere Cholera morbus, die wahre Diphtheritis, die Landesverderberin, wie die Schwaben unter Eberhard Ludwig die Grävenitz nannten, und er taufte diese Seuche das „preußische Tertianfieber."

Es ist heiß, kalt und wieder heiß, immer aber das Fieber, niemals die Gesundheit: heißes Verlangen, so etwas zu werden, was man eine „Nation", eine „Machtstellung", einen europäischen Körper nennt; — kalte Unlust, sich selber zu rühren, sich als Bürger geltend zu machen, Jeder an seinem Theile Stellung zu nehmen, die Privat=, Gemeinde= und Special=Gesetze auszubilden, um das Ganze aus seinen organischen Theilen zu schaffen; — wieder heißes Verlangen nach einem Messias der Gewalt, nach der Erlösung von Oben und Außen, welche das Grab der Freiheit gräbt und Alle miteinander kalt verscharrt. Dieser Morbus Borussus grassirte schon im Jahre 1820 unter Börne's scharfsichtigen Augen, damals als Lazarethfieber von der Katzbach und von Waterloo, als eine natürliche Folge der Ereignisse. In den sechziger Jahren aber erlebten wir, daß dieses Tertianfieber von politischen Quacksalbern absichtlich verbreitet, ja massenhaft inoculirt wurde! Das wäre ein Thema für den Höllenbreughel Ludwig Börne gewesen!

Erholt hätte er sich dann von seiner Höllenfahrt an der höchsten Teniers'schen Komik, an dem Berliner Triumphfeste,

an jener „Parodie der Travestie", um seine eigenen Ausdrücke zu gebrauchen. — Der erste Napoleon unterwarf sich die Welt, zerschlug die Bourbonen, Oesterreich, Preußen, die Russen, und wenn die große Armee nach ihren epischen Thaten vor dem grauen Männlein im kleinen Hut aufmarschirte, so war allerdings seit Julius Cäsar und seinen Legionen so etwas nicht dagewesen.

Als der Neffe seinen Onkel aufs Theater brachte und in der Krim wie in Oberitalien auf Blech donnern ließ, da wurde die Sache schon heiter; denn nicht ein Ausfluß seiner Machtstellung, eine Auswirkung seiner Kraft waren diese Feldzüge, sondern ein Palliativ, eine Parforce-Cur, heroische Aderlässe, um das zweite Empire am Leben zu erhalten. Der erste Napoleon ging über die Grenzen, weil er Cäsar war, der zweite berechnete seine Etappen, um daheim Cäsar zu bleiben: das war die Travestie.

Aber Frankreich hat niemals Feste gefeiert, weil und wenn die Macht im Innern über widerstrebende Provinzen und Elemente den Sieg davongetragen hatte. Nach einem Bürgerkriege verhüllt der anständige Sieger seine Fahne; verzeihen läßt er sich durch Wohlthaten die Härte, die er nicht vermeiden zu können glaubte. In Berlin aber hat man Cäsar's Triumph aufgeführt nach dem Bundeskriege, nicht nur nach den böhmischen Schlachten — denn hier wurde ja der Feind aus Deutschland ausgeschieden, sondern auch nach Langensalza, nach dem Main-Feldzuge, nach der Occupation von Frankfurt! Das war die Parodie der Travestie und alle diejenigen, welche damals mitgejubelt haben, trifft das Wort Börne's vom 19. Februar 1822:

„In Berlin möchte ich wohl einmal ein halbes Jahr zubringen. — — — Es ist ein gar hochmüthiges Volk, auf uns Südländer sehen sie mit der größten Verachtung herab. Und doch kommt ihnen das ganze Jahr kein bischen frisch Fleisch in den Mund, sie nähren sich von eingepöckelten Ideen. Ganz dunkle Nacht ist eigentlich nie bei ihnen, denn sie haben Nordschein; aber sie thun auch gewaltig stolz mit ihrer Aufklärung, und sie schwören darauf, Phöbus sei ein Brandenburger Gott. Sie sind eine Art Franzosen, aber eingemachte."

Wer damals in Berlin sich in sein Kämmerlein verschloß, wer sein Haupt verhüllte und Asche darauf streute, wem das Wort im Munde und die Thräne im Auge erstickte, der hat mehr für Deutschlands Zukunft gethan, als die große siegreiche Armee, Linie und Landwehr.

Die Schlimmsten aber sind diejenigen, welche weder jubelten noch trauerten, welche lächelnden Blickes die große Phantasmagorie an sich vorüber ziehen ließen und höchst objectiv den objectiven Thatbestand notirten, daß Preußen eine „Macht ersten Ranges" geworden, und daß Deutschland seiner Einheit um einen „gewaltigen Schritt" näher gekommen sei; diejenigen, welche Deutschland beständig im Munde führen und aus halber Bornirtheit und halber Arglist die Politik der Hausmacht trieben, welche zuerst die Rechte der Kammer wahrten, „keinen Groschen" verwilligten, weil sie dem Ministerium nicht trauten, sobald aber der Streich gelungen war, pathetisch ausriefen: Ja, hätten wir das gewußt, hätten wir die Absichten unseres „großen Staatsmannes" gekannt!

Für jenen „Staatsmann" sind diese Zwischengeschöpfe, deren Zahl Legion, nur wie die Fliege, die sich auf der antiken Rennbahn dem Pferde an den Hals setzt; für das Volk aber sind sie das verderbliche Insect, welches die Eier unter die menschliche Haut legt. Dieses Geschmeiß ist der Fluch Preußens und Deutschlands, und darunter befinden sich Namen, die leider noch immer Klang haben, Leute, die sich einmal durch Charakter auszeichneten und dafür an ihrem Verstande gelitten zu haben scheinen, und Leute, die sich so oft als „große Männer" aufgespielt, daß die Luft voll ist von ihrem Echo —

Armer Börne, säßest du jetzt in Paris, was fingest du nun an? Du dürftest über die Zustände und die Regierung Frankreichs nicht schreiben, wie du es unter Louis Philipp und Casimir Perrier gethan. Deine Briefe nach Außen würden unterschlagen und deine gedruckten Bücher dürften nicht ins Land herein. Du ständest unter allerhöchster polizeilicher Aufsicht, man „internirte" dich ins Berry oder nach Pau in den Pyrenäen, oder brächte dich

nach Calais auf einen Schnellsegler, der dich an die englische Küste würfe — — — —

Den alten Napoleon schon verdautest du nicht, dein freiheitglühendes Herz haßte den Einen, der ein ganzes Volk bedeuten und vorstellen wollte; ich möchte dein Gesicht sehen, wenn du den Zweiten betrachtetest! Und was wolltest du den Deutschen zum Troste, zur Ermuthigung, zum Exempel sagen, jetzt da der Mac Adam in Paris den alten Adam ersetzt hat und deine geliebten Pariser auch zu Mac Adam geworden zu sein scheinen, die, wenn es regnet — — — — — — — — — — — — — — —

Und drüben in Deutschland haben sie endlich leider deinen Rath befolgt, wahrhaftig, bis zur Mainlinie; sie haben die Franzosen des zweiten Empire copirt und die Parodie der kaiserlichen Travestie noch einmal parodirt. Und wenn das geduldige Volk der Deutschen diesen Hohn hinabgewürgt hat, so erzählt ihm ein Gesandter der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Hr. Bancroft mit Namen und ein Historiker von Fach: der Norddeutsche Bund habe eine frappante Aehnlichkeit mit der Republik der Vereinigten Staaten und in Bismarck's Gesichtszügen erkenne man deutlich den Washington wieder, Graf v. d. Goltz aber sei sogar ein Nachkomme Benjamin Franklin's. Die eigentlichen Bundesstaaten erstreckten sich zwar nur bis zum Main, aber südlich und östlich dehnten sich große „Territorien" aus, die zu „Bundesstaaten" erhoben würden, sobald hunderttausend Nationalliberale sich dort angesiedelt — — — —

Auch du, nordamerikanischer Brutus, würdest du seufzen — —

Alter Börne, es ist wahrlich gut, daß du seit dreißig Jahren in der Erde gebettet bist! — — — —

Nur Eins laß' dir erzählen, wenn du es hören kannst vor dem Gestöhne der Trauerweiden und Cypressen auf Père la Chaise: Im Jahre 1821 ergötzte dich der Gedanke, „daß bei dem immerwährenden Fortschreiten des menschlichen Unternehmungsgeistes nach einer Reihe von Jahren die Telegraphie so allgemein sein würde, daß man von Frankfurt nach München in drei Stunden Nachrichten geben könne." — — —

Wie bescheiden warst du in deinen Vorhersagungen vom Fortschritte, du, den man immer der Uebertreibung geziehen! Höre Samstag am 16. Mai gab man in Washington eine Depesche auf, daß der Senat den Bundespräsidenten von Norddeutschlan — nein, von Nordamerika (daran ist Herr Bancroft schuld) — wegen des Punktes 11 der Anklageacte nicht für schuldig erachtet habe, — und am Sonntag, den folgenden Tag, am 17. Mai wußte man diese Nachricht in ganz Europa! Und in Nordamerika ist es obendrein einen halben Tag später an der Zeit, al in unserm fortgeschrittenen Osten!

Drei Stunden von Frankfurt nach München! darüber lache bereits die kleinen Kinder; denn bei unserm fabelhaften Volksunterrichte, der zudem fast gar kein Geld kostet, weiß jeder Bauernbub und jede Bauerndirne, daß die Transmission der Zeichen durch den electrischen Draht nur die Zeit des Schreibens und Lesens erfordert, und daß man drei Revolutionen telegraphiren kann, ehe der Bote nur ein einziges Mal von der Station in das Wohnhaus des Adressaten gelangt ist.

Es geht heutzutage rascher, lieber Börne, und da die National-Oekonomen herausgebracht haben, daß die Communication ihre Mittel, die Fracht die Eisenbahn hervorbringen muß, nicht umgekehrt: so müssen auch Ereignisse auf der Lauer liegen, welche den Telegraphen in Bewegung setzen. Was würde sonst aus der volkswirthschaftlichen Secte, die für den „Wohlstand" des Volkes sorgt, wie Graf Bismarck für dessen „Freiheit!"

Und noch Eins, Mann mit dem dunkeln, schwärmerischen Auge! — noch Eins, dann schlafe weiter, bis du den Sturm über Père la Chaise hinrauschen hörst, daß die Wipfel krachen und die ältesten Wurzeln sich aufwärts zum Lichte kehren: Aut Caesar, aut nihil, das ist die Parole. Wir behalten entweder Cäsar und den Cäsarismus, oder nichts von allem Dagewesenen, Bekannten, Erfahrungsmäßigen, kurz von Allem dem, was du so musterhaft zerpflückt hast. In Deutschland wie in Frankreich ist die mechanische Uhr abgespielt, sie haben eben den letzten Galopp aufgezogen. Wie zwei blutgierige Tiger stehen sich die Cäsaren jenseits und diesseits des Rheins gegenüber, ihre Augen sind geröthet, ihre

Zunge fährt lechzend im Kreise umher, ihr Haar sträubt sich, sie holen zum Sprunge aus.

Es ist eine feierliche Stille . . . das Cäsarenthum links kann nicht leben ohne den grimmen Strauß; das Cäsarenthum rechts glaubt sich nicht vollenden zu können ohne ein „nationales“ Duell. Die Völker zittern ob der Opfer, die sie bringen sollen, ob der Hunderttausende, die in den Tod gejagt werden, um den Ehrgeiz dreier Menschen zu befriedigen. Die Börsenleute legen ihr Ohr an die Erde, um die künftigen Curse zu vernehmen; die Fabrikanten, um den Absatz von morgen zu wissen; die Kaufherrn, um die Conjuncturen zu ergattern; nur der Arbeiter ist frisch, fröhlich, frei. Er hat sein Sach' auf Nichts gestellt . . . .

Ein ganzer See von Unvernunft brodelt wild empor, rast und will sein Opfer haben. Wie wäre es, und wie vernünftig würde sich die Geschichte erweisen, wenn die beiden Tiger nicht auf einander lossprängen, wenn der gesammte Mordapparat nicht losplatzte, wenn das grausam mörderische Spectakelstück noch im letzten Augenblicke abbestellt würde, wenn der Zufall sich als Vorsehung gerirte und als der vernünftigste Gott die Welt wieder in ihre Fugen einrichtete! . . . . Beispiellos wäre Derartiges gerade nicht. Wie sicher schlief das Juli-Königthum im Feuerkranze seiner Bastionen; wie harmlos sprach man noch am 23. Februar 1848 in den Tuilerien von einer „Emeute“; wie siegesgewiß rückte der Marschall Bugeaud wider diese „Emeute“ aus. . . . . Paris konnte ja jeden Augenblick zusammengeschossen werden, Herr Thiers hatte ja die „beste Republik“ befestigt. Eine siegreiche Revolution in Paris — Unsinn! Am 24. Februar Mittags war der Unsinn Sinn geworden, der Thron wurde verbrannt, der letzte Königsthron. Aut Caesar, aut nihil. Paris läßt sich nur noch erdrücken, nicht mehr beherrschen. Die Nation will keinen Krieg, sie hält ihn für ein schädliches, unsittliches Wagestück. Und Louis Napoleon ist sehr sterblich . . . .

Auch die norddeutsche Großmacht steht auf zwei Augen, und Herr von Bismarck traut sich zu viel zu, wenn er gegen das befreite Frankreich einen leichten Krieg zu führen meint. Denn wer immer heute das Signal zum Sturze des Cäsarismus gibt, der

hat über Millionen Herzen zu verfügen, selbst in Feindes Land und wer den Cäsarismus wider die Freiheit in's Feld führt, de soll sein Testament vorher machen. Alle Ruchlosigkeiten seit 184 sind unter dem Schutze der Gleichgültigkeit, der Schlaffheit un der faulen Denkart geschehen und geglückt. Bekommt Europa eine neuen Stoß, so werden die Gleichgültigen zu Enthusiasten, di Schlaffen zu Helden, die faulen Charaktere zu Heißspornen.

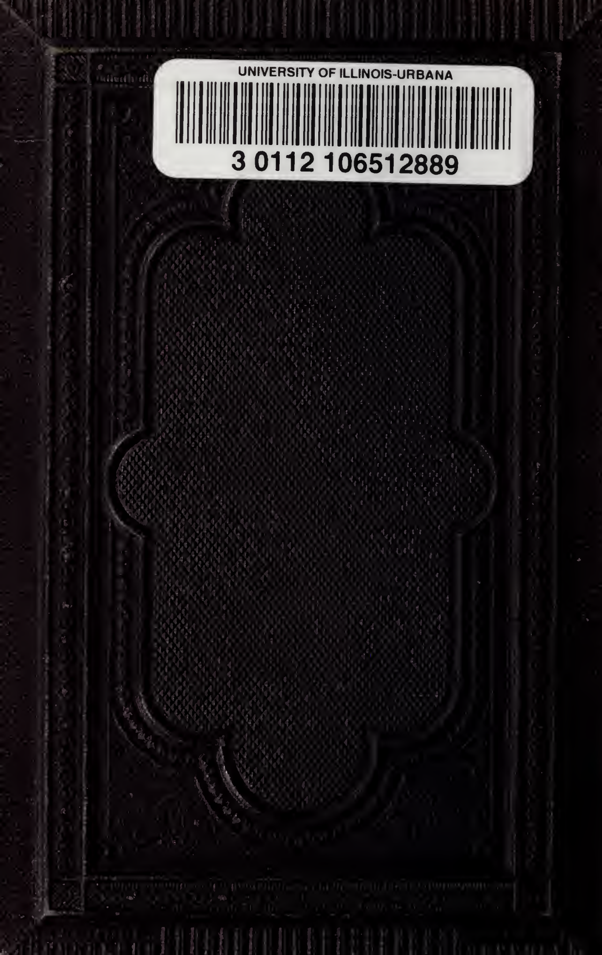
Graf Bismarck behält dann noch die Junker und die — Nationalliberalen. Wenn er aber auf die Letzteren rechnet, so ist e betrogen. Steht erst das Volk auf und bricht der Sturm los, s steigen die Nationalliberalen auf die Dächer und schwören vo oben herab, daß sie schon im Mutterleibe . . . . Republikane waren! Graf Bismarck soll sich vor ihnen in Acht nehmen, si haben den Fanatismus der Rechthaberei und der Selbsterhaltung sie sind gefährlich, weil sie ohne Herz sind. In „unserm Braun steckt ein Fouquier-Tinville . . .

Aut Caesar, aut nihil.

Nach dem Cäsarismus kommt das vielversprechende Nichts die Möglichkeit der bessern Welt: die „Naturelemente der bürgerlichen Gesellschaft" werden eine Weile durcheinander gähren; abei aus dem Schaume des Oceans wird sich erheben das Götterantlit der ganzen Volks- und Menschenfreiheit. —

Geendigt am 22. Mai 1868. Börne's Geburtstag.

Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdruckerei


UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 106512889